Rostocker Dokumentenserver
Dieses Werk wurde Ihnen durch die Universitätsbibliothek Rostock zum Download bereitgestellt.
Für Fragen und Hinweise wenden Sie sich bitte an: digibib.ub@uni-rostock.de

Hermann Theodor Wangemann

Ein zweites Reisejahr in Süd-Afrika

Berlin: Verlag des Missionshauses, 1886

http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn1691916315

Druck Freier Zugang PUBLIC DOMAIN OCR-Volltext

Ein zweites Reisejahr

in

Süd-Afrika.

Von

D. Wangemann,

Missionsdirektor,

Mitglied der geographischen Gesellschaft in Lissabon.

Mit einer Karte von Süd-Afrika.

Berlin, 1886.

Im Verlag des Missionshauses, Georgenkirchstr. 70.

Im Buchhandel: J. A. Wohlgemuth's Verlagsbuchhandlung (Max Herbig).

Ein „zweites Reisejahr" in Afrika kostete mir, dem Sechsundsechziger, einige Ueberlegung. Die Jubelfeier in Bethanien gab den Ausschlag. Der Entschluß wurde schnell gefaßt und dann ungesäumt ausgeführt.

Unsere Missionsarbeit hatte in der „Missionsordnung" eine neue Grundlage gewonnen. Sechs Superintendenturkreise waren gebildet, die Gemeindeverfassung in ihren Grundzügen festgestellt, die Brüder hatten treu gearbeitet, es drängte mich, sie in ihrer Arbeit zu sehen und manches Mißverständniß zu lösen, bevor ich meinen Hirtenstab in andere Hände legte. Der Herr hat Gnade gegeben zu meiner Reise. Sie war schwer, aber lieblich durch die Liebe der Brüder, und ich sehe mit Dank auf dieselbe zurück.

Im Ganzen habe ich die Verhältnisse so gefunden, wie ich sie erwartet hatte, in etlichen Theilen war kräftiger gearbeitet, als ich zu hoffen wagte. Die Reise selbst war nicht ohne Gefahren, aber die Gnade des Herrn hat mich gespart. Ihm sei Lob und Preis dafür.

Die Entfaltung unserer Arbeiten in den letzten zwanzig Jahren ist eine großartige gewesen. Das Werk hat zugenommen ohne Unterbrechung. Wer die Früchte von 1885

mit den Zuständen von 1866 vergleicht, wird gestehen: „Der Herr hat Großes an uns gethan.“

Reisebilder anfertigen zu lassen, dazu reichte die Zeit nicht aus. Sie werden folgen, theils in den Berichten, theils in besonderem Druck. Dagegen habe ich eine Karte beigegeben, auf welcher meine Reise verfolgt werden kann.

Der Preis ist mit 5 Mark gering angesetzt. Gebunden 6 oder 6,50 Mark. Die Exemplare meines ersten Reisejahres, die noch vorhanden sind, werden zu 3 Mark abgegeben. Eine Vergleichung beider wird von den Thaten Gottes Zeugniß geben.

So gehe dies Buch aus und schaffe seine Frucht!

Wangemann.

Inhalt.

Erste Abtheilung.

Vom Cap nach dem Vaal-Fluß.

		Seite
1.	Eine einsame Stunde in Süd-Afrika	3
2.	Landung	3
3.	Stellenbosch	4
4.	Kapstadt	6
5.	Eine lange Eisenbahnfahrt in Afrika	7
6.	Nach Philippolis	10
7.	Nach Bethanien	12
8.	Bethanien	14
9.	Einholung des Präsident Brandt	16
10.	Das Jubelfest in Bethanien	17
11.	Wirthschaftliche Arbeit auf Bethanien	26
12.	Die Superintendenten-Conferenz	28
13.	Ein Zwischenfall, freudvoll und leidvoll	30
14.	Beendigung der Superintendenten-Conferenzen	31
15.	Die Bethanischen Stations-Conferenzen	32
16.	Ein Rasttag auf Bethanien	34
17.	Blumfontein (Bloemfontein)	35
18.	Reise nach Adamshoop	39
19.	Zwei intelligente Farbige	43
20.	Geistliches Leben auf Adamshoop. Reise nach Kimberley	45
21.	Kimberley	51
22.	Fahrt nach Pniel und Gum-Gum	57
23.	Pniel	62
24.	Noch einmal nach Kimberley	66

Zweite Abtheilung.

Vom Vaal-Fluß bis zum Zoutpansberg.

Seite

25. Am Vaal-Fluß entlang 73
26. Erste Fahrt jenseit des Vaal-Flusses. Saaron 76
27. Vom Vaal-Fluß nach Potschefstroom. Blumhof. Klerkdorf 81
28. Potschefstroom 88
29. Reise von Potschefstroom nach Pretoria 92
30. Pretoria und Edendal 99
31. Von Pretoria nach Waterberg. Wallmannsthal 105
32. Waterberg 112
33. Von Waterberg nach Mp'hôme 116
34. Mp'hôme 127
35. Ein Ausflug in den Holzbusch 133
36. Ritt von Mp'hôme nach Medingen 136
37. Ha Tshewasse 158
38. Georgenholtz, das nördlichste Ziel 163
39. Noch einmal Ha Tshewasse 169

Dritte Abtheilung.

Vom Zoutpansberg zum Drakenberg.

40. Botlokoa. Jonathan. Nathanael. Rasebilo 179
41. Rückkehr nach Mp'hôme. Kapitän Dahl 187
42. Weihnachten auf Mp'hôme 189
43. Moletse 194
44. Blauberg und Makchabeng 198
45. Ga Matlale und Malokung. Thutloane 200
46. Zum Olifantsfluß. Jan Kobo 205
47. Nach Botschabelo 213
48. Botschabelo 219
49. Fahrt nach Leydenburg 230
50. Leydenburg 238
51. Reise von Leydenburg nach dem Steelpoort. Die Goldfelder 241
52. Am Steelpoortfluß 245
53. Mossegu 249

Seite

54. Von Mossegu zum Olifantfluß. Khalatlolu. Lobethal. Arcona . . . 261
55. Vom Olifantsfluß nach Waterberg. Neu-Halle 271
56. General-Synode und Festwoche in Waterberg 280
57. Reise von Waterberg nach Pretoria. Neu-Halle 294
58. Von Pretoria nach Heydelberg. Woyenthin 302
59. Hin zum Drakengebirge 307

Vierte Abtheilung.

Vom Fels zum Meer.

60. Erster Uebergang über das Drakengebirge 315
61. Königsberg 322
62. Zweite Reise über das Drakengebirge. Harrysmith 324
63. Dritte Fahrt über das Drakengebirge. Hoffenthal 327
64. Fahrt nach Emmaus. Emmaus 334
65. Fahrt nach Emangweni 338
66. Fahrt nach Stendal. Estcourt 340
67. Von Stendal nach Maritzburg 346
68. Hinab zur Bai 347
69. Neu-Deutschland und Christianenburg 349
70. An die Bai 360

Fünfte Abtheilung.

Von Hafen zu Hafen.

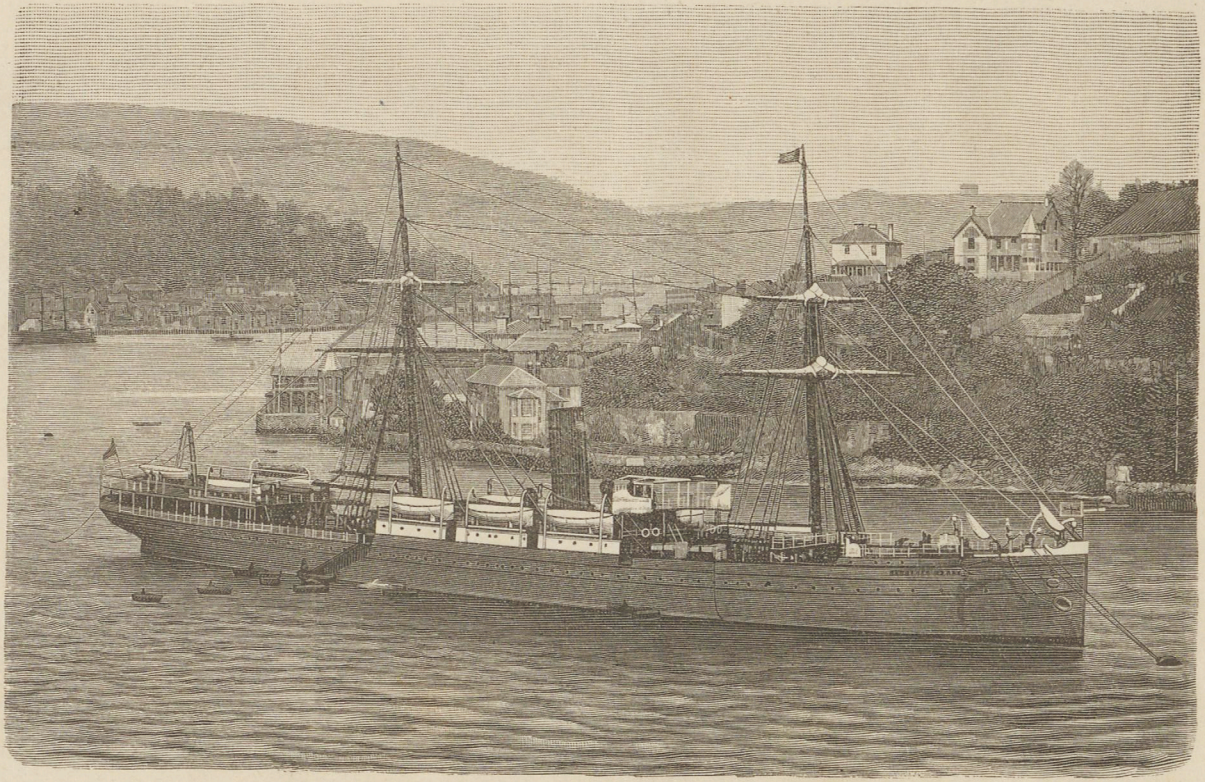
71. Von D'Urban nach East-London 365
72. King-Williamstown und Braunschweig 368
73. Petersberg und Etembeni 370
74. Zur Geschichte der deutschen lutherischen Kirche in Süd-Afrika 374
75. Wartburg und Bethel 379
76. Hinab zum Hafen. Konferenz in Pannure 387
77. Fahrt nach Mosselbay 389
78. Mosselbay 391
79. Anhalt-Schmidt 394

Seite

80. Herbertsdale. Außenstationen von Riversdale 399
81. Riversdale 402
82. Reise nach Ladysmith. Außenplätze 405
83. Amalienstein 409
84. Reise nach der Kapstadt. Laingsburg 414
85. Nach Hause 420
86. Rückblick 430

Erste Abtheilung.

Vom Kap nach dem Vaal-Fluß.



Ein transatlantischer Ozeandampfer

(400′ lang, 48′ breit).

1. Eine einsame Stunde in Süd-Afrika.

Freitag, 12. September 1884. Morgens 4 Uhr im deutschen lutherischen Predigerhause der Kapstadt.

Ein wunderbares Nachtbild! Ich stehe am Fenster meiner gastlichen Stube und blicke hinaus in eine herrliche Mondlandschaft. Zu meiner Rechten unmittelbar, wie ein Wächter und Zeuge, dunkel und ernst der schöne gothische Thurm der deutschen Martins-Kirche, rechts in scharfen Linien gezeichnet der Teufelsspitz, einer der drei die Kapstadt bewachenden Bergriesen, weiter rechts der Tafelberg in seiner ganzen Ausdehnung. Der Blick schweift in das weite Land hinaus: Zu meinen Füßen etliche höher gelegene Häuser der Kapstadt; über sie hin rauscht, wie aus der Grabestiefe empor, die Meeresbrandung leise und gewaltig. Hoch oben über den Bergen am Firmament das südliche Kreuz, ein Mahnzeichen daran, daß die Mächte der Hölle zu den Füßen des Gekreuzigten liegen. Mir ein schöner Trost und Vorbild und Mitgabe auf meiner schweren Reise! Unten in den stillen Häusern alles in Frieden und süßer Ruhe; nur die Hähne lassen im weiten Halbkreis ihren petrinischen Wächterruf hinaustönen. — O, Herr, gieb Gnade zu meinem Wege! — Ich stand lange sinnend am geöffneten Fenster; dann griff ich zu meiner Zeichenmappe, um noch im Mondschein beim Lampenlicht eine Erinnerung an diesen Morgen zu fixiren. Dann nun zum Tagebuch, um meine Aufzeichnungen über die Schiffsreise zu vollenden.

2. Landung.

Gestern, Donnerstag, 11. September, früh 5 Uhr aufbrechend, eilte ich auf das Deck des riesigen 411 Fuß in der Länge messenden Pembroke-Castle und sah die zackigen Berglinien der Südwestküste lang ausgestreckt vor mir, vom Piketberg bis zum Löwenkopf, rechts von demselben noch die Bergspitzen der Simonsbai. Der Himmel war in Dunst gehüllt; nur der Osten leuchtete heller; auch der Tafelberg und der Teufelsspitz lagen im Nebelflor, aus dem der niedrigere Löwenkopf soeben sich emporrang. Ich beeilte mich, mein Bad zu nehmen; dann ging es wieder auf das Deck, das sich von Viertelstunde zu Viertelstunde mehr füllte. Die Fahrt war ruhig, das Meer leicht bewegt; unser schneller Kap-Dampfer brachte uns in einer Geschwindigkeit von etwa drei deutschen Meilen in der Stunde schnell dem Ufer zu. Nach anderthalbstündiger Fahrt konnten wir den Greenpoint und die an den Abhängen desselben liegenden bis an das Meeresufer sich erstreckenden Häuser und Villen in nächster Nähe sehen, vor uns das break-water, den mächtigen Felsendamm, der den Hafen

schützt. Die Maschine stoppte; ein Boot mit acht Ruderern brachte den Polizeibeamten, ein anderes den Agenten der Compagnie an Bord, und nun ging es in langsamer Fahrt in den engen Hafen. Die Kaptaube und andere Möwen umschwirrten das Schiff. Im Hafen wurde der schlanke Koloß mühsam befestigt. Dann stürzte die Masse der schwarzen Packträger an Bord. Ihnen folgte bald unser Agent, der Kaufmann Ritter mit seinem Commis. Er hatte einen Wagen für die Sachen, einen andern für die Personen besorgt. Der Commis fuhr mit uns zunächst an das Zollhaus. Da die Beamten Herrn Ritter kannten, so gingen die Kisten ungeöffnet durch die Zolllinie. Meine Versicherung, ich hätte außer dem neuen Sattel nichts Steuerbares, genügte; letzteren mußte ich freilich mit 15 Prozent versteuern (16 Schilling). Die Sachen wurden hierauf zu unsern Quartieren beordert und folgten uns zunächst zum deutschen Pfarrhause, woselbst uns Bruder Hahn und bei ihm Bruder Krönlein mit offenen Armen empfingen. Fräulein Sack (die Braut unseres Bruders Westphal) und ich blieben im Pfarrhause.

Nachdem ich mich in meinem gastlichen Hause etwas umgesehen hatte, wurden die bereits angelangten Briefe und Telegramme geöffnet. Ueberall das herzlichste Willkommen. Der erste Brief, den ich las, war der eines verlorenen Sohnes, welcher Verzeihung erbat, als einer, der zwar nicht werth sei, das Amt am Wort zu tragen, der aber auch nur mit der Bitte kommen wollte: „Mache mich zu einem Deiner geringsten Tagelöhner!“ Wenn er wirklich tief Buße gethan hat, welch herrliches Angeld für meine Reise!

Nach Tische machten wir einen Spaziergang nach dem Botanischen Garten, woselbst Fräulein Sack immer nach den deutschen Blumen sah, während ich die exotischen Gewächse bewunderte. Der Abend verging unter trauten Gesprächen.

3. Stellenbosch.

Freitag, 12. September 1884. Früh 8 Uhr auf der Eisenbahn. Wir fuhren nach Stellenbosch, zuerst den Tafelberg mit seinen reichbebauten Abhängen und Waldparzellen zur Rechten, die flache Abdachung nach dem Strande zur Linken, dann längere Strecken durch dürres Land, welches nur im September, im Frühlingsanfang, grünt, zwischendurch einzelne Häuschen und Fleckchen bebautes Feld, auch zahme Straußen im Gehege, dann, je näher an Stellenbosch, desto mehr Bäume und Wäldchen, endlich Stellenbosch selbst mit seinen steilen jähen Felsgebirgen (bis 5000 Fuß Höhe) und seinem lachenden Gelände, so grün und baumreich, daß man in Deutschland zu sein meinte. — Auf dem Bahnhof wartete der alte achtzigjährige Bruder Lückhof auf uns, — in voller geistiger Frische, fast unverändert, wie früher, nur daß er etwas stärker geworden ist; aber seine Leibeshülle beginnt, trotzdem sie äußerlich jugendlich erscheint, doch zu bröckeln; er hat viele Leibesbeschwerden zu bestehen.

In Stellenbosch kehrten wir bei dem Bruder Krönlein ein, in demselben Hause, wo mich früher der liebe Bruder Terlinden aufgenommen hatte, und welches jetzt dem mit Terlindens Schwester verehelichten Bruder Krönlein gehört. Wir benutzten den Rest des Vor-

mittags, um das rheinische Töchter-Institut und die rheinischen Brüder zu besuchen. Das Institut, ein schönes, sehr zweckmäßig und geräumig eingerichtetes Haus, ist ein Geschenk des verstorbenen Bruders Terlinden, der von seiner Frau ein bedeutendes Vermögen ererbt hatte, und, selbst kinderlos, einen großen Theil — das schöne Institut mit großem Gartengrundstück und einem Kapital von 1000 Pfund Sterling — der Mission geschenkt hatte. Das Institut, jetzt durch eine englische Vorsteherin geleitet, erfreut sich eines großen Ansehens und warmer Anerkennung weit und breit, selbst gegenüber einem ähnlichen, von der reformirten Kirche gestifteten, in demselben Dorfe. Wir hatten unsere Freude an den zweckmäßig und schön eingerichteten Räumen und wohnten in einer Klasse ein wenig dem Unterrichte bei.

Nach Tische machten wir einen Gang durch das Dorf, das wir in seinem ganzen Umfange maßen. Es macht einen überaus lieblichen Eindruck mit seinen schönen großen Eichenalleen, die alle Straßen erfüllen, und seinen großen im Grün liegenden Gärten; es hat sich seit 1866 sehr erweitert. Für die 1500 bis 2000 Seelen zählende Bewohnerschaft sind vier Kirchen nöthig, ein beklagenswerthes Zeugniß der konfessionellen Zerspaltung, welche die evangelische Bevölkerung innerlich schwächt. — Mehrere Professoren trafen wir nicht zu Hause. Am Abend waren wir bei Bruder Ritter zusammen, der hier seine Wohnung hat und in Kapstadt nur seinen Laden. Es war ein liebes brüderliches Beisammensein.

Als wir beim Thee saßen, erscholl plötzlich Gesang. Br. Weber, der Gehülfe von Juffernbruch, sang mit einem Gesangverein von Farbigen dem lieben Gast aus Deutschland seine schönen vierstimmigen Lieder in der dunkeln Nacht. Späterhin mußte ich dafür den Jünglingen eines Hottentotten-Jünglings-Vereins eine Ansprache halten und ihnen von den deutschen Jünglings-Vereinen erzählen. Nach derselben forderte sie Br. Weber auf, Fragen an mich zu richten und mit mir zu conversiren. Einer von ihnen that die erste Frage: „Was macht unser Kaiser Wilhelm?" Ich fragte ihn, wie er ihn „unser Kaiser" nennen könnte, da doch die Königin Viktoria Landesherrin sei. Er antwortete: „Ja, aber der deutsche Kaiser hat uns Missionare gesandt, durch die wir das Wort Gottes gelernt haben; darum ist er „unser Kaiser." — Die zweite Frage war nach Bismarck. Von dem und dem Kaiser konnte ich nicht genug erzählen; sie wollten immer mehr wissen. Die Jünglinge, etwa funfzig an der Zahl, machten einen frischen, gesunden Eindruck, und ich habe mich in ihrer Gemeinschaft wohl gefühlt. Der Verein wird ganz ähnlich geleitet wie unsere deutschen. Die Elementarkenntnisse und die Realien, vor allem aber Singen und Gottes Wort bilden den Mittelpunkt und Stoff für seine Versammlungen.

Sonnabend, 13. September 1884. Als ich erwachte, fiel mein Auge auf eine elegante silberne oder versilberte, etwa einen Fuß hohe Vase von schöner Form. Ich fragte Bruder Krönlein nach ihrer Bedeutung. Er sagte: „Das ist ein Quispedoor!" (ein spanisches Wort aus der Zeit, wo die Spanier in Holland das Regiment hatten, spanisch Eskupisdero) — „Und seine Bestimmung?" — „Ein Spucknapf," — eine Reliquie aus der alten holländischen Zeit in Süd-Afrika.

Fast hätte unser Hottentott uns einen schlimmen Streich gespielt.

Er kam und kam nicht, um uns, wie er bestellt war, mit seiner Karre zum Bahnhof abzuholen. Als wir hinschickten, war er längst weggefahren. Für uns war die Zeit zu kurz, um zu Fuß den Bahnzug zu erreichen. Zum Glück war am andern Ende des Dorfes eine Haltestelle, zu der wir im Sturmschritt eilten. Wir kamen genau mit dem Zuge zugleich an, und nach einer halben Minute ging es weiter.

4. Kapstadt.

In der Kapstadt machten wir einige Einkäufe in einem der großartigen Kaufläden, in welchen so ziemlich Alles und Jedes zu haben ist. Dann begaben wir uns in die Industrie-Ausstellung, welche durch die Reichhaltigkeit und Eleganz der ausgestellten Sachen unser Staunen erregte. In vielen Branchen konnten die Leistungen sich mit den deutschen messen; höchst elegante Gegenstände aller Art — sämmtlich in der Kap-Kolonie angefertigt — waren ein Zeugniß von dem mächtigen Fortschritt der Kultur, den die Kolonie gemacht hat. Besondere Aufmerksamkeit zog die Abtheilung „Lovedale" auf sich, deren ausgestellte Sachen (Tischlerei-, Schmiede-, Drucker-, Buchbinder-Arbeit, Malereien, Photographieen, die sich alle wohl hätten auch in einer europäischen Ausstellung sehen lassen können) durch die Hände von Kaffern angefertigt worden waren. Diese Abtheilung hatte das besondere Staunen und die Aufmerksamkeit der Besucher auf sich gezogen. Auch die Proben von den Erträgen der Gold- und Diamanten-Förderung waren sehr anziehend. Das Ganze gewährte den Eindruck, daß Süd-Afrika beginnt, sich von der Herrschaft der europäischen Industrie durch Selbstthätigkeit zu emanzipiren. Das naturhistorische Museum, das wir im Vorübergehen ansahen, ist noch im Entstehen begriffen und enthält eine Anzahl Exemplare von der Thierwelt Afrikas, aber weder vollständig, noch überall in besonders schönen Exemplaren.

Nach Tische machten wir einen Ausflug nach der Plat-Klip am Tafelberge. Die Wolken zogen sich zusammen und verhüllten die Spitzen der Berge, so daß wir, dem Laufe eines Gebirgsbaches, der die Stadt mit Wasser versorgt, entgegengehend, vornehmlich an der südländischen Vegetation (Zuckerbusch, Myrthen, Geranien, Kalla, Spiräen und andere wildwachsende Ziersträucher aller Art) uns erlabten. Der Rückblick auf die Kapstadt, die Bai und die sie begrenzenden Blauberge war aber auch trotz der Wolken sehr schön und weckte in mir alte Erinnerungen. Ich fand mich auf Schritt und Tritt wieder zurecht, so lebhaft waren die Eindrücke meines ersten Spazierganges in Süd-Afrika seit achtzehn Jahren eingeprägt geblieben.

Sonntag, 14. September. Es war mir ergreifend und heimelich, einen deutschen, lutherischen Gottesdienst in der schönen gothischen Martinskirche abhalten zu dürfen. Das hier eingeführte bairische Gesangbuch ist vortrefflich, die Liturgie der unsrigen ähnlich. Die Predigt hielt ich über den dankbaren Samariter, das Evangelium des 14. nach Trinitatis, Luc. 14. Die Gemeinde folgte mit Aufmerksamkeit und Andacht. Nach dem Gottesdienste versammelten sich die Kirchenvorsteher in der Sakristei; der eine war aus Pribbernow bei Wollin.

Am Nachmittag that ich zuerst einen Blick in die Kinder-Sonntagsschule, in welcher ich auch ein farbiges Kind unter den weißen fand. Sie wurde in derselben Weise abgehalten wie in Berlin. Dann machten wir einen Spaziergang etwas oberhalb des Pfarrhauses, der uns eine prachtvolle Aussicht über die Berge, das Meer und die Stadt gewährte. Mit Br. Hahn machte ich sodann einige Besuche bei Deutschen und sah auch unsern alten Divenower Landsmann Carl Gädke (jetzt Henry Smith) wieder, der eine dritte junge Frau, eine liebenswürdige Engländerin, geheirathet hat, mit der er in glücklicher Ehe lebt. Abends 3/4 7 hörten wir eine Predigt von dem Prediger Wagener, Hahn's Hülfsprediger. Der Abend verging unter trauten Gesprächen mit dem lieben Bruder Hahn.

5. Eine lange Eisenbahnfahrt in Afrika.

Montag, 15. September, Morgens 8 Uhr fuhren wir mit dem Bahnzuge nach Colesberg zu. Man braucht dazu 46 Stunden und muß zwei Nächte hintereinander durchfahren. Um dies zu vermeiden, hatte ich nicht den gewöhnlichen, Abends 8 Uhr abgehenden Zug gewählt, sondern den Morgenzug, der Abends 8 Uhr sein Tagesziel bei Montague Road erreicht hat.

Am Bahnhof von Stellenbosch erwarteten uns die theuren rheinischen Geschwister. Br. Krönlein, Weber, Vater Lückhoff und einige Töchter wollten die Gelegenheit nicht vorübergehen lassen, uns den letzten Gruß zu sagen, und uns mit reichlichen Erfrischungen von Südfrüchten und Kuchen für die Reise auszurüsten. Die glückliche Braut empfing eine kleine Blechbüchse vom alten Vater Lückhoff, die sie erst mit ihrem Bräutigam gemeinschaftlich öffnen sollte. Eine solche Kiste, sagte er, empfinge jede Missionars-Braut, die vorüberreiste, von ihm. Im Herzen erwärmt über diese herzliche Geschwisterliebe, setzten wir nach wenigen Minuten unsre Reise fort. Wir kamen zunächst nach dem Dorfe Paarl, wo große Saatfelder im breiten Flußthal nebst ziemlichem Baumwuchs uns im Geist nach Europa versetzten. Die herrlichen Berg- und Felslinien der das Thal umschließenden Gebirgszüge setzten meinen Bleistift wiederholt in Bewegung.

Die Bahn von Wellington nach Worcester macht einen großen Umweg und ist mindestens viermal so lang, als die Luftlinie der Entfernung beider Orte von einander. Man wollte einen langen, kostspieligen Tunnel vermeiden durch das die Thalränder begrenzende sehr zackige Felsgebirge, und führte die Bahn deshalb durch die Tulbagh-Kloof, welche mit ihren grünen Bergabhängen und schönen Felsgebilden einen romantischen Anblick gewährt. Dann ging es an den wild grotesken Felsmassen des Mitschel-Passes vorbei nach Worcester. Vor achtzehn Jahren hatte ich diesen Weg von Worcester nach Tulbagh und Steinthal mit dem lieben Bruder Esselen gemacht. Die damaligen Eindrücke waren noch so lebhaft, daß ich mich überall wieder zurecht fand. — Hinter Worcester führte uns die Bahn durch die beiden Hex-revier-Kloofen, die herrlichsten Theile der Strecke. Der Zug brauste an jähen Abhängen vorbei, dann öffnete sich ein wildes Seitenthal, oder

eine jener grotesken Felswände, die wohl nirgends malerischer gefunden werden, als in Süd-Afrika, fesselte unsern Blick. Leider wurde es Nacht, bevor wir die Kloof passirt hatten; meine Begleiter genossen noch lange die Mondscheinlandschaft, meine ermüdeten Augen schlossen sich.

Als wir in Tauwsrevier (Montague Road) Abends 8 Uhr ankamen, begrüßte mich eine deutsche Stimme. Herr Pfeil, früher in unserm amaliensteiner Geschäft thätig gewesen, hatte mich erkannt und redete mich an. Ich hätte in der hohen, stämmigen, bärtigen Gestalt nimmermehr den 17jährigen schwächlichen Knaben wieder erkannt, der vor etwa zehn Jahren seinem Schwager Elfert gefolgt war. Jetzt ist er ein wohlbehäbiger Kaufmann in Laingsburg, einer der kleinen Ortschaften an der Eisenbahn. Er ist mit den Schaffnern wohl bekannt und übertrug einem derselben sofort die Fürsorge für unsere vielen Passagier-Effekten, für die die Bahnverwaltung keine Garantie übernimmt. Herr von Branden aus Hamburg, wie er sich nannte, übernahm diese Sorge und versah, als seine Strecke abgelaufen war, seinen Nachfolger mit den nöthigen Aufträgen, so daß alles wohlbehalten in Colesberg anlangte. Auch verschaffte Herr Pfeil uns in den beschränkten Hotel-Räumen unser Nachtquartier, so daß auch nach dieser Seite hin für uns auf das Beste gesorgt war. Dann reiste Herr Pfeil mit seinem Train, der sich in Montague Road mit dem unsrigen kreuzte, weiter nach der Kapstadt.

Dienstag, 16. September, setzten wir Morgens 7 Uhr unsere Reise fort. Die Felsgebirge wurden flacher, die hohen Gipfel der Zwartenberge blieben in größerer Entfernung. Auf der Station Matjesfontein wartete unser eine neue Freude und Ueberraschung. Unser lieber Bruder Carl Prozesky, der am Sonntag in Büffelsrevier oder Laingsburg (1¼ Stunde Eisenbahnfahrt von Matjesfontein) gepredigt hatte, war mit Frau und Kindern und Fräulein Rohloff, der Lehrerin, bis hierher gekommen und hatte dort übernachtet, um seinen alten Missionshausvater und Lehrer willkommen zu heißen. Die Freude des Wiedersehens war tief ergreifend. Der liebe, treue Bruder wußte nicht, mit wie viel neuen Beweisen seiner Liebe er mich begrüßen sollte. Auch seine Kinder umarmten zärtlich den alten Onkel Wangemann; seine Frau hängte mir eine lange Guirlande von Immortellen um den Hals, die hernach unser Eisenbahn-Coupé schmückte. Für die Reise hatte sie einen Kuchen gebacken. Der Jubel dieser Lieben war rührend und erquickend. Prozesky erbat sich, wenigstens für diese Stunde, das alte trauliche Du, welches ich im Missionshause gebraucht hatte. Noch eine andere große Freude hatte ich in Matjesfontein. Mein alter Kutscher Johannes, der mich vor achtzehn Jahren durch Süd-Afrika gefahren hatte, hatte jetzt mit Prozesky diese weite Reise gemacht, um mich zu begrüßen. Auch er brachte ein Körbchen mit Apfelsinen zu unserer Erfrischung. Die Zeit verfloß nur zu schnell; nach 1¼ Stunde hielten wir in Büffelsrevier (Laingsburg), dem Ort, wo unser Superintendent Br. Schmidt eine neue Missionsstation geplant und eingeleitet hatte. Er erwartete mich hier, um mit mir die Reise fortzusetzen.

Außer uns Deutschen war in dem Coupé nur noch ein Passagier. Er las eifrig in einem Zeitungsblatt, dessen Ueberschrift war „African

War Cry“ („Afrikanischer Kriegsruf“). Das Blatt war holländisch und englisch geschrieben und ein wunderliches Gemisch von frommen Gedanken und Thorheiten. Ich las es ganz durch; es war ein Blatt von der Heilsarmee, der Besitzer desselben ein Lieutenant dieser Armee. Bald entdeckte ich an seiner Mütze ein Metallschild mit der Inschrift: S. A. (Salvation army). Er war übrigens still und ernst und las eifrig in einem Buch, das den Titel „Hallelujah Solo's“ führte. Ich ließ es mir geben und fand darin schöne fromme, geistliche Lieder, Zeugnisse von Buße und Gnade als den Angelpunkten des christlichen Lebens, daneben aber jene unsinnigen Travestien auf den Kampf der Heilsarmee, die auch die Zeitschrift anfüllten. (Z. B. ein Artikel „Bajonett-Angriff“, ein anderer „Große Niederlage“, ein dritter „Officers, attention“, ein anderer „Neue Munitionslieferung“.) Unser Passagier gehörte zum IX. Corps, das in Uitenhage stationirt ist. Er sprach nicht, aber las den ganzen Tag aufmerksam in seinen Erbauungsbüchern oder pfiff leise die Melodie zu den Liedern, die er las.

Die Eisenbahn ist ziemlich primitiv angelegt. Auf viel Abschachtungen hatte man sich nicht eingelassen. Deshalb kommen Steigungen von 1:40 vor. Auf denselben wurde das Tempo so langsam, daß ich jeden Augenblick dachte, nun müsse der ganze Zug still stehen. An einer Stelle sah ich, wie ein Passagier während der Fahrt ausstieg und zu Fuß nebenher ging, um oben auf der Höhe wieder aufzusteigen. Der Anblick der Carroo und der Gouph (spr. Koob), die wir durchfuhren, wurde je länger je einförmiger, kein Gras, kein Baum, sondern nur die Carroo-Büsche, die den Schafen ein schöneres Futter bieten, als den Augen Abwechslung, zumal wenn, wie diesmal, die lange regenlose Dürre das Grün der Büsche in ein staubiges Aschgraubraun verwandelt hat, an welchen selbst die Blüthen wie mit Asche bestreut erscheinen. Hier und da steigen Hügel, theils in Tafelberg-, theils in Spitzbergform einzeln und abgerissen aus der Fläche empor. Sehr selten sieht man ein Bauernhaus, meist ärmlichen Ansehens oder einige Hütten der Eingebornen, welche gruppenweise vor der Thür sich gelagert hatten. Das Ganze scheint eine Einöde zu sein, und doch sind die Besitzer der Plätze zumeist wohlhabende Leute. Ihr Wohlstand besteht in den Straußen, die gerade in der Carroo ihr Futter reichlich finden und von denen wir ganze Heerden grasen sahen, und in den großen Schafheerden, deren Wolle die Wollpreise in Europa niederdrückt.

Am Abend hatten wir einen jener herrlichen Sonnenuntergänge, die in allen Purpurfarben spielend hernach den gluthrothen Schein zurücklassen, auf welchem die vorstehenden Berge sich scharf schwarz abzeichneten. In der Nacht wurde unser Coupé in eine Art Schiffskabine umgewandelt, so daß zwei Matratzenbetten übereinander waren. Das wäre für uns vier in der Kabine ein ausgezeichnet bequemes Nachtlager gewesen, wenn Bruder Schmidt im Stande gewesen wäre, liegend zu fahren. Da er das nicht konnte, so mußte eine Oberklappe zurückgeklappt werden, so daß nun nur drei Matratzen für vier Leute übrig blieben; die Ecken aber sind nicht gepolstert, so daß es einige Unbequemlichkeiten abgab. Doch die hatten bereits am andern Morgen ihr Ende erreicht, so daß wir am folgenden Tage,

Mittwoch, 17. September, nach einer ähnlichen Fahrt Abends 6 Uhr Colesberg erreichten. Hier erwarteten uns die Brüder Grützner, Kropf und Posselt, und es gab ein herzliches, warmes Wiedersehen. Besonders unser alter Br. Posselt gab seiner Freude, den lieben „baba“ wieder zu haben, in gewohnter Weise einen warmen draftischen Ausdruck. Grützner besorgte die Sachen, so daß wir keinerlei Mühe hatten, sondern einfach den Hotel-Wagen bestiegen, der uns in das englische Hotel brachte. Mit unserm Zuge waren die Frachtkisten zugleich angekommen, daß wir alle unsre Habseligkeiten bei einander hatten.

6. Nach Philippolis.

Im Hotel waren die Schlafräume primitiv, ganz kleine Kammern mit zwei Betten, von welchen jedes 2,50 Mark kostete, das einfache Abendbrot kostete 3 Mark für die Person; auf den Genuß einer Flasche Bier, die 2 Mark kosten sollte, verzichteten wir. Eine Tasse Kaffee, nicht allzu groß, noch weniger allzu schmackhaft, mußten wir mit 50 Pfennig bezahlen, gerade so viel, wie Herr von Röder in der Kapstadt für eine mitgenommene Flasche Kapwein bezahlt hatte.

Für die Weiterreise entstand die schwierige Frage, wie Herr von Röder mit fortzubringen, auf den nicht gerechnet war. Platz für die Personen und Gewicht für die mitzunehmenden Sachen waren so knapp bemessen, daß es unmöglich schien, noch irgend einen Koffer oder eine Person unterzubringen. Es wurde also eine Karre gemiethet von einem Bauer, der für zwei Personen nebst Reisegepäck für eine Tour von 10 Meilen den billigen Preis von 10 Pfd. Sterl. (200 M.) verlangte, aber vorher das Gepäck, das noch auf der Eisenbahn stand, zu sehen wünschte. Kurz vor der Abreise steigerte er den Preis für eine Karre (Kabriolet) auf 10—12 Meilen Entfernung auf 15 Pfd. Sterl. (300 M.). Die Besichtigung des Gepäcks war nur ein Winkelzug gewesen (Knoejerey sagt der Bauer), um in der Verlegenheit des Abfahrens, wo wir nach einer andern Gelegenheit nicht mehr uns umthun konnten, uns zu pressen. Diesmal hatte er sich aber verrechnet. Wir packten schnell unsre Sachen so um, daß wir nur das Nöthigste bei uns behielten, und die schweren Kisten unserm Agenten zur Spedition nach Kimberley resp. Bethanien übergaben; dann wurde das Handgepäck auf eine von zwei Pferden gezogene Karre, die Br. Grützner mitgebracht hatte, geladen, und die sieben Personen mit den beiden Kutschern bestiegen den Reisewagen, auf dessen einer Bank nun drei Personen sich zusammendrückten. So ging es vorwärts. Draußen vor der Stadt wurde zum Frühstück ausgespannt, und fort ging es dann im gestreckten Trab unter lieblichen Gesprächen und Scherzen, in welchen des alten Br. Posselt Laune vielfach große Heiterkeit erweckte.

Die Reise wurde in gewohnter afrikanischer Weise fortgesetzt. Alle zwei Stunden wurde ausgespannt, die Pferde getränkt und, da fast gar kein Graswuchs war, etwas Hafergarben gefüttert, dabei Kaffee gekocht und gefrühstückt von den mitgenommenen Vorräthen.

Das Land steigt stetig von Colesberg aus. Mein Höhenmesser zeigte 2800 Fuß über dem Meer.

Am Oranje-Fluß, der Grenze des Oranje-Freistaates, angekommen, erregte die 1400 Fuß lange hohe, schöne eiserne Brücke, wohl die größte in Süd-Afrika, unsere ganze Aufmerksamkeit, ein stolzer, schöner Bau; Brückengeld mußten wir für den Wagen 9 Mark, für die Karre 6 Mark bezahlen und waren froh, es zu bezahlen, weil man früher, selbst als schon eine Fähre bestand, oft Tage lang an dem Flusse liegen mußte, bevor man hinüber konnte.

Nun waren wir also im Freistaat. Bruder Grützner hatte uns bereits die Nachricht gebracht, daß der reformirte Pastor Frazer in Philippolis uns eingeladen habe, bei ihm zu übernachten. Das war uns eine große Hülfe. Herrn Frazer hat seine Gemeinde ein ebenso elegantes als komfortables und geräumiges Wohnhaus gebaut, welches er mit Teppichen und anderem Schmuck zu einem Aufenthaltsort umgeschaffen hatte, dessen in Deutschland kein Graf sich zu schämen gehabt hätte. Da Herr Frazer bei seiner Gemeinde in hohem Ansehen steht, hat dieselbe sein Gehalt, um ihn zu halten, nach und nach auf 800 Pfund Sterling (16000 Mark) erhöht; dazu bringen sie ihm ganze Frachtwagen voll Holz und Lebensmittel ins Haus. Er versieht neben seiner reformirten Gemeinde auch eine Gemeinde von Farbigen, für die ein eigener farbiger Diakon besoldet wird. Er hat ein wirkliches Missionsherz und hat die Vorurtheile der reformirten Bauern seiner Gemeinde bereits so weit überwunden, daß auch aus ihrer Mitte eine gute Zahl warmer Missionsfreunde sich zusammengefunden hat, die durch reiche Gaben für die Mission mitarbeiten.

Die letzten Strahlen der herrlich untergehenden Abendsonne benutzte Herr Frazer, der mit außerordentlicher Herzlichkeit und Freundlichkeit seinen Wirthspflichten oblag, dazu, um uns auf einen kleinen, mit einem Geschütz verzierten Felshügel zu führen, von wo aus man das ganze Dorf und die Umgegend überschauen konnte. Das Dorf hat niedliche Häuser, unter denen die merkwürdigsten diejenigen sind, die Adam Kock und der Superintendent Philipp bewohnt hatten. Durch eine Straße wird die Stadt in zwei Theile getheilt. In der Straße fließt die Wasserschlot, so daß alle Erben (Grundstücke), die unterhalb der Schlot liegen, bewässert werden können und Gärten mit reichem Baumwuchs haben, während der obere Stadtheil nur die kahlen Häuser aufweist; die letzteren waren vielfach leer, und Fenster und Thüren waren verschlossen. Es waren sogenannte Kirchhäuser, welche sich die fernhin zerstreut wohnenden Bauern mit nicht unbedeutendem Kostenaufwande nur zu dem Zweck erbaut haben, um mit ihren Familien ein Absteigequartier zu finden, wenn sie zum Gottesdienst herankommen.

Ueber die Stadt hinaus, an einen Hügel gelehnt, liegt das Dorf der Eingeborenen, zum Theil noch Kaffer- und Koranna-Hütten. Die Griqua, deren eine Hauptstadt Philippolis gewesen war, sind nach Nomansland translocirt, so daß die jetzt vorhandenen Farbigen zumeist Oorlamsche oder Betschuanen sind. Bruder Frazer hatte ihnen meinen Besuch angekündigt, und daß ich ihnen in ihrer Kirche eine Ansprache halten werde. Wir begaben also uns nach 7 Uhr in ihre besondere Kafferkirche, die sie einfach, aber geräumig sich aus eigenen

Mitteln erbaut haben. — Auf dem Wege zur Kirche traten wir in das Schulgebäude der weißen Gemeinde, dessen sehr geräumige Zimmer und schöne Ausstattung uns überraschte. Bruder Frazer erzählte uns, daß der erste Lehrer an dieser mittleren Schule 350 Pfund Sterling (7000 Mark) Gehalt erhalte, der zweite 200 Pfund und eine geprüfte Hülfslehrerin (eine Farbige) 150 Pfund Sterling (3000 Mark). Ist eine solche nicht vorhanden, so wird wohl auch eine Nichtexaminirte angestellt, die im ersten Jahre 40, im zweiten Jahre 60 bis 80 Pfund Sterling erhält, bis sie ihr Examen macht und dann in das volle Gehalt eintritt. Hieraus ist zu ermessen, welchen Versuchungen unsere Brüder ausgesetzt sind, die doch an theologischer Ausbildung jenen Pastoren nicht nachstehen, ja manchen von ihnen überragen, und sich dabei mit dem dürftigen Gehalt von 100 Pfund Sterling begnügen müssen.

In der Kafferkirche fand ich eine ziemliche Anzahl versammelt und konnte mich zum ersten Mal wieder an dem reinen acht- bis zwölfstimmigen Gesang der Kaffern erfreuen, dessen erbaulicher Vortrag mir das Herz erwärmte. Ich hielt also getrost meine erste holländische Ansprache und Bruder Grützner seine betschuanische. Den Vorträgen wohnte die Gemeinde mit gespannter Aufmerksamkeit bei, so daß ich von derselben einen guten Eindruck empfing.

Am Abend saßen wir noch lange in trautem Gespräch, und ich erfreute mich von ganzem Herzen an der aufrichtigen Frömmigkeit des Bruder Frazer, der auch den Gnadenmitteln sehr wohl ihren Platz in der Heilsordnung zu geben wußte, und der methodistischen Geisttreiberei gegenüber, die hie und da in der reformirten Kirche auftauchen will, gesunde Ansichten entwickelte, so daß zwischen uns guter Einklang war.

7. Nach Bethanien.

Für den andern Morgen hatte uns Br. Frazer einen neuen Beweis seiner gastlichen Freundlichkeit vorbehalten. Er hatte am Abend zuvor unsern Pferdewagen und die Karre zwei Meilen weit leer vorweggeschickt, damit unsere Pferde einestheils etwas erleichtert würden, und andererseits der etwa zwölf bis vierzehn Meilen betragende Weg nach Bethanien für diesen Tag abgekürzt werde. Nun hatte er drei frische Karren verschafft, die uns am folgenden Morgen im schnellsten Tempo die zwei Meilen nachfuhren, so daß wir schon um $^3/_4$7 Uhr beim Wagen waren und einspannen konnten. Mit Fleisch, Brot und Kost auf den Weg hatte er uns außerdem versehen und begleitete uns nun auch persönlich.

Nachdem wir mit unsern Karren den Ausspannplatz erreicht hatten, wurde der Pferdewagen schnell eingespannt und mit frischem Muth weitergefahren. Die Pferde, die durch die Nachtkälte gelitten hatten, fingen bald an, etwas Müdigkeit zu zeigen, so daß unsere große Sorge war, ob sie ihre Tagesaufgabe erfüllen würden. Es galt nichts Geringeres, als daß diese doch nicht allzukräftigen Thiere einen Pferdewagen mit neun Personen und Gepäck acht bis zehn Meilen in gestrecktem Trab bergauf und bergab ziehen sollten. Auf drei bis vier Meilen Entfernung von Bethanien waren frische Pferde von Bethanien

aus gestellt. Unser Weg führte über die beiden geschichtlich merkwürdigen Orte Tauwfontein und Boomplaats, bei welchen die entscheidenden Schlachten der Griqua und Engländer gegen die Bauern geschlagen worden waren, welche damals auch über das Schicksal von Bethanien entscheidend waren.

Zweimal spannten wir aus, kochten an einem Feuer von getrocknetem Kuhmist unsern Kaffee, rösteten an demselben Feuer unser auf eine Holzgabel gestecktes Fleisch und genossen unsere Vorräthe, mit denen die sorgende Liebe uns versehen hatte, spannten aber jedes Mal mit der bangen Besorgniß wieder ein: „Werden uns die Pferde bis zum Ablösungsort bringen? Und wenn nicht, was dann?“ Endlich kam der gefürchtete Augenblick: die Pferde ermatteten sichtlich; eine nach der andern von den lang sich erstreckenden Wellenlinien des Weges wurde nur mit Mühe erklommen; immer wieder konnte unser besorgtes Auge von den entgegengesandten Pferden nichts erblicken. Hätten wir nicht so geübte Kutscher, wie unsern Jephtah und Jonas, gehabt, die, jedes Pferd bei Namen rufend und seine Leistungsfähigkeit kennend, durch Zurufe und Hiebe alle zugleich in voller Zugkraft erhielten, wir hätten nimmermehr das Ziel erreicht. Nach langem gespannten Harren entdeckten endlich die scharfen Augen unserer Kutscher an einem der Hügelrücken in der Ferne Pferde; das war ein Jubel. Aber bald hieß es: „Menschen sind nicht dabei!“ Die Pferde wurden gezählt: neun, zwölf, funfzehn — so viel aber konnten uns nicht entgegengeschickt worden sein; bald waren wir nahe genug, um zu erkennen, daß es nur „lose Pferde“ waren, die einem Bauern gehörten und am Wege frei weideten. — Nun wurde in der That unsere Besorgniß groß, und wir machten uns mit dem Gedanken vertraut, auf freiem Felde übernachten zu müssen. Jephtah setzte alle seine Kräfte an; die armen Thiere, die Schlag auf Schlag empfingen, um ihre letzten Kräfte herauszuholen, thaten, was sie konnten; aber ich sah mit Augen, daß sie bald nicht mehr können würden; sie waren „gedaan.“ Nachdem wir auf diese Weise noch wieder etwa eine Viertelmeile gefahren waren, — da endlich erblickten wir von einer neuen Höhe aus in der Vertiefung wiederum Pferde; — es waren Menschen dabei — es waren ihrer sechs. Nun konnten wir auch die Farbe erkennen — richtig, es waren die heißersehnten bethanischen Pferde. Nun half es unsern armen müden Gaulen nicht; sie mußten auch die letzte Strecke im scharfen Trabe machen; denn es galt, vor Sonnenuntergang noch Bethanien zu erreichen. Und die Sonne begann sich zu neigen; drei bis vier deutsche Meilen lagen noch vor uns! —

Schnell wurde eingespannt; die frischen Pferde, welche merkten, daß es nach Hause ging, liefen im schnellsten Tempo, welches sich bald in einen allgemeinen Galopp und, als etliche über die Stränge schlugen, in ein wildes Rennen verwandelte. Jephtah mußte den Wagen ausbiegen und die Räder über allerlei Hindernisse, wir würden sagen: über Sturzacker, gehen lassen, um den ungestümen Muth zu dämpfen, und so ging es in gestrecktem Trabe vorwärts, bis wir etwa in der Entfernung einer Meile vor Bethanien die Grenze unseres Stationslandes in einer Bergpforte erreicht hatten.

Hier wartete unser eine neue Ueberraschung. An funfzig bis sechzig betschuanische Gemeindeglieder hatten sich beritten gemacht und kamen nun im sausenden Galopp auf den Wagen zu, den sie umschwärmten. Als er stand und ich vom Wagen herabklomm, machte die ganze Gesellschaft Front und sprang vom Pferde; da gab es ein „Hurrah" und ein „dumela" (Willkommen) und Händedrücken ohne Ende. Aber wir mußten eilen; denn Sonnenuntergang war gekommen, und wir hatten noch fast eine Meile vor uns, und auf afrikanischen Wegen ist eine Fahrt im Dunkeln nicht gerathen. So lange die Abendröthe leuchtete, gab es einen malerischen Anblick. Die Reiter hatten vor dem Wagen eine Eskorte gebildet in langgestreckter Linie. Die dunklen Conturen der galoppirenden Gestalten hoben sich schwarz und scharf vom Abendhimmel ab; etliche Reiter lösten sich vom Zuge und bildeten den Vortrab; andere ritten ungestüm zur Seite. Das gab viel auszuschauen. Am Wege standen hier und da einzelne oder in Gruppen aufgestellte in Festkleidern erschienene Gemeindeglieder, um uns zu grüßen. Aber die Nacht brach nun auch schnell herein, so daß wir selbst die Nahen nicht erkennen konnten. Wir passirten die felsige Drift des Rietflusses und hielten etwa um ½7 Uhr unsern Einzug in Bethanien, begrüßt von dem Hurrah der wenigen Leute, die bei der Dunkelheit noch versammelt geblieben waren.

Ich ging vom Wagen aus noch in meinen Reisekleidern zunächst in die Kirche und verrichtete vor dem Altar mein stilles Dankgebet. Die übrigen Geschwister folgten, und nun gab es einen gemeinsamen Gesang: „Lobe den Herren ꝛc." Der greise Bruder Wuras hielt ein Dankgebet, ich eine Ansprache. Dann wurden wir angekommenen Gäste in die einzelnen Familien vertheilt. Da gab es viel zu fragen und zu erzählen, bis wir um 10 Uhr unser Lager aufsuchten.

8. Bethanien.

Sonnabend, 20. September 1884. Als ich in das erste Morgenlicht einsam heraustrat, erfreute mich das muntere frische Zwitschern der Vögel und bewies mir, daß die Behauptung, in Afrika sänge kein Vogel, unrichtig sei. Freilich giebt es keine Nachtigallen und Schwarzdrosseln hier; aber das süße Gezwitscher erinnert doch an Lerchen- und Amseln-Gesang. — Mein Weg führte mich zunächst zur Kirche und Schule, welche würdig ausgeschmückt und abgeputzt und mit einer schönen Umfassungsmauer umgeben, zum Theil mit mühsam gepflegten Bäumen umstanden, einen malerisch lieblichen Anblick gewährten. Ebenso fand ich die Häuserreihe der Station wohl abgeputzt und in gutem Zustande, auch die Gärten und Felder wohlgepflegt, so daß mir überall die Spuren von Fleiß und Ordnung wohlthuend entgegentraten. Zu mir gesellte sich nach einer Stunde zunächst Br. Nauhaus. Dann kam ein Bruder nach dem andern hervor, und nun flossen die traulichen Gespräche. Bald kamen auch die Stationsbewohner — die farbigen wenigstens (die weißen Bewohner der Station ließen sich nicht sehen) — um zu grüßen. Um 10 Uhr ließ ich mir die Täuflinge des Bruders Sandrock vorführen und stellte mit ihnen eine kleine

Prüfung an. Im Laufe des Tages kam auch der Nationalhelfer Makai von der Außenstation Korshoek, der fünf Täuflinge mir vorführte. Das Examen, das ich mit ihnen anstellte, zeigte, daß sie gut vorbereitet waren, und der geistliche, liebliche Anblick der Gesichter und die Freimüthigkeit und Frische ihrer Antworten bekundete, daß auch der heilige Geist seine Arbeit in ihren Herzen gethan hatte.

Sonntag, 21. September 1884. Um ½11 Uhr begann der erste Gottesdienst. Die schöne Kirche war Platz für Platz besetzt. Der Gottesdienst wurde in holländischer Sprache abgehalten. Es war mir ergreifend, in dem fernen Afrika die Liturgie, die Bruder Wuras las, nach der Bachmann'schen Agende mit unseren gewohnten durch Farbige gesungenen Responsorien abhalten zu hören und unsere deutschen Choräle, deren Grundtext aus der holländischen Uebersetzung heraus wohl zu erkennen war, nach unsern schönen Choralmelodieen in einer versammelten Gemeinde von etwa 400 Anwesenden, meist Farbigen, mitsingen zu können. Der Gesang der Gemeinde war rein, andächtig und erbaulich; die vier Stimmen, die sich bei den Kaffern immer von selbst finden, gingen in reiner Harmonie daher, so daß man den meisten unserer deutschen Gemeinden solchen Gemeinde-Gesang wohl als Muster hinstellen könnte.

Posselt hielt in holländischer Sprache die Predigt: „Niemand kann zweien Herren dienen", populär, schlagend, mit treffenden Vergleichen. Das „Sorget nicht für den andern Morgen" z. B. erläuterte er der Gemeinde mit dem Vergleich, ob man wohl auf einem Ochsenwagen zweifache Last legen dürfte, und ob die Ochsen ihn dann wohl würden über den Weg bringen. An der Predigt hatten Weiße und Farbige ihr Genüge und gesunde Speise, würzig zubereitet. Nach der Predigt taufte ich die 9 Erwachsenen. Am Nachmittag predigte Bruder Knothe in der Bassutho-Sprache und taufte etliche Kinder. In der Abendstunde machten wir einen Spaziergang über das leider ziemlich dürre, trockne Feld. Ich genoß mit Freuden den klaren Sonnenschein des Abendhimmels. Die Brüder seufzten nach Regen; denn überall begann der Futtermangel sich bereits in bedenklicher Gestalt zu zeigen.

Den Tag beschloß ein köstlicher, trauter Abend im Bruderkreise. Es wurde auf dem Klavier gespielt und gesungen und aus den Erfahrungen des eignen Lebens erzählt. Der Abend wird mir unvergeßlich sein, ein rechter Sonntag-Abend.

Montag, 22. September. Heute früh kam Br. Mülke aus Portjesfontein mit einem zahmen, zugerittenen Hengst, Namens Prinz, der einen so gemächlichen Gang hat, daß mein erster Reitversuch nach der ¾ Meilen entfernt liegenden Werft Slangfontein mich nicht allzu sehr ermüdete. Mein vortrefflicher Sattel, Gegenstand der allgemeinen Bewunderung, und meine hohen Reitstiefel bewährten sich, und ich fühlte mich bereits nach der ersten Viertelstunde sicher und fest im Sattel.

Nach meiner Rückkehr wurde ½11 das Schulexamen mit der ersten Abtheilung abgehalten. Br. Sandrock hatte treu gearbeitet; die Kinder waren recht regelmäßig zur Schule gekommen und leisteten, wenn man die Schwierigkeiten der Station mit in Anrechnung bringt, Genügendes. Besonders lebhaft wurden sie, als ich die trefflichen bib-

lischen Anschauungsbilder von Wangemann, die ich als Geschenk für die Schule mitgebracht hatte, vor ihren erstaunten Augen entfaltete.

Den Vormittag füllten Besprechungen mit den Superintendenten über die Angelegenheiten ihrer Synoden aus.

Dienstag, 23. September. Heute früh wagte ich schon einen längeren Ritt zur Inspektion unseres etwa 1¼ Meilen von Bethanien gelegnen Vorwerkes Portjesfontein. Br. Mülke hatte gut gearbeitet; der Platz war seit 1867 gut vorangekommen. Ausgedehnte Mauern zur Einschließung der Gärten und Ackerflächen waren erbaut, Dämme zum Auffangen des Regenwassers angelegt, die Wohnungen der Weißen wie der Farbigen waren erweitert. Für seine kleine Buschmanns-Kolonie hatte Br. Mülke mit Hilfe seiner erwachsenen Tochter eine kleine Schule errichtet; die Kindlein sangen allerliebst, auch die Alten waren doch in etwas aus der fast thierischen Rohheit, die ich 1867 vorfand, herausgewachsen. Zwei Mühlen, eine Pferdemühle und eine Windmühle, hatte ein Hannoveraner, Namens Schrader, ein gewandter und in aller technischen Praxis wohl bewanderter Mann, der sich bei Br. Mülke niedergelassen hat, mit eigenen Händen angefertigt. Die Außenstation machte im Ganzen einen guten Eindruck. — Auf dem Rückwege nach Bethanien hatten wir Gelegenheit, die Weise zu beobachten, wie die Buschleute ihre Speise aus Ameisenhaufen gewinnen. Die Ameisen bauen ihre Haufen etwa 1½—2 Fuß hoch, so daß die Außenseite eine harte Kruste bildet. Von dieser stechen die Buschleute die äußere Kante ab und machen aus dem so gewonnenen Material einen Wall ringsum. Es dauert nur kurze Zeit, so haben die Ameisen den Haufen bis zu dem Umfang des kleinen Walles vergrößert und einen Raum gewonnen, in dem sie besonders gern ihre Eier legen. Aus diesen kriechen raupenartige weiße Larven, die eine Delikatesse für die Buschleute sind. Diese wissen genau die Zeit abzupassen, wo die Larven am fettesten sind; sie brechen dann die Ameisenhaufen auf, sammeln mit großer Behendigkeit die Larven und verzehren sie mit Behagen mit oder ohne Salz roh.

9. Einholung des Präsident Brandt.

Zu Mittag nach Bethanien zurückgekehrt, fand ich die Brüder mit den Vorbereitungen zum Empfang des Präsident Brandt beschäftigt, welcher seinen Besuch zum Fest zugesagt hatte. Bald nach 2 Uhr wurden drei Karren bespannt, um dem geehrten und gefeierten Gast 1½ deutsche Meilen entgegen zu fahren. Die deutschen und Oranje-Freistaats-Fahnen wurden aufgehißt an den Stationsgebäuden und am Kaufladen und auf dem Felsenhügel am Eingang der Station. Ich fuhr mit Bruder Grützner in der Stationskarre.

Auf dem Halteplatz angekommen, fanden wir bereits eine Anzahl Stationsleute zu Pferde, deren Zahl sich von Viertelstunde zu Viertelstunde vermehrte. Auch der Feldkornet, Herr Venter, war erschienen. Wir erblickten bald den Reisewagen des Herrn Präsidenten in der Entfernung einer halben Meile. Die Luchsaugen unsrer Farbigen erkannten, daß der Wagen mit sechs Eseln bespannt war, und daß zwei Artilleristen in Uniform ihn begleiteten. Das war das Zeichen davon,

daß der Herr Präsident nicht bloß seine persönliche, sondern auch seine offizielle Theilnahme an der Jubelfeier bekunden wollte. Als der Wagen herankam, war die Zahl der berittenen Stationsbewohner bereits auf gegen fünfzig herangewachsen, dieselbe Zahl, die auch mir entgegengeritten war. Aber heute wuchs diese Zahl mit jeden fünf Minuten, so daß zuletzt 73 Pferde gezählt wurden. Sie stellten sich alle in einer Linie auf; wir Missionare, Wuras, Grützner, Knothe, Schmidt, Nauhaus, Kropf, Sandrock, Brune und ich, bildeten vor ihnen eine andere Linie. Der Reisewagen des Präsidenten, geschmückt mit dem an einer Seitenthüre gemalten Wappen des Freistaats, hielt an. Der Präsident stieg aus; sein Sohn, der als Sekretär mitgekommen war, blieb im Wagen. Ich hielt an den Herrn Präsidenten eine kurze Begrüßungs-Ansprache; er begrüßte mich als einen alten Bekannten und nahm meine Einladung, in unserer Karre Platz zu nehmen, freundlich an. Er war überaus liebenswürdig, freundlich und entgegenkommend, und sprach mit Wärme von der neuesten Acquisition des Freistaats, dem Gebiete der Barolong.

Nach einstündiger Fahrt erreichten wir Bethanien. Die Eskorte der Berittenen, sowie die dem Wagen voranreitenden beiden Herren, in deren Mitte Miß Every, eine Nichte von Br. Wuras, ritt, gewährte einen malerischen Anblick. Der Feldkornet, der seinen muthigen Hengst zeigen wollte, vermochte nicht ihn zu bändigen. Derselbe stürmte in tollem Jagen mit ihm davon, ohne jedoch des sicheren Reiters sich entledigen zu können; in einer Volte von einer Viertelstunde brachte er ihn endlich zum Wagen zurück. Die Leute, die schon am Empfangsort mit einem dreimaligen Hurrah gegrüßt hatten, konnten nicht müde werden mit Zujauchzen, so daß der Herr Präsident zum öftern seine Befriedigung äußerte. — Der Felshügel war bis oben mit geputzten farbigen Frauen und Kindern geschmückt, ein malerischer Anblick; auch hier erscholl lebhaftes Zurufen. „Das sind die ladies", scherzte der Präsident. Endlich hielt die Karre vor der Wohnung des Br. Grützner. Die Reiter tummelten sich noch eine Weile im Kreise reitend auf dem großen Platz vor der Thür und gaben auf alle Weise ihren Enthusiasmus zu erkennen.

Wenige Minuten später kamen zwei Brüder aus der französischen Bassuto-Mission, Mabille aus dem 25—30 Meilen entfernten Morijah und Dieterlein. Sie hatten den weiten Weg zu Pferde gemacht, um an dem Fest theilzunehmen. Aus Hoopstadt war der reformirte Prediger Radloff als Vertreter der reformirten Kirche erschienen.

10. Das Jubelfest in Bethanien.

Mittwoch, 24. September. Nachdem ich am frühen Morgen mein Tagebuch fertig gestellt hatte, machte ich nach 9 Uhr der Lady Brandt, Frau des Präsidenten, welche von der Kapstadt aus mit ihrer Schwester, Frl. von Zastrow, und zwei lieblichen Töchtern und einem Sohne Abends zuvor auch angekommen war, meine Aufwartung. Sie hatte ihre Rückreise nach der Kapstadt so eingerichtet, daß sie das Fest

in Bethanien mitfeiern konnte. Sie ist großmütterlicherseits von deutscher Abkunft; ihr Name von Zastrow ist mit der Zeit in Zastron umgewandelt. Sie ist Mitglied unserer deutschen lutherischen Gemeinde in Blumfontein und derselben auch innerlich warm zugethan. Sie hat unsrer Mission und unsern Brüdern allen bei verschiedenen Gelegenheiten wesentliche Hülfe und Freundlichkeit erwiesen. Mit großer Schlichtheit und Einfachheit verbindet sie ein großes Maaß von Herzensgüte und Wohlwollen, und es war ihr wirklich ein inneres Bedürfniß gewesen, das Fest mitzufeiern.

Gegen 10 Uhr holten Wuras und ich den Präsidenten aus dem Hotel, vor welchem sich eine Menge Bauern versammelt hatte, ab zur Superintendentenwohnung, bei welcher sich die Brüder und Gäste bereits zu einem Festzug formirt hatten. Derselbe bestand aus den Superintendenten Posselt, Schmidt, Grützner, Kropf, Nauhaus, Knothe, dem Ehrensenior Br. Wuras, den Brüdern Meyer, Westphal, Baumbach, Brune, Arndt, Sandrock, Mülke, Großkopf, welcher letztere zugleich Vetreter der deutsch-lutherischen Gemeinde in Blumfontein war. Von andern Kirchengemeinschaften waren auf dem Feste vertreten: Die französische Bassutho-Mission durch die Herren Mabille und Dieterlein, die reformirte Kirche durch die Prediger Radloff aus Hoopstadt und Meiring aus Edenburg; der bestimmte Vertreter der Wesleyaner war verhindert worden. Von Vertretern des Staats und der Bevölkerung waren erschienen ein angesehenes Mitglied des Volksraths, dazu Herr Venter, der Feldkornet des Distrikts und eine große Menge Bauern. Von den Vertretern der andern Kirchengemeinschaften wurde je ein Mitglied durch zwei unsrer Brüder geführt. So bewegte sich der Festzug unter dem Geläut der Glocken in die Kirche. Da es am Morgen früh stark gestürmt und nach Regen ausgesehen hatte, waren viele von den Frauen verhindert worden zu kommen; denn sie wohnen zum Theil über eine Meile weit von der Kirche entfernt. Trotzdem war letztere bis auf den letzten Platz gefüllt. Wäre das Wetter nicht hinderlich gewesen, und hätten die im Land grassirenden Pocken nicht die Fernwohnenden zurückgehalten, so wäre die schöne, geräumige Kirche sicher nicht im Stande gewesen, die Gäste alle zu fassen.

Die Jubelfeier selbst verlief sehr schön. Die Kirche war mit Kränzen und Guirlanden reich geschmückt. Der Chor sang den 147. Psalm, die Gemeinde das Lutherlied: „Ein feste Burg ist unser Gott." Br. Grützner hielt die Liturgie, unsrer deutschen ganz ähnlich. Bruder Schmidt die eben so tief durchdachte, als wohldisponirte, als warme, erbauliche Predigt über Psalm 87, 4. 5, in welcher er vor allem zur Einkehr und Selbstprüfung ermahnte. Darauf gab Bruder Wuras den Festbericht, in welchem er mit interessanten Einzelzügen die Entstehung und Entwicklung der Station zeichnete. Ich hielt dann über 3 Mose 25, 8 ff. eine Ansprache, in der ich entwickelte, daß wir ein Jubelopfer dem Herrn brächten. Jedes Festopfer aber bestehe aus einem dreifachen Opfer, dem Sündopfer, dem Brandopfer und dem Dankopfer; das Sündopfer habe Br. Schmidt, das Brandopfer Bruder Wuras gebracht, so verbliebe mir das Dankopfer und Lobopfer. Aber hier handle es sich nicht um ein gewöhnliches Festopfer, sondern um

ein Jubelfestopfer. Die Zahl 50 habe ihre symbolische Bedeutung. Wie der Sonntag als achter Tag sich als höhere Ordnung über die Ordnung des siebenten Tages, des Sabbaths, der Pfingsttag als fünfzigster Tag sich über die Sabbathswoche erhebe, so erhöbe sich das Jubeljahr über den ganzen Sabbathismus der vergehenden Welt als ein Vorbild der Ewigkeit. So dürften wir getrost auch dieses Fest im Licht der Ewigkeit feiern. Die Ewigkeit trage aber den Charakter der Ruhe und Vollendung, der auf der Vergebung der Sünden ruhenden Gerechtigkeit vor Gott, und wir dürften daher, obgleich Sünder, doch auch als begnadigte Sünder die Festfreude nicht durch den Hinblick auf mancherlei Schwächen und Gebrechen, die unserm Werk und unsern Personen anhaften, verkürzen lassen; denn wo Vergebung der Sünden ist, da ist auch Leben und Seligkeit. In diesem Geist und Sinn wollen wir nun unser Dankopfer bringen; deshalb sei zunächst unser Dank der Gnade des Herrn gebracht, der in den Schwachen mächtig sei und seine größten Siege durch zerbrochene Waffen erkämpfe. Der Gnade des Herrn haben wir es zu danken, daß trotz aller Widerwärtigkeiten, Hemmnisse und Gebrechen die Station geworden sei, was sie ist, eine Stätte, in welcher Hunderte, ja Tausende von Heiden getauft wurden, von welchen eine große Zahl in Frieden heimgegangen jetzt um Gottes Thron stehen. Der Dank gegen Gott den Herrn schließe aber auch den Dank gegen Menschen nicht aus. Diesen Dank und diese Segenswünsche brächte ich nicht bloß in meinem Namen, sondern im Namen des Comités und der ganzen großen Missionsgemeinde in Deutschland. Wir hätten es nicht vergessen, daß die Brüder seiner Zeit Vaterland und Freundschaft verlassen hätten, um Seelen, unsterbliche Seelen aus den Banden des Teufels zu erretten, und gedächten der Arbeiter auf ihrem heißen, schweren Arbeitsfelde täglich in unserm Gebet, und zwar nicht bloß in der lieben Gewohnheit im Missionshause, sondern auch viele Mitbeter in der großen unsichtbaren Gebetsgemeinde. Diesen unsern Dank gegen Gott für die treue Arbeit spräche ich vor allem dem greisen Ehrensenior, dessen Geduld, Treue und Weisheit wir in gefährlichen Zeiten die Rettung und das Bestehen der Station verdanken, aus warmem Herzen aus, sodann allen den gegenwärtig in der Arbeit stehenden Brüdern, deren treuer Arbeit es zu danken sei, daß der Herr die fünf Segenswünsche, mit welchen die ersten Gründer der Station dieselbe mit dem Namen Bethanien gesegnet hätten, in Gnaden erfüllt habe. Alle diese fünf Segenswünsche, daß 1) Bethanien ein Haus der Armen sein möge, ein Sammelpunkt der armen, ruhelosen Koranna, die hier ihren festen bürgerlichen Halt finden sollten, dann 2) Bethanien ein Haus der Elenden, der in ihren Sünden vorkommenen Heiden, die hier ihren Heiland finden sollten, 3) in Bethanien das Haus, wo der Herr Jesus gern einkehrte und sich erquickte an Marias Gluth und Marthas Fleiß und an Lazarus Freundschaft und Gemeinschaft, 4) in Bethanien habe der Duft der köstlichen Narde, mit der der Herr Jesus gesalbt wurde, das ganze Haus erfüllt mit einem guten Wohlgeruch, 5) bei Bethanien sei der Berg, von welchem aus der Herr den Missions-Befehl gegeben habe, nach Süd, Nord, Ost und West sein Wort zu tragen. Alle diese Segenswünsche seien in Gnaden erfüllt, aber der letztere vornehmlich auch

in der letzten Zeit, wo Bewohner von Bethanien, wenn sie mit ihren Familien fernhin verziehen, das Evangelium und den Herrn Jesum mitnehmen und selbst Verkündiger und Bekenner desselben in ihren neuen Umgebungen würden und auch dort kleine Gemeinden bildeten; das aber sei wahres Leben, und wenn früher Unverstand oder Bosheit das Wort gesprochen hat: „In Bethanien ist der Tod im Topf", so vernichte ich dieses Wort und setze dafür das andre, daß „Leben und Kraft des Geistes dort zu finden sind." Dann sagte ich der Gemeinde Dank für alle Mithülfe im Geistlichen und im Leiblichen. Weiter aber gebühre unser Dank auch den Pflegern und Mithelfern, und da stehe in erster Linie das hochzuverehrende Oberhaupt des Freistaats, der Herr Präsident, der sein warmes Interesse an der Mission bei verschiedener Gelegenheit kräftig bekundet und, wo es nöthig wurde, geschützt und gepflegt habe, und auch heute dadurch, daß er mit seiner Frau und vier Kindern an dem Jubelfest sich betheilige, ein Zeugniß dafür gebe, daß er das Werk der Mission schätze und liebe. Und nächst ihm gebühre unser Dank auch den Mitgliedern des Volksraths und des Ausführenden Raths, welche allezeit mit Gerechtigkeit und Wohlwollen die ersten Zeiten haben vergessen machen, in welcher unsere Arbeit sich nicht allseitig und allezeit der Gunst der weißen Bewohner erfreut habe. Endlich gebühre mein Dank den Wohlthätern der Station und den Nachbarn; einem Manne (Herrn Fichart), der leider heute verhindert sei, unter uns zu sein, der aber noch durch den Mund eines dritten heute zu uns reden werde, verdankten wir es vornehmlich, daß diese schöne Kirche, eine Zierde des Landes, habe vollendet werden können. Und auch dafür dankten wir dem Herrn, daß er uns mit sämmtlichen umwohnenden Nachbarn Friede und brüderliche Gemeinschaft geschenkt habe. Alle Anwesende aber, wenn auch der eine oder andere wohl auch dies oder jenes an Bethanien und unserer Arbeit vermissen und wünschen möchte, daß es anders wäre, möchten doch zuvor in ihr eigenes Herz greifen und zusehen, ob da nicht auch manches anders sein müsse, dann aber möchten sie bedenken, daß die Uhr eines Volks langsamer gehe, als die eines einzelnen Menschen. Auch bei unsern Vorfahren sei das Missionswerk den Gang gegangen, daß zuerst nur einzelne so recht von Grund aus bekehrt wären, die Bekehrung ganzer Völker gehe sauerteigartig vor und erfordere Jahrhunderte. An wirklich gründlich bekehrten Einzel-Personen habe weder unsre Mission im Ganzen und Großen, noch Bethanien insonderheit Mangel gehabt. Ich könnte eine ziemliche Liste aufstellen von solchen Getauften aus den Heiden, denen gegenüber ich froh sein würde, zehn Stufen unter ihnen meinen Platz im Himmel einzunehmen, die durch Bekenntnißtreue, Opferfreudigkeit, Glaubensmuth viele Christen tief beschämten. Aber ehe ganze Nationen christlich werden, bedürfe der Herr anderer Mittel. — Wenn ich aber also Gott dem Herrn und den Menschen zum anderen meinen Dank ausgesprochen habe, so falle endlich doch alles dahin aus, daß Keinem die Ehre gebühre als dem Herrn allein, der selbst alles Wollen und Vollbringen wirke. Darum wollen wir uns nun vereinigen zu einem gemeinsamen Lob- und Dankgebet. — Gebet und Segen.



Präsident Brandt

vom Oranje-Freistaat.

Reisetagebuch S. 20.

Es war ½1 Uhr, als der Vormittagsgottesdienst vollendet war. In der großen Wagenscheuer des Kaufladens war ein Mittagbrot von ca. 120 Gedecken zugerichtet für die Bauern; indeß war nur die eine der beiden Tafeln mit etwa 80 Gästen besetzt. An der Wand hingen drei große weiße Tücher; auf dem ersten war die Inschrift: „God zegne onzen President," auf dem zweiten die Inschrift: „Heil en zegen onzen Medeburger den Eerwar: C. F. Wuras, zendeling gedurende 48 jaren," auf dem dritten: „Dem ehrwürdigen Direktor der Mission D. Wangemann ein herzlich Willkommen!" Für die eigentlichen Missionsgäste war im Schulzimmer die Tafel gedeckt. Ich führte die Frau Präsidentin zu Tische; auf der andern Seite saß der Herr Präsident neben mir. Die Unterhaltung stockte leider öfters; denn, so herzlich und freundlich die beiden Herrschaften waren, so war es mir doch nicht möglich, ihr schnellgesprochenes Holländisch durchweg zu verstehen.

Um ½3 Uhr war das allgemeine Missions-Meeting, bei welchem der Herr Präsident auf meine Bitte den Vorsitz übernommen hatte. Er eröffnete, nachdem der Chor abermals einen Psalm gesungen hatte, selbst die Versammlung mit einer Ansprache. Er bemerkte, er fühle sich sehr geehrt durch die Einladung zu dem Jubelfeste und zur Uebernahme des Präsidiums dieser Feier. Dann hob er die Verdienste der Missionare, insonderheit des Ehrenseniors Br. Wuras, und der Mission überhaupt um das Land mit den wärmsten Worten hervor und sprach dafür den Dank des Landes und seiner Regierung aus. Eine besondere Anrede richtete er an den Superintendenten Grützner und dann an die Eingeborenen: „Ich habe heute einen Eingeborenen von hundert Jahren gesprochen, dessen Herz voll Freude ist über das in Bethanien gethane Werk. Wir wissen, daß Gerechtigkeit ein Volk erhöht, und daß wahre Christen die besten Bürger sind. Wenn ihr nach dem Wort Gottes lebt, das in euch gepflanzt ist, so wird das euch und dem Staate nützlich sein. Mein Herz ist voll Freude, und ich hoffe, das Missionswerk wird unter euch gedeihen. Ich wünsche euch allen den Segen des Herrn und hoffe, daß Bethanien werde wachsen, blühen und fruchtbar sein zur Ehre Gottes und zum Heil der Menschen."

Nachdem die anwesenden Farbigen ein Lied in der Setschuana-Sprache gesungen hatten, ergriff der Pastor Meyring aus Edenburg als Vertreter der holländisch-reformirten Kirche das Wort und begrüßte die Jubelfeiernden im Namen seiner Kirche. „Das Werk unter den Weißen und das unter den Farbigen, sprach er, ist Ein Werk, obgleich an verschiedenen Orten. Wenn alle Augen gen Himmel gerichtet sind, dürfen wir die Hülfe des Herrn hoffen, der uns gesandt hat. Die deutsch-reformirte Kirche betrachtet die Missionsfrage als eine Lebensfrage. § 4 unserer Kirchenordnung sagt uns, daß sie es als ein Privilegium ansieht, die Botschaft vom Frieden durch das Blut Christi den Heiden zu bringen, und Sein Königreich denen zu bringen, die noch draußen sind. Aber dies steht nicht bloß in unserer Kirchenordnung, sondern unsere Kirche hat auch ein Missionsfeld unter den Bassutho in Verbindung mit den französischen Brüdern. Das Missionswerk ist bei uns in Ehren und wir sehen mit Freuden auf dasselbe;

denn es ist Gottes Werk. Ihm sind wir dankbar, daß Männer sich finden, welche Vaterland und Freundschaft verlassen, um das Werk des Herrn zu treiben. Aber Einigkeit des Geistes muß uns verbinden. Alle protestantischen Kirchen in Süd-Afrika sollten einander anerkennen, damit Zucht und Ordnung in unseren Gemeinden nicht leiden. Mögen unsere Gebete zusammen aufsteigen, wenn wir voneinander scheiden. Möge (an unsere Brüder gewandt) Ihre Arbeit auch ferner gesegnet sein in diesem Lande und über seine Grenzen hinaus zum Heil unsterblicher Seelen."

Nachdem der Chor abermals ein Lied in Setschuana gesungen hatte, sprach der französische Bruder Mr. Mabille in der Sessutho-Sprache. Er gab seiner Freude über die ergangene Einladung Ausdruck. Würde man fragen, warum nicht die Berliner Brüder im vergangenen Jahre zum Jubelfest der französischen Mission eingeladen worden seien, so laute seine Antwort, daß man gefürchtet habe, die deutschen Brüder würden nicht mit ihnen haben feiern wollen. Jetzt sei er hocherfreut, zu sehen, daß sie dies dennoch gethan haben würden, und habe darum die Einladung mit seinem ganzen Herzen angenommen. „Es sind ja Unterschiede zwischen uns; aber sie sind gering im Vergleich zu der großen ewigen Wahrheit, die wir alle verkündigen, daß Jesus Christus, der Sohn Gottes, gekommen ist in die Welt, um die Sünder zu erlösen. Die Brüder im Bassutho-Land haben in den letzten Kriegsjahren viel Schwierigkeiten in ihrer Arbeit zu bestehen gehabt; aber nun können sie wiederum den Herrn preisen und ihm danken; denn in den letzten Monaten haben sich viele für die Taufe gemeldet. Bei allen geringen Differenzen laßt uns die Einigkeit im Geist bewahren und einträchtiglich miteinander arbeiten in dem Weinberge des Herrn."

Hierauf sprach Bruder Großkopf als Vertreter der deutschen lutherischen Gemeinde in Blumfontein. So wie Kinder zum Geburtstag ihrer Mutter sich um dieselbe schaaren, um ihre Glückwünsche zu bringen, so bringe er die Glückwünsche der deutschen Gemeinde, die eine Tochter von Bethanien sei. „Wir theilen eure Freude und danken mit euch dem Herrn; wir erheben mit euch unsere Herzen im Gebet, daß Bethanien immer mehr eine Stadt auf dem Berge und ein Licht in der Finsterniß werden möge." Darauf las er einen Dankbrief des Herrn Fichart, der fünfundzwanzig Jahre in Bethanien gelebt und dort das Heil seiner Seele gefunden habe, und dessen Kirchweihe der erste Antrieb zur Stiftung einer lutherischen Kirche in Blumfontein geworden sei.

Hierauf folgte Superintendent Posselt aus Natal. Er habe 45 Jahre in der Mission gearbeitet und wisse, daß sie ihre Freunde und Feinde unter den Weißen habe. Viele fordern zu viel von der Mission. Heute freue er sich mit ganzem Herzen, das Oberhaupt des Staates, den Herrn Präsidenten, in dieser Versammlung zu sehen. So etwas habe er in den 45 Jahren noch nicht gesehen. Es ist ein treffliches Ding, wenn die Großen dieser Erde ihre Autorität dazu verwenden, daß der Name des Herrn gepriesen werde. „Vor vierzehn Tagen hatte ich eine große Freude. Ein Oberst der englischen Armee

in Natal kam zu mir und hielt den Zulu's einen Gottesdienst. Er sagte, er habe früher keine Liebe zum Missionswerk gehabt; aber seitdem der Herr ihn gezogen, an Ihn zu glauben, liebe er die Mission. Nach seiner eindringlichen Rede schämte er sich nicht, zu einem warmen Gebet niederzuknieen. Dies war einer der Freunde des Missionswerkes." Daß letzteres auch Feinde habe, das habe er auch erfahren. Als er im Jahre 1846 aus Kaffraria fliehen mußte, sei er zu einem holländischen Bauern gekommen. — „Was ist euer Name?" — „Posselt." — „Apostel?" fragte der Bauer. — „Ja!" — „Was ist euer Geschäft?" — „Ich bin ein Missionar!" — „Ein Missionar? Dann habt ihr wohl früher die Kaffern verrückt gemacht und kommt nun hierher, um die Zulu's auch verrückt zu machen?" — „Ja, ich bin gekommen, die Zulu's auch verrückt zu machen; aber still, Freund, ich bin hergekommen, um von euch einen Ochsen zu kaufen." — „Dann setze dich nieder!" — Bis dahin mußte ich bei der Unterhaltung stehen. Der Bauer war plötzlich umgewandelt und nannte mich sogar: „Mynheer." Ich kaufte einen Ochsen und auch eine Ziege; denn lange Tage hatte ich kein Fleisch gekostet. Dieser Mann war ein Feind der Mission, aus Vorurtheil, wie die Meisten, wurde aber später mein Nachbar und mein Freund. — Mancher Missionar ist darum mit den Bauern nicht fertig geworden, weil er ihre Sitten nicht kennt. Insgemein liest der Bauer Gottes Wort. Er ehrt jeden, der ihm dasselbe in seine einsame Wohnung bringt; wir müssen nur in der richtigen Weise an ihn herankommen." Ein anderes Beispiel von Feindschaft erzählte er von einem der früheren Gouverneure von Natal. Bruder Posselt hörte einst aus dessen Munde, alle Missionare müßten aus dem Lande getrieben werden. Nur Posselt sollte bleiben; er sei besser als die anderen. „Alle Bekehrte, die sie machen," sagte er, „will ich zum Frühstück aufessen ohne Pfeffer und Salz!" Posselt fuhr fort: „Freilich habe ich gelesen, daß ein Walfisch den Jonas verschlungen hat; aber daß ein Gouverneur alle bekehrten Zulu's solle verzehren können, das hätte ich doch nicht gedacht. Freilich, ein Gouverneur kann ja manchmal mehr als andere Leute!"

„Aber welchen Schaden kann alle Feindschaft uns thun? Wenn sie den Hausherrn Beelzebub genannt haben, wievielmehr werden sie dessen Knechte also nennen! Wo ist der gute Mann, der nicht seine Feinde hätte? Auch selbst der Herr Präsident, der unter uns weilt, obgleich weit und breit geliebt und geehrt, hat doch auch seine Feinde. Und unser geliebter Direktor — wie innigst lieben wir ihn nicht Alle — dennoch, wieviel Feinde hat er! Nicht allein unter den Kindern der Welt, sondern auch unter Christen. Laßt uns darnach trachten, in Gottes Gunst zu stehen, so werden wir sicher sein wider alle Feinde!" — So weit Posselt.

Zum Schluß dankte Bruder Grützner, als der Ordner dieses Festes, allen Gekommenen, besonders dem Präsidenten, dafür, daß er sich so zu dem verachteten Missionswerk bekannt habe. „Als Herzog Erich von Braunschweig zu Worms den Dr. Luther mit einer Kanne Eimbecker Bier erquickt hatte, sprach dieser: „Wie Herzog Erich mein an diesem Tage gedacht hat, so möge der Herr seiner gedenken am

Tage des Gerichts!“ So spreche ich zu Ew. Excellenz: der Herr möge Sie segnen und Ihnen reichlich vergelten, was Sie heute in Seinem Namen gethan haben. Ferner sage ich herzlichen Dank dem Direktor, unserem geliebten Vater, für die Worte, die er heute Morgen aus der Tiefe seines Herzens zu uns gesprochen hat, und für die Liebe, mit der er das zugedeckt hat, was vielleicht zu tadeln war. Der Herr segne Sie, theurer Herr Direktor! Wie Ihre Tage, so sei Ihre Kraft! Der Herr lohne auch dem Bruder Wuras seine langjährige Arbeit und den Deputirten der holländisch-reformirten Kirche und der französischen Mission für die Theilnahme an unserem Werk. Dann dankte Bruder Grützner den weißen Freunden, insonderheit dem anwesenden Mitglied des Volksrathes, und bat um ferneren Beistand und Wohlwollen für das Missionswerk. Hiermit schloß die Feier des ersten Tages.

Das Meeting, bei welchem zwischen je zwei Rednern der Gesang-Chor, den Bruder Grützner's Tochter tüchtig eingeübt hatte, ein drei- oder vierstimmiges Lied sang, war sehr belebt. Die Gemeinde hatte die Kirche wiederum bis auf den letzten Platz gefüllt, und jeder begab sich befriedigt zurück in die Schule, wo der Kaffee servirt wurde. Die Abendstunden verliefen wie immer unter traulichem Gespräch. Besonders drastisch stellte Bruder Posselt seine Flucht von der Indwe und die wunderbare Errettung dar.

Donnerstag, 25. September. Morgens gegen 7 Uhr nahmen der Herr Präsident und seine Frau in herzlicher Weise Abschied bei den Missionaren und bestiegen dann ihre beiden Reisewagen. Die beiden Artilleristen zu Pferde folgten, und hin ging es in sausendem Galopp.

In mein Zimmer zurückgekehrt, schrieb ich dies Tagebuch. Indeß bald klopfte es, und herein trat Joseph von Kopjeskraal, einer der 23 von mir auf Bethanien im Jahre 1867 Getauften. Er berichtete mir, daß von jenen 23 ihrer 15 zurückgefallen seien und dem Herrn die Treue nicht gehalten hätten. Er war sehr bewegt und dankte mir für die Worte der Ermahnung, die er aus meinem Munde gehört hatte, und die er nie vergessen werde. Er hat in der That Treue bewahrt in sonderlicher Weise. Von Bethanien verzogen, hat er auf seinem neuen Wohnplatz Kopjeskraal ein ordentliches Missionswerk auf eigene Hand und Kosten angefangen. Bruder Grützner schickt er alle vier Wochen ein Fuhrwerk, um ihn zu Predigt und Unterricht herauszuholen, und dieser hat schon eine ganze Anzahl dort getauft, so daß wir auf Kopjeskraal eine blühende Außenstation haben.

Um 10 Uhr begann die große Missions-Volksversammlung. Reichlich 4—500 Menschen füllten den Platz vor der Schule, deren Treppenaufgang die Rednerbühne bildete. Zu deren Linken hatten sich die Sänger (etwa 100 Farbige und etwa 15 Weiße) aufgestellt. Eine Zeit von zehn Minuten war jedem Redner gewährt. Da Br. Grützner krank war, eröffnete Bruder Baumbach die Versammlung mit Vorlesung von Psalm 72 und mit Gebet. Die Gemeinde sang: „A reeng“ („Laßt mich geh'n“). Darauf hielt der französische Missionar Dieterlein seine Ansprache auf Sessutho. Der Chor der Weißen sang: „Herr,

deine Güte reicht so weit ꝛc." — Dann Ansprache von Kropf, dann der Bassutho-Chor: „Bela lebalela" („Harre, meine Seele"), dann der Nationalhelfer der Franzosen, — Gesang der Gemeinde: „Dumelang morena" („Hallelujah, Gott zu loben"), dann Rauhaus (holländisch), — Gesang: „Hallelujah, lof zy den heere," dann ich holländische Ansprache, — Gesang der Gemeinde: „Komt looft den Heer." Dann sprach der wesleyanische Nationalhelfer David aus Reddersburg, darauf der deutsche Chor: „So nimm denn meine Hände," — dann Posselt holländisch, Gesang: „Mooitsenkadoi oa thatego" („Der beste Freund ist in dem Himmel"), — dann Pastor Radloff aus Hoopstadt, der deutsche Chor: „Der Herr ist mein Hirt," dann das händelsche große Hallelujah, das die Tochter von Grützner eingeübt hatte; dann sprach Bruder Knothe in Sessutho. Jakob, Vertreter der bethanischen Gemeinde, hielt eine Ansprache direkt an mich, um mir ein Geschenk der Bethanischen im Betrage von 23½ Pfund Sterling (470 Mark) als Beitrag zu meinen Reisekosten zu überreichen; Mokoi, Vorsteher der Außengemeinde Korshoek, übergab mir einen ähnlichen Beitrag von seiner kleinen Gemeinde von 48 Mark baar und so viel an gezeichneten naturellen Beiträgen an Schafen und Ziegen, daß die Gesammtsumme über 100 Mark betrug. Ich dankte in holländischer Sprache. Aber als Jakob nun zu einer längeren Rede sich anschickte, mußte Bruder Grützner, weil die Zeit des Mittagsessens herangekommen war, ihn unterbrechen. Leider kamen auf diese Weise eine Anzahl aufgeschriebener Redner um ihre Reden; denn nach dem Mittagessen fiel die geplante Fortsetzung des Meetings aus.

Zur Mittagsmahlzeit für die Farbigen hatte das Kaufgeschäft zwei Rinder geschlachtet, die mit großem Wohlbehagen verzehrt wurden. Nach Tische verabschiedeten sich die Abgeordneten der Franzosen, die beiden Brüder Mabille und Dieterlein und die drei Nationalhelfer, ein Knecht mit deren Packpferden und ein anderer, fünf Pferde.

Mit den französischen Brüdern versammelten wir uns zuvor im Schulgebäude zum Abschiedsgebet. Wir sangen: „Jesu geh' voran", Br. Posselt betete in englischer Sprache, und zum Schluß sangen wir: „Zieht in Frieden eure Pfade!" Die französischen Brüder waren tief bewegt. Sie sagten, sie hätten bei ihrer Ankunft nicht erwartet, so brüderlich und herzlich bei uns bewillkommt zu werden. Die frühere Spannung zwischen ihnen und unsern Brüdern ist durch ihren Besuch in der Wurzel beseitigt. Beiderseits versprach man sich für die Zukunft brüderliche Freundschaft und Gemeinschaft. Es war ein herzbewegender Abschied. Auch ein reicher Segen von der Jubelfeier. Einen anderen Segen hatte der HErr selbst bereitet am Festtage selbst. Während wir in der Kirche waren, bezog sich nach langer Zeit der Dürre der Himmel mit Wolken. Ueber uns entlud sich ein Gewitter mit dem heißersehnten Regen. Zwei Schläge fielen in unmittelbarer Nähe, der eine in die Felsklippen dicht bei der Station, der Donner übertönte den Redner, dann aber entlud sich die Segensfülle des Regens über die schmachtenden trockenen Felder. Der Regen stellte sich auch am Abend und in der Nacht wieder ein.

11. Wirthschaftliche Arbeit auf Bethanien.

Freitag, 26. September. Um sechs Uhr war ich gestiefelt und gespornt und bald kam auch Br. Sandrock, um mich zu einem Morgenritt abzuholen. Es war ein frischer heller Morgen, die Pferde gingen munter an. Wir besuchten eine Anzahl Werften (Gehöfte, auf denen mehrere farbige Familien wohnen), Mantjesspruit und Koelfontein, auch die von Jephta, unserm kundigen Wagentreiber. Das Feld von Bethanien bot einen völlig andern Anblick dar, als vor achtzehn Jahren. Das Gras nicht bloß dürr, sondern auch auf vielen Flecken ganz fehlend. Die Ursache war nicht bloß die Trockenheit, sondern vor Allem die Ueberzahl von Pferden auf dem Stationslande. Letztere sind der Abgott der Farbigen, etliche halten sich ihrer 8—10, ja bis 30, welche durch das ganze Stationsland streifend dasselbe zerstampfen und in trockenen Zeiten selbst die Wurzeln des Grases mit den Hufen ausscharren und so den Graswuchs zerstören; die Gesammtzahl aller Pferde auf dem Stationslande beträgt gegen dreihundert, die können schon etwas vernichten. Ein anderer Grund der Verschlechterung des Graswuchses ist die Gestaltung der Bevölkerung, welche in einer Anzahl von Familien und Werften zerstreut wohnen, von welchen jeder das Recht hat, auf dem ganzen Terrain zu weiden. Abstellen läßt sich dies nicht um der Hütekosten willen. Der Bauer läßt ein Jahr um das andere sein Vieh auf der einen Hälfte seines Platzes weiden, dann ruht sich die andere und das Gras kann sich besaamen, während es bei uns abgefressen wird, bevor es in Saamen schießt. Die Noth ist bereits so groß geworden, daß nur wenig Rindvieh mehr gehalten werden kann, und daß Gefahr vorhanden ist, das bethanische Feld werde mit der Zeit ganz ruinirt werden. Hier ist es durchaus nöthig, bei Zeiten Gegenmaßregeln zu ergreifen.

Auf der andern Seite war auf der Station seit meinem letzten Besuch viel Fleiß gethan worden, um die ackerfähigen Flächen auszunutzen, und hunderte von Pfunden Sterling sind also durch den Fleiß und die Umsicht des Br. Sandrock für die Mission erworben worden, abgesehen von dem moralischen Gewinn, den die Erziehung der Farbigen zur Arbeitsamkeit gebracht hat. Soll nämlich ein Stück Ackerland von 20—40 Morgen urbar gemacht werden, so ist vor allem erforderlich, daß es unter eine Schlot gebracht und berieselbar gemacht werde, damit also, da regelmäßige Regen nicht fallen, das nöthige Wasser zur Berieselung gewonnen werde. Nun ist das bethanische Land reich an Quellen, die aber alle unter der Erde schlummern und aufgefunden und herausgeholt werden wollen. Hierzu bedarf es vorhergehender Bohrversuche, danach der Ausgrabung, bis das Wasser fließt. Dann müssen große bis zu 800 Schritt lange Dämme, d. h. Stein und Erdwälle angelegt werden, welche theils dies Quellwasser, theils das in dem muldenförmigen Terrain herabfließende Regenwasser auffangen, so daß sich oberhalb des Dammes kleine Seeen und Teiche bilden, wodurch ein Wasservorrath für dürre Zeiten gewonnen wird. Unterhalb solches Dammes nun wird die Ackerfläche angelegt — soweit sich eben ein

Stück Land mittelst Schloten (kleiner Kanäle) aus dem Damm mit Wasser versorgen läßt, die Größe der Ackerfläche also muß der Menge des aufgesammelten Wassers entsprechen. Dieser Acker kann bestellt werden und giebt reiche Erträge. Wenn aber die Saat aufschießt, muß sie wiederum vor dem ringsum weidenden Vieh geschützt werden. Das kann nur dadurch bewerkstelligt werden, daß vier Fuß hohe Steinmauern das ganze Stück Land eingrenzen.

Alle diese Vorarbeiten nun kosten Geld und früher hatte man aus Mangel an Anlagekapital sie unterlassen, bis endlich Br. Sandrock ganz im Kleinen begann, den erzielten Gewinn dann zur Vergrößerung des Anlagekapitals verwandte, und also letzteres so weit erhöhte, daß er aus den Ackererträgen in günstigen Jahren bereits sein Gehalt beziehen konnte.

Zur Frage nach den Kosten kommt die nach den Arbeitskräften. Sollten alle diese Arbeiten durch gemiethete Tagelöhner ausgeführt werden, so wäre nicht bloß viel Geld, sondern auch viel Arbeitskraft erforderlich. Deshalb hat Br. Sandrock einen andern Weg gefunden. Er weist hier und da einem betriebsamen Stationsbewohner einen auf obgedachte Weise nutzbar zu machenden Platz an. Derselbe hat den Damm und die Mauern selbst anzulegen und wird dazu nur für die erste Anlage mit den nöthigen Werkzeugen und Geldmitteln unterstützt. Der Werth der zu errichtenden Mauern wird nach Geld taxirt und zur Hälfte von der Missionskasse, zur Hälfte von dem Bearbeiter bezahlt, darnach gehört die Hälfte des Ertrages (unter besondern Verhältnissen auch wohl nur der fünfte Theil) der Mission; in einzelnen Fällen behält der Arbeiter die ersten drei Jahre die ganze Ernte als Bezahlung für die auf seinen Theil fallenden Kosten der Mauern, welche letztere nach drei Jahren Eigenthum der Mission werden. Hernach wird der Acker dem Bearbeiter ausgeliehen für so lange Zeit, als er denselben gut bewirthschaftet und in Stand erhält. Daß das letztere geschehe, das beaufsichtigt Br. Sandrock. Er meint, daß dies letztere nicht allzuviel Zeit in Anspruch nehme. Ich konnte mich selbst davon überzeugen, wie er die einzelnen Wirthe mit Instruktion versah. Letzteres ist durchaus nothwendig, weil der Farbige selbst weder die nöthige Umsicht, noch die nöthige Energie besitzt, um den rechten Zeitpunkt nicht zu versäumen. In der ersten Zeit machte dies Schwierigkeiten. Allmählich aber fangen die Braunen an einzusehen, daß die Hälfte des von ihnen nach der neuen Weise gewonnenen Ernteertrags, doppelt soviel ergiebt, als sie früher, für sich allein arbeitend, gewonnen hatten. Schon fangen sie an, Freude an dieser Art Arbeit zu finden, bei welcher sie nach und nach sich zu einem gewissen Wohlstand emporarbeiten, und so wird für die Erziehung der Leute viel gewonnen.

Br. Mülke und Sandrock zeigten mir eine bedeutende Anzahl von Gelegenheiten, um an einem günstigen Ort noch Dämme anzulegen. Es fehlten nur noch die Mittel und die betreffenden Leute. Mit der Zeit aber kann, wenn auf dem angegebenen Wege fortgefahren wird, Bethanien mit Leichtigkeit in die Lage versetzt werden, sich selbst erhalten zu können und noch Ueberschüsse zu gewähren.

12. Die Superintendenten-Conferenz.

Nach Vollendung unseres zweistündigen Morgenrittes begaben wir uns (sämmtliche Superintendenten und Br. Wuras) in die geräumige Sakristei der Kirche zur Vorberathung für eine mit unseren sämmtlichen, hier zum erstenmal in Gesammtheit versammelten Superintendenten abzuhaltende allgemeine Conferenz, in welcher sämmtliche wichtige die Missionsarbeit betreffende Gegenstände einer eingehenden Prüfung, Berathung und womöglich Vereinbarung und Beschlußfassung unterbreitet werden sollten. Ich hielt einen erläuternden Vortrag über den Zweck dieser Conferenzen und stellte 6 Themata auf für die Besprechung; dann forderte ich die Superintendenten auf, diejenigen Themata anzugeben, die sie ihrerseits besprochen zu sehen wünschten. Sie brachten andere 8 Themata hinzu. Die 14 angegebenen Gegenstände wurden dann zunächst in zwei Gruppen vertheilt. Die eine Gruppe umfaßte solche Gegenstände, die für die engere Conferenz der Superintendenten allein zurückzubehalten seien, die zweite Gruppe verblieb für eine durch die Zahl der anwesenden Brüder und des als Gast nach Bethanien gekommenen reformirten Predigers Radloff erweiterte Conferenz. Dann wurden für die einzelnen Themata Referenten resp. Correferenten bestellt. Nach einer kurzen Pause wurde die Conferenz als eine erweiterte sofort eröffnet und Br. Knothe gab das Referat, Br. Schmidt das Correferat über das Thema: Verwendung farbiger Nationalgehilfen für den Dienst der Mission; beide hatten die betreffenden Schriftstücke bereits fertig mitgebracht. Schmidt verlas das von Br. Heese verfaßte. Die Discussion bewegte sich um die Gesichtspunkte 1) Nothwendigkeit und Bedürfniß, 2) Ausbildung, 3) Begrenzung der Befugnisse, 4) Verwendung, 5) Stellung zu den übrigen Missionaren, 6) Besoldung solcher Nationalgehilfen. Die Discussion war lebendig und tief eingehend. Die Sitzungen dauerten von 9—12½ Uhr, von 3—6. Zweiter Gegenstand für den ersten Tag war die von Br. Knothe beantragte Ablösung des Missionsinventars an Ochsen und Pferden ꝛc., daß dieselben in den Privatbesitz der einzelnen Missionare übergehen sollten. Ich konnte diesem Vorschlage nicht beistimmen, sämmtliche andere Superintendenten traten mir bei.

Zum Schlusse überraschte uns Br. Grützner mit der Nachricht, daß er am Abend zuvor seine älteste Tochter mit dem Br. Großkopf verlobt habe.

Sonnabend, 27. September, machte ich in der frühen Morgenstunde einen längeren 2½stündigen Ritt durch die Stationsländereien, ähnlich wie gestern. Ich fühlte mich bereits ziemlich sicher im Sattel, wir konnten also eine geschärfte Gangart nehmen. Unser Ziel war die 1—1½ deutsche Meilen entfernte Werft Zonderhout, bei welcher Sandrock ebenfalls eine Ackerparzelle eingerichtet hatte. Auf dem Rückwege sprachen wir bei Br. Mülke in Portjesfontein vor und kamen gerade noch rechtzeitig genug um 9 Uhr zur dritten Sitzung der Superintendenten-Conferenz in Bethanien wieder an. Das Hauptthema war die Frage, welche Gründe das so bedauerliche Ausscheiden so vieler

Brüder aus dem Missionsdienst bewirkten? Welche Mittel anzuwenden seien, um dem Uebel entgegen zu treten. Das Referat gab Posselt, das Correferat Wuras. Der alte liebe Br. Posselt sprach aus einer reichen Fülle praktischer Erfahrung und aus der ganzen Tiefe seines Gemüths und aus der ganzen Wärme seiner Pietät heraus in einer Weise, daß alle aufs Tiefste ergriffen wurden. Auch Wuras sprach herzlich und warm, darnach ich selbst. Wir standen wie vor Gottes Angesicht; diese Vormittagssitzung wird Allen unvergeßlich bleiben. Ein zweites Thema dieser Sitzung war: Die Erziehung der Missionarskinder. In der kürzeren Nachmittagssitzung von 3—4½ Uhr behandelte Knothe das Thema: Nebenbeschäftigungen des Missionars. Sein Vortrag und der Beschluß der Conferenz gipfelte dahin, daß Nebenerwerb keinem Missionare zu gestatten sei, namentlich nicht durch Handel und gewerbsmäßige Uebung der ärztlichen Praxis. Ein Referat von Sandrock über die Pflicht der Ausnutzung unserer ausgedehnten Ländereien zum Besten der Mission machte den Beschluß.

Um 5 Uhr versammelten sich alle Brüder mit ihren Frauen und Gästen in der Kirche. Ich hielt die Beichtrede über Ps. 19, 13. Der Abend verstrich in Br. Grützners Wohnung unter brüderlichen Gesprächen, zu welchen sich auch die Gäste von Wuras und Sandrock einfanden.

Sonntag, 28. September. Die Predigt hielt Br. Kropf in holländischer Sprache. Nach derselben ordinirte ich die Brüder Arndt und Westphal, hierauf empfingen wir sämmtliche Brüder mit einander das heilige Abendmahl. Am Nachmittag war eine Versammlung der Farbigen, ähnlich wie die des zweiten Jubelfesttages, eigentlich die Ergänzung desselben, weil damals mehrere notirte Redner aus Mangel an Zeit nicht zu Worte gekommen waren. Ich machte dann einen Spaziergang durch die romantischen Felsgebilde in der Nähe unserer Quellen. Die eine derselben fand ich durch ein Brunnenhäuschen vor der Verunreinigung geschützt, sie liefert den Stationsbewohnern herrliches Trinkwasser. Br. Knothe leitete in dieser Zeit eine Versammlung von Farbigen, in welcher Ansprachen mit Gesang wechselten. Für den Abend hatten die lieben Grützners unserm lieben Brautpaar einen allerliebsten Polterabend bereitet, welchem Br. Meyer durch eine vor den Brautleuten in Scherben geworfene Wasserkaraffine (sie hatte schon einen Sprung gehabt) einen nationaldeutschen Ausdruck gab zu allgemeinem Ergötzen. Auf einem mit Blumen gezierten Tische lagen die mancherlei zum Theil kostspieligen Geschenke, welche die Brüder dem Brautpaar darbrachten. Dazu kamen Polterabendscherze, eine Engländerin, die sich der jungen Frau als Sprachlehrerin anbot, aber befand, daß sie das I love, thou lovest, he loves, (Ich liebe, du liebst, er liebt) bereits genügend von ihrem Verlobten gelernt habe, dann die drei symbolischen Gestalten: Glaube, Liebe, Hoffnung (drei Töchter des Br. Grützner), welche dem jungen Paare ihre Segenswünsche brachten, dazwischen wurde gesungen; Br. Posselt trug zu allgemeinem Ergötzen in seiner drastischen Weise deutsche und kaffersche Hochzeitsgeschichten vor, der Abend verlief in der harmlosesten, vom christlichen Geist getragenen Fröhlichkeit.

Montag, 29. September. Wir begannen unsere fünfte Conferenzsitzung schon um 1/4 9 Uhr. Ich hatte daher meinen Morgenspazierritt mit Br. Sandrock schon vor Sonnenaufgang begonnen. Wir besichtigten andere Theile des ausgedehnten Stationslandes und ich gewann dabei eine tiefere Einsicht in die landwirthschaftlichen Verhältnisse der Bevölkerung, in die Mängel der bisherigen Verwaltung, in die erheblichen Verbesserungen in der letzten Zeit und in die Lücken der bisherigen Stationsordnung, welche durch neue Bestimmungen ausgefüllt werden müssen. Zu allen diesen Beobachtungen that mir meine wieder aufgenommene Reitkunst die besten Dienste, und ich fühlte mich deshalb meinem Jungen, der mir in Berlin den prachtvollen bequemen Offizierssattel, und besonders auch meinem lieben Meister Mädel für die prächtigen Reitstiefel immer wieder zu Dank verpflichtet. Letztere erleichterten mir das Reiten so sehr, daß ich mich nie durchgeritten habe, trotzdem daß die täglichen Morgenritte sich auf zwei bis drei deutsche Meilen ausdehnten. Jetzt sitze ich schon wieder so fest im Sattel, wie ehedem, und ernte für meine stramme Reiterhaltung das Lob der Brüder.

In der ersten Morgenberathung der Superintendenten-Conferenz wurden sämmtliche Gegenstände der Tagesordnung (Gebrauch spirituöser Getränke, Mission und Handelsgeschäfte), soweit sie für die allgemeine Berathung vorlagen, erschöpfend und zu allseitiger Befriedigung behandelt und beendigt, und die zweite Vormittagssitzung nach der Pause konnte bereits der engeren Conferenz, die ich mit den Superintendenten allein abhielt, gewidmet werden. Auch in dieser wurden die in dem speziellen Protokoll verzeichneten Gegenstände erschöpfend absolvirt, Mißverständnisse in Bezug auf Bestimmungen der Superintendentur-Ordnung beseitigt, neue Gesichtspunkte klar gelegt, und alle soweit befriedigt, daß sie erklärten, der Gegenstand sei erschöpft. Ich war immer von neuem tief bewegt durch den christlichen Ernst und die Freimüthigkeit der wirklich mit ihrem innersten Gewissen an die Missionsarbeit gebundenen Superintendenten, von welchen jeder in seiner besonderen Begabung seinen werthvollen Beitrag zur Discussion brachte, und mehr als einmal dankte ich meinem Gott in meinem Herzen, der uns so treue, liebe, begabte, gewissenhafte Männer für unsere Arbeit geschenkt hat.

13. Ein Zwischenfall, freudvoll und leidvoll.

Um 1/2 1 Uhr fand in lieblicher Weise die Hochzeit der Geschwister Westphal und Marie Sack statt. Wir zogen in feierlichem Zuge zur Kirche. Ich hielt die Traurede über Ruth 1, 16 „Rede mir nicht darein, dein Gott ist mein Gott 2c." Ein einfaches aber liebliches Festmahl mit Lied und Gesang und Ansprachen beschloß die schöne Feier.

Diese Feier sollte ein schmerzliches Nachspiel haben. Schon als ich aus der Kirche kam, fanden sich in meinem Zimmer eine Anzahl farbiger Stationsbewohner ein, welche ein Gespräch verlangten und zugleich mittheilten, die ganze Gemeinde sei versammelt, um mit mir einen wichtigen Gegenstand zu besprechen. Als das Hochzeitsmahl be-

endigt war, fand ich in der That eine große Versammlung von Männern vor den Missionarswohnungen; das Dolmetschen von Br. Grützner lehnten sie ab, und ich bediente mich daher des Br. Brune als Dolmetschers. Ich durchschaute sehr bald den Zweck der Versammlung, welche durch Verwandte des Br. Wuras angestiftet war. Von Letzteren konnte ich einen Horcher beobachten, der hernach sich sehr enttäuscht über den vereitelten Plan äußerte. Es handelte sich um nichts Geringeres, als die Absicht, den Br. Grützner als Stationsvorsteher zu bestellen, zu vereiteln. Vorlaute Sprecher brachten eine Anzahl Beschwerdepunkte vor, aber durchgängig nur solche Dinge, die Grützner auf Grund der von Wuras minder energisch durchgeführten Stationsordnungen eingerichtet hatte. Ich wies deshalb die Sprecher in ihre Schranken und sie waren nicht wenig enttäuscht, als ich der Bemerkung eines besonders Vorlauten, er werde, wenn nicht Abhülfe gewährt würde, von der Station verziehen, den ruhig ertheilten Rath entgegenhielt, er möchte doch so bald als möglich fortziehen und dadurch die Station von einem Krakehler befreien, und als ich einer Anzahl anderer, die ähnliche Sprache führten, entgegnete, es läge uns gar nicht daran, undankbare Leute auf dem Platz zurückzuhalten, die sich nicht in die Ordnungen fügen wollten; wenn sie, anstatt für die ihnen gewährten äußerlichen und geistlichen Wohlthaten dankbar zu sein, unbegründete Beschwerden vorbringen wollten, so möchten nur alle Unzufriedene fortziehen, wir würden an der Stelle jedes einzelnen Fortgezogenen zehn andere Bessere wiederfinden. Sie machten lange Gesichter und stießen Ausdrücke des Erstaunens aus. Zuletzt erklärte ich ihnen, die Sache sei noch nicht klar, ich würde sie untersuchen, die nöthigen Ordnungen treffen und ihnen meinen Beschluß mittheilen. Sie zogen bedroeft ab und der weiße Anstifter dieses letzten Versuchs äußerte sich später gegen einen anderen, derselbe sei mißlungen.

Mit recht betrübtem Herzen suchte ich am Abend meine Lagerstätte auf.

14. Beendigung der Superintendenten-Conferenzen.

Dienstag, 30. September. In der Vormittagssitzung der Superintendenten-Conferenz wurden die letzten der proponirten Themata (Aufbringung der Mittel zur Selbsterhaltung unserer Stationen, Gemeinsame Agende, Ausbildung unserer Missionare, Examen der Ordinanden, Kirchenzucht, Taufe von Kindern aus Mischehen, Befugnisse der Superintendenten) berathen und das Protokoll verlesen. Wir dankten dem Herrn für den überreichen Segen, den jeder Theilnehmer aus den bis zur Erschöpfung des einzelnen Gegenstandes geführten Berathungen empfangen zu haben mit wärmstem Danke bekannte. Diesem Dank gab Bruder Schmidt durch ein tief ergreifendes Gebet seinen Ausdruck.

Am Abend hatte ich eine große Freude. Liebe Briefe aus Deutschland: gute Nachrichten von den Meinigen, die Kreuz-Zeitung bis zur Nummer vom 3. September, in der vom 2. September der Anfang meines Reisetagebuchs abgedruckt. Am 22. August nach Deutsch-

land an das Missionshaus gesandt, kommt es mir fünf Wochen später in der Kreuz-Zeitung gedruckt zu Gesicht, nachdem es 6000 engl. Meilen über das Meer nach der Kapstadt und von da über 1200 engl. Meilen bis in das Herz von Süd-Afrika gemacht hat. Es sind doch andere Zeiten geworden.

15. Die Bethanischen Stations-Conferenzen.

Mittwoch, 1. Oktober. Wie wir (Sandrock und ich) gestern früh dem Br. Meyer etwa 1¼ Meilen das Geleit gaben, als er zu Pferd nach Kimberley zurückkehrte, so nahmen wir am Nachmittag Abschied von dem jungen Ehepaar, das mit Br. Brune nach Adamshoop ging. Heute (Mittwoch) früh verließen uns Posselt und Schmidt, um heimwärts zu ziehen. Der übrige Theil des Tages blieb für die bethanische Stationsconferenz gespart. Nach Unterzeichnung des Protokolls theilte ich den versammelten Brüdern mit, daß Vater Wuras mit dem heutigen Tage in den Ruhestand getreten sei, dankte diesem für alle in den 48 Jahren geleisteten Dienste und Treue und wünschte ihm des HErrn Segen für die noch übrigen Tage seines Lebens. Wir alle knieten nieder zum Gebet und ich segnete den alten lieben Arbeiter mit Handauflegung zum Ruhestand ein. Alle waren tief bewegt. Br. Nauhaus ergriff für sie das Wort und dankte in warmen Worten dem Comité und mir für die väterliche Liebe und Treue, die auch in dieser Angelegenheit einen so warmen Ausdruck gewonnen habe und gelobte neue Treue im Namen Aller. — Es war ein tief ergreifender Augenblick. Aller Augen waren mit Thränen gefüllt.

In der nach einer Pause eröffneten bethanischen Stations-Conferenz legte ich zunächst den Brüdern vor, welche Bedenken mir der Anblick des bethanischen Landes erweckt habe. Es wurden neue Paragraphen des Stationsgesetzes berathen, darauf hinzielend, daß die Leute zur Arbeitsamkeit und zum Gehorsam erzogen würden. Br. Grützner übernahm die Redaktion derselben für die Schlußconferenz. Einige Beschwerdebriefe, welche Gemeindeglieder bei mir eingereicht hatten, wurden geprüft und auf Grund der Stationsgesetze für nichtig erkannt; die Leute hatten eingeschlichene Abweichungen von denselben, weil sie längere Zeit ungerügt geblieben waren, für Recht angesehen; eine Petition ging von der Anschauung aus, daß die Gesellschaft für die Farbigen Dämme bauen und in Stand halten sollte. Br. Grützner wurde beauftragt, die Querulanten auf Grund der bestehenden Ordnungen zu bescheiden.

Ein anderer Gegenstand der Berathung war das Kaufgeschäft. Die mancherlei Unordnungen, welche ungeahndet daselbst gegen unsere Gesetze begangen waren, wurden dargelegt, sowie die Unmöglichkeit den durch Verkauf starker Getränke vom Laden ausgehenden demoralisirenden Einfluß auf die Bevölkerung zu bekämpfen. Da 1886 der Kontrakt mit dem derzeitigen Inhaber des Geschäfts abläuft, wurde erwogen, was darnach zu thun sei. Die Resultate unserer Besprechungen konnten, da noch so lange Zeit bis dahin vor uns liegt, nur provisorische sein.

Was die Bewohner des Platzes betrifft, so wird ernstlicher als

bisher darauf Bedacht zu nehmen sein, daß jeder Weiße, dem das Wohnen auf dem Platz gestattet wird, genau den Platzgesetzen unterworfen wird, und daß er auch auf die von ihm zu erbauenden Häuser keinerlei Besitzanspruch zu erheben habe, wenn er den Platz verlasse, sei es freiwillig, sei es gezwungen.

Die Wollwäsche, die wir am Mittwoch besuchten, wird auf Rechnung des Herrn Fichart durch einen Herrn Bischof verwaltet. Wie sich die Verhältnisse gestalten werden, falls Herr Fichart aus dem Kaufkontrakt ausscheidet, bleibt noch dahingestellt. Die Koranna, welche in der Nähe derselben ihre kleinen Werften haben, zeichnen sich durch Trägheit, Unreinlichkeit und Hochmuth aus. Ein Mann drehte mir, als ich zum Besuch an seine Werft heranritt, direkt den Rücken zu und gab der Weisung, diese Position zu ändern, nur zögernd und unvollständig Gehör. Goliath, der alte Capitain, jetzt ein ganz verhärteter Heide, ging, wie es schien, geflissentlich, wiederholt bei mir steifen Nackens vorüber, ohne zu grüßen. Er scheint noch immer an der fixen Idee festzuhalten, als sei er der eigentliche Besitzer des Platzes.

Donnerstag, 2. Oktober. Heute früh kehrte Br. Baumbach mit seiner Familie nach Pniel zurück. Ich selbst ritt um sechs Uhr nach Portjesfontein zum Abschiednehmen. Nach meiner Rückkehr vollendete ich meine Tagebücher und Briefschaften für die am Abend abgehende Post.

Am Nachmittag versammelten sich die Werftmeister und Gemeindevorsteher in der Stube des Br. Sandrock, um sich wegen des Vorfalls von letztem Montag zu rechtfertigen. Ich sollte doch das nicht als „Aufruhr" ansehen, sie hätten ja nur als Kinder zu ihrem alten Vater kommen wollen, um ihrem Schmerz über das Ausscheiden ihres alten Vater Wuras Ausdruck zu geben. Die ganze Sache sei ihnen erst jetzt zur Kenntniß gekommen und sie hätten nun fragen wollen, wie alles zusammen hinge. Ich setzte ihnen auseinander, daß sie nicht bloß über den Abgang des Vater Wuras „geheult" hätten, die Thränen, die sie darüber weinten, wären auch meine Thränen. Sie hätten aber auch vieles gegen Herrn Grützner geredet, was ich nur als Aufruhr ansehen könne, und das könnten sie nur dadurch wieder gut machen, daß sie Herrn Grützner abbäten und ihm künftig treu und gehorsam zu sein versprächen. Daß sie zu mir wie die Kinder zu ihrem Vater gekommen wären, das erfreue mein Herz, und ich wolle deshalb die ungeschickten Worte, die einige gesprochen, vergeben und vergessen. Ich dankte ihnen für das schöne Geschenk, daß sie zu meiner Reise in der Gemeinde gesammelt haben, aber das schönste Geschenk, was sie mir machen könnten, wäre, wenn sie getreu ihre Schuldigkeit thäten und Gottes Wort fleißig hören wollten und als rechte Christen leben und wandeln.

Schon vor dieser Schlußversammlung war Jephta, unser Wagenlenker, gekommen, hatte seinem Schmerz über den Vorfall am Montag lebhaften Ausdruck gegeben und versichert, daß er nicht dabei gewesen sei. Dann, als ich ihm mittheilte, wie wir für die alten Tage des Ou Mijnheer Wuras gesorgt hätten, dankte er mir dafür im Namen der ganzen Gemeinde. So war denn auch dieser Vorfall glücklich beseitigt.

16. Ein Rasttag auf Bethanien.

Freitag, 3. Oktober. Nachdem denn nun mit des Herrn Hülfe alle Arbeiten auf Bethanien vollendet waren, verblieb uns für Freitag ein Rasttag, wenigstens Rast von geistlichen Anstrengungen. Wir planten eine Partie auf den Spitzkopf für den Nachmittag. Am Vormittag beschlossen wir, einer Einladung des reformirten Prediger Meyring nach dem zwei starke Meilen entfernten Dorf Edenburg folgend, einen Morgenritt dorthin zu machen. Mit mir ritten die Brüder Sandrock und Knothe, auch die älteste Tochter des Br. Grützner, Verlobte des Br. Großkopf, schloß sich an. Um sechs Uhr brach die kleine Cavalkade auf. Die Pferde gingen frisch; ½8 waren wir bei dem Dorfe angelangt. Dasselbe hat sich seit meinem letzten Besuch bedeutend verschönert. Eine ziemlich geräumige Kirche mit einem hundert Fuß hohen Glockenthurm war von der zerstreut umher wohnenden reformirten Kirchgemeinde erbaut worden mit einem Kostenaufwand von etwa 14000 Pfd. Sterl. (280000 M.), gerade dem zehnfachen Betrag der Kosten unserer ebenfalls ganz stattlichen, nicht viel kleineren, aber eigentlich schöneren bethanischen Kirche. Außer dem Kaufmann, dem Schullehrer, dem Geistlichen und dem Arzt, wohnen nur eine geringe Zahl von Weißen auf dem Ort. Die Mehrzahl der Häuser waren sogenannte Kirchhäuser, d. h. solche Häuser, die die umwohnenden Bauern sich erbaut haben nur zu dem Zweck, daß sie, wenn sie zur Kirche heranfahren, ein Unterkommen finden. Deshalb waren die kleinen, aber recht netten in Rohbau von Mauersteinen erbauten Häuser größtentheils verschlossen. — Das Dorf machte im Uebrigen einen recht freundlichen Eindruck. Die Pfarrwohnung mit ihren an 16 Fuß hohen schön möblirten Zimmern und dem geschmackvoll eingerichteten Garten stach ebenso wie das hohe Gehalt des Pastors sehr von der fast dürftigen Einfachheit unserer meisten Missionarswohnungen ab. Br. Meyring empfing uns mit der herzlichsten Freundlichkeit und Gastlichkeit, und hielt uns über die beabsichtigte Zeit hinaus auf. Wir waren daher genöthigt, die Rückreise in schnellerem Tempo zu machen, und ich freute mich, nun so fest im Sattel geworden zu sein, daß ich die zwei starken Meilen in 1¼ Stunden zurücklegen konnte.

In Bethanien wieder angelangt, suchte ich einen etwa ¼ Stunde entfernten Hügel auf und nahm von dort aus, wo sich die Station malerisch präsentirt, eine Skizze auf, aß dann etwas zu Mittag, hielt mein Schläfchen und gegen drei Uhr wurde nach dem 280 Fuß hohen Spitzkopf aufgebrochen. In der Karre fuhr ich mit Schwester Grützner und Br. Kropf, die übrigen Theilnehmer folgten zu Pferde. Die kleinen Grützner'schen Kinder waren zu Fuß vorangegangen. Nach kaum halbstündiger Fahrt erreichten wir den Fuß des Spitzkopfes, und die Kletterei begann. Da der Aufgang ziemlich steil ist und in den höheren Partieen sogar ein wirkliches Klettern durch die Felsen nöthig machte, mußte ich doppelt so viel Zeit verbrauchen als vor 18 Jahren und zum öfteren Athem schöpfen, aber ich kam, obgleich mit etwas Anstrengung, zu meiner und anderer Verwunderung doch glücklich hinauf. Oben sangen

wir: Allein Gott in der Höh' sei Ehr', ließen Kaiser Wilhelm und Präsident Brandt leben, erlabten uns an der weiten Fernsicht und stiegen durchaus befriedigt wieder herab. Inzwischen hatte Schw. Grützner an einem von grünen Büschen überschatteten, romantisch am Rietfluß gelegenen Platz den Kaffee bereitet, den wir — ich auf meinen bequemen Reisestuhl sitzend — mit großer Behaglichkeit genossen. Es war eine jener seltenen Stunden im Leben, die man mit innerster Ruhe und Befriedigung nach gethaner Arbeit im trauten Kreise genießen darf. Mit Sonnenuntergang hatten wir Bethanien wieder erreicht.

Ich nahm am Abend Abschied von Br. Wuras, er war sehr bewegt. Es muß ja in der That schwer sein, von einem so langjährigen Aufenthaltsort zu scheiden; ich konnte es ihm nachfühlen.

17. Blumfontein. (Bloemfontein.)

Sonnabend, 4. Oktober. Gegen acht Uhr brachen wir auf. Kropf, Rauhaus und ich fuhren in dem bequemen durch vier Pferde und zwei Esel gezogenen Reisewagen des Br. Rauhaus, die Brüder Grützner und Knothe in der von vier Eseln gezogenen Karre des letzteren. Die Pferde waren zusammengesucht und schwach, so daß sie nur mit beständigem Schlagen und Schreien im Gange erhalten werden konnten. Aber es ging doch. Zweimal spannten wir zum Futtern aus; um sechs Uhr Abends erreichten wir das etwa neun deutsche Meilen von Bethanien gelegene Blumfontein, die Landes-Hauptstadt des Oranje-Freistaats. Ich erkannte die vor 18 Jahren in den Anfängen von mir geschaute Stadt nicht wieder. Freundliche zum Theil elegante Häuser, schöne Kirchen, — die reformirte mit einem Doppelthurm, saubere, reinliche, gepflasterte Straßen, liebliche Gärten, alles machte den Eindruck der Wohlbehaglichkeit und des Wohlstandes. Blumfontein wird zu den schönsten Städten Süd-Afrikas gerechnet.

Wir hielten bei der deutschen Kirche an und stiegen ab bei unserm Br. Großkopf, der jetzt deutsch-lutherischer Pastor der als Tochter von Bethanien entstandenen kleinen deutschen Gemeinde ist, welche ihm ein kleines aber wohlbehäbiges Häuschen mit kleinem Garten und großem Hofraum hergerichtet hat. Sie giebt ihm ein für afrikanische Verhältnisse kaum ausreichendes Gehalt von 4000 Mark. Vom Hof aus sieht man etwas höher gelegen die für unsere von Br. Großkopf bediente farbige Missionsgemeinde erbaute kleine Kafferkirche nebst dem Häuslein des farbigen Nationalhelfer Isaac. Farbige und weiße Gemeindeglieder begrüßten uns, unter ihnen auch unser früherer Missionar Krause. Nach einem Plauderstündchen brachte mich Br. Grützner zu meinem Gastgeber, dem früheren bethanischen Kaufmann Herrn Emmanuel Fichart. Derselbe hat sich nach Blumfontein zurückgezogen, wo er ein elegantes comfortables Haus gekauft hat. Hier wurde ich mit deutscher Herzlichkeit auf das Liebevollste aufgenommen und verpflegt.

Sonntag, 5. Oktober. Früh stand ich auf und vollendete mein Tagebuch; dann rüstete ich mich zum Gottesdienst, der um elf Uhr beginnen soll. Die Kirche mit dem daranstoßenden Pfarrgehöft ist sauber und rein, zierlich und freundlich wie ein Schmuckkästchen, obschon

im Ganzen doch nur klein, wie die deutsche Gemeinde selbst auch nur unbedeutend an Zahl ist. Die beiden für die Kafferngemeinde und die Missionsarbeit an den Dorfkaffern bestimmten Erben, welche etwas höher am Berge liegen, hat der Staat uns geschenkt.

Die deutsche Kirche mit sauberer Mauer umfriedigt, war in ihrem Innern freundlich mit Blumen und Guirlanden geschmückt; die zahlreich versammelte Gemeinde, die schön gesungenen Lieder des Chors und der frische Gemeindegesang, sowie die schöne Liturgie nach der Bachmann'schen Agende ließ mich vergessen, daß ich in Afrika und nicht in Deutschland sei. Ich konnte mit großer Freudigkeit predigen. Die Arie: denn der Herr verläßt die Seinen nicht, er gedenkt seiner Kinder" wurde durch die Tochter unsers früheren Missionars, des jetzigen Dr. Krause, auf dem Harmonium als Eingang gespielt. Die heimischen Klänge ergriffen mich tief im Herzen. Während ich Mittagsruhe hielt, hatte Br. Nauhaus die Sonntagschule gehalten. Um drei Uhr kam Isaac und rief mich zum Kaffergottesdienste. Das kleine Kafferkirchlein ist einfach und recht klein, etwa 120 Kirchengänger, fast nur Erwachsene füllten sie bis zum letzten Platz. Das kleine Gemeindlein sang die Gesänge, die in Sessuto und holländisch vorgesprochen wurden, rein, sicher und mit sichtlichem Vergnügen. Die Sessuto-Predigt des Br. Knothe hörten sie mit gespannter Aufmerksamkeit an. Nachdem ich dann auch noch eine holländische Ansprache gehalten hatte, trat strahlenden Auges Isaac, der Lehrer und Nationalhelfer, an mich heran und überreichte mir ein Gemeindegeschenk von Lstrl. 8,25 (162 Mark) als Beitrag zu meinen Reisekosten, ein im Verhältniß zu der geringen Zahl der Gemeindeglieder und ihrer Armuth beträchtliches Geschenk.

Nach Vollendung des Kaffergottesdienstes machten wir einen Besuch beim Präsident Brandt, der uns mit großer Herzlichkeit und ausgezeichneter Freundlichkeit empfing. Abends sieben Uhr ging es wieder in die Kirche; Br. Kropf hielt eine deutsche Predigt, sehr schön, obgleich den Blumfonteinern zu streng. Die Deutschen daselbst nämlich sind aus allerlei Volk und allerlei Charakteren und Persönlichkeiten zusammengesetzt und man kann nicht sagen, daß die Richtung auf praktisch-ernste Frömmigkeit überwiegend ist.

Den Abend verbrachte ich in angenehmen Gesprächen mit meinem liebenswürdigen Wirth, Herrn Fichart. Ich konnte mich über sein freimüthiges Bekennen zum Herrn und über die stramme Weise, in der er unbeirrt seine lutherische, ihm ins Fleisch und Blut übergegangene Lehre, insonderheit auch den bisweilen kirchlich anmaßenden Engländern gegenüber bekennt, herzlich erfreuen. Die Anglicanisch-Bischöflichen sinken immer mehr zu der kläglichen Rolle von Nachäffern römischer Ceremonien herab und verscherzen durch ihr hochfahrendes Auftreten den evangelischen Denominationen gegenüber je länger je mehr Achtung, Liebe und Vertrauen. Als Herr Fichart aufgefordert wurde, dem erwarteten Bischof huldigend entgegen zu gehen, antwortete er, er habe nicht Lust eine Gemeinde zu ehren, die die Betheiligung an der Grundlegungsfeier für unsere lutherische Kirche abgelehnt habe; er habe aber zwei Esel im Stall, von denen er gerne dem Bischof einen zur Verfügung stellen wolle, wenn er in Blumfontein einzureiten gedächte, wie

einst der Herr Christus in Jerusalem. Durch seinen wirklich ernsten christlichen Sinn hat Herr Fichart so sehr die allgemeine Liebe der Bewohnerschaft des Orts gewonnen, daß dieselbe ihn zum Bürgermeister wählen wollte. Das hat er aber abgelehnt.

Montag, 6. Oktober. Früh mit Sonnenaufgang stieg ich auf den Berg, an dessen Lehne die Kafferkirche steht und dessen Gipfel von dem sogenannten Fort besetzt ist. Artilleriesignale lenkten meinen Blick nach Osten; da sah ich eine Truppe von etwa zehn Mann wild zum Fort heraufsprengen, und bald darauf von dort eine Batterie von drei Geschützen zum Manövriren ausziehen. Es sind etwa 30—50 Artilleristen, die neun aktive Geschütze bedienen. An der Spitze dieser Corps steht ein preußischer Sergeant, Herr Albrecht aus Berlin, der hier den Namen Capitain führt. Er hat seine kleine Truppe gut exercirt und sie schießen nach dem Urtheil des Präsidenten exakt und sicher. Herr Albrecht bezieht ein Gehalt von 4 oder 500 Pfd. Sterl. (8—10000 Mark) sowie Wohnung und Naturallieferungen; jeder Artillerist bezieht täglich eine Mark Löhnung neben freier Beköstigung und Wohnung in einer im Vergleich zu unseren preußischen sehr comfortabel eingerichteten Kaserne.

Nach dem Frühstück begab ich mich zu Br. Großkopf, bei welchem sich verschiedene Deutsche angemeldet hatten, um mich zu begrüßen, unter andern der deutsche Consul Dr. Kellner und auch obbesagter Capitain Albrecht, der sich erbot, mir das Fort und die Kaserne zu zeigen. Da derselbe zuvor in dem Grey-Institut, eine Art Gymnasium, gymnastische Uebungen zu leiten hatte, gingen wir zunächst mit ihm dorthin und fanden im Direktor Herrn Brüll einen sehr gebildeten liebenswürdigen Mann, der uns mit großer Zuvorkommenheit die Räume der von dem früheren Gouverneur Grey gestifteten und dotirten und darum seinen Namen tragenden Anstalt zeigte. Die Schulzimmer waren mit Lehrmitteln gut ausgestattet, geräumig, luftig und hoch. In der höheren Klasse hat jeder einzelne Schüler seinen eigenen Sitz mit Pult, in den andern sind die ähnlich eingerichteten Bänke auf nur je zwei Schüler berechnet, so daß Störungen durch Plaudereien möglichst ausgeschlossen bleiben, während der Aufwand von Raum durch die bessere Luft im Zimmer reichlich gelohnt wird. — Auf dem Hof machte Capitain Albrecht mit seinen sehr anständig und gebildet aussehenden Bauerngymnasiasten Freiübungen ganz in preußischer Weise und drillte sie musterhaft. Er ging dann mit uns in die Kaserne und das Fort. Die Kaserne bot den einzelnen Soldaten viel Raum zum Wohnen und Schlafen und für den Unterricht. Das Fort war im Uebrigen primitiv befestigt, kaum ein Fort zu nennen. Oben ist das Zeughaus und eine unbedeutende kleine Waffensammlung. Die Aussicht auf die Stadt gewährt ein liebliches Panoramenbild.

Vom Fort gingen wir über einen Bergrücken an den Gottesäckern vorbei, auf deren einem wir das Grab der verstorbenen Frau des Br. Großkopf besuchten. Dann sahen wir das Damen-Erziehungs-Institut, welches zur Zeit von einem Frl. Murray geleitet wird. Darauf gingen wir zum Photographen, welcher von uns Resten der Superintendentenversammlung ein Bild aufnahm, auf dem auch Herr Fichart seinen Platz fand. Gegenüber dem Hause des Photographen

liegt das Stadthaus, dessen große Halle wohl 600 Menschen faßt. — Ziemlich erschöpft kam ich zu Mittag nach Hause.

Am Nachmittag führte Herr Fichart uns in das „Nationalmuseum", eine ganz interessante und ziemlich reichhaltige Sammlung von Produkten des Landes und geschichtlichen Merkwürdigkeiten. Eine solche geschichtliche Merkwürdigkeit ist das kleine unscheinbare Häuschen selbst. Man hat daher jetzt, wo man ein großes stattliches Museumsgebäude zu errichten gedenkt, die Absicht, das kleine Häuschen, in dem die ersten constituirenden Versammlungen, und später die Sitzungen des Volkraths abgehalten worden waren, zu conserviren und in den größeren Bau als Dokument vergangener geringer Tage einzufügen.

Für den Abend hatten die Deutschen von Blumfontein, um ihren hierhergekommenen Landsmann zu ehren und zu begrüßen, ein Fest veranstaltet in ihrem eigens zum Behuf geselliger Zusammenkünfte von den Deutschen des Orts erbauten schönen Club-Gebäude. Zu diesem Fest waren der Präsident nebst Familie, sowie der reformirte und der wesleyanische Geistliche und andere hervorragende Persönlichkeiten eingeladen. Ich war über die Eleganz etlicher Damen-Toiletten erstaunt. Das Fest selbst war allerliebst, Gesang — solo und vierstimmig — wechselten mit Clavierstücken; ein Trio aus Harmonium, Geige und Flöte wurde recht gut ausgeführt. Zwei deutsche Damen, Gesanglehrerinnen am Institut, trugen ihre Piecen mit einer gewissen Meisterschaft vor, Frl. Hamma führte die Tonleiter in halben Tönen glockenrein in schnellem Tempo durch; Frl. Reimer hatte sich früher zur Concertsängerin ausbilden lassen und beherrschte ihre Stimme mit großer Gewandtheit. Eingeleitet wurde das Fest durch drei Reden, des Pastors Großkopf, des Herrn Fichart und des deutschen Consuls Dr. Kellner, welche mich begrüßten als einen lieben Landsmann, der ihnen seit lange bekannt, lieb und werth sei und dem einen angenehmen Abend zu bereiten für sie eine besondere Freude und Ehre sei. Ich antwortete in einer längeren Ansprache, die durch lebhafte Zustimmungsbezeugungen belohnt wurde; ich wurde den ganzen Abend hindurch mit großer Liebe und Aufmerksamkeit behandelt. Erst gegen Mitternacht endete die erfrischende Feier zu allseitiger Zufriedenheit.

Dienstag, 7. Oktober. Gegen acht Uhr holte uns Ernst Schmidt, Besitzer des drei Meilen entfernten Bauernhofs Kromspruit, in einer Karre ab, um uns nach Paardekuil zu seiner sehr kranken Mutter, der Wittwe unsers früheren Missionars Johann Schmidt, zu bringen. Sie war sehr schwach, obgleich für diesmal besonders geistig und frisch angeregt, — eine ernste und erfahrene Christin. Ich konnte ihr zu ihrer Freude das heilige Abendmahl — vielleicht ihr letztes, zur Wegzehrung reichen. Sie ist erblindet und ihr lebhafter Geist muß deshalb auch des Lesens der Erbauungsschriften, welches zuletzt ihre einzige Erquickung gewesen war, schmerzlich entbehren.

Am Abend acht Uhr folgten wir, nach Blumfontein zurückgekehrt, der Einladung des Präsidenten Brandt, welcher mir zu Ehren ein ähnliches Fest arrangirt hatte, wie gestern Abend die Deutschen. Zu demselben hatte er unsere sämmtlichen Superintendenten, auch andere Deutsche und außerdem sämmtliche Spitzen der Behörden eingeladen,

den General-Staatsanwalt, den Vorsitzenden des Volksraths, den Landdrost, den Bürgermeister und Andere. An diesem Abend wurden keine Reden gehalten, desto mehr aber musizirt. Etwa 60 Personen füllten den Saal, ein größeres Präsidentenhaus wird soeben erbaut. Ich führte die Frau Präsidentin zur Tafel, sie bot alles auf, mir den Abend angenehm zu machen. Die Tafel war sehr reich besetzt, die Toilette von Herren und Damen zum Theil sehr elegant, so daß man sich in irgend ein vornehmes Haus in Deutschland versetzt glaubte. Der Präsident war, wie immer, sehr liebenswürdig und bat mich beim Abschied, seine Photographie, sowie ein Gruppenbild seiner Familie zur Erinnerung mitzunehmen, er hatte auf beide Blätter einige Worte der Widmung geschrieben.

18. Reise nach Adamshoop.

Mittwoch, 8. Oktober. Heute sollte es hinausgehen nach Portjesdam und Adamshoop. Adam Oppermann und seine Gemeinde hatten zwei bequeme Karren, jede mit vier Pferden bespannt uns die fünfzehn Stunden zu Pferde (20 deutsche Meilen) nach Blumfontein entgegen geschickt, so daß Knothes Eselkarre und Rauhaus Reisewagen mit ihren bereits müde werdenden Zugthieren nach Pniel voraufgeschickt werden und dort Rast und Weide finden können, bis zu unserer Ankunft daselbst. Unsre Karren wurden von den deutschen Freunden und Missionsgeschwistern mit Kost aller Art, Kuchen, Fleisch, Käse, Butter, Brod, Capwein und Bier, Zucker, Kaffee ꝛc. bepackt; Herr Fichart hatte einen ganzen Baumkuchen, der elegant verziert auf dem Tische bei dem deutschen Feste paradirt hatte, mit auf den Wagen gesetzt, so daß wir an Kost für die zwei Tage nicht Mangel hatten. Die Pferde, die Adam Oppermann geschickt hatte, waren gut, sie sprangen und rannten in gestrecktem Trab, ohne daß der Fuhrmann, Adam's Schwiegersohn, die Peitsche nöthig hatte — eine wahre Erquickung nach der Fahrt von Colesberg, wo fast keine Minute ohne Schreien und heftiges Peitschen verging. Nach $1^3/_4$ Stunden Fahrens spannten wir in einem lieblichen Bergthal aus, dessen Weidegrund und Bergabhänge in frischem Grün prangte; die Bergabhänge zierten nicht blos zerstreute kleine Büsche, wie die bei Blumfontein, sondern sie machten schon einen Ansatz zum Walde. Eine große Felspartie hatte einen weißen Ueberzug von dem Guano der zahlreichen Aasvögel erhalten, die diesen Sitz zu ihrem gemeinsamen ständigen Nachtquartier erkoren haben. Etwa fünf Minuten vom Wege an der Berglehne waren vereinzelte Kafferkraale.

Wir hatten kaum ausgespannt, als Isaac, unser Blumfonteiner Nationalhelfer, uns nachgesprengt kam; er brachte eine kleine schwarze Umhängetasche, die man auf die Karre zu legen vergessen hatte. Bei dessen Anblick lösten sich Gruppen von Kaffern von jenen Hütten und kamen zu unserer Karre, um zu grüßen. Die Kraale sind ein Predigtposten für Isaac. Als die zum Theil wunderlich geputzten Kafferfrauen, deren eine ein wohlgarnirtes Kleid, mit hinten tief herabfallendem Sack à la mode, wahrscheinlich von einer vornehmen Frau ererbt oder beim Trödler erkauft hatte, und ihre Männer hervorkamen, da glänzte

ihr Angesicht vor Freude darüber, daß sie Leeraars ihrer genootschap, ja den großen Lehrer uit Duitschland begrüßen durften; sie waren so lieb und zutraulich, daß ich unwillkührlich an das Wort „als die Unbekannten und doch bekannt" erinnert wurde.

An dem Ausspannplatz wurde Kaffee gekocht, Fleisch über Feuer von trockenem Mist geröstet — ich wurde unwillkührlich an Ezechiel erinnert — gefrühstückt, die Pferde getränkt und gefüttert, nach einer Stunde die Reise fortgesetzt. Auch den nächsten Schoft fuhren wir in $2^1/_4$ Stunden. Die Pferde liefen immer noch munter. Ein dritter Schoft dauerte 2 Stunden unausgesetzten Trabens. Dann neigte sich der Tag. Wir hatten bis zu dem beabsichtigten Nachtquartier noch eine Viertelstunde zu fahren. Bereits war die Dunkelheit hereingebrochen; ich konnte kaum noch den schmalen Weg unterscheiden. — Da rief uns Grützner aus der zweiten Karre zu: aanhouw (anhalten). Wir waren in der Nähe eines Winkels (Kaufladens) angekommen; Grützner meinte, er wolle dort um Herberge fragen, da ihr eines Vorderpferd ermüdet sei und den Dienst versage. Es war nicht zu verwundern, denn die Thiere hatten in diesen drei Tagen 30 deutsche Meilen die Karre ziehen müssen. Der „Winkel", ein ziemlich geräumiges Haus (Wände und Dach von Eisenblech), war erreicht. Grützner ging hinein und brachte die Nachricht heraus, es werde für unser Nachtquartier Rath geschafft werden. Das müde Pferd hatte uns zu einem Nachtquartier unter Dach und Fach verholfen.

Im ganzen Lande herrschte nämlich unter den Bauern eine solche Furcht vor Pocken (Kleen pockies), daß sie selbst von ihrer sonst so gewohnten und gern geübten Gastfreundschaft in dieser Zeit Abstand nahmen. Karl Meyer, als er von Kimberley aus zur Synode geritten kam, hatte die List gebraucht, daß er, bevor er vom Pferde stieg, dem sorgsam seine Heimstätte bewachenden Bauer, schon von ferne zurief: Is er ook pockies hier? Der Bauer hatte in dem Zuruf einen Beweis erkannt, daß der Gast aus unverdächtigem Gebiet komme und hatte Nachtquartier gewährt, nicht ahnend, daß der eingetroffene Gast wirklich aus dem stark von Pocken heimgesuchten Kimberley kam, wo er sogar Pockenkranke seelsorgerisch bedient hatte. Der Br. Knothe hatte dieselbe Kriegslist vergeblich angewandt, denn der Bauer hatte auf seinen Zuruf: ons is bang voor die pockies geantwortet: en ons is ook bang voor die pockies und hatte die Thür ihm vor den Augen zugeschlossen. Auf Potschefstroom war Br. Köhler, der einem Pockenkranken das Abendmahl gereicht hatte, von Polizeiwegen in seinem Hause 14 Tage auf Quarantäne gesetzt worden, so daß der Br. Knothe nur über die Mauer hatte mit ihm sprechen dürfen. Unsre Adamshooper Leute waren, als sie bei einem Bauer nur Futter kaufen wollten, von diesem mit einer langen Stange mit vielen Drohungen und Schelten abgekehrt worden. Vielleicht wären auch wir von dem Doorlandsporter Bauer, den Grützner kannte, ebenso abgewiesen worden, denn die Furcht der Bauern vor den pockies war so lächerlich groß und allgemein, daß sie alle andern Rücksichten überwog; so rettete uns das flau gewordene Pferd, welches genau auf der Hälfte des Weges zwischen Blumfontein und Adamshoop, zehn Meilen von jedem dieser

beiden Orten entfernt, schwach werden mußte, vor der ungemüthlichen Aussicht, unter freiem Himmel campiren zu müssen; das wäre hier auf dem 3500 Fuß hohen Hoogefeld, wo es in den Nächten reifte und fror, keine Kleinigkeit gewesen. Der Inhaber unsres Winkels ergab sich als ein Engländer, der früher clerk im bethanischen Kaufgeschäft gewesen war, und als alter Bekannter nun alles aufbot, um uns in einem geräumigen Zimmer ein behäbiges Nachtlager zu bereiten. Freilich war auch dieses, weil Wände und Dach von Eisenblech waren, noch kalt genug, so daß wir ohne einige Erkältung trotzdem nicht davon kamen.

Donnerstag, 9. Oktober, wurde früh eingespannt, die Pferde liefen wiederum frisch, wir spannten bei einem neu angelegten Bauerngehöft aus, um die Pferde zu tränken. Als wir an die Hausthür kamen, um zu grüßen, entfernten sich dessen Bewohner aus dem Zimmer, ein kleines Kind, das zurückgeblieben war, gab uns den Bescheid, papa wäre nicht zu Hause. Während wir aber abkochten, sahen wir eine lange Bauerngestalt, die scheu aus der Ferne nach uns hinschielte. Bald kam er hinter seinem Versteck hervor, und wir konnten den Kampf beobachten, den seine Furcht mit seiner Neugierde zu bestehen hatte. Langsam that er 8 Schritte auf uns zu. Dann überwog die Furcht, und er kehrte um. Nach einer Weile kam er wieder hervor, that diesmal etwa 12 Schritte auf uns zu, kehrte aber auch jetzt wieder um. Nach einer Stunde kam er wieder hervor; jetzt hatte seine Neugierde den Sieg gewonnen; langsamen, zögernden Schrittes kam er näher und näher, und gab uns, als er erfahren hatte, daß wir aus unverdächtiger Gegend, von Blumfontein kamen, sogar die Hand und unterhielt sich eine Viertelstunde mit uns.

Am Ende des zweiten Schoftes trafen wir auf einen zweiten Bauernhof, der von einer gewissen Wohlhabenheit zeugte. Wir gingen auf die Hausthüre zu; eine junge gebildete Frau deutscher Herkunft kam uns bis zur Hausthür entgegen; ihr Mann war auf dem Felde. Auch sie sprach von der Furcht vor den Pocken, nöthigte uns indeß trotzdem einzutreten und bewirthete uns auf die freundlichste Weise mit Kaffee und Gebäck. — Bald darauf trat auch der Mann, eine hohe stattliche Gestalt, schottischer Herkunft (Kemm war sein Name) ein und empfing uns mit allerherzlichster Gastlichkeit, so daß wir in der trauten Familie uns bald wie zu Hause fühlten.

Nach längerem Aufenthalt spannten wir ein, waren aber kaum eine halbe Stunde gefahren, als wir unten im Grunde 8 frische Pferde antrafen, welche Adam Oppermann auf 6 Meilen entgegengeschickt hatte. Er war besorgt gewesen, daß die Pferde, welche in 4 Tagen 40 deutsche Meilen zu laufen hatten, flau werden möchten. In Bezug auf die Pferde meiner Karre war diese Besorgniß vergeblich gewesen, sie galoppirten noch so frisch und munter, als wenn sie eben die Reise begonnen hätten. Trotzdem wurden die frischen Pferde vorgelegt und es ging im schnellsten Tempo vorwärts.

Seitwärts vom Wege liegt Koffyfontein, woselbst unser treuer Nationalhelfer Nehemias eine kleine aber blühende Außengemeinde gesammelt hatte. Mit den frischen Pferden scheute ich den Umweg nicht,

und wollte hier anfahren. Ich war auch bereits auf den Weg nach Koffyfontein, einem kleinen Diamantgräberdorf, ausgebogen, als Petrus, der die frischen Pferde angebracht hatte, aus der hintern Karre uns zurief, Nehemias mit seiner Gemeinde sei bereits nach Adamshoop zu unsrem Empfang gegangen; so kehrten wir denn zum Adamshooper Weg zurück, tränkten unterwegs noch einmal die Pferde, eilten dann vorwärts und nach kurzer Fahrt gewahrten wir oben auf einem Hügel einen großen Haufen Menschen mit Pferden und Karren, in welchem Frederiks scharfes Auge bald Mitglieder unserer Adamshooper Gemeinde erkannte, welche uns auf 1½ Meilen theils zu Pferde theils auf Karren entgegen gekommen waren, um uns zu grüßen.

Auf dem Hügel angekommen, befanden wir uns vor einer Front von 50 Reitern, die uns mit Freudenrufen und Flintenschüssen bewillkommten. Bald erkannte ich Adam Oppermann, den farbigen Besitzer jenes Ortes und Begründer der Station, der in einer Karre gekommen war, und dessen Angesicht strahlte, als er mich erblickte. Alle sprangen vom Pferde und schüttelten mir herzlichst die Hand. Ich mußte meinen Platz in Adams Karre nehmen, der mich in Triumph unter trautesten Gesprächen in sein gastliches Daheim einholte. Nach kaum einer Stunde Fahrens hatten wir die Station erreicht, eskortirt von der stattlichen Kavalkade. Br. Brune, der ebenfalls entgegen gekommen war, wollte mich in sein schönes bequemes Haus, das Adam ihm auf seine Kosten gebaut hatte, einführen, ich aber war von dem, was ich eben erlebt hatte, und was ich nun in der schönen Kirche und Schule und den großen erweiterten Häusern Adam Oppermann's und den sichtlichen Fortschritten dieser vor 18 Jahren in der Wüste durch mich gegründeten Station vor Augen sah, so übermannt, daß sich meine Augen mit Thränen füllten und ich gleich im Reiseanzuge, bevor ich das Haus betrat, Br. Brune bat, mich in die schöne neu abgegutzte Kirche zu begleiten. Die Kirche füllte sich sofort mit Gemeindegliedern, die mit einstimmten in unsere Dankeslieder und in das Dankgebet, welches Br. Brune mit mir vor dem Altar knieend darbrachte. Ja, der HErr hat Großes gethan an dieser Station, welche in den 17 Jahren ihres Bestehens die blühendste in unserer gesammten Freistaatsmission geworden war, indem sie mit ihren 300 Kommunikanten und der auf mehr als 500 Seelen herangewachsenen Gemeinde an Zahl der Bethanischen wenig nachsteht und im geistlichen Leben ihr voraufgegangen ist. Die Gemeindeglieder wohnen aber nur zum Theil auf Oppermann's Grundstücken, andere wohnen auch auf benachbarten Bauernplätzen, deren Besitzer sich zum Theil recht freundlich zur Mission, in specie zu Br. Brune stellen. Etliche wohnen bis zu 10 Stunden zu Pferde (15 deutsche Meilen) entfernt von der Station und kommen mehrere Tagereisen weit heran zur Kirche und Abendmahl, obgleich natürlich nicht allsonntäglich. Sie werden von zwei treuen Nationalhelfern und Diakonen gepflegt: Nehemias, einem Motschuan, und Ontong, einem Dorlamschen, welche unermüdlich auf eigene Kosten herumreiten, um die zerstreuten Gemeindeglieder zu besuchen. Die Schule kann bei dieser Beschaffenheit der Gemeinde sich nicht entfalten, da nur die bis zur Entfernung einer Meile wohnenden Kinder sie regelmäßig besuchen können. Aber den Leuten ist das



Salomo (Frederik) Oppermann

97 Jahre alt.

Reisetagebuch S. 43.

Christenthum bereits lieb geworden und ins Herz gewachsen und sie scheuen auch Opfer an Zeit und Geld nicht, um nur weiter unterwiesen zu werden.

Nach meiner Gebetsandacht in der Kirche blieb mir noch Zeit, um Adam Oppermann und seine Frau in ihrem Hause zu begrüßen, Adam's Frau Lowiza fand ich alt, krank und gebrechlich, die Kirche kann sie nur in der Karre erreichen. Adam hat sich ausgebreitet und neben seinem Hause auch einen Winkel gebaut, der von seinem Sohn Adam geleitet wird. — Der Abend war heiter aber recht kalt.

19. Zwei intelligente Farbige.

Freitag, 10. Oktober, hielt Br. Brune Vormittag die Schulprüfung ab, die Leistungen entsprachen dem, was ich oben über die Schulgemeinde berichtet habe; etwa 40 Kinder waren zugegegen. Am Nachmittag kam Adam mit zwei Karren, um uns zur Besichtigung seiner neuen Anlagen zu fahren. Dieselben sind wahrhaft großartig, er hatte, etwa eine kleine Meile von seiner Wohnung entfernt, an gewissen Kräutern entdeckt, daß unten im Grunde Wasser sein müsse. Um dieses zu heben, hatte er auf eine lange Strecke hin an 1100 Yards weit, von 10 zu 10 Fuß entfernt, 20 Fuß tiefe Schachte, etwa acht bis zehn Fuß im Quadrat durch das Kalkgestein gegraben, und dadurch die Gelegenheit gewonnen, in der Tiefe einen Kanal zu bauen, dessen Ausfluß einen Wasserstrahl von etwa zwei Zoll Durchmesser zu Tage förderte. Solch beständig fließendes Wasser ist, wenn auch noch so klein, ein unbezahlbarer Schatz für einen Freistaatschen Grundbesitzer. Unterhalb des Wässerleins fanden wir ausgedehnte, mit Mauern eingefriedigte Saatländereien. Adam hatte bereits 120 Pfund Sterl. für Dynamit, und im Ganzen über 1200 Pfd. Sterl. (24000 M.) auf die Anlage verwandt, die nun sein ganzer Stolz und seine Freude ist. Kein Bauer im ganzen Freistaat hat solche mit so hervorragender Energie und Intelligenz ausgeführte Anlage unternommen. In den Hauptkanal der fließenden Quelle hat Adam rechts und links noch Seitenstollen aus den Quer-Gründen eingeleitet. Sobald das Ganze vollendet ist, werden die Schachte und Schloten zugeschüttet und das Wasser fließt in den unterirdischen Kanälen seinen gewiesenen Lauf.

Von diesem aufgegrabenen Quellensystem setzten wir unsern Weg fort nach Dornfontein, dem Bauernplatz des alten Salomo Oppermann, Adams Vater. Dieser ist eine der merkwürdigsten Persönlichkeiten von Süd-Afrika. Nach einem viel bewegten Leben hat er durch kluge Benutzung der Umstände den ganzen an 140000 magdeburger Morgen fassenden Grundbesitz an sich gebracht, der größte Grundbesitzer im ganzen Freistaat. Auf seinem großen Platz Dornfontein hat er einen schönen Obstgarten mit allerlei Früchten und ein kleines Dornwäldchen angelegt, von welchem kein Zweiglein angerührt werden darf; nur zum Weihnachtsbaum für den Missionar opfert er alljährlich einen Baum. Unweit seines Hauses hat er eine große Quelle aus den Felsen herausgearbeitet. Bei der Arbeit wurde er verschüttet und so beschädigt, daß er nur auf einen langen Stab gelehnt gehen kann. Zu Pferde sitzt er

dagegen noch in seinem 98. Lebensjahr, in welches er im August getreten war. Sein Viehstand ist seine Augenweide, von demselben verkauft er aber nichts, sondern läßt die Thiere zumeist vor Alter sterben. In dem dürren Jahr 1882 und 1883 hat er die größere Hälfte seines Viehstandes verloren, von 850 Rindern 450, Schafe in ähnlichem Verhältniß zu Tausenden. Aber sein Reichthum läßt ihn selbst solche Verluste, an denen viele Bauern in jenem Jahr bankerott geworden waren, verschmerzen. Ich wünschte wohl von diesem auch äußerlich höchst merkwürdigen Mann eine Photographie zu besitzen. Eine kleine, schmächtige Gestalt, ist er doch, trotz seines hohen Alters im vollen Besitze seiner Geisteskräfte; seine scharfgeschnittenen Gesichtszüge, sein funkelndes Auge und seine treffenden Antworten bezeugen dies. Sein schlichtes Haar wächst noch in dichter Fülle und sein Haupt trägt er hoch und kräftig. Seine Schafwächter kontrollirt er noch selbst zu Pferde. Zur Kirche kommt er in der Karre. Wenn ich mit ihm von geistlichen Dingen, von der langen Zeit seines Heidenthums und von der Gnade des HErrn, die ihn durch alle diese dunklen Zeiten hindurch für das ewige Leben gespart hatte, und von dem Bürgerrecht im Himmel sprach, neigte er sein Haupt demüthig und bekannte mit lebhaftem Gesichtsausdruck und beredten Worten seine Dankbarkeit dafür, daß auch ihm Heil widerfahren war. Traf oder erquickte ihn ein Wort, so neigte er sich vor mir, mit der flachen Hand vor die Stirn schlagend und mit leuchtenden Augen ausrufend: „danke Mynheer, danke, danke Mynheer“. Ich werde den Besuch bei diesem wunderbaren Mann nie vergessen. Nauhaus sagte mir, er habe ihn an Jakob erinnert, wie dieser vor Pharao stand. Auch seine 40 Jahr jüngere zweite Frau Mietje hat nach längerem Widerstreben den Herrn gefunden.

Auf dem Rückwege zeigte Adam, was seine Pferde galoppiren konnten und wir erreichten in unglaublich kurzer Zeit wiederum die Station.

Einen andern Spaziergang machte Adam mit mir in der Nähe seines Hauses. Er führte mich an den ersten von ihm gebauten Damm, mittelst dessen er einen kleinen See aufgestaut hatte, der nach dem reichlichen Regen dieses Jahres reich mit Wasser gefüllt war. Als ich mit ihm diesen langen Felsklippendamm überschritten und das Felsenkopje an seinem Ende erklettert hatte, freute er sich über das ganze Gesicht, daß Gott der HErr den großen Lehrer so frisch an Leib und Seele erhalten habe und sagte, das wolle er doch allen Menschen erzählen, daß ich sogar noch die Felsmauern überklettert habe. Die von letzteren eingeschlossenen Saatländereien standen im prächtigsten Grün; er hatte auch dem Leeraar ein Stück abgegeben, welches nach seiner Schätzung 40 Müd (80 Scheffel) Ertrag ergeben würde, Brodkorn für zwei Jahre. Dem Br. Brune hat er und seine Gemeinde seine ganze Liebe geschenkt und dankte in den wärmsten Worten dafür, daß ich ihnen einen so lieben Mann als Leeraar geschickt habe. Er sprach auch seine Absicht aus, daß er neben der bereits zu klein werdenden Kirche eine stattliche neue erbauen wolle, so daß die jetzige Kirche Schulhaus und das jetzige Schulhaus Leichenhaus werden solle. Dem Br. Brune thut er und die Gemeinde alle erdenkliche Liebe. Neben

dessen trocknem Garten hat er einen tiefen Brunnen, aus dem das Wasser mit Eimern aufgewunden werden muß, und daneben einen großen Damm erbauen lassen, um für die Bewässerung des Gartens zu sorgen. Gebraucht Brune ein Reitpferd oder Ochsenwagen, so schickt er nur zu dem Betreffenden und erhält es unentgeltlich geliehen. Zu unserer Abholung von Blumfontein hatte die Gemeinde 20 Meilen weit 8 Pferde und 2 Karren unentgeltlich gestellt und 8 Pferde Vorspann. Gleich nach meiner Ankunft war Adam mit dem Kirchenvorstand in meine Stube gekommen, um mir 40½ Pfd. Sterl. (810 M.) als Beitrag der Gemeinde zu meinen Reisekosten strahlenden Auges einzuhändigen.

20. Geistliches Leben auf Adamshoop. Reise nach Kimberley.

Am Freitag Abend hielt Br. Knothe vor gefüllter Kirche eine holländische Predigt. Die Schwester Brune begleitete, ihr jüngstes Töchterlein an der Brust, den wohlklingenden Gesang auf dem Harmonium.

Sonnabend, 11. Oktober, stand ich vor Sonnenaufgang auf und ging hinaus. Ein alter Bauer Johannes Greef, ein Farbiger von fast ganz weißer Hautfarbe, stand vor der Thür des Kirchhauses, welches er sich neben der Missionarswohnung in der Zeit seines Wohlstandes erbaut hatte, um bei seinen Kirchbesuchen ein Absteigequartier zu haben. Jetzt hatte er seinen Wohlstand verloren. Ein schlauer Advokat hatte ihn, der auf verständiger Leute Rath nicht hören wollte, dazu veranlaßt, seinen schönen Platz an einen Bauern für eine Anzahl Vieh und eine Summe Geldes zu verkaufen. Das Geld war an den Advokaten ausgezahlt, der dafür werthlose Erben in dem Dorf Jakobsdal ankaufte und die Verwaltung übernahm. Greef hat von dem Gelde nichts bekommen, der Advokat ist wegen seiner Schwindeleien ins Gefängniß geworfen, Greef verarmt, lebt bei einem Sohne von seiner Viehheerde. Von seinem früheren Reichthum hat er nur das Bewußtsein seiner Würde gerettet, welchem er als Mitglied des kirchlichen Gemeindevorstandes einen Ausdruck zu geben nie verabsäumt. In den Versammlungen desselben giebt er nach vielem Räuspern sein gewichtiges Votum mit der Einleitung: „Ik als comité“ ab, schweigt aber, wenn Adam sein abweichendes Votum, dem alle andern sicherlich zustimmen, abgegeben hat, würdevoll still mit dem Bewußtsein, doch auch als ein gewichtiger Mann gesprochen zu haben.

Jetzt trat er an mich heran, um mich mit gesalbter feierlicher Rede zu begrüßen. Er freute sich, daß Gott mich so sichtlich mit Leibesumfang gesegnet habe. Das vorige Mal sei ich ein langer, schlanker (?) Mann gewesen, aber Gott habe mich sichtlich gefüttert an Leib und Seele und habe nun der Gemeinde die Freude bereitet, ihren alten Vater unter sich zu haben. Dann, um doch seine allgemeine Bildung zu zeigen, fragte er nach Deutschland und England und erkundete sich angelegentlich nach Ihrer Majestät, meiner Frau im Missionshause. Doch gingen seine Begriffe etwas durcheinander, und ich merkte, daß

die Person meiner Frau mit der der Königin von England ein wenig sich in einander vermengten. Als ich ihn verabschiedete, kehrte er in würdevoller Haltung zu seinem Kirchhause zurück.

Am Vormittag war die Bestattung eines erst im vorigen Jahr getauften Gemeindegliedes, eines alten Mannes, Namens Lecker, der durch sein liebliches und freundliches Leben allgemeine Liebe genossen hatte. Der Sarg stand vor dem Schulhause, die ganze Gemeinde aus der nächsten Umgebung war herangekommen, selbst der alte Salomo, der doch fast zwei Meilen entfernt wohnt, auch Adam, Philipp, Johannes, Daniel, Petrus und eine große Zahl alter und junger Männer, Frauen und Kinder hatten sich eingefunden. Der noch offne Sarg stand auf der Todtenbahre vor der Thür des Schulhauses, ein viereckiger Kasten mit einem Brett als Deckel, schwarz angestrichen. Brune trat an den Sarg, sah die Leiche noch einmal an, dann wurde der Deckel mit Schrauben verschlossen. Brune an der Spitze der singenden Schulkinder stellte sich vor dem Sarg auf, die zwei mal sechs Träger hoben die Tragstangen, die Aeltesten folgten an der Spitze der Gemeinde. Auf dem Wege zu dem fünf Minuten entfernten Gottesacker wurde Jesus meine Zuversicht in holländischer Sprache gesungen. Der Kirchhof war ein geräumiger von einer Steinmauer umschlossener Ort; nur eine große grüne Agave war innerhalb der Mauer, denn Laub-Bäume vertrocknen in dem dürren Erdreich. Die Grabhügel waren lose, aber regelmäßig aufgebaute Steinhaufen, einige Gräber hatten gemauerten und mit Kalk schön abgeputzten Ueberbau. Die Begräbnißfeier war wie in Deutschland, ein Vers von Jesus meine Zuversicht wurde zu Anfang und zum Schluß gesungen. Brune verlas die Agende nach Bachmann auf holländisch und hielt eine schlichte, aber schöne warme Leichenrede. Die Feier war einfach und ergreifend, auf allen Angesichtern Theilnahme und Andacht zu lesen.

Nach der Leichenfeier vollendete ich meine Briefe nach Deutschland, weil der Postbote abgehen sollte. Es war ein von dem Br. Brune nach dem etwa drei Meilen entfernten Koffyfontein, dem nächsten Postkomtoore, gesandter reitender Bote. Nachmittags um $2\frac{1}{2}$ Uhr holte uns Adam auf seiner schnellen Karre ab, um uns seine Gärten zu zeigen, die er etwa $\frac{3}{4}$ Meilen weit von seinem Hause angelegt hat. Um sie mit Wasser zu versehen, hatte er in zwei großen Dämmen große Regenwasserflächen aufgefangen. Solche Dämme hat er auf den geeigneten Stellen seines 42000 holländische (etwa 140000 magdeburger) Morgen großen Grundstückes mit vieler Mühe und Kosten bereits ihrer 42 angelegt. In den Gärten hatte er 6000 Weinstöcke und tausende von Obst- und Fruchtbäumen aller Art und große Flächen für allerlei Gemüse. Sie bringen ihm jährlich, wenn sie Wasser genug haben, etwa 3000 M. Reinertrag. Er verkauft die Produkte billig an Großhändler, die sie nach Kimberley verkaufen; oder an seine eigenen Leute. Manchen solcher Dammplätze hat er an arme Verwandte ausgegeben um ein ganz Geringes und hat nur daran seinen Schmerz, daß etliche das, was er mühsam geschaffen hat, durch Mangel an Fleiß oder Umsicht wieder verfallen lassen. Er selbst ist unermüdlich betriebsam, immer Neues zu schaffen, so daß er das Staunen der Bauern erregt, unter

welchen wenige ihm an Umsicht, Fleiß und gesunder Beurtheilungsgabe gleichkommen dürften. So ist dieser Farbige nicht blos der größte Grundbesitzer, sondern auch einer der intelligentesten und betriebsamsten Bauern im ganzen Freistaat und, was mehr besagt, auch wohl einer der Frommsten. Denn die Ehre des HErrn und die Beförderung seines Reiches steht ihm allzeit als sein höchstes Ziel vor Augen, für welches er es sich große Opfer kosten läßt. Das sichtliche Aufblühen der von ihm gestifteten und dotirten Missionsstation ist seine ganze Freude. Er sieht mit vollem Gleichmuth dem öfters eingetroffenen Fall entgegen, daß solche großartige Gartenanlage, wenn, wie oft geschieht, ein oder zwei Jahre regenlose Dürre darüber kommt, in einem Jahre bis zum letzten Weinstock und Fruchtbaum vertrocknet. Dann fängt er in getrostem Gottesvertrauen von Neuem an, dankbar für das, was der HErr ihm schenkt, und ergeben, wenn er es wieder nimmt. Seine besondere Sorgfalt verwendet er dann auf die Ausgrabung fließender Quellen, die mit großer Arbeit und Kosten verbunden ist. Ein einziger Quell von fließendem Wasser, auch nur einen Zoll stark, sagte er, sei mehr werth, als der größte aufgefüllte Wasserdamm, der in zwei Jahren austrocknet, denn unter der Quelle kann er das Gepflanzte auch in der dürren Zeit am Leben erhalten. Sein klares gesundes Urtheil konnte ich auch dann beurtheilen, wenn das Gespräch auf sittliche, religiöse und soziale Verhältnisse kam. Ein wirklich seltener Mann.

Nach unserer Rückkehr wurde ½4 Uhr Beichte gehalten zum morgenden Abendmahl; über 200 Kommunikanten hatten sich eingefunden, zum Theil von 6—8 Meilen Entfernung her.

Nach der Beichte fuhr uns Adam abermals umher auf dem von ihm der Missionsstation geschenkten, etwa 5000 Magdeburger Morgen umfassenden Stationslande, auf dessen einem Ende Philipp Lemmetje eine Schaf-Station errichtet hatte. Das Land war, an dem entfernten Ende besonders, schönes Weideland, auf welchem über 1800 Schafe Weide fanden. Er fuhr an einzelnen Linien der Grenze entlang und zeigte uns die Grenzbaken.

Am Donnerstag predigte Grützner über das Thema: Wachet! Knothe am Freitag über das Thema: Betet! Jetzt Nauhaus über das Thema: Macht die Thür auf, der HErr steht davor und klopft an; so will ich nun heute am Sonntag über die Sonntagsepistel 1 Cor. 3 ff. das Thema behandeln: Danket! —

Sonntag, 12. Oktober, früh 5½ Uhr erschallte die Glocke. Die Gemeinde versammelte sich zu dem von ihrem Nationalhelfer geleiteten Frühgottesdienst. Ich fand die Kirche bis auf den letzten Platz gefüllt und hörte nach dem brünstigen Eingangsgebet des Petrus van der Wyk die von dem Nationalhelfer Daniel Ontong gehaltene Ansprache. Dieselbe war kurz, erbaulich und populär. Er faßte die Eindrücke zusammen, die er auf dem Bethanischen Jubelfest empfangen hatte. Nach ihm betete und predigte in der setschuana-Sprache Nehemia, nach ihm betete Isaak Marico in setschuana dann zum Schluß Adam Oppermann selbst. Ich hatte, als die Betschuanen anfingen, die Kirche verlassen, es hat mir hernach leid gethan, dem Schlußgebet von Adam

nicht beigewohnt zu haben, aber ich mußte die Zeit zur Vorbereitung auf meine Predigt haben.

Daniel zeichnete in Kurzem, wie Bethanien vor 50 Jahren eine Wüste gewesen und im Verlauf dieser Zeit ein herrlicher Gottes-Garten geworden sei. Dann ging er auf Adamshoop über, wie hier der HErr Aehnliches geschaffen habe, ging auf den Inhalt der letzten Abendpredigten: „Wachet", „Betet", „Jesus klopft an", zurück und knüpfte an diese drei Worte die Ermahnung, auch am heutigen Tage für den zu erwartenden Gottes-Segen offne Herzen entgegen zu bringen. Es war sehr schön.

Nach dem Frühstück kam der Nationalhelfer Nehemias, um mir seine kleine Gemeinde vorzustellen, die er in großer Treue und mit unsäglicher Mühe und Opfern in dem 3 Meilen entfernten Dorf Koffyfontein gesammelt hat. Es waren etwa 50 Leute, frische liebe Angesichter. Ich hielt an sie eine kleine Ansprache, sie zur Treue zu ermuntern. Dann besuchte ich den Kirchenvorsteher Petrus van Wyk, der sein Häuschen hier unweit der Kirche gebaut hat; er erinnerte mich daran, daß er mir die Taufschüssel vor 18 Jahren in Bethanien gehalten habe, als ich dort die Heiden taufte. Um 9 Uhr ging es in die Kirche. Brune hielt die Liturgie, ich die Predigt über die Epistel des Sonntags 1 Cor. 1, 3—4. Dann wurde das heilige Abendmahl an 211 Kommunikanten gespendet. Der Gottesdienst war feierlich und ernst. Auch den Adam Oppermann, so erzählte mir Brune später, habe er zum ersten mal in seinem Leben weinen sehen während meiner Predigt. Die Gesänge, unsre alten Kirchenlieder, wurden glockenrein in feierlichem Ton andächtig gesungen. Den Angesichtern konnte man es ablesen, daß die Gemeindeglieder wissen, sie stehen vor Gott dem HErrn.

Am Nachmittag predigte Knothe auf betschuanisch. Während des Gottesdienstes besuchte ich Adam Oppermann. Ich fand den alten Frederik (jetzt Salomo), seinen Vater, bei ihm, der in seiner demüthigen Freundlichkeit und geistlichen Lebendigkeit mir immer lieber wurde. Für alles und jedes, was man ihm von geistlichen Dingen sagte, hatte er ein offnes Herz und pflegte mit freudestrahlenden Augen zu antworten: Dank U, Dank U, Mynheer. Er sagte unter anderem: Dat is vroeger een tyd der duisternis gewes, maar nu is het licht. Ik ben gekom als een zwart beest en als een wilde beest, maar nu hat ik ooren, nu hat ik oogen, en ik kan myn kinder en kindskinder zien, en die kan zien, wat ik zie, nu is alles genade, leven en licht. (Danke, danke, mein Herr. Früher war es eine Zeit der Dunkelheit, aber nun ist es hell. Ich bin gekommen wie ein schwarzes Vieh, wie ein Wildebeest (Gnu), nun habe ich Augen und kann meine Kinder und Kindeskinder sehen. Und sie können sehen, was ich sehe. Nun ist Alles Gnade, Leben und Licht!) Seine Augen strahlten und sein Angesicht glänzte wie in einer Verzückung. Den Anblick werde ich nie vergessen. Den hätte ich meinem lieben Freund Pfannschmidt gegönnt, oder mir seinen Pinsel gewünscht und seine Künstlerhand. Wenn dieser alte Salomo mit seinen steifen Beinen auf den langen Bambusstab gestützt, demüthig grüßend vor mir stand, so war dies wirklich ein klassisches Bild eines Wüstenpilgers,

dem das Licht aufgegangen ist. Auch Adam war in den 18 Jahren sehr gefördert und man konnte an ihm die umbildende Kraft des Wortes mit Händen greifen.

Auch Philipp Lemmetje, den ich hernach besuchte, ist ein Mann von gesunden Ansichten, großem Fleiß und inniger Frömmigkeit. Seine Frau Johanna, eine liebliche Erscheinung, ein wirklich frommes, inniges, zart weibliches Gemüt. Sie fehlt in keinem Gottesdienst. —

Der übrige Theil des Nachmittags verging unter trauten Gesprächen, bis es zur Abendkirche läutete. Br. Brune hielt eine Dank-Predigt für die Segenstage, die hinter uns lagen. Als wir nach dem Abendbrod wiederum in trautem Kreise beisammen saßen, tönte von den Felshügeln hinter der Kirche lauter mehrstimmiger Gesang herab. Die Betschuanen lieben es, wenn sie zusammen kommen, die halbe Nacht durch zu singen. So hörten wir von urkräftigen Stimmen, in reinen harmonischen Akkorden, die sie selbst während des Singens bilden, unsre alten schönen Kirchenlieder feierlich durch die Nacht schallen. Man stelle die beiden Bilder einfach gegenüber. Ein betschuanischer Heidengesang mit Biersaufen, Schlägereien, Tanzen und Unzucht und solchen Abendgesang, so kann man sehen, wie der HErr unsre Missionsarbeit gesegnet hat. Nach einem köstlichen Sonntag suchte ich innig im Geist erfrischt um 10½ Uhr meine Lagerstatt. Das war ein herrlicher Tag.

Montag, 13. Oktober. Morgens 4 Uhr stand bereits die ganze Gemeinde vor meinem Fenster und weckte mich mit dem vierstimmigen Gesang: „Wie schön leucht uns der Morgenstern." Musketenschüsse weckten die ferner wohnenden Schläfer. Ich stand auf, ließ die Glocke läuten und hielt eine Abschiedsansprache an die Gemeinde, die das Gotteshaus reichlich füllte, und sprach den Segen über sie. Nehemia betete auf betschuanisch — wie Knothe mir nachher sagte, tief und innig, — dann wurde schnell alles nöthige auf die Karren gepackt und nun ging es hinaus. Adam hatte mir seine vier schönsten Pferde gegeben, Apfelschimmel, die mich im Fluge an diesem Tage die 12—13 deutschen Meilen nach Kimberley bringen sollten. Die Schimmel schlugen hinten und vorn aus und sprangen mit einer Wildheit, daß Cornelius, Schwiegersohn von Adams Schwiegersohn, Herrn Rümelin, es vorzog, die wilden Thiere erst ausspringen zu lassen, ehe wir die Karre bestiegen. — Er fuhr mit ihnen einen weiten Kreis, dann stiegen wir auf und bald flogen wir in Eile dahin. Die zweite Karre mit Brune, Nauhaus und Knothe schlug einen anderen Weg ein, über den Platz von Salomo Oppermann, bei welchem sie Pferde kaufen wollten.

Nachdem wir beide, Grützner und ich, den gesegneten Ort hinter uns hatten, erfreuten und erquickten wir uns gegenseitig mit innigem Dank gegen den Herrn in der Erinnerung der vier hinter uns liegenden Tage. Der Herr hat in der That Großes gethan auf dieser Station. Vor 17 Jahren hatte Adam nichts Höheres gesucht und erstrebt, als einen Missionar, der vor allem seinem alten Vater Frederik, der damals noch Heide war, und seinen Verwandten und Dienstleuten den Weg des Lebens zeigte. Jetzt waren diese fast ausnahmslos getauft, aus der Zahl der seither angezogenen war eine Gemeinde von mehr als 500 Seelen,

deren fernstwohnende 12 deutsche Meilen weit wohnten, gesammelt und reiche Garben von seelig entschlafenen waren eingeheimst. In der Gemeinde herrscht ein guter Geist, die Helfer und Mitglieder des Kirchenraths sind wirklich fromme und geschickte Mithelfer zum Aufbau der Gemeinde und zur Weiterpflanzung des Reiches Gottes. Im Aeußerlichen ist alles schön und sauber eingerichtet, Kirche, Pfarrhaus, Schule wohl in Ordnung, das Land gut bearbeitet und ausgenützt, so daß man den Eindruck empfängt: Hier ist eine Segensstätte mitten in der Wüste, eine Missionsstation, wie sie sein soll.

Da die nächste Strecke vielfach sandiger Weg war, hatten die Pferde bald ihren kühnen Muth ausgetobt und sprangen und liefen ruhig den ersten Schoft $2\frac{3}{4}$ Stunden, d. h. etwa vier Meilen weit. Leider zeigte sich bald, daß das eine Pferd krank und die anderen nicht genug gefüttert waren. Indeß zogen sie uns noch an zwei Meilen nach dem Dorf Jacobsdal; Cornelius hielt es für besser noch $1\frac{1}{2}$ Stunden (oder vielleicht Meilen) weiter zu fahren, ohne zu füttern; auch auf dem Ausspannfleck hatten sie nur gesoffen. Die Anstrengung war zu groß, den Modderfluß konnten wir nur schwer und mit vielem Anschreien und Schlagen erreichen. Die Pferde waren müde; das eine kranke mußten wir mit unserem Jungen, Cornelius Schwager, bei dem Bauernplatz am Modderrivier zurücklassen. Die drei anderen fraßen wenig, zogen uns aber doch noch $1\frac{1}{2}$ Meile weiter zu einem hotel bei Magerfontein. Hier gab es gutes, aber fast unerschwinglich theures Futter; die Garbe Hafer (nicht sehr groß) mußten wir mit 2 Mark bezahlen, in der Regel kostet sie 1 Shil. oder $1\frac{1}{2}$, und da 2 solche Garben ein nicht allzugroßes Maß für ein Pferd ist, so kostet jedes derselben, abgesehen von der Miethe des Pferdes und des Kutschers, täglich 10 M. bloß Futterkosten; jedoch verringert sich diese Ausgabe, wenn nicht, wie jetzt, Dürre ist, um ein beträchtliches. Je näher an Kimberley, desto zahlreicher lagen am Wege Kadaver oder Gerippe. Das dürre Feld und die theuren Preise der Lebensmittel (45 Mark für 2 Scheffel Mais, 20 Mark für den Scheffel Kartoffeln) geben bei der allgemeinen Verdienstlosigkeit Zustände der bittersten Noth. Wir ließen uns im hotel eine Flasche deutsches Bier geben, erschraken aber nicht wenig, als der Wirth dafür 3 Mark 50 Pfennig von uns forderte. Uns blieb nichts übrig, als zu bezahlen und künftig uns des Biertrinkens zu enthalten. Letzteren Vorsatz mußten wir jedoch bereits auf dem nächsten Ausspannfleck, Alexanderfontein, aufgeben. Denn der Wirth, ein Deutscher und seine Frau eine Deutsche, ließen es nicht zu, daß wir weiter fuhren. Sie bereitete uns ein Abendbrot und zwei Flaschen deutsches Bier, ohne einen Heller dafür zu nehmen. Sie waren glücklich, deutsche Landsleute gastlich aufnehmen zu können.

Inzwischen war die Sonne untergegangen und bei Nacht reist man in Afrika nicht gern. Es war noch $1\frac{1}{2}$ Meilen bis Kimberley, von wo die Explosionen aus den Diamantengruben hinüberschallten, wie die Geschütze von Tegel. Fast hätten wir uns, da die Pferde uns über den neu mit Grund beschütteten Weg kaum zu ziehen vermochten, bewegen lassen umzukehren und die gastliche Einladung zu benutzen; der bewährte Grundsatz: nunquam retrorsum, half uns aber über den Weg,

die drei Pferde mußten ihre letzte Kraft drangeben. In der dunklen Nacht fanden wir, da die Ausläufer von Kimberley und Dutoitspan in einzelnen Häusern sich weit vorstreckten, hier und da einen mitleidigen Engländer oder Deutschen, der uns einen Jungen mitgab, um uns den nächsten Weg zum deutschen Prediger zu zeigen.

Gegen 8¾ hielt unsere Karre vor der erleuchteten Kirche. Man hatte die Hoffnung aufgegeben, uns noch an diesem Abend empfangen zu können. Um so größer war die Freude der zur Abendschule Versammelten. Die Glocke wurde geläutet, und heraus stürzten Missionare und Gemeindeglieder, Männer und Frauen, um uns zu begrüßen. Das gab ein dumela- und Willkommenrufen und Händedrücken mit erfreuten glänzenden Angesichtern. Der Ton der Glocke rief die Nächstwohnenden hinzu und hinein ging es wieder in die Kirche, in welcher der schnell gesammelte Chor den großen Lehrer und lange ersehnten Vater mit vierstimmigen Liedern willkommen hieß. Dann sangen wir den ersten und letzten Vers von: Lobe den Herren, den mächtigen König der Ehren deutsch, Br. Meyer las den 46. und 47. Psalm holländisch und ich hielt eine kurze Ansprache auf holländisch. Als ich aus der Kirche trat, waren andere zum Grüßen gekommen; der erste Händedruck in der Kirchthür war von einer alten Kafferfrau, die mir zugleich einen Shilling in die Hand drückte. Vor der Thür des Missionarshauses, in welches wir uns von der Kirche aus begaben, hatten sich neue Haufen von Grüßenden versammelt, von einem derselben erhielt ich abermals einen Shilling. In das Haus eingetreten, wurden wir zu meinem Erstaunen von der Schwester Meyer bewillkommt, die vor zwölf Tagen eines gesunden Mägdleins genesen war und jetzt frisch und munter und heiter ihre Gäste bediente.

21. Kimberley.

Dienstag, 14. Oktober, war ich früh auf, um mein Tagebuch zu vollenden. Draußen beschien die helle Morgensonne eine lange Reihe von bläulichen Dächern von gewelltem und gezinntem Eisenblech, dem gewöhnlichen Material für die Dächer, das indeß auch zu Wänden verbraucht wird. Solches Haus ist leicht erbaut und wird leicht translocirt, in dem heißen Afrika aber oft unerträglich heiß; deshalb bekleidet man die Wände von innen auch mit Lehmmauern, die die Hitze dämpfen und ihrerseits durch die Eisenwände vor dem Erweichtwerden geschützt werden. So ist auch das Missionarshaus und die schöne geräumige Kirche gebaut worden.

Nach dem Frühstück gingen wir in die Hauptwäscherei der französischen Diamantgrubengesellschaft, einer der größten der Gesellschaften, welche die glitzernden Steine aus der Tiefe fördern. Man hat jetzt Maschinen erfunden, die zu 1000 Fuß Tiefe arbeiten sollen. Die Anlage war großartig. Große Dampfmaschinen thun die gröbsten Dienste, eine Menge kleiner Eisenbahnen gehen kreuz und quer durcheinander, auf denen mittelst wohlgenährter Pferde und starker Esel die eisernen Kasten mit ihrem Inhalt hierhin und dorthin gezogen werden. Die geförderte Diamanterde, eine Art bläulicher Thon, war auf Flächen

von vielen Morgen ausgebreitet, wo sie mit Wasser besprengt, durch die Sonnenhitze in kleinere Stücke und Pulver zerbröckelt. So zubereitet, kommt sie in theils gröbere, theils immer feiner werdende Siebe, wird geschlemmt und die Ueberreste wiederum in verschiedene Wäschen gebracht. In Stücke von drei oder vier verschiedenen Größen mittelst der Siebe gesondert, fällt das zubereitete Material durch Trichter auf Tische herab, an denen die Sortirer mit dreieckigen Blechen stehen, die aus den herabfallenden Steinchen die Diamanten aussondern; der Aufseher zeigte mir einen größeren und eine Menge kleiner und ganz kleiner Diamanten, die auf den verschiedenen Tischen sortirt worden waren aus einer Masse von Steinchen, unter denen außer den Diamanten auch kleine Rubinchen und Granaten und Erze sind. All dieses andere Material wurde als werthlos bei Seite geworfen und nur die Diamanten mit gleichgültiger Miene in Schächtelchen gesammelt. Der Aufseher, ein freundlicher und zuvorkommender Engländer, zeigte mir ein ganzes Schächtelchen voll, den Ertrag der Morgenstunden dieses Tages. Der größte war 60 Pfd. Sterl. (1200 Mark) werth, ein zweiter ebenso großer fiel vor meinen Augen mit dem übrigen geförderten Gestein auf den Tisch. Bei diesen größeren Steinen waren Weiße zur Aussuchung angestellt, bei den Kleineren Kaffern. Für je drei Arbeiter wird ein Aufseher bestellt. Trotzdem, sagte man mir, werden fast die Hälfte der gewonnenen Steine entwendet, die größeren selbst durch Aufseher, die dann ihre Helfershelfer zum Verkaufen haben, trotz der peinlichsten und sorgsamsten Ueberwachung. Der tägliche Brutto-Ertrag dieser französischen Gesellschaft wurde mir auf 1—2000 Pfd. Sterl. angegeben. Die nahe Grenze des Freistaats ist mit einem Cordon von Wächtern besetzt. Aber nicht selten bricht ein wagehalsiger Reiter durch den Cordon und lacht, eben eingeholt, die Verfolger aus, weil er die Grenze bereits überschritten hatte, die den Leuten wohlbekannt ist. Das Geld, so gewonnen, bringt aber den Dieben, in deren Augen solcher Diebstahl ein erlaubtes Gewerbe ist, in den meisten Fällen keinen Segen. Sie verprassen den Mammon und kommen zumeist hernach im Elend um. Daß unter solchen Umständen viel Unsittlichkeit aller Art an diesem Orte herrscht, ist nicht zu verwundern. Leider liefern die Deutschen ein nicht unbedeutendes Kontingent zu der verkommenen Masse. Aber auch die Kaffern, obschon sie nur in Adams Civilkleidung die Gruben verlassen und auf das Genaueste untersucht werden, wissen durch ihre Schlauheit aller gemachten Anstrengungen zu spotten. Einer derselben hatte eben einen Lappen über die Grenze der Grube geworfen und wollte den in ihm verborgenen großen Stein in der Dunkelheit abholen. Zufällig trat ein Aufseher auf den Lappen, hob ihn auf und entdeckte den beabsichtigten Diebstahl.

Nach Besichtigung der Wäscherei begab ich mich in die Kirche, um eine Prüfung der von den Brüdern Meyer und Arndt verwalteten Kinderschule der Kaffern vorzunehmen. Ich fand 19 Kinder versammelt, von 6—12 Jahren. Die Schule gewährte mir einen lieblichen Anblick. Die Kinder waren geweckt, freundlich und zutraulich, sie sangen ein- und mehrstimmig rein und lieblich Choräle und Lieder und leisteten in der biblischen Geschichte, dem Katechismus, Aufsagen der Lieder,

Lesen, Schreiben und Rechnen alles, was man von solchen Kindern erwarten konnte. Wie leicht kann doch der Lehrer, wenn er die Kinder lieb hat und ihnen Freundlichkeit und Liebe entgegenbringt, auch in Kaffernkindern Liebe erwecken und sich und ihnen auf diesem Wege die Schule zu einem Ort der Lust zu machen, die einem Verdrießlichen und Strengen so leicht ein Ort des Verdrusses und Aergers wird, und eine unerträgliche Last. —

Am Nachmittag hatten wir durch Br. Meyers Vermittelung Gelegenheit, in den kolossalen Reichthum der Minen einen Einblick zu gewinnen. Der Sortirer der französischen Compagnie, ein Deutscher, gestattete uns, der Sortirung des Ertrages der letzten zehn Tage beizuwohnen. Es wurden gegen dreißig Päckchen gemacht von verschiedenen Arten je nach der Reinheit des Wassers und der Krystall-Gestalt, welche beim Schliff mehr oder weniger verlieren läßt. Die ganz wasserhellen waren die theuersten. Die gelben bis zu einem Grade der Farbe sind minder werthvoll, wenn aber dieser Grad überstiegen ist und die Farbe ziemlich dunkelgelb ist, so steigen die nach Gewicht in Karathen bemessenen Preise. Etliche hatten dunkle Flecke, mußten also zerschlagen oder zerspalten werden, um reine Steine zu gewinnen. Etliche größere Steine waren beim Picken zerspalten und haben dadurch um mehr als das Zehnfache ihres Werths verloren; die geringste Waare waren Bröckel von unreinen Diamanten, die pulverisirt zum Schleifen der Diamanten benutzt werden. Der Gesammtwerth der vor uns liegenden Papierpäckchen wurde auf 12000 Pfd. Sterl. (240000 Mark) angegeben; eine verhältnißmäßig geringe Summe, wenn man die Zinsen des Anlagekapitals und die riesigen Betriebskosten abzieht. Von anderer Seite her wurde mir später gesagt, daß diese Gesellschaft bereits mit Unterbilanz arbeite.

Von diesem interessanten Orte aus begaben wir uns in die Mine von Old de Beers, deren Ober-Inspektor, Herr Rausch, früher in Stellenbach Missionar gewesen und dem Br. Meyer befreundet war. Er war in der liebenswürdigsten Weise bereit, uns in das Gesammtgetriebe der Arbeiten einen Einblick zu verschaffen. Er führte uns zunächst an den Rand einer 350 Fuß tiefen Grube mit zum Theil steilen Felswänden, von welchen Geröll auch bis in die Tiefe reichte. Drinnen arbeiteten Hunderte von Kaffern wie die Ameisen, theils Felsen abpickend, theils Grund in große eiserne mit Rädern versehene Kasten einladend, theils diese Kasten nach dem Drahtseil schiebend, theils leere Kasten nach den Ausladestellen bringend. Ueber die Tiefe hin waren von oben bis auf den Grund in schräger Linie doppelte Drahtseile gespannt, an welchen die an der Achse des Rädchens hangenden eisernen Tonngefäße voll hinauf und leer hinab spedirt wurden durch Dampfeskraft. Herr Rausch machte mir den Vorschlag, in ein solches hängendes Eisengefäß einzusteigen und also auf den Boden hinab zu fahren. Ich machte mit Vergnügen diese kleine Luftschiffahrt und war binnen Kurzem unten angelangt. Hier brachte er mich an einen 100 Fuß tiefen Felsenschacht, der zu den untersten Minenarbeiten führte. Man konnte aber in denselben nur auf die Weise gelangen, daß man mit dem einen Fuß in, mit dem andern außer dem Eimer stand und sich an dem Drahtseil herabließ, und dann ebenso wieder emporstieg, alles durch die

Kraft einer anderen kleinen unten in der Grube arbeitenden Dampfmaschine.

Unten am Boden 450 Fuß tief unter der Oberfläche der Erde angelangt, bekamen wir (einige der Brüder waren meinem Beispiel gefolgt) jeder eine Talgkerze in die Hand, und folgten einem Führer in einen 153 langen Seitenstollen, in dem man bequem aufrecht gehen konnte. Auf dem Fußboden ging eine kleine Eisenbahn, auf welcher mittelst kleiner Wagen das geförderte Material herausgeschafft wurde. Hier konnte man die verschiedenen Diamantgesteine unterscheiden, gelbliche und thonblaue, steinartig verhärtete Erde, zwischendurch Riffe von Quarz und anderem Felsgestein; in diesen Gängen wird mit Dynamit gesprengt; wir sahen die Zünder, die, nachdem wir die Oberfläche erreicht hatten, explodirten. Das Gestein glitzerte und funkelte uns an; aber von den Millionen Glitzerfunken, die dem grauen Gestein Leben gaben, war kaum der Millionste ein Diamant. Vieles war Quarz, Spießglanz, Glimmer, erzige Theile, auch wohl Granaten und Rubinen in kleinen Splitterchen.

Nachdem wir unsere 100 Fuß hohe senkrechte Auffahrt über dem Rand des Eimers und die 350 Fuß hohe schräge Luftschiffahrt in dem eisernen Ballon am Drahtseil glücklich wieder zurückgelegt hatten, war unter den Beamten der Grube eine allgemeine Bewegung entstanden. Wir waren plötzlich Gegenstand der Bewunderung derselben geworden. Herr Rausch selbst triumphirte einmal über das andere, daß der greise Direktor der Berliner Missionsgesellschaft diese Fahrt gemacht habe, die von den jungen Leuten kaum hier und da einer riskiren würde. Er wolle nun seiner Frau mich zu ihrer Beruhigung vorstellen, wenn sie immer wieder über sein Hinabfahren ängstlich würde. Ich meinerseits konnte keine Gefahr sehen; warum sollten die starken eisernen Gefäße und Drahtseile, die Tag aus Tag ein doppelt so schwere Massen von Erdmaterial hinaufördern müssen, nicht auch einen Menschen sicher hinauf- und herabbringen? Warum sollten die Drahtseile, die täglich benutzt werden, gerade bei dieser Fahrt zerreißen? Freilich wenn ich gewußt hätte, was mir Herr Rausch jetzt erzählte, daß früher wöchentlich Unglücksfälle mit den Drahtseilen vorgekommen seien, aber in letzter Zeit selten oder fast gar nicht, dann würde ich mich wohl bedacht haben.

Während ich mir in dem Geschäftszimmer des Herrn Rausch das angebotene deutsche Bier nach der heißen Wanderung in dem dumpfluftigen Stollen trefflich munden ließ, fragte dieser oder jener von den Beamten, ob die Sache wahr wäre, der Herausgeber der Diamond field times kam selbst, um sich von der Wahrheit des Gerüchtes zu überzeugen, damit er in der nächsten Nummer seiner times seinen Lesern diese erstaunliche Nachricht mittheilen könne. Meiner warteten inzwischen noch zwei andere interessante Anblicke; die Scene im searching-Zimmer und die Spreng-Kanonade.

An den Rand der großen Grube getreten, sahen wir, wie die Kaffern gleich schwarzen Ameisen reihenweis auf Felspfaden, theilweise an Strickleitern nach verschiedenen Seiten bei Sonnenuntergang die Grube verließen. Oben mußten alle der Reihe nach in ein durch eine Barriere in zwei Hälften getheiltes Zimmer eintreten, in welchem sie

einzeln, nachdem sie in einem andern Zimmer ihre Kleider abgelegt hatten, völlig nackt untersucht wurden, ob sie einen Diamanten verborgen hätten. Sie mußten den Mund aufthun, welcher oberhalb und unterhalb der Zunge durchsucht wurde, sie wurden am Kopf betastet, mußten die Arme hochheben, mußten grätschen und springen, ihr Gürtel wurde untersucht — freilich alles in so mechanischer und oberflächlicher Weise, daß ich den Eindruck bekam, auf diesem Wege könnten wohl Tausende von Diamanten unentdeckt durchgebracht werden. Auch Herr Rausch sagte mir, daß die 40000 Pfd. Sterl. (800000 Mark), die auf das Ueberwachungsgeschäft, das in ausgedehnter Weise durch Detectives betrieben würde, verwandt würden, schwerlich die Kosten deckten, und im Ganzen wenig nützten. Er meinte, die Grube würde wohl lohnen, wenn sämmtliche gefundenen Diamanten wirklich in die Hände der Gesellschaften kämen; jetzt arbeiteten einige derselben thatsächlich mit Unterbilanz.

Eine Viertelstunde nach Sonnenuntergang begannen die Dynamit-Explosionen. Ich sah, wie die einzelnen Anstecker der Zündschnüre ihre Schlupfwinkel suchten und wie dann die abgesprengten Massen staublawinenartig in die Tiefe rutschten und stürzten. Dumpf schallten die unterirdischen Schüsse, das Ganze war eine imponirende Kanonade.

Als ich nun Herrn Rausch auf seine freundliche Einladung in seine Wohnung folgte, wurden wir unterwegs immer wieder von einzelnen Staunenden angeredet, ob das wahr sei, daß ich in dem eisernen Ballon hinuntergefahren sei. Nun allmählich stutzig gemacht, fragte ich Herrn Rausch, warum man denn nur mit dem einen Fuß in dem eisernen Eimer stehen und den andern über den Rand des Eimers herabhängen lassen müsse. Er antwortete, der Boden dieser eisernen Eimer sei doch nicht ganz sicher, und bräche er, sei man unrettbar verloren, während man auf die beschriebene Weise doch noch auf dem Rand des Eimers reiten würde. Ich dankte meinem Gott, daß Er mich sicher bewahrt hatte, kann aber auch jetzt noch nicht an eine wirkliche Gefahr glauben.

Am Abend gab mir Herr Rausch über die gegenwärtigen Zustände der Minen Auskunft. Er stellte der Zukunft derselben keinen glänzenden Prospekt. Er meinte, die Massen Erdreichs, welche die Hauptgrube von Kimberley (die jetzt da steht, wo früher ein kleiner Berg, das Colesberg-Koppie, gestanden hatte) durch Erdrutsch verschüttet haben, nur mit den größten Kosten und Schwierigkeiten wieder heraus geschafft werden könnte. Aehnliche Verschüttungen würden sich sowohl in der Hauptgrube von Kimberley, als in den angrenzenden von Old de Beers, als in Dutoitspan wiederholen. Vermeiden ließen sie sich nur durch Abgrabung der Ränder im Winkel von 45 Grad, aber hierzu würden ganze Stadtviertel abgebrochen werden müssen. In der That war an einer Stelle das Felsgestein so nahe an einer Straßenreihe herabgestürzt, daß zwischen dem Felsabhang und der Häuserreihe nur noch ein schmaler Fußweg bestand, und daß die das Drahtgehäge haltenden Pfosten bereits bloß am Felsen hingen, in den sie hineingekeilt und dessen Ränder abgespalten waren. Trotzdem wurden die bedrohten Häuser noch immer bewohnt, obschon die nächste Regenspülung sie sicher in den Abgrund stürzen wird. Ich passirte diese Stelle am Abend; es

wurde in den 400 Fuß tiefen weiten Gruben auch bei Licht gearbeitet; die vielen Lichter in der Tiefe gewährten einen malerischen Anblick.

Von den sittlichen Zuständen der Bevölkerung lauteten die Beschreibungen ebenfalls nicht erfreulich. Das durch die hohen Löhne erworbene Geld wird ebenso leichtfertig vergeudet, trotz der exorbitanten Preise aller Gegenstände. Der Luxus in Kleidung und Schwelgereien überbietet den großer Städte, Unsittlichkeit und Unehrlichkeit ist an der Tagesordnung, die Gefängnisse überfüllt. Die vielen Kirchen — jede Denomination hat ihre eigene, thun dem Verderben nicht Einhalt, denn die Meisten sind über den überwundenen Standpunkt, auf dem man noch die Kirche besucht, längst hinaus. Trotzdem wird für Erhaltung der Kirchengebäude und Anstellung von Geistlichen viel gethan. Die römische und die anglikanische Kirche haben, ihrem Charakter entsprechend, stattliche Gebäude, glänzend ausgeschmückt; würdige die Reformirten und Wesleyaner; die kleinste Kirche ist die durch unsern Br. C. Meyer erbaute deutsche lutherische. Die stolze englisch-hochkirchliche Gemeinde hat die Kosten des Baues noch nicht abgezahlt und, wie mir erzählt wurde, neulich auf einem Bazar zu dem gottseligen Zweck der Schuldenabtragung tanzen lassen. Zu solchen Bazaren ist die leicht erregbare Bevölkerung allzeit bereit, gleichviel ob sie für die Katholiken oder die Lutheraner veranstaltet werden. Elegante Damen verkaufen und erzielen, je schöner sie sind, desto höhere Preise, etliche bieten dem Eintretenden ein Bouquet oder eine Blume an mit dem Zusatz: „shilling, please“ (bitte um eine Mark), von einer Dame wurde mir erzählt, daß sie einen Kuß für eine halbe Krone (2 Mark 50 Pf.) verkauft habe. Da das Geld keinen Werth hat in dem theuren Ort, kommen gewaltige Summen zusammen, zumahl das Ganze in ein Tanzvergnügen ausmündet. Unsere Geschwister Meyer haben deshalb beschlossen, nicht wieder solchen Bazar zu veranstalten. So ist das Leben in Kimberley oft ein glänzendes Elend, und diese Geldquelle für Südafrika drohte, wie man mir sagte, trotzdem zu versiegen, was mir indeß nicht wahrscheinlich zu sein scheint, wenigstens nicht für die nächsten 10—20 Jahre.

Mittwoch, 15. Oktober. Grützner und ich waren bereits $5^3/_4$ Uhr auf der Karre, um nach dem Kimberleyer Markt zu fahren, der in der That des Beschauens würdig ist. Da wir noch zu früh ankamen, fuhren wir erst durch einzelne Stadtviertel, die reicheren und die ärmeren. Einen kläglichen Anblick gewährte ein abgebranntes eisernes Haus, dessen Eisenblechplatten durch die Hitze wunderlich gekrümmt in Haufen lagen. — Die meisten der Häuser sind einstöckig und von Eisenblech, nur ausnahmsweise werden auch Häuser von Backsteinen, auch zweistöckige gefunden.

Der eleganteste Theil der Stadt ist das Ostende, woselbst die Reichen sich villenartige schön geschmückte und mit Gärten versehene Häuser angelegt haben. Zu letzterem wurde die Möglichkeit geboten durch eine riesige Dampf-Wasserleitung, die das Wasser aus dem Vaalfluß in starken eisernen Röhren über 300 Fuß bergauf drei Meilen weit nach Kimberley befördert. Diese Wasserleitung hat auch die Anlegung eines botanischen Gartens ermöglicht. Von dem an fünfzig acres umfassenden Areal ist erst ein kleiner Theil bepflanzt, aber auch in seiner jetzigen Gestalt schon

die Zierde und Freude der Bewohner des dürren wasserlosen Kimberley. Die Spekulation hat gleich neben dem für den botanischen Garten bestimmten Wasser eine Badeanstalt angelegt in dem Garten selbst. Gegenüber dem botanischen Garten liegt ein sehr schön und zweckmäßig eingerichtetes Hospital.

Auf dem Rückwege warfen wir einen Blick in die römische Kirche, in welcher bezeichnender Weise die Kanzel fehlt. Das Gebäude selbst ist in seinen inneren Theilen edel in Holzwerk ausgeführt: schöne Fresken verzieren die Wände, ohne durch die Masse zu drücken. Die englische Hochkirche ist ebenfalls in edlen gothischen Formen in ihrem Innern gehalten.

Einen merkwürdigen Anblick gewähren die Riffe aufgeschütteter zwei- oder dreimal gewaschener Diamanterde, welche wallartig in gerader Linie fortschreiten, dadurch, daß aller Abraum am vorderen Ende ausgeschüttet wird. Trifft das vordere Ende auf eine Straße, so wird es durch einen Bau von gefüllten Erdsäcken abgegrenzt, die eine Böschung von 45 Grad bilden. Sind die Erdsäcke verfault, so hat sich die Böschung in sich selbst so consolidirt, daß sie steht. Diese Erdwälle mögen 30—40 Fuß hoch sein. Bemerkenswerth sind auch die mehrfachen großen Spielplätze, auf welchen die jungen Engländer sich an Ball und Criquet erlustigen.

Auf den Markt zurückgekehrt, fanden wir den großen Platz angefüllt mit Hunderten von Wagen, deren jeder mit 12—16 Ochsen bespannt, eine ganze Fläche nur als ein starres Feld von Ochsenhörnern, den riesigen afrikanischen, erscheinen ließen. Hier waren ganze Reihen Frachten Holz, dort ganze grüne Weizen- und Haferfelder zusammengesetzt aus Tausenden von Garben, dort ganze Blumenbeete, theils auf der Erde, theils auf hohem Gestell in der Luft geschmackvoll arrangirt. Dort waren ganze Gemüsegärten, dort Hunderte von Mehlsäcken, alles so eng gegeneinander gestellt, daß man Mühe hatte, hindurchzukommen. Auch ganze Kutschen mit Pferden und elegante Reitpferde mit Sattel und Zaum standen zum Verkauf. Der Markt zeigte, wie wichtig ein Platz wie Kimberley für ganz Südafrika geworden ist. Von 10—20 Meilen her kommen die Bauern und bringen ihre Produkte, für die sie einen hohen Preis erwarten können, Transportfahrer reisen beständig zwischen den Häfen und der Stadt.

Nachdem wir alles wohl beschaut, kehrten wir in das bescheidene, aber freundlich eingerichtete Pfarrhaus unseres Br. Meyer zurück. Auch er hatte mittelst eines auf seinem Grundstück gegrabenen Brunnens, aus dem er gelegentlich auch Wasser (die Tonne zu 1 Schilling) verkauft, sich ein kleines Gärtchen angelegt, die Freude des glücklichen jungen Ehepaars.

22. Fahrt nach Pniel und Gum-Gum.

Um acht Uhr bestiegen wir (Grützner, Meyer und ich) die Karre, die uns nach Pniel bringen sollte. Die erhobenen Wegezölle übersteigen alle Begriffe. Man bezahlt Zoll, wenn man einfährt, und Zoll, wenn man ausführt aus der Stadt, an der Grenze wieder Zoll, so daß die Gesammtsumme an Zoll, die eine Karre mit zwei Pferden bespannt

von Pniel nach Kimberley zu bezahlen hat, 7 Schilling (7 Mark) beträgt, ebensoviel zurück; also ein Besuch von Pniel nach Kimberley 14 Schilling oder Mark an Zöllen allein auf einem Wege von drei deutschen Meilen.

An der Pnielschen Grenze erwartete uns zunächst wieder die von den Pnielschen Missionaren geführte Kavalkade von 46 Pferden, weiterhin die wohlgeschmückte Schuljugend mit ihren Fahnen. Am Hause standen die lieben Missionarsfrauen und Kinder. Der Gesang der Hottentottenkinder war sehr schön und rein, sie setzten die begleitenden Stimmen mit großer Sicherheit und großem Wohlklang über die Melodie, wie ja auch schon Dr. Luther sich daran erquickt hat, daß die übrigen Stimmen so schön „um den Tenor herumquinkelirten."

Der übrige Theil des Tages wurde mit der Besprechung der Pnielschen Stationsangelegenheiten, Rechtsfragen 2c. ausgefüllt.

Donnerstag, 16. Oktober, sollte für den Besuch der drei bis vier Meilen entfernten Außenstation Gong-Gong (Gum-Gum) und der Diggeranlagen auf Waldeksplant verwandt werden. Wir fuhren also um sechs Uhr aus. Aber kaum zehn Minuten gefahren, schlug das eine Vorderpferd nach hinten und vorn aus, zersplitterte das Spritzbrett und schlug sogar über dessen Höhe, so daß es wie ein Wunder war, daß die Brüder Meyer und Baumbach nicht verletzt wurden. Zuletzt verfing sich der Gaul in den von ihm eingeschlagenen Löchern des Spritzbrettes, konnte weder stehen noch liegen noch laufen und schrie zum Gotterbarmen wie ein Schwein, wenn es geschlachtet wird. Es blieb nichts anderes übrig, als mit der zerbrochenen Karre nach der Station zurückzufahren und zu versuchen, ob wir Br. Nauhaus Reisewagen mit sechs Pferden mobil machen könnten. Die Pferde mußten aus dem Felde geholt werden; gegen zehn Uhr konnten wir wieder abfahren. Ein junger Engländer, Herr Mac Dermitt, der unsere alten Kellergebäude in Pniel gepachtet und sich wohnlich eingerichtet hat, übernahm es, uns zu fahren. Er erwies sich als ein kundiger Fuhrmann, und eines solchen bedurften wir auf dem zum Theil entsetzlichen Wege, der an die vergangene Wegeherrlichkeit von vor fünfzig Jahren in Afrika erinnerte. Wir nahmen unsern Weg oben über die Bergrücken und ich lernte nun auch diesen Theil unseres Pniel-Landes kennen. Er enthält treffliche Weide, in einer Meile Entfernung große Flächen von Vaal-Büschen, die das Vieh zur Winterzeit gern frißt, also ein werthvolles Feld. Die Flächen unseres über Quadratmeilen sich erstreckenden Grundbesitzes dehnten sich immer weiter. Nach 1½stündiger schneller Fahrt erreichten wir die Werft des Marcus, eines kleinen Betschuanenkapitains, dessen Leuten seit einiger Zeit das Evangelium gepredigt wird. Aber von nun an wurde der Weg so entsetzlich durch sandige und steinbesäte Stellen, daß die sechs Pferde uns nur mit größter Mühe weiter brachten, und ganz ermüdet ankamen. Unser Plan war, daß ich in Gum-Gum (Gong-Gong) predigen sollte, und daß wir dann noch eine Stunde weiter bis Waldeksplant, einem Stück uns gehörenden Diamantenfeldes fahren wollten, wo wir Futter zu finden hofften. Dort wollten wir mit dem pont (Fähre) über den Vaalfluß gehen, drüben auf dem guten neuen Wege nach Barklay fahren, und von dort wieder den Vaal überschreitend am Fluß zurückkehren. Da

wir erst um zehn Uhr auf den Weg gekommen waren, so schien es bald unmöglich, dies Ziel zu erlangen. Wir sandten aber doch, um zu erfahren, ob der pont nicht wegen zu flachen Wassers stille stände, einen reitenden Boten nach Waldeksplant, der unsere Befürchtung allerdings bestätigte. Es blieb also nichts übrig, als mit unseren abgetriebenen Pferden, die auf Gong-Gong nichts zu fressen bekamen, den Rückweg nach Pniel zu versuchen.

Auf Gong-Gong selbst war es schön. Ismael, unser Nationalhelfer, war uns mit fünf Begleitern zu Pferde bis an die Grenze entgegengeritten. Die wohlgeputzten Schulkinder empfingen uns mit dem Quempas, den sie insonderheit zu lieben scheinen. Neben Ismaels Haus stand die von ihm erbaute Kirche, die ich hatte einweihen sollen, von welcher aber vor einigen Wochen der Sturm das unfertige Dach heruntergebrochen hatte. Wir mußten also unsern Gottesdienst in dem Hause Ismaels halten, welches zwei Stuben enthält, die eine kleine einfenstrige sein Wohn- und Schlafraum, und die größere dreifenstrige das interimistische Schul- und Kirchen-Zimmer; letzteres erinnerte mich an die große Stube der lithauischen Surrimkimmeninker. Alles war so sauber, freundlich und ordentlich, daß ich nicht Anstand nahm, auf dem Bett dieses Betschuanen meine Mittagsruhe zu halten.

Dann predigte ich über Eph. 2, 11 fl. Grützner dolmetschte; das Schlußgebet hielt Ismael in Setschuana. Die Leute waren sehr aufmerksam und Ismael übergab mir nach dem Schluß des Gottesdienstes eine Gabe von 60 Mark, die das kleine Häuflein von 34 Kommunikanten als Reisebeitrag für den großen Lehrer zusammengebracht hatte. Nach dem von 71 Zuhörern (unter ihnen einige Heiden) besuchten Gottesdienst wurde wieder die gewöhnliche Kollekte gesammelt, die noch 26 Mark aufbrachte; die innige Freude, und die leuchtenden Augen, mit denen die Leute ihre Gaben brachten und grüßten und sich verabschiedeten, erhöhten deren Werth.

Da die Leute mit afrikanischer Langsamkeit erst um fünf Uhr die Pferde vor den Wagen gebracht hatten, waren wir stark besorgt, ob die müden und ausgehungerten Thiere denselben glücklich über den Zwaarepad (schweren Weg) nach Pniel zurückbringen würden. In der That waren wir auch bald in einer Lage, die diese Besorgniß zu einer berechtigten machte. Man hatte uns von einem andern Weg gesagt, der durch böse Schloten (Regenspalten) etwas steil hinaufführt und voller Steine war, aber weniger tiefen Sand haben sollte. Wir hatten ihn gewählt; aber das Hinaufziehen des schweren Wagens über das lose Gestein, und die Gefahr, in den Schloten umzuwerfen, war so groß, daß uns bald der Weg gereute und die Ziehkraft der ungefütterten Pferde an ihrem Ende angelangt war. Daß wir überhaupt durch diese Schloten hindurch kamen ohne Schädigung des Wagens, verdankten wir nur der Geschicklichkeit des Br. Meyer, der in Afrika aufgewachsen, mit dem Fahren wohlbetraut ist und sein Sechsgespann mit größter Sicherheit leitete, während Herr Mac Dermitt Lunge und Peitsche und Sambock mit furchtbaren Hieben auf das äußerste anstrengen mußte, um die ermattenden Thiere zu ihrer letzten Kraftanstrengung zu zwingen. Mir wollte dies Prügeln der Pferde oft als eine Unbarmherzigkeit vor-

kommen, aber wenn man bedenkt, daß, falls wir die Station nicht erreichten, wir eine Nacht auf freiem Felde zubringen mußten, so wird man auch gegen solche Behandlung der armen Thiere minder nervös, als ich im Anfang. Doch konnte ich mich nicht enthalten, zum öfteren zu denken und zu sagen: Wäre ich eins der Pferde, ich thäte keinen Schritt weiter, sondern ließe den Fuhrmann auf mich losprügeln, bis er müde, oder ich todt wäre.

Oben auf der Hochfläche angelangt, wurde der Weg glatter, aber die Pferde konnten nun auch nicht mehr. Herr Mac Dermitt gestattete ihnen einige Minuten zum „Blasen". Dann brachte er sie mittelst erneuter Peitschenhiebe in einen Trab, der zeitweise sogar ein schnelles Tempo annahm. Aber nach kurzer Fahrt war die letzte Kraft völlig erschöpft; unsere beiden Kutscher erklärten selbst, es ginge nicht weiter, wir müßten ausspannen. Die Pferde wurden ihrer Joche erledigt, ihr eines Knie gegen den Hals zu aufgebunden, so daß sie nur mit dem Kopf zum Erdboden geneigt gehen und also nicht fortlaufen konnten. Wir machten uns auf einen längeren ungemüthlichen Aufenthalt gefaßt. Aber nun entfaltete sich bald der jugendliche Humor unserer jüngeren Brüder und gestaltete die Scenerie so völlig um, daß dieser Abend einer der anziehendsten und ergötzlichsten meiner Reise wurde.

Carl Meyer übernahm das Amt eines Kaffee-Generals und ertheilte seine Befehle. Der eine mußte trockene Reiser, der andere trockenen Kuhmist mitten in der Dunkelheit auffammeln, um Feuer anzumachen. Bald loderte es hell auf. Nun wurde die Frage erörtert: Woher Kaffee nehmen? Richtig, es fand sich in dem Reisewagen noch eine Düte, aber ungemahlen. Wiederum wurde ein Bruder kommandirt, den Kaffee zu mahlen, sei es durch glatte Feldsteine, sei es durch Rollen einer kleinen Blechbüchse über dem hölzernen Kutscherfitz; denn Br. Westphals Anerbieten, den Kaffee mit seinen Stiefelabsätzen zerstampfen zu wollen, wurde weniger praktisch erachtet. Das Feuer prasselte und knisterte. Wasser hatten wir in unserer blechernen Kanne, eine Art Feldflasche größeren Kalibers; aber worin es kochen? Abermals wurde der Reisewagen durchsucht und es fand sich eine Art kleinen Blech-Eimers; dieser sollte geopfert und danach durch einen neuen ersetzt werden; denn Hunger, Durst und Kälte ließen uns die Aussicht auf eine Tasse warmen Kaffee doch als „all te lekker" erscheinen. Grützner spottete: „In dem Dinge werdet ihr das Wasser im Leben nicht zum Kochen bringen." Ich dachte, und wenn der Kaffee nichts taugt, so ist doch das ganze Werken darum ein prächtiger Zeitvertreib. Nur Carl Meyer ließ in Jugendkraft den Kaffee als ein wirklich zu erreichendes Ziel nicht aus dem Auge. Neuer Kuhmist wurde kommandirt, Mac Dermitt hob das glühende Gefäß mittelst seines Taschentuchs aus dem Feuer, bis Kohlengluth im Kuhmist erzeugt war, in diese wurde der Kaffeekessel gesetzt, und bald erscholl die Freudenbotschaft: das Wasser kocht! Inzwischen hatte Br. Baumbach auch sein Mahlgeschäft so glücklich vollendet, daß er zwei Schälchen voll wohlzerstampften Kaffees dem siedenden Wasser übergeben konnte. Aber woraus nun trinken? Kummetjes (Schalen) waren nicht vorhanden und Br. Westphals verschiebbarer Weinbecher zu klein. Es wurde weiter gesucht, — endlich

gefunden — eine Bratpfanne. In diese wurde das braune Getränk gegossen und Reihe um aus derselben getrunken. Es schmeckte prächtig. Weiteres Suchen verhalf uns noch zu einem Rest condensirter Milch aus Br. Nauhaus Reisevorrath, kurzum, der Kaffee war untadelhaft. Die Scenerie zwischen den Vaalbüschen war malerisch. Wir hatten die sorgsamen Brüder die Sitzkissen aus dem Wagen zum Polsterlager bereitet, sie selbst lagerten auf der Erde in den verschiedensten Situationen. Die Erleuchtung war ebenfalls tadelfrei, dreifach. Von der einen Seite leuchtete das elektrische Licht von dem drei Meilen entfernten Kimberley, wir selbst und die das Bild garnirenden Vaalbüsche erleuchtet von dem hellen Bivouac-Feuer, die einzelnen Gegenstände bedient bei dem Licht einer Wagenlaterne und von oben her leuchteten die Sterne und Jedem leuchteten die Augen des Andern voll Freude und Humor entgegen. — Also der Kaffee war fertig und schmeckte prächtig — doch auch der Hunger stellte sich ein. In der frohen Aussicht, binnen drei Stunden Pniel erreicht zu haben, hatten wir all unsern Vorrath von Brot und Kuchen den Farbigen in Gum-Gum zurückgelassen. Also wieder der Reisewagen des Br. Nauhaus durchsucht. Derselbe war mit ihm von Transvaal herabgekommen, es war also wohl zu erwarten, daß aus demselben noch mancherlei Altes und Neues sich würde entwickeln lassen. Ich mußte unwillkürlich an Robinsons gestrandetes Schiff denken, und an die Herrlichkeiten, die er aus demselben gerettet hat. Richtig, es fand sich auch noch ein Vorrat von Biskuits (Zwieback), ja mit Jubel wurde auch noch eine Blechschachtel mit Sardinen in Oel entdeckt und sofort erbrochen. Als wir nun diese Sardinen statt Zwiebacks in den Kaffee tauchen konnten, da hatte unser ergötzliches Mahl den Höhepunkt erreicht, und wurde mit Humor aller Art gewürzt, bis wir gesättigt und reichlich erquickt, der armen Pferde gedachten, die in der Nähe, wenn auch vielleicht mit etwas weniger Humor, sich das sparsame Gras gesucht hatten. Mit einigem Zögern ließen sie sich einspannen, blieben aber auf das Kommando „trek“ völlig unbeweglich stehen, sie waren „gedaan“. Ein Deutscher hätte dieser Thatsache sicher Rechnung getragen, aber ein Afrikaner kennt andere Mittel. Wiederum regnete es Peitschenhiebe in solcher ununterbrochenen Fülle, verbunden mit Anschreien und Zurufen aller Art, daß bald das ganze Sechsgespann in schärfster Gangart, zeitweise im Galopp dahinstürmte. So wechselten Momente äußerster Kraftanstrengung mit Momenten äußerster Erschöpfung, und letztere nahm zu, als schlechte Stellen im Wege uns zum vorsichtigen Fahren nöthigten. Ein Theil der Gesellschaft ging zu Fuß, einer auf dem Wege vor dem Wagen her, aber weder ihn noch den Weg selbst konnte Br. Meyer ordentlich sehen in der Finsterniß. Dann Signale: Nun ein wenig rechts, nun ein wenig links, nun recht aus brachte uns durch die bösen Stellen und durch die inzwischen ganz finster gewordene Nacht, bis wir 10½ Uhr glücklich vor der Thür des Br. Baumbach in Pniel Halt machten.

Unterwegs machte sich Br. Meyer lustig über den Bericht des Dr. Hollub über seine Abenteuer am Vaalfluß, die derselbe gerade auf unserem Pniel-Grunde gemacht und so graulich beschrieben hatte, wie er mit den Pferden im Morast versunken sei am Vaalfluß, als er sie tränken

wollte; daraus müßten die deutschen Leser den Eindruck empfangen, als seien die Reisen in Afrika riesig gefährlich, während jeder Afrikaner über den betreffenden Reisenden lache, dessen eigener Dummheit allein es zuzuschreiben sei, daß er anstatt wie jeder Afrikaner thut, in dem eine Viertelstunde vor der Stelle gelegenen hotel unseres Pnieler Wirthes, Herrn Shepherd, die Pferde zu tränken, es unternommen hat, sie in der Dunkelheit zum Vaalfluß selbst zu führen. — Nun wir hatten eine humoristisch-lustige Afrikaanderfahrt hinter uns und schliefen fest und sanft.

23. Pniel.

Freitag, 17. Oktober. Die Arbeit des heutigen Tages gehörte zunächst der Gemeinde. Die Schule war versammelt, achtzig und etliche Kinder, die zweckmäßig in vier Abtheilungen vertheilt waren. Br. Westphal, von Hause aus Kaufmann, und der Nationalhelfer Thomas Kat, leiteten dieselbe, letzterer ein geborener Koranna, aber sehr geschickter und treuer Schulhelfer, der nach dem Urtheil des englischen Schulinspektors der erste und einzige brauchbare Schulhelfer aus den Koranna war, welcher Hoffnung erwecke, das Staatsexamen zu bestehen. Die Schule selbst, welche Br. Westphal vor kaum zwei Jahren in ganz verwildertem Zustande vorgefunden hatte, war inzwischen zu einer wirklich mustergültigen umgestaltet worden. Es war eine Ordnung, Pünktlichkeit, Gesammeltheit, Disziplin, innerlich lebendige Theilnahme der freundlich zu dem freundlichen Lehrer aufschauenden Kinder, wie ich sie kaum jemals trefflicher in deutschen Schulen gefunden habe. Es war wirklich geistiges und geistliches Leben geweckt. Die erzielten Kenntnisse konnten unter den vorliegenden Umständen und bei der zerstreuten Lage der Hütten, aus denen die Heiden, zur Hälfte Betschuanen, zur Hälfte Koranna, zum Theil auf recht weite Entfernung herkommen mußten, nur auf einen mäßigen Umfang sich beschränken. Aber das Pensum, das bewältigt worden war, hatten sich die Kinder sicher und mit innerem Leben angeeignet. Der Eifer, die Bescheidenheit und Ordnung in der Schule war so groß, daß ich keinen einzigen unaufmerksam oder zerstreut sehen konnte, und daß, wenn um der verschiedenen Abtheilungen willen die Plätze gewechselt wurden, alles in musterhafter Ordnung sich vollzog, ohne daß während der ganzen dreistündigen Prüfung der Lehrer auch nur ein einziges lauteres Wort zur Strafe sprechen durfte. Alles vollzog sich in lieblicher Stille, und den glänzenden Augen und freundlichen Angesichtern der Kinder konnte man es abmerken, daß ihnen die Schule der liebste Ort geworden sei. Dies hatte sich auch eines Tages darin gezeigt, daß während eines heftigen Staubsturmes, durch welchen so leicht kein Afrikaner reist, die Kinder gegen Wind und Staub sich mühsam hindurch gearbeitet hatten, um nur ihre liebe Schule nicht zu versäumen.

Die erzielten Resultate waren auch keineswegs zu verachten. Die Kinder konnten eine Anzahl biblischer Geschichten mit innerem Verständniß erzählen und über das Gefragte treffend antworten; die Reiferen wußten die beiden ersten Hauptstücke des Katechismus fest und sicher, lasen fließend holländisch und ziemlich gut englisch, etliche hatten eine feste Handschrift und schrieben Lesestücke nach dem Buch oder nach

Diktat fast fehlerfrei auf die Tafel; die Choräle und geistlichen Volkslieder sangen sie glockenrein, ein- und mehrstimmig, mit weicher Stimme, die Leistungen im Rechnen waren, wenn man bedenkt, daß dies in der Begabung der farbigen Bewohner der schwache Punkt ist, geradezu überraschend, auch in der Geographie von Afrika und Palästina hatten die Kinder recht hübsche Kenntnisse.

Ich habe eine besser geleitete Schule weder in Afrika noch in Deutschland gesehen, und wir alle, die der Prüfung beiwohnten, auch die anderen Superintendenten, waren freudig erstaunt. Die Seele des Ganzen ist Br. Westphal, aber sein Helfer Thomas, der Koranna, steht ihm so treu und geschickt zur Seite, daß ich mich veranlaßt sah, hörend, daß er bei seinen 18 Pfd. Sterl. Einnahmen wirklich darben mußte und der Gefahr ausgesetzt sei, aus Noth einen anderen Lebensberuf zu ergreifen, ihm sein Gehalt sofort auf 24 Pfd. Sterl. zu erhöhen.

Auf die Schulprüfung folgte eine Versammlung der Gemeindevorsteher und der gesammten Gemeinde. Da erstere besonderes nicht vorzubringen hatte, so machte ich die Versammlung zu einer Gemeinde-Versammlung und hielt zunächst an sämmtliche Gemeindeglieder eine längere Ansprache auf holländisch (Grützner dolmetschte betschuanisch). Ich legte ihnen zunächst die Bedeutung des Wortes „genootschap“ (Missionsgesellschaft) auseinander, von der die meisten wunderliche Vorstellungen haben. Sie meinen etwa, die genootschap bestehe, ebenso wie irgend eine digger-Compagnie aus einem Consortium mit unermeßlichem Geldkapital, welches die Verpflichtung habe, für die „gemeente“ (Gemeinde) zu sorgen, das sie deshalb ihrerseits als Milchkuh benutzen müßten, um für die mancherlei Mühen, die sie durch die Mission haben, sich zu entschädigen. Ich wies sie darauf hin, wie die genootschap auf die uneigennützigste Weise nur das eine Ziel verfolge, den Herrn Jesum den armen Heiden zugänglich zu machen, wie also jeder einzelne Getaufte unter ihnen dieselbe Verpflichtung habe, wie wir, und wie es thöricht sei, von einer genootschap mit großem Vermögen zu reden, das Vermögen gehöre nicht der genootschap, sondern dem Herrn Jesu, dessen Verwalter die genootschap nur sei zu dem Zweck der Bekehrung der Heiden. Viele Mitglieder der genootschap seien ärmer als sie, aber geben gern ihre abgesparten Pfennige, um dem Befehl des Herrn Jesu gehorsam zu sein. Dieselbe Verpflichtung hätten auch sie. Sie sollten nicht denken, die genootschap habe all dies große Land, um nur Geld zu machen; die genootschap habe aus allen Einkünften des Landes noch nicht einen Pfennig für sich genommen, sondern verwalte Alles zu ihrem Besten. Sie thue das aus Liebe, werde auch nicht müde werden, darin fortzufahren. Aber sollten etliche Bewohner der Station entweder nicht Gottes Wort hören wollen, oder sich dem nöthigen geringen Beitrag muthwillig entziehen, so sei für solche dieser Platz nicht. Derselbe solle den Farbigen Gelegenheit geben, sich vor der Knechtschaft der Weißen zu flüchten an einen Ort, wo sie als Christen leben könnten. Deshalb verlangte ich von ihnen, daß sie nicht bloß Gottes Wort fleißig hörten, sondern auch arbeiteten und ihre mäßigen Abgaben, von denen wir den Landzoll an die Regierung zahlen müssen, regelmäßig abtrügen, auch die nöthigen Arbeiten zu Dämmen, zur

Erbauung einer neuen Kirche 2c. leisteten. Die Leute aus Kibi ließ ich besonders aufstehen und eröffnete ihnen, daß ich, weil sie beharrlich und ohne Grund sich der Arbeiten weigerten, auch nicht zur Kirche kämen, Herrn Baumbach befohlen hätte, sie von der Station zu verweisen, wenn es nicht anders würde mit ihnen. Dann ordnete ich an, daß der eine zerbrochene Damm von ihnen selbst sofort wieder hergestellt werden müsse. Sie antworteten, Ochsen wollten sie dazu geben, aber Schleifblöcke hätten sie nicht. Ich antwortete, sie hätten aber Schafe, jeder könne drei Schafe geben, ohne arm zu werden, dafür ließen sich die Schleifblöcke beschaffen und Grützner machte ihnen die Sache anschaulich, an einem Ochsengespann. Wenn zwölf Ochsen nicht ausreichten, so legten sie achtzehn vor den Wagen, aber ein einziger widerspenstiger Ochse brächte das ganze Gespann in Verwirrung, sie sollten also solche Widerspenstige nicht dulden. Es kostete einige Disputationen, einige meinten, die genootschap solle die Schleifblöcke besorgen, dann wollten sie die Ochsen besorgen. Ich antwortete: Ja, das wollen wir thun, wenn du uns aus der Bibel eine Stelle nachweisest, daß die Lehrer für die Gemeinde Schleifblöcke kaufen müßten; in meiner Bibel stände nur, daß die Lehrer das Wort verkündigen sollten, nun möchten sie in ihrer Bibel nachsuchen, ob es da anders stände. Das schien ihnen einzuleuchten, einer der Aeltesten ergriff das Wort und sagte: Der große Lehrer hat recht gesprochen; für uns wird der Damm gemacht, also müssen wir auch die Kosten tragen und die Arbeit machen. Dann warnte ich vor den Umtrieben eines entlassenen Missionars, der unsere Gemeindeglieder fortlocken möchte, daß derselbe nicht in Frieden von uns gegangen, sondern von uns entlassen sei, daß wir wohl Grund hätten, ihn wegen seines Thuns vor Gericht zu bringen, wenn wir nicht als Christen andere Weise hätten. Derselbe habe sich als unser Feind erklärt, deshalb müßten wir alle, die zu ihm hielten, auch als unsere Feinde ansehen und also behandeln. Was ich ihnen an göttlichen Dingen zu sagen habe, werde ich nächsten Sonntag ihnen sagen; für jetzt sei diese Gemeindeversammlung geschlossen. Einer der Aeltesten dankte im Namen der Gemeinde für die guten liebreichen Worte, die ich gesprochen, und versprach, sie wollen das Alles wohl beherzigen und befolgen. Dann beteten wir (Tois Blum, der Gemeindeälteste, in innigen Worten), und die Versammlung ging auseinander.

Am Nachmittag machte ich eine Fahrt zu der an Herrn Maritz verpachteten Anlage am Baalfluß, mit der von Kallenberg aufgesetzten, jetzt völlig unbrauchbar gewordenen Dampfpumpe; ich erkannte, daß der Kontrakt mit dem Pächter, der alles verkommen ließ, baldmöglichst, wenn auch mit Verlust, aufgehoben werden müsse, um nur die schöne Anlage zu retten, denn der jetzige Bewohner ließ alles vertrocknen.

Von dort fuhren wir nach „Schloß Pniel", dessen von Zerwick erbauter Kellerraum von genanntem Engländer, Mac Dermitt, zu einer provisorischen Wohnung eingerichtet war. Derselbe hat bereits wacker gearbeitet und namentlich eine kleine fließende Quelle mit Dynamit tiefer aus dem Felsen hervorgearbeitet. Er war dabei, auf den Trümmern und Felsfundamenten des nach großartigem Styl angelegten Gebäudes, sich ein Haus von Backsteinen zu erbauen und hatte auch schon ein

kleines Gärtchen angelegt. Da er Alles auf seine Kosten errichtet, und bei seinem Weggang uns das Alles gehört, so ist uns hier auf bequeme Weise eine Gelegenheit gegeben, Pniel zu kultiviren. Die bereits gelieferten Arbeiten und die ganze Umsicht und Betriebsamkeit dieses jungen Bauern, der bereits in seinem 17. Jahre veldcornet im Distrikt Victoria-West gewesen war, erweckte mein Vertrauen und die Hoffnung, daß unser Pniel auch im Aeußerlichen noch grünen und blühen werde. Die Quelle, die jetzt noch spärlich und auf Monate fließt, kann tiefer herausgeholt werden; alle Anzeichen sind vorhanden, daß dort reichlich Wasser in der Erde ist.

Der Abend dieses Tages wurde bis 11 Uhr mit eingehenden Gesprächen über die Agendenfrage ausgefüllt, welche nach mancher Seite hin eine brennende wird.

Sonnabend, 18. Oktober. Heute vor zwei Monaten stieg ich in Berlin auf die Stadtbahn am Alexanderplatz und heute ist ein wichtiger Theil meiner Arbeit bereits absolvirt, eine ganze Synode inspizirt, übermorgen der letzte Theil der Arbeit in der Oranje-Freistaatssynode gethan, am nächsten Dienstag geht es, so der Herr will, in den Transvaal. Der Herr hat gnädig und wunderbar geholfen.

Sehe ich zurück auf die gesammte Synode Freistaat, so kann ich das nur mit Loben und Danken thun. Welch ein gewaltiger Unterschied zwischen heute und vor 18 Jahren! Die Brüder der Synode ohne Ausnahme treue, gewissenhafte, in der Furcht des Herrn stehende Arbeiter, unter der Leitung eines begabten, umsichtigen, energischen Superintendenten, dem sie alle in herzlichster Liebe und Gehorsam ergeben sind, voll Pietät auch gegen das Comité, uneigennützig ihre schwere Arbeit unter vielen Mühen, Plagen und Entbehrungen treulich verrichtend. Dazu überall deutliche Segensspuren. Die Baulichkeiten solide, einfach und reinlich gehalten, eine Zierde unserer Stationen, überall die Anfänge zur sorgsamen Ausnutzung der Hülfsmittel, welche die Mission selbst darbietet in Afrika, und auch nach dieser Seite hin bereits erzielte gute Erfolge. Die Gemeinden ihren Lehrern zugethan und bereit, mitzuarbeiten nach Kräften, in ihnen selbst Kräfte des Lebens in Gott geweckt und in der eigentlichen Mitarbeit an der Predigt des Evangelii thätig. Manche großen Schwierigkeiten und Hindernisse in Personen und Verhältnissen bereits beseitigt, theils in einer Lage, die uns Hoffnung macht, sie bald beseitigt zu sehen. Ja, der Herr hat Großes in diesen Kreisen gethan. Darum breche ich hier, um den übrigen Theil des Tages mit der Besorgung der deutschen Post auszufüllen, ab mit dem aus innersten Herzen fließenden Wort: Lobe den Herrn, meine Seele, und vergiß nicht, was Er dir gutes gethan hat. Und persönlich stimme ich ein in diesen Lobgesang, denn der Herr hat mich bis hierher wunderbar gnädig geführt, so daß ich an keinem Dinge Mangel hatte, keine nennenswerthen Beschwerden gefühlt habe, und an mehr als einer Stelle erfahren durfte, daß der Herr auch meine Arbeit und meinen Verkehr mit den lieben Brüdern, die alles, was sie mir an den Augen absehen konnten, mit Liebe und Ehrerbietung gethan haben, reichlich gesegnet hat. — Ja, lobe den Herrn, meine Seele und vergiß nicht, was er dir Gutes gethan hat! Amen! —

24. Noch einmal nach Kimberley.

Sonntag, 19. Oktober. Der Gottesdienst in Pniel mußte in früher Morgenstunde abgehalten werden, weil ich bereits zu Mittag in Kimberley sein wollte. Um 8 Uhr wurde eingeläutet. Ich fand die große Kirche gefüllt, gegen 250—300 Kirchenbesucher hatten sich eingefunden. Wiederum liebliche vierstimmige Gesänge vom Chor, wiederum lebhafte Theilnahme (auch innerliche) der Gemeinde am Gottesdienst. Ich predigte über das Evangelium des Sonntags, Matth. 9, 1—8, vom Gichtbrüchigen, mit fröhlichem Aufthun des Mundes; ich konnte mit Gottes Hülfe schon wieder ziemlich fließend mich in der holländischen Sprache bewegen. Nach der Predigt trat Stefanus, Mitglied des Kirchen-Gemeinderaths, an mich heran. Der liebe bescheidene, demüthige, treue Mann ist ein Koranna, aber einer der gefördertsten Christen unserer Pnielgemeinde. Er konnte vor Bewegung kaum einige Worte hervorbringen, als er mir eine Gabe von 10 Pfd. Sterl. (200 Mark) übergab, als Beitrag der Pniel-Gemeinde zu meinen Reisekosten, und als er in diese Gabe Segenswünsche für meine Reise und Dank für mein Kommen einflocht. Dieser liebe Mann würde allein schon ein Beweis dafür sein, daß unsere Arbeit auf Pniel nicht vergeblich gewesen ist. Aber es giebt solcher eine ganze Anzahl, so daß wir doch der sichern Hoffnung leben können, wir werden auch an Pniel noch unsere Freude haben.

Nach beendigtem Gottesdienst um 10¼ Uhr stieg ich auf die Karre, die mich nach Kimberley bringen sollte. Herr Mac Dermitt fuhr selbst. Er erzählte von der Beschaffenheit des Pniel-Landes, welches in Menge die schönste Gelegenheit zur Ausnutzung darböte, und bedauerte, daß diese Ausnutzung durch die Arbeitsscheu der Koranna unterbliebe; hoffentlich werden mit der Zeit betriebsame Betschuanen besser angehen. Nach zweistündiger Fahrt hielten wir vor dem Pfarrhaus in Kimberley.

Dieses mit der dicht daneben liegenden Kirche für die Kaffern liegt auf dem höchsten Punkt des Kimberleyer Territoriums, so daß man von der Thür aus den ganzen langen Häuserstreifen mit seinen blauen Eisendächern übersehen kann. Das Häuschen ist nicht allzugroß, aber für bescheidene Leute genügend, und im Innern so behaglich und gemüthlich eingerichtet, daß man sich überaus wohlfühlt bei den lieben Geschwistern Meyer. Ein Gärtchen ist auch schon gemacht, so daß das Auge in dieser dürren Gegend doch einen Gegenstand findet, auf dem es ausruhen kann. Etwa 100—150 Fuß vom Hause steht die geräumige Kafferkirche, der Platz zwischen ihr und dem Hause ist mit Bäumen bepflanzt. Hart an den Kirch- und Stationsplatz grenzt die Kafferlokation, auf welcher etliche unserer Gemeindeglieder sich zierliche und saubere Häuschen erbaut haben, die zu den wüsten, mit Lumpen bedeckten Hütten der heidnischen Kaffern in grellem Abstand stehen. Auch auf andern Theilen des Diamantfeldes indeß wohnen unsere Gemeindeglieder zerstreut bis Dutoitspan, ein weiter Arbeitskreis.

Als ich vor dem Pfarrhause abstieg, wurde ich bereits von einer zahlreichen Anzahl unserer Gemeindeglieder begrüßt, theils mit dem

Betschuanengruß „dumêla“, theils mit dem Bapedigruß „tamáchĕschu Mynheer“; allen strahlte die Freude aus den Augen, denn die Ankunft des großen Lehrers war ein lange ersehntes und lange erbetetes, wichtiges Ereigniß für die ganze Gemeinde. Bald kamen auch die Brüder Nauhaus, Grützner und Meyer aus der kleinen deutschen Kirche herauf, in welcher der erstgenannte der deutschen Gemeinde gepredigt hatte.

Nach dem Mittagessen, um 3 Uhr, begann in unserer Missionskirche der Gottesdienst für die Kaffergemeinde. Ich war erstaunt, die ganze geräumige Kirche mit Farbigen angefüllt zu finden, reichlich dreihundert Personen, fast nur Erwachsene. Auch einige Deutsche waren gekommen. Noch mehr erstaunt war ich über den schönen vierstimmigen Gesang des Chors der Kaffern, Männer, Frauen, Jungfrauen und Kinder, den Br. Arndt eingeübt hatte. Erquicklich war der reine volltönige Gemeindegesang in holländischer und Betschuanen-Sprache und die nach Bachmanns Agende in holländischer Sprache abgehaltene Liturgie. Die Predigt hielt ich in holländischer Sprache vom Altar aus, neben mir stand Grützner und dolmetschte Satz für Satz in das Setschuana. Es schien mir unschicklich, daß ich auf der Kanzel und Grützner unter derselben stehen sollte. Nachdem der Chor abermals vierstimmig und die Gemeinde ihre Gesangbuchslieder, unsere alten lieben lutherischen Kirchenlieder, holländisch und setschuanisch rein und lieblich gesungen hatte, fand die Taufe von drei Erwachsenen und zwei Kindern statt. Ich bediente mich bei den ersteren der Setschuana-Sprache, natürlich nur die Formulare ablesend, und bei den zweiten der holländischen Sprache. Auf diese Feier folgte ein anderer feierlicher Akt:

Drei Gemeindevorsteher traten an mich heran. Der mittlere derselben, Isaak, ein junger Mann mit mildem Ausdruck des Angesichts, hielt in holländischer Sprache eine Anrede an mich. Zuerst schüchtern und befangen, dann immer freimüthiger und beredter dankte er für die Segnungen, die die Gemeinde durch die Fürsorge und Liebe der Väter jenseits des Meeres genossen habe und für die herzliche Liebe, die auch ich ihr erwiesen habe damit, daß ich trotz meines Alters, die weite Reise nicht gescheut habe. Er dankte Gott, daß derselbe mich durch alle Gefahren der Reise bis zu ihnen gebracht habe, und für den Segen, den er ihr soeben durch meine warme und liebevolle Ansprache gebracht habe. In feiner Weise die Hauptgedanken meiner Predigt rekapitulirend, gelobte er in seinem und der Gemeinde Namen neue Treue, Dankbarkeit und Gehorsam. Dann zog er einen Lederbeutel hervor und übergab mir in demselben 283 M. 50 Pf. als Beisteuer der Gemeinde zu meinen Reisekosten. Die an diesem Tage gesammelte Kirchenkollekte betrug 51 M. 50 Pf., so daß diese Gemeinde von Tagearbeitern mehr als 300 Mark aufgebracht hatte, ein schönes Opfer, das um so werthvoller war, als Allen bei der Ueberreichung desselben sichtlich die Augen vor Freude glänzten. Wohlthuend war auch die äußere Erscheinung der Gemeinde, alle sauber und ordentlich europäisch gekleidet, ohne den Prunk und Luxus, mit dem etliche Heiden sich umhüllen.

Der Unterschied zwischen Heiden und Getauften ist überhaupt kaum an einem andern Orte so in die Augen fallend, wie in Kimberley. Die Heiden, theils fast nackt, theils in Lumpen einhergehend, oder aber

wieder Sonntags geputzt mit seidenen Schürzen und Atlaskleidern, wie die gentlemen mit Glacéhandschuhen in Cabs fahrend, trotzdem daß solche Fahrt 2—5 Mark kostet, theils (Sonnabend Abends) heidnisch tanzend und lärmend. Die Christen dagegen einfach aber reinlich gekleidet, sei es in gutem schwarzen Sonntagsanzug, sei es auch nur in einfachem Baumwollenkleide. Ebenso unterscheiden sich die Hütten der Heiden von den kleinen sauberen Backsteinhäuschen der Christen, die reinlich von innen und von außen, an den inneren Wänden zumeist mit Bildern aller Art beklebt und mit Tisch, Stuhl, Kommode und anderem Hausgeräth ausgeschmückt sind.

Nach dieser Digression zurück zur Kirche. Ich dankte der Gemeinde in einer Ansprache für das Geschenk, welches sie mir hatte überreichen lassen. Der Chor sang einen Abschieds-Psalm. Hierauf ergriff Br. Nauhaus das Wort zu einer Ansprache, die besonders an die Stationsmitglieder unserer Stationen im Transvaal gerichtet war, welche sich zeitweilig hier in Kimberley aufhalten. Zum Schluß sprach noch Br. Meyer herzliche bewegliche Worte, mit denen er mir für alle bewiesene Liebe dankte und mir Gottes Segen auf den Weg wünschte.

Es war ziemlich spät geworden. Trotzdem mußten wir schon 7 ¼ Uhr wieder auf die Karre zum Gottesdienst in der deutschen Kirche. Auch in Kimberley hat sich durch Br. Meyer's Bemühungen eine deutsche evangelisch-lutherische Kirche gebildet, welche jährlich 150 Pfd. Sterl. (3000 M.) zum Gehalt des Predigers aufbringt. Sie hat sich ein kleines Kirchlein gebaut, welches, wenn hundert Personen darin sich gesammelt haben, drückend gefüllt ist. Ich fand etwa sechzig Personen vor, welche der Predigt mit großer Aufmerksamkeit und Theilnahme folgten. Es sind in diesem Gemeindlein eine ganze Anzahl lebendiger Glieder, die für die Segnungen ihres eigenen deutschen Gotteshauses und Gottesdienstes dankbar und erkenntlich sind. Ich hatte unter meinen Zuhörern auch einen Juden, der gefragt, wie ihm die Predigt gefallen habe, zuerst antwortete, der dritte Theil habe ihm gut gefallen, einige Stunden später, auch der zweite, und am folgenden Tage, jetzt habe ihm auch der erste Theil gut gefallen.

Montag, 20. Oktober. Wir fuhren 10 Uhr aus und erreichten nach einer Viertelstunde das Haus und die Kirche von Philipp Botha, einem begabten treuen wesleyanischem Nationalhelfer, der Jahre lang sich an unsere Gemeinde anschließend, auf eigene Hand eine Missionsarbeit begonnen hatte. Jetzt hat er den Entschluß gefaßt, in die Kolonie zurückzukehren, wo er größere Selbständigkeit und zusagendere Arbeit zu finden hofft. Er hatte ganz aus den Mitteln seines Gemeindleins eine Kirche für 300 Pfd. Sterl. gebaut und neben dieselbe sein kleines Häuschen. Die Kirche und Gemeinde sollte vertragsmäßig nach seinem Weggange uns zufallen. Als es hierzu später aber kommen sollte, hat er Schwierigkeiten gemacht, der wesleyanische englische Prediger aber erklärt, er werde unsere Ansprüche nicht antasten. Weiter fuhren wir nach Dutoitspan, einer etwa eine Meile von Kimberley liegenden anderen Diamantgrube, um den Fleck anzusehen, auf welchem Br. Meyer eine neue Kirche erstehen zu sehen hofft, neben welcher Br. Arndt dann sein Wohnhaus haben soll. Ich konnte mich bald durch den

Augenschein davon überzeugen, daß Dutoitspan nicht bloß die bevölkertste, sondern auch die bedeutendste Mine auf den Diamantenfeldern ist. In den tiefen Gruben wimmelte es von farbigen Arbeitern. Unter ihnen ist auch der größte Theil derjenigen Mitglieder unserer nördlichen Baßutho-Stationen, welche arbeitsuchend hierhergezogen sind. Deshalb scheint die Errichtung eines eigenen Kirchleins an diesem Ort angezeigt. — Ebenso scheint es bei der heißen staubigen Luft auf den „Feldern" (wie die Diamantenfelder gemeinhin kurzweg genannt zu werden pflegen) recht nöthig, daß unsere Brüder auch ein Pferd halten, durch welches sie ihre Kräfte schonen und ihre Arbeit verdoppeln könnten. Ich versprach, beim Comité den bezüglichen Antrag zu stellen.

Die Felder in Dutoitspan sind zu vielen Hunderten von Morgen mit bereits ausgeförderter Diamanterde bedeckt. Dieselbe muß hier sechs Monate lang liegen. Von Zeit zu Zeit muß sie mit Wasser begossen werden und in der heißen Sonne wieder trocknen, damit sie in sich mürbe werde zum Zerbröckeln. Erst nach sechs Monaten ist sie soweit reif, daß die Diamanten aus ihr durch Schlemmen, Reiben ꝛc. herausgesucht werden können. Die Steine von Dutoitspan und dem angrenzenden Bultfontein, welche zusammen eine besondere Stadtgemeinde (Beakonsfield) bilden, sollen aus allen Minen die größten und reinsten sein.

Nachdem ich den Platz, der uns zur Errichtung eines Kirchleins geschenkt (d. h. gegen die jährliche Abgabe von einem Pfefferkorn oder einem Shilling überlassen ist), angesehen hatte, ging es nach Kimberley zurück, wo wir zunächst von der französischen Diamant-Compagnie einen Diamant kaufen wollten, der noch in seiner felsartigen Muttererde sitzt. Solche Stücke sind selten und theuer. Ich sollte für einen halbkarätigen Stein 1 Pfund Sterling bezahlen. Die Brüder Meyer und Arndt litten dies indeß nicht, sondern machten mir mit dem Steine ein Geschenk. Um den Stein mitnehmen zu dürfen, das kostete viele Gänge. Aus einem Comtoir mußte ich in das andere gehen, ein Protokoll um das andere unterschreiben, vor vier Beamten nach einander mich ausweisen, bis ich das Certificat erhielt, der Stein sei ehrlich erworben. —

Während wir noch auf diesen verschiedenen Bureau's beschäftigt waren, kam Herr Rausch mit einem englischen digger an und sagte, er habe eben einen solchen Diamanten von $1^1/_2$ Karat für mich besorgt. Als ich nach dem Preis fragte, erklärte er, der digger und claim-Besitzer wolle mir als Zeugniß der Bewunderung des Muths, den ich beim Herabfahren in die Diamantengruben bewiesen habe, ein Geschenk mit dem Stein machen. Meine Photographie, die ich dem Engländer als Gegengeschenk überreichte, nahm derselbe — ein einfacher schlichter Mann — mit sichtlichem Dank an. Der Werth dieses größeren Diamanten wurde auf 3—4 Pfd. Sterl. angegeben. Nach Beendigung dieses Geschäfts bestiegen wir einen Holzthurm von etwa 50 Fuß Höhe, dessen Spitze eine schöne Aussicht über das ganze Gebiet der Diamantfelder gewährt. Hierauf wurden noch einige Besuche bei deutschen Familien gemacht. In einem Herrn Sprecher und seiner Frau, sowie einem Herrn Thiel und Frau, Schwager des Herrn Rausch, den ich bereits 1867 in Jerusalem gesehen hatte, fand ich sehr liebe ernste

Christen. Der Bruder des Küsters, Herr Bauer, der gerade Hochzeit machte, mußte bei seinem Hochzeitmahl, zu dem er uns eingeladen hatte, doch wenigstens begrüßt werden, sowie auch eine farbige Getaufte, die eine eifrige Christin ist und Gemeindebeiträge bis zur Höhe von 200 bis 300 Mark beigesteuert hat. Erst 2¼ Uhr kehrten wir nach Hause zurück.

Kaum hatten wir uns zu Tisch gesetzt, als der Bauer Gert Maritz, der unsere Gartenanlage auf Pniel gepachtet hatte, erschien; ich machte mit ihm einen Vergleich, um den für beide Theile lästigen Kontrakt zu lösen.

Gegen Abend kamen die besuchten Deutschen noch, um zu grüßen und um padkost d. h. Vorräthe zur Weiterreise zu bringen. Ich wurde reich und überreich versehen mit Brod, Kuchen, Fleisch, Apfelsinen und Bier und allen möglichen Lebensmitteln und Erfrischungen, wohl für eine Woche ausreichend. Die lieben Sprecher's waren besonders weich und herzlich. Ich hielt auf ihre Bitte mit ihnen allein in Hans Arndt's Studirstube eine Abschiedsandacht.

Zum Abend hatte der deutsche Konsul, Herr Diering (ein Königsberger), uns eingeladen und bewirthete uns mit einem luxuriösen Abendessen. Die Gespräche waren ernst und eingehend. Hauptthema war: Aehnlichkeit und Unterschied zwischen Bierseligkeit und Gottseligkeit. Erst 11½ Uhr kehrten wir heim.

Dienstag, 21. Oktober, weckten mich die lieben Sänger von Hans Arndt lange vor Aufgang der Sonne mit dem vierstimmigen Gesang von „Nun preiset Alle" und „Wo findet die Seele die Heimath der Ruh." Dann gab es eine tiefergreifende Abschiedsfeier im Hause des Br. Meyer. Grützner, Kropf und Brune zogen ihre Straße nach Süden; ich nach Norden, zunächst nach Pniel zurück, um aus der Synode Oranje-Freistaat zu scheiden. — Herr hilf weiter.

Zweite Abtheilung.

Vom Vaal-Fluß bis zum Zoutpansberg.

25. Am Vaal-Fluß entlang.

Pniel, Dienstag, 21. Oktober 1884. Ich hatte gedacht, um 8 Uhr von Kimberley kommend, gleich auf den Pferdewagen steigen zu können, um weiter zu fahren. Aber in Afrika heißt es „Gut Ding will Weile haben." Statt um 8, kam ich um 10 Uhr in Pniel an, dann mußte gefrühstückt und zu Mittag gegessen werden. Endlich 3½ Uhr war alles klar, wir konnten aufsteigen und es hieß trek. Vorwärts ging es in sausendem Galopp. Die Fürsorge unserer Pniel'schen Geschwister hatte eine sogenannte skotsh car, eine Art große Mergelkarre, mit sechs Ochsen beschafft, welche mit unsern Koffern, Reisetaschen ꝛc. beladen, drei Meilen voraufgehen sollte, um unseren Wagen und Karre zu erleichtern, denn unsere Pferde und Esel, die bereits den Weg von Pretoria bez. Botschabelo und Mphome her zurückgelegt hatten, waren müde und mager und es war ihnen die Erleichterung um so mehr zu gönnen, als der kleine Weg, der zu der großen Kimberleyer Landstraße uns bringen sollte, sehr sandig und steinig war. Bald legte sich auch der galoppirende Muth unserer Gespanne, denn wir hatten einen Weg zu passiren, der auch in Afrika zu den schwersten gehörte. Es ging durch tiefe Steinschloten, über Klippen und Risse hin, welche nur mit großer Mühe und Vorsicht zu überwinden waren. Nauhaus sprang alle Augenblick ab, theils um den Wagen zu halten, theils um die Möglichkeit des Durchkommens zu untersuchen. Kaum eine halbe Stunde gefahren, schrie er aus Leibeskräften „aanhau, aanhau" (anhalten), aber da krachte es schon, unsere Deichsel war an einem Querholz zerbrochen. Es mußte das Zerbrochene nach Möglichkeit mit Lederriemen zusammengebunden werden, so daß wir, wenn auch vorsichtig fahrend, doch weiter kamen. Br. Westphal, der uns begleitete, ritt voraus und bestellte uns Quartier bei einem Bauer, Herrn Williams, einem englischen Afrikaander, dessen Platz Droogfontein wir denn auch mit eingebrochener Dunkelheit glücklich erreichten. Wir wurden mit herzlichster Gastlichkeit aufgenommen und bewirthet und bekamen bequeme Betten und eine treffliche Mahlzeit; todtmüde, schlief ich bald fest und behaglich.

Mittwoch, 22. Oktober, früh gingen wir zu den nur fünf Minuten von Droogfontein entfernten großartigen Pumpwerken am Vaalfluß, welche in weiten eisernen Röhren das Wasser aus dem Fluß drei deutsche Meilen weit nach dem über 300 Fuß höher gelegenen Kimberley befördern, woselbst es in riesigen Bassins gesammelt, die ganze Stadt mit Wasser versorgt. — Diese Maschinen sind zwar den großartigen auf den englischen Dampfschiffen nicht zu vergleichen, aber

immerhin ist es doch ein großartiges Unternehmen, mitten in Süd-Afrika Maschinen von 60 Pferdekraft aufzustellen und — zu unterhalten bei dem großen Holzmangel. Auf halbem Wege soll eine ähnliche Maschine zum Weiterbefördern des Wassers aufgestellt sein.

Für uns sehr wichtig war es, daß bei der Maschine ein Schmied angestellt war, der sehr bereitwillig eine eiserne Stange anstatt der zerbrochenen hölzernen schmiedete; die Schrauben mußte er erst anfertigen und verlangte hernach nichts für seine Mühe, nur das verwandte Material ließ er sich mit 15 Shilling bezahlen. —

Wir konnten erst gegen Mittag einspannen. Der Weg war und blieb theils sandig, theils steinig, bis wir endlich gegen Abend den großen Weg von Kimberley nach dem Transvaal erreichten. Die Kraft, welche unsere armen Pferde auf der Rast in Pniel gesammelt hatten, war durch die übertriebene Anstrengung der ersten sechs Meilen verloren gegangen, um so mehr, als das Feld zum Theil ganz dürr war und vielfach nicht einmal trockenes Gras vom vergangenen Jahr her übrig behalten hatte. Wir sahen uns also, wenn wir nicht die armen Pferde und Esel, deren Rippen längst sichtbar waren, arbeitsunfähig stehen lassen wollten, immer wieder auf das Kaufen von Futter zu fast unerschwinglichen Preisen angewiesen (z. B. für einen Viertel-Scheffel Mais bezahlten wir 5—6 Mark, für eine kleine Garbe Hafer 0,75 bis 1,50 Mark, für den Scheffel ausgedroschenen Hafer 15 Mark), und wir mußten noch froh sein, wenn wir überhaupt noch etwas zu kaufen fanden, und dadurch der Gefahr, unsere Pferde verhungern zu sehen, entgehen konnten. Der Prediger Radloff aus Hoopstadt, der als Abgeordneter der reformirten Kirche nach Bethanien zum Fest gekommen war, erzählte uns später, daß er auf dieser (etwa 25 Meilen langen) Reise allein für 300 Mark Futter für seine Karrenpferde habe bezahlen müssen. Eine Tour von Hoopstadt nach Blumhof, die er in guten Zeiten in drei Stunden abreitet, hatte ihm wegen der Magerkeit der Pferde einen ganzen Tag gekostet, er hatte dreimal ausspannen müssen. In der Zeit, wo das junge Gras noch nicht heraus ist, und das alte keine Kraft mehr hat, ist es nur mit den größten Anstrengungen und der Gefahr des Verlustes der Thiere, und mit dem größten Kostenaufwand möglich, in Afrika zu reisen. Meine Reise war gerade in solche Zeit gefallen.

Wir fuhren von Riverton nach dem neuentstehenden Städtlein Warrenton zu. Der Weg führte durch fahle greisenhaft aussehende Büsche (Oleaster). Es gab noch manche sandige, steinigte Stellen zu überwinden, so daß wir nur langsam vorwärts kamen. Vor uns donnerte und blitzte es am Horizont, und wir gönnten den Leuten den massenhaft fallenden Regen für ihr ausgedorrtes Land. Auch hinter uns regnete es in Pniel.

Der Abend brach herein, wir spannten auf freiem Felde aus. Rauhaus Reisewagen wurde hotel. Neben demselben wurde eine Feuerstelle etablirt, trockener Kuhmist kollektirt und an der Glut desselben das Theewasser gekocht und das Abendbrod mit gutem Humor verzehrt. Die Schätze, die uns die Freundlichkeit der lieben Deutschen in Kimberley und Pniel als pad-kost auf den Wagen gesetzt hatten, erwiesen sich als immer reichlicher, da gab es außer einer Flaschenbatterie von deutschem

Bier (Bergedorfer und Burger) auch Kapwein, verdichtete Milch, Fleisch aller Art, Hammel, Schwein, Rind, Huhn, Zinnbüchsen mit Sardinen und Eingemachtem, Brod (Kuchen, Biskuit), Butter, Schmalz, Eier, Salz, Kartoffeln, Zwiebeln; es fehlte an nichts. Wir waren aber auch eine wirkliche wandernde Karawane geworden: Nauhaus mit seinem Reisewagen, der mit 2 Mauleseln und 4 Pferden bespannt war. Knothe mit seiner Karre, die von 4 Eseln gezogen wurde; außerdem hatten die Brüder eine Anzahl Pferde billig (10 Stück für 30 Pfd. Sterl.) bei Salomo Oppermann gekauft, die durch Lucas (Nehemias Sohn aus Adamshoop) angejagt wurden. Dieser Lucas, ein stiller, bescheidener, begabter Jüngling, will die Pferde nach Botschabelo treiben und dann selbst als Zögling in das dortige Lehrer-Seminar eintreten. Außerdem kamen nun noch die 6 Ochsen der Skotsh-Car hinzu, die wir zur Erleichterung der Pferde bei uns behielten, so daß wir 18 Pferde und 6 Ochsen stark, unseren Weg zogen. Den Pferdewagen regierte Daniel aus Botschabelo und neben ihm Isaak aus Botschabelo, der die Peitsche führte. Die Eselkarre regierte mein alter Mart, derselbe Buschmannshottentott, der schon vor achtzehn Jahren meine Eselkarre von Botschabelo nach Natal geführt hatte. Die Ochsenkarre trieben zwei Koranna Stefanus und Petrus von Pniel, so daß auch der menschliche Theil unserer Wanderkaravane eine kleine Musterkarte abgab, zwei Koranna, ein Buschmannsbastard (Mart), zwei Bakopa (Daniel und Isaak) und ein Motschuan (Lucas). Das gab ein buntes Bild, die Pferde und Esel bis in weite Ferne hin mühsam etwas Gras suchend, der Wagen und die Karre mit ihrem Siedelgezeug neben ihm, das Feuer mit dem Dreifuß und Kaffeekessel, an demselben hockend die Farbigen, wir danebenstehend und uns wärmend.

Nachdem das Abendbrot vollendet war, wurde das Wagenhotel in eine Schlafkammer umgewandelt; Knothe bereitete sein Lager unter seiner Karre, im Wagen wurde über die Sitzbänke eine Katel und auf derselben eine breite Matratze ausgebreitet, auf welcher Br. Nauhaus und ich, in den Kleidern bleibend, unser Nachtquartier fanden. Dann wurde am Feuer Andacht gehalten und darauf der Wagenschlafsaal von außen fest zugeschnallt, die Laterne drinnen gelöscht und wir schliefen bald prächtig; den Regen, der auf unser wasserdichtes Wagengemach herabfiel, brauchten wir nicht beachten.

Donnerstag, 23. Oktober, vor Sonnenaufgang die Pferde zusammengesucht und eingespannt. Da das eine Zugpferd bereits flau geworden war, mußten wir versuchen, eins der wilden Graspferde einzuschirren. Das arme Kind der Freiheit, bisher an kein Joch gewöhnt, mußte, während es bis dahin nur mit seines Gleichen eine Art Steppenleben gelebt hatte, nun Zaum und Gebiß fühlen, es bäumte sich hoch, warf sich an die Erde, schlug um sich und geberdete sich ganz ungebärdig. Unsere Farbigen brachten es endlich zum Stehen; aber kaum im Siedelzeug, schlug es vorn und hinten aus und gefährdete die anderen Thiere, bis es mit einem Ruck Zaum und Gebiß und Stränge abgestreift hatte und davongalloppirte. Wir mußten mit einem anderen den Versuch wiederholen. Diesmal glückte es besser; Br. Knothes Apfelschimmel-Stute zog bald als Gefährte eines Maulesels so mack und

zahm, als sei sie schon längst gelehrt. Mit einer Braunen des Br. Rauhaus gelang es ebenfalls, und so ging es frisch und munter vorwärts. Wir erreichten Warrenton (s. o.) und passirten mittelst des Ponts (Fähre) glücklich den breiten, hoch angeschwollenen Vaalfluß, dessen Stromschnellen inmitten grüner Ufer und kleiner mit grünen Bäumen bestandener Inseln ein malerisches Bild gewährten. Wiederum gab es einen schweren Tag zwischen den Oleasterbüschen auf breitem sandigen Wege. Am Abend versagten abermals zwei flaugewordene Pferde; wir mußten ausspannen neben einem Dornbusch. Durch einen Weißen, der nach Christiana ritt, gaben wir dem voraufgeeilten Br. Knothe Nachricht, und schliefen trefflich.

26. Erste Fahrt jenseit des Vaal-Flusses. Saaron.

Freitag, 24. Oktober, gab es schon am frühen Morgen einen lebhaften Kampf mit zwei anderen der wilden Pferde, die wir in die Stelle der flaugewordenen einzustellen versuchten. Sie zogen mit Gewalt rückwärts, schlugen um sich und schwebten, sich aufschnellend oft mit allen Vieren in der Luft, eins biß unseren Daniel in die Brust, daß es stark aufschwoll. Indeß unsere wackeren Farbigen ließen nicht nach, und endlich standen sie beide als Mittelpferde im Gespann. Wie es aber nun losgehen sollte, sprangen beide miteinander in die Luft, schlugen aus nach allen Seiten und fielen endlich beide miteinander auf die Erde, das Geschirr theilweise zerreißend. Nun mußte dieses erst zusammengeflickt werden; die wieder eingeschirrten Pferde wurden wieder eingespannt — bald zogen sie zunächst im langsamen Schritt wie die Alten.

Es gab wieder einen schweren Tag. Das wenige dürre Gras auf den Feldern wurde immer spärlicher; anstatt desselben wuchs eine Art kleiner Büsche am Wege, deren Laub und Zweige kein Ochs und Esel anrührt. Unsere armen Thiere waren also abermals auf das wenige theuer gekaufte Futter angewiesen, das weitaus nicht hinreichte. So wurde ausgespannt und eingespannt, mit banger Besorgniß, wie weit überhaupt noch die abgemagerten Thiere uns bringen würden. Vielfach sah man am Wege Gerippe von gefallenen Ochsen und Pferden, die das Opfer der Dürre geworden waren. Unsere Ochsenkarre holte uns auf den Ausspannflecken immer wieder ein. Unseren Plan, zum Sonnabend Potschefstroom zu erreichen, hatten wir längst aufgeben müssen.

Malerisch waren die Truppe von Wanderkaffern, die mit uns gleichen Weges zogen. Es mochten ihrer 4—500 sein aus dem Lande von Sekukuni, Moletse, Matlale und Mokopan, ein Sohn des letztgenannten Häuptlings war ebenfalls unter ihnen. Sie waren alle beladen, schwerer als ein feldmäßig ausgerüsteter Infanterist. Sie trugen die Erwerbungen einer mehrmonatlichen Arbeit in den Diamantengruben mühsam auf ihrem Rücken in die Heimath zurück. Viele hatten Sonnenschirme, etliche schleppten neben ihren in großen Rollen zusammengepackten Geräthen und Kleidungen einen schweren eisernen Kochgrapen mit sich nach Hause. So legen sie einen Weg von 60—80 Meilen

zurück. Zum Schutz wider die Mittagsonne spannten sie ihren zum Theil mit bunten Bändern behangenen Regenschirm auf. Nach und nach verschwanden (wir überholten sie und sie uns immer wieder) die Kleidungsstücke und sie fügten der angeborenen Uniform nur noch einen Rock oder dergl. hinzu. Manche hinkten, manche sprangen und sangen tänzelnd ihr Liedlein dazu. Fast alle ohne Ausnahme waren Heiden. Manche trieben abgetriebene Pferde, manche auch Ochsen vor sich her; aber ihr Gepäck luden sie ihnen nicht auf, sondern trugen es selbst; die Aermsten! Viel davon bringen sie nicht nach Hause, denn am Wege lauern ihrer überall die Winkel (Kaufläden), die ihnen für die nothwendigsten Lebensmittel schweres Geld abpressen, oder es in Branntwein umwandeln.

Der Weg, den wir zu passiren hatten, war inzwischen eine breite feste Landstraße geworden, wir waren deß herzlich froh, denn sonst hätten unsere Pferde uns nicht weiter gebracht.

Am Abend machten wir noch einen Schoft bei Mondschein. Die Pferde liefen zunächst frisch, dann aber versagten sie plötzlich. — Wir mußten ausspannen an einem Ort, wo kaum ein Halm Gras für sie vorhanden war. Wir opferten das letzte unserer Futtervorräthe mit bangem Herzen, denn wir hatten gehört, daß das Feld vor uns, je weiter je schlechter werde, und daß Futter und Milis weiterhin auch für schweres Geld nicht zu haben sei.

Als wir Christiana passirten, wurde mein Herz schmerzlich bewegt durch die Erinnerung an die abscheuliche Behandlung, die unser Br. Brune dort erfahren hatte, als weiße Leute es für gut befanden, unsere aufblühende Koranna-Station Saaron unter nichtigem Vorwande zu zerstören und den nach Hunderten von Köpfen zählenden Koranna-stamm der Linkshänder ihres Viehes und Eigenthums zu berauben und ihnen ihre Salzpfanne und ihr ganzes Land abzunehmen. Die es raubten, haben es nicht behalten; die Ablöser aber setzten das Vernichtungsgeschäft fort. Auf diese Weise waren die letzten Koranna, kürzlich durch uns zu einer hoffnungsvollen Missions-Station gesammelt, seit kaum sechs Jahren von dem alten Erbsitz ihrer Väter verjagt, zerstreut, ein völlig vernichtetes Volk geworden. Sie haben erlitten, was sie mit ihrem langjährigen Widerstreben gegen das Evangelium verdient haben; aber eine tiefe Wehmuth erfaßte mich doch, zu sehen, daß in der Zeit, wo die rettende Hand des Herrn sich noch einmal nach ihnen ausstreckte, und wo sie derselben gegenüber ihre harten Herzen zu erschließen schienen, die Gerichte des Herrn über sie hereinbrechen mußten. —

Sonnabend, 25. Oktober. Als wir erwachten, waren die Pferde verschwunden. Weil sie absolut nichts in der Nähe des Wagens gefunden hatten, waren sie hinweggelaufen, um doch etwas zu finden. Unsere Braunen gingen auf das Suchen; ihrer sechs brachten sie an, und gingen dann abermals nach verschiedenen Richtungen aus. Da sie längere Zeit verzögerten, zogen die Angetriebenen vor, ebenfalls wieder das Weite zu suchen. Sie gingen den Weg entlang, ich ihnen nach, sie zu kehren. Sie gingen aber schneller, als ich folgen konnte. In der Nähe eines Hotels und Winkels angekommen, hatte ich sie aus den Augen verloren. Der Hotelbesitzer trat aus dem Hause mir entgegen,

und sagte mir, sie seien rechts abgebogen nach dem Vaalfluß zu. Er entsandte einen Jungen, der sie erst tränken, dann zurücktreiben mußte. Weil einige Hafergarben in dem Winkel (Kaufladen) des Hotels zu haben waren, ließ ich den Thieren zwei Garben geben, während der freundliche Wirth, Herr Venedy, der erst vor Kurzem aus dem Zoutpansbergischen hergezogen war, mich mit einer Tasse Kaffee erquickte. Unser Gespräch kam auf die nahegelegene Salzpfanne und die Koranna, die dort früher gewohnt hatten. Er berichtete mir, ein Klümpchen von ihnen säße noch jetzt unweit der Salzpfanne unter ihrem Kapitän Willem van Neck. Ich horchte hoch auf. Dieser Willem war ja derselbe treue Mann, der mir vor achtzehn Jahren in Mamusa gedolmetscht hatte, der seit 1856 durch Verkündigung des Worts und Schulunterricht den Saamen beständig vor dem Aussterben bewahrt hatte, der dann 1878 Brune's rechte Hand gewesen war bei der Wiedererrichtung der Station und dem Aufbau des Kirchleins. Jetzt hatte er, auch nachdem die Station in so haarsträubender Weise vernichtet und das Volk nach verschiedenen Richtungen zerstreut worden war, sich noch nicht entschließen können, das Erbe seiner Väter, das noch vor dreißig Jahren sich auf Hunderte von Quadratmeilen erstreckt hatte, zu verlassen.

Da ich erfuhr, die Salzpfanne sei nur eine Viertel-, und der Sitz des Willem nur eine halbe Stunde guten Reitens entfernt, wußte ich nun, warum wir gerade hier durch den Futtermangel aufgehalten werden mußten, warum gerade hier die Pferde weglaufen, und sämmtliche Leute fortgehen mußten, um sie zu suchen, und warum gerade dadurch ich das Hotel finden und mit dem Wirth über Saaron sprechen mußte. Mein Plan war bald gefaßt. Wir mußten hin zu dem armen Korannahäuflein, um ihnen in ihrem Hunger und ihrer Armuth, doch ein wenig von geistlicher Speise zu bringen. Die Pferde hatten sich inzwischen auch eingefunden; es wurde eingespannt, und in einer Viertelstunde hielten wir vor einem ganz zerfallenen Hause in der Nähe eines großen Weidenbaumes. Dieser und die in der unmittelbaren Nähe desselben mühsam ausgegrabenen beiden Quellen waren der einzige Ueberrest von der treuen Arbeit unseres Bruders Joh. Schmidt auf Saaron. In dem ärmlichen Hause, welches wahrscheinlich auf den Fundamenten und den Trümmern des alten Missionarshauses errichtet war, wohnte ein Händler, zugleich Beauftragter des Pächters der Salzpfanne, die man ebenfalls den Koranna entrissen hatte. Noch vor sieben Jahren mußten die Bauern das Salz von den Koranna, den Besitzern des Landes und der Pfanne, kaufen. Ich fragte den Winkelier nach Willem van Neck. Der zeigte die Richtung; Willems Sohn, ein kräftiger junger Mann, war eben zugegen, und benachrichtigte mich, daß sein Vater eben gestern von einer Reise in den Freistaat zurückgekehrt, und zu Hause sei. Dazu also hatte uns die Schwäche unserer Pferde verhelfen müssen, daß wir auch nicht früher in diesen Gegenden ankamen. Weiter zeigte der Winkelier mir die Stelle, wo vor sechs Jahren Br. Brune das neue Kirchlein erbaut hatte, in welchem er siebzig Kinder unterrichtet, gegen fünfzig Erwachsenen das heilige Abendmahl gespendet hatte, und vor Hunderten predigte und über fünfzig andere zur Taufe vorbereitete. Unter dem Vorwande, sie seien geheime

Verbündete der Zulu, hatten die Engländer (im Einverständniß mit den Bauern) das um die Nähe der Salzpfanne wohnende Häuflein überfallen, und als einige zum Besuch dort weilende Koranna von Mamusa sich wehrten, den ganzen Stamm entwaffnet; einige fünfzig Gewehre waren das Resultat dieser Heldenthat. Von den Zulu, die mindestens achtzig deutsche Meilen entfernt kämpften, hatten die Armen vielleicht nie etwas gehört. Aber aus Gründen der Staatspolitik mußten sie entwaffnet werden, weil sie ja mit ihren 50 (!!) Gewehren gefährliche Bundesgenossen der Zulu werden könnten. Aus ähnlichen Gründen wurde ihnen ihr Vieh, etwa 560 Haupt, genommen, so daß selbst der englische Gouverneur so viel Mitleid hatte, ihnen einige vierzig Kühe zurückzugeben, damit die zurückbleibenden Frauen, Kinder und Alte doch nicht verhungerten, während über die Sache der andern entschieden wurde. Damals konnten sie noch einen Agenten halten, der das Versprechen auswirkte, sie sollten ihre Waffen und ihr Vieh wieder haben. Unsern redlichen frommen Br. Brune haben die Bauern aus dem Bett gerissen, mit Stricken gebunden, mit Fäusten geschlagen wie einen Hochverräther und den Engländern übergeben, welche ihn sechs Tage gefangen hielten, bis das schöne Werk vollbracht war. Hernach hat man ihn ohne Urtheil und Recht freigegeben, denn es handelte sich ja nur darum, daß der Mund geschlossen wurde, der freimüthig für das Recht seiner Gemeinde sprechen konnte und sprach. Als ich diese Ereignisse in der Kreuz-Zeitung mittheilte, verkündigte ich den Thätern die Strafgerichte Gottes. Sie sind gekommen; die Engländer haben ihr Ansehen in Afrika eingebüßt, und die Hauptakteure der Vergewaltigung sind wie durch ein Gottesgericht durch einen plötzlichen Tod gerichtet worden. Jetzt sah ich die Stätte dieser Gewaltthaten. Von dem Kirchlein nicht die Spur mehr. Sicher haben die Leute, die hernach auch den Hungernden noch ihre Milchkühe abnahmen, auch die Spur davon vernichten zu müssen geglaubt, daß hier je eine Missionsstation gestanden hat.

Ich nahm in aller Eile eine Skizze von dieser denkwürdigen Gegend. Dann setzten wir unsere Fahrt fort und in einer halben Stunde hatten wir ein Häuflein ganz armseliger Korannahütten erreicht, in deren einer Willem van Neck wohnte.

Er trat heraus, wohl bekleidet, eine liebe, gewinnende Erscheinung. Ihm, der älter als Johann Schmidt, aber noch fest und sicher in Gang und Tritt ist, stand das Gepräge der Gotteskindschaft auf dem Angesicht ausgeprägt. Er war hocherfreut, uns zu sehen, und über die Aussicht, daß ihm und seinem Volk noch einmal sollte Gottes Wort gepredigt werden. Er erzählte die Leidensgeschichte jener denkwürdigen Tage, und gab ein Bild von der gegenwärtigen geistlichen und leiblichen Armuth des kleinen Häufleins, welches um ihn gesammelt geblieben war. Es mochten kaum 10—14 Hütten sein. Die übrigen Koranna sind alle versprengt, arbeiten in Christiana oder Blumhof, oder wohnen beim Kapitän Mosheu auf Mamusa, jeden Augenblick bereit, zu Willem zurückzukehren, sobald ihnen nur von der Regierung ein fester Wohnplatz angewiesen worden sei, denn hier werden sie auch jetzt nur zeitweilig geduldet. Und bereits sind Batlapi, Feinde der Koranna, in diese

Gegenden zum Wohnen gerufen worden, welche wahrscheinlich kurzen Prozeß mit ihnen, den Wehrlosen, machen werden.

Von dem geistlichen Zustande seiner Gemeindeglieder wußte Willem wenig Tröstliches zu erzählen. Von den etwa fünfzig Seelen, die noch um ihn wohnen, sind drei Männer und etwa neun Frauen getauft, etwa acht Taufkandidaten. Er selbst hält regelmäßigen Sonntagsgottesdienst, aber für den täglichen Schulunterricht reichen seine alten Kräfte nicht mehr hin. „Wenn ich sterbe, so ist niemand mehr da, der es halten kann, dann wird der Herr selbst Rath schaffen müssen." Er selbst stand, wie aus seinen Gesprächen sich ergab, noch im festen Glauben und Gebetsverkehr mit dem Herrn, aber für sein Volk hatte er keine Hoffnung. Zunächst war er hocherfreut, daß heute bei ihm Gottesdienst gehalten werden sollte. Er ging selbst in alle Hütten, um die Leute zusammen kommen zu lassen. Da sein Haus eine gewöhnliche Koranna-Hütte ist, so mußte der Gottesdienst im Freien, in der Nähe des Wagens, gehalten werden. Willem hatte noch das holländische Gesangbuch unserer Berliner Mission, die Leute sangen rein und schön. Den Ansprachen, welche Nauhaus, Knothe und ich hielten, folgten sie mit großer Aufmerksamkeit und Andacht. An die gottesdienstliche Feier knüpfte sich ein freies Gespräch, in welchem fast alle Anwesenden ihrem Dank für unsern Besuch und ihrem Versprechen, wiederum treuer den Herrn zu suchen, einen warmen Ausdruck gaben.

Als wir unsere Mahlzeit bereiteten, kam Willem mit der Entschuldigung, daß er nichts weiteres bringen könne, als einen Becher mit Milch. Herrn Brune habe er noch dienen können mit einer Ziege und Schaf, Milch und Butter, nun aber seien sie ganz arm und hätten nichts mehr, müßten vielmehr noch für ihre armseligen Hütten eine Taxe von je 10 Schilling (früher 1 Pfd. Sterl.) an die Regierung bezahlen.

Als ich dieses Elend des Volkes so mit leibhaftigen Augen sah, als ich mir vergegenwärtigte, wie noch vor sechs Jahren ein neuer Frühling ihnen aufzugehen schien, als ich die Früchte der von Brune ausgestreuten Saat noch in den zum Theil gut gekleideten Taufkandidatinnen und deren offener freundlicher Weise und in den geistlichen Bekenntnissen der Erwachsenen mit Augen sehen konnte, und dann dies Gesammtbild des Jammers — da konnte ich mich nicht zurückhalten, die heißen Thränen stürzten mir aus den Augen und ich mußte bei Seite gehen, um dies arme, arme Volk dem Herrn Jesu noch einmal ans Herz zu legen. Es ist ja freilich auch ihre Schuld, daß es so weit mit ihnen gekommen ist; sie haben die Zeit ihrer Heimsuchung nicht verstanden, und sind in ihrem Hochmuth und ihrer Faulheit vergangen, anstatt durch Gottes Wort sich verneuern zu lassen, und dennoch — wie weh thut das! —

Zum Abschied kam Willem mit der Bitte zu mir, ich möchte ein gut Wort beim Präsidenten für sie einlegen, daß sie doch ein Läppchen Grund überwiesen erhielten, wo sie wohnen könnten. Sollte dies nicht geschehen, so sprach er seine Absicht aus, nach Blumhof mit seinem Rest zu ziehen und dort an einen Mr. Pammer (Palmer), einen Wesleyaner, sich anzuschließen. Unsern Rath, nach Pniel zu gehen, wies er ab. —

Mit tief bewegtem Herzen nahmen wir Abschied von diesem letzten Rest unseres alten Saaron. Es wurde spät Nachmittag, bevor wir abreisten, und darum schon dunkler Abend, als wir Blumhof, das Ziel unserer heutigen Fahrt, erreichten. Wir fuhren mit gemischten Gefühlen hinein. Man hatte uns gesagt, es sei dort weder Futter zu kaufen, noch Gras auf den Feldern. Mit dem Grase werde es allezeit schlechter bis etwa sechs Meilen hinter Blumhof. Was sollten wir machen? Sollten wir den Thieren und Leuten die Sonntagsrast nicht gönnen? Und doch mußten wir den Ort des Grases je eher je lieber erreichen, damit wir die Thiere nicht am Ende ganz verlieren. — Wir beschlossen, durch den Ort zu fahren, und jenseits zunächst auszuspannen.

Bei dem ersten Hause im Dorf hielten wir, um zu fragen, ob irgend im Ort Futter zu kaufen sei. „So viel Sie wollen," lautete die Antwort. Hernach die gewöhnliche afrikanische Frage: Wie ben U? (Wer sind Sie). Ich antwortete: Ik is Wangemann. Da rief der Unbekannte fröhlich aus: Wie wird das Herrn Radloff freuen? Der wird morgen hier predigen. Jetzt eben ist er im Kerkeraad. Mich forderte der Unbekannte auf, morgen auch eine Predigt zu halten, wir müßten nothwendig Sonntagsrast dort halten. Ich antwortete: Unsere Thiere sind zunächst unsere Sorge. Ist Gras hier und Futter zu kaufen, dann bleibe ich gerne. O, sagte er: Folgen Sie mir nur; ich werde voraufgehen und Sie an einen Platz führen, wo Sie Gras genug finden werden für die Pferde, und Futter ist genug im Ort! So ging er vorauf durch die ganze Stadt bis an den Ort, wo wir ausspannten und schönes Futtergras fanden. Dann führte er mich in sein Haus, in ein ungewöhnlich großes Zimmer. Dies, meinte er, sei sein Versammlungsort, wo er als wesleyanischer local preacher Versammlungen halte. Es war derselbe Kaufmann Herr Palmer, dessen Namen Willem van Reck Pammer ausgesprochen hatte.

In das Zimmer getreten, sehe ich auf dem Tisch meine Photographie liegen und einen Mann eifrig in einem deutschen Buch lesen. Ich blicke hinein; es ist meine Biographie von Knak, und der eifrige Leser der reformirte Pastor Radloff von Hoopstad, Sohn unseres früheren Missionar Radloff. Er sprang fröhlich auf und begrüßte mich. Wir verlebten einige angenehme Abendstunden, dann brachte Radloff mich zu meinem vierrädrigen Hotel, in welchem ich 11½ Uhr süß einschlief.

27. Vom Vaal-Fluß nach Potschefstroom. Blumhof. Klerkdorf.

Sonntag, 26. Oktober, früh kam schon Herr Radloff zum Wagen, um zu grüßen, Herr Palmer folgte ihm. Um zehn Uhr begann der reformirte Gottesdienst. Herr Radloff hielt eine treffliche, inhaltreiche Predigt. Dann wurde das heilige Abendmahl gefeiert. Die Kommunikanten setzten sich um einen Tisch, der als Altar diente. Sie reichten sich den Kelch und den Teller mit Brot der Reihe nach in die Hand; jeder trank und reichte weiter, oder brach ein Stück Brot ab und reichte den Teller weiter. — Wenn ein Tisch absolvirt war, hielt

der Pastor eine förmliche Anrede an die Kommunikanten, und ebenso bei jedem folgenden Tisch. Das war mir störend und befremdend. Die heilige Handlung müßte nicht so unterbrochen werden.

Am Nachmittag taufte Pastor Radloff zunächst eine Anzahl Kinder, dann kürzte er seine Predigt ab, um mir noch Zeit zu belassen. Ich predigte über 1 Cor. 13, 13.

Nach dem Nachmittagsgottesdienst hatten wir noch ein trautes Stündchen bei Herrn Palmer.

Es war mir erbaulich und erquicklich, die schöne Straube'sche Komposition von Knaks köstlichem Liede: „Keiner wird zu Schanden" von einem reformirten Prediger Süd-Afrikas in deutscher Zunge singen zu hören zum Harmonium.

Gegen Abend bereiteten wir uns, um nach Sonnenuntergang noch einen Schoft zu machen. Der Weg war gut; wir fuhren noch etwa drei Meilen. Es wurde Mitternacht, als wir unter dem freien Himmel am Feuer unsere Abendandacht hielten. Wir drei Weiße und drei Farbige stimmten unter dem klaren Sternenhimmel in stiller Nacht das Lied „Allein Gott in der Höh' sei Ehr'" an, der eine sang deutsch, die andern holländisch, die dritten sessuto, aber die Stimmen klangen herrlich zusammen, der Gesang gestaltete sich wie von selbst zu vierstimmiger Harmonie.

Montag, früh, 27. Oktober, setzten wir unsere Reise frisch und fröhlich fort. So lange der Weg glatt und hart war, liefen die Pferde gut. Aber als er dann sandig wurde, ermüdeten sie und konnten nur mit schrecklichem Hauen und Schreien in Bewegung erhalten werden zu kurzem Schoft. Die armen Thiere dauerten uns; ohne genügendes Futter fanden sie auch an dem dürftigen Gras des Feldes keine Kost. Wir sükkelten weiter, bis wir eine ziemliche Fläche alten Grases fanden. Hätten wir erst Maquasseespruit erreicht, so — waren wir berichtet, — würden wir reichliche Grasweide finden. Bei einem Ausspannfleck brach eins der Graspferde unter dem Geschirr zusammen; es legte sich platt auf die Erde und zeigte, daß es platterdings weiter zu ziehen weigerte. Wir mußten ausspannen und nach Sonnenuntergang noch einen Schoft machen in der Hoffnung auf das verheißene Gras. Aber je weiter wir fuhren, desto dürrer wurde das Feld, — Sand, Steine, Brackgrund. Die Kräfte des zusammengebrochenen Pferdes waren mittelst eines Glases Kapwein und einer Hafergarbe so weit gestärkt, daß es doch mit den anderen losen Pferden laufen konnte. Aber auch nur kurze Zeit. Wir fuhren weiter und holten mit beständigem Peitschen und Schreien aus unseren müden Pferden die letzte Kraft heraus. Bei einem hotel spannten wir aus und gaben Futter, denn Gras war auch hier nicht zu finden; die ersten grünen Spitzen, die hervorbrachen, füllten den Leib der Thiere nicht. Nauhaus that bei der Abendandacht ein inniges Gebet, auch um unsere armen Thiere. Mart hatte mit den losen Pferden nicht mitkommen können, er übernachtete mit ihnen in der kalten Frühlingsnacht auf freiem Felde.

Dienstag, 28. Oktober, standen wir voll Besorgniß auf. Unsere Pferde waren in nahe Büsche gegangen, um einige Grashalme

zusammenzusuchen. Nach Mark sahen wir vergeblich aus. Wir kochten Kaffee, kauften im hotel Hafergarben und fütterten — magere Kost für magere Thiere. Endlich kam Mark mit den losen Pferden. Wir kauften abermals Garben, um wenigstens die Möglichkeit des Weiterfahrens sichern zu können. —

Ich hatte etwas zu schmecken von den Aengsten und Beschwerden einer südafrikanischen Reise. Unsere Thiere jammerten mich. Nauhaus wurde ganz bewegt, lief neben dem Wagen her und redete in beweglicher Stimme mit den Pferden: „Kinder! Zieht doch nur noch kurze Zeit, es wird ja hernach besser werden!" Er mußte wohl noch mit einem Anderen geredet haben, denn sie zogen.

Als wir im Morgenlicht aufbrachen, mußten wir sehen, daß wir kaum 200 Schritt diesseits einer herrlichen Grasfläche übernachtet hatten, — aber auch, daß auch auf unserer Lagerstätte, die wir für ganz öde gehalten hatten, die Pferde etwas Gras gefunden hatten. Wir mußten indeß noch etwas warten, bis die Pferde zwischen den Büschen zusammengesucht waren. Dann ging es vorwärts, wie bisher.

Afrika ist ein wunderlich Land, ein Land der großen Linien und der großen Verhältnisse. Die Flächen dehnen sich vor dem Auge, wie eine große Wüste, kaum ein einzelnes Fleckchen trägt das Gepräge der Kultur. Alles scheint öde und unbenutzt. In weiter Ferne etwa ein Bauerhaus, bisweilen ganz ärmlich nur aus Lehmmauern mit den Resten einer früheren Kalkbetünchung, alle einstöckig, etliche mit flachem Brackgrunddach, andere mit steilerem Eisendach gedeckt; daneben Vorrathskammern, theils Flechtwerkhäuschen, theils mit Eisenwänden; eine halbe bis eine Stunde weiter sieht man das zweite Bauernhaus. Ein Klümpchen grüner Bäume zeigt, daß der Bauer einen „Damm" angelegt, d. h. einen Wasserlauf oder Sammelgrund des Regenwassers durch eine Felsmauer abgegrenzt, und also ein Läppchen Grund regelmäßig unter Wasser gesetzt hat — bis etwa die Wasserfläche austrocknet. — Weiter folgt ein „Winkel", ein Kaufmannsladen, durch ein Fähnlein auf einer hohen Stange erkennbar, in welchem allerlei Produkte der Kultur und Bedürfnisse des Lebens, bis zur Stutzuhr und dem Krimstecher hin, so vortheilhaft aufgestellt sind, daß das begehrliche Auge des eintretenden Bauern sofort durch den ersten Anblick gefesselt wird, während eine dargebotene Tasse Kaffee den Muth zum Kaufen erhöht. — Jetzt freilich stockt das Geschäft. Die weißen Winkeliere sagten: „Afrika ist nicht blos herunter, — es ist fertig, es ist bankrott!" — Weiterhin ein hotel, ein ebenfalls einstöckiges Haus, mit flachem oder steilerem Eisendach, zumeist blendend weiß getüncht, damit es von der Ferne her leuchte. Man findet in dem nie mehr als vier Fenster Front zählenden Gebäude zwei oder drei größere, oder vier bis sechs ganz kleine Zimmer mit Schlafgelegenheit. Letztere ist zumeist sehr gut, die Speisen wohl zubereitet, die Preise natürlich immens, so daß wir allzeit vorzogen, unser hotel im Wagen aufzuschlagen. Das gab einen vier Fuß breiten und sechs Fuß langen Raum unter dem wasserdichten Plandach des Wagens, die Seitenwände möglich dicht durch die herabhangenden Seitenklappen geschützt. Bei Tage waren die beiden bequemen Sitzbänke mit ihren gepolsterten Lehnen theils Tisch, theils Sitzbank;

ausgebreitet wurden die von den Freunden reichlich mitgegebenen Vorräthe, zwei famose Hammelkeulen, ein Schinken, Wurst, Sardinen, Orangen, Brod, Butter, Schmalz, Eier, gekochte grüne Erbsen in Blechbüchsen, ebenso Compot, Pickels, condensirte Milch. Der Kaffee-, Abends Thee-Kessel, spendete von dem neben dem Wagen angezündeten Feuer aus seine Beisteuer, und das Reisediner war fertig. — Am Abend in der Dunkelheit ausgespannt, — womöglich neben oder unter einem Dornbusch, dann wird die Lehne des Vordersitzes zurückgeklappt, die Vorwand des Rücksitzes aufgeklappt und also eine ebene Fläche von 6 und 4 Fuß über den Geräthschaften im Wagen hergestellt. Ueber diese wird eine Matratze ausgebreitet, Decken zum Zudecken genommen und das ganz komfortable Lager, auf welchem wir beide, Nauhaus und ich, bequem Platz hatten, war fertig. Hatten wir es bestiegen, so mußte Daniel von außen die Seitenklappe zuschnallen, an der Vorderseite eine dichte Segeltuchdecke befestigen, so konnte weder Wind noch Regen uns belästigen, es hieß: „Gute Nacht." Vor Sonnenaufgang erwachte ich, rief Daniel, daß er den Seitenvorhang aufschnallte, und die Vorbereitungen zum Frühstück und zum Aufbruch wurden getroffen.

Heute hatten wir wieder mit den losen Pferden unsere Mühe. Wir mußten längere Zeit warten, bis Mart, der den bereits lahm gerittenen Lucas gestern Abend abgelöst hatte, gegen 8 Uhr früh die losen Pferde anbrachte. Wir hatten auf diese Weise den frischen kühlen Morgenschoft versäumt und kamen erst nach 8 Uhr auf den Weg. Aber auch unser starker Sterkmann, der von Br. Reuter zugerittene Maulesel, den Lucas zum Antreiben der Pferde geritten hatte, war müde und bedurfte der Schonung. Deshalb fuhren wir ohne die losen Pferde weiter. Lucas und Isaak sollten dieselben zu Fuß nachtreiben. Nach 2¼ stündiger Fahrt machten wir bei Matjesgoedfontein Halt. Daselbst hatte ein Afrikaander O'Reilly, ein Neffe von dem O'Reilly, der bei Saaron unseren Br. Brune gemißhandelt hatte, einen Winkel aufgesetzt, derselbe bot uns, wie die meisten dieser „Winkel" Gelegenheit, Hafergarben zu kaufen, mittelst deren wir unseren ermüdeten und verhungerten Pferden, ein wenig neue Kraft zuführen konnten. Aber die beiden Fußgänger gebrauchten 5½ Stunden, ehe sie uns mit den losen Pferden wieder erreichten. So hatten wir neuen Aufenthalt. Ich benutzte denselben, um mein Tagebuch zu vervollständigen und die Gegend mittelst meines trefflichen Fernglases zu beobachten.

Ich hatte einen weiten Horizont. Hier große Flächen trockenen Grases, dort wellenförmig aufsteigendes Terrain, dort einen Gebirgsrand, der aber nur nach Süden steinichte zum Theil steile Abfälle hatte, auf der anderen Seite einen weit ausgedehnten Mimosenwald. Nur ganz vereinzelt Spuren, daß die Fläche überhaupt bewohnt wird. Aber durch das Fernrohr veränderte und belebte sich die ganze Gegend. Ueberall Heerden von Pferden, Schafen, Ziegen, Rindern, hier und da ein Kaffernkraal, Bauergehöfte, die Abhänge mit Bäumen und Buschwerk bestanden. Durch die Gegend zog sich, hier und da erkennbar, der breite Wagenweg, auf dem sich Truppe von Wanderkaffern, hier und da ein einsamer Reiter bewegte, auch wohl ein Ochsenwagen oder eine Karre.

Auch von Thieren war die Gegend nicht leer. Hier ein Küchel-dieb (Bussart), dort ein Reiherpaar, dort flatterte ein Koran auf, mit dem gellenden Ruf gă gák gák, gă gák gák, gă gák gák, gă gák, ga gák, gă gák, dort stolzirte ein mit einem Federbusch gekrönter Kranich, ein Schlangentödter; oder andere schwarz-weiße Vögel flogen über ihre in den Dornbüschen gebauten Nester hin. In früher Morgenstunde flatterte mit hörbarem Flügelschlag eine Art Lerche an 20—30 Fuß hoch steil in der Luft und senkte sich dann mit melancholischem tyü (as a b h c) schräg zur Erde. Andere Vogelpaare wechselten Ruf und Antwort.

Am Nachmittag liefen die Pferde frisch $2^1/_4$ Stunde. Aber die einbrechende Dunkelheit fand uns an einem steinichten Abhang, auf welchem der Weg durch Gewitterregen in Schlote zerrissen war. Wir wagten nicht, ihn in der Dunkelheit herabzufahren und machten deshalb oben am Rande Halt. Es war ein Platz mit reichlichem Grasfutter, wir stellten unseren Pferdewagen und Karre zwischen die Büsche und bereiteten Abendbrod und Nachtquartier zu.

Es war ein wunderbar schöner Abend. Der helle Mondschein ließ die Dornbüsche, zwischen denen wir ausgespannt hatten, steile Schatten werfen, denn der Mond stand fast senkrecht über unseren Häuptern. Aus einem nahen Bauernhofe tönten uns Stimmen entgegen. Unter uns breitete sich eine weite Thalfläche, vielfach mit Büschen bestanden, und ließ der Phantasie Raum, sich ein liebliches Thalgelände auszumalen. Auf der neuen Merensky'schen Karte ist der Ort mit dem Namen Friedau bezeichnet; es war aber kein Dorf oder Ortschaft, sondern nur besagter ärmlicher Bauerplatz. Unten aus der Vley hervor quakten die Frösche wie in Deutschland, sowohl mit ihrem eintönigen Quarren als auch mit dem metallisch gellenden Rufen. Außerdem erscholl ein kläglich ächzendes Heulen, fast wie ein Unkenruf. Ich hielt es für das Stöhnen eines Kranken. Meine Begleiter belehrten mich, es sei der Ruf des großen Brüllfrosches, der über eine Hand lang sei.

Wir genossen unser Bivouacsmahl und hielten um das Wachtfeuer unsere Abendandacht mit den Farbigen; wiederum ein schöner vierstimmiger Gesang in verschiedenen Sprachen. „Nun ruhen alle Wälder." Knothe las beim Schein unserer Wagenlaterne Matth. 11 und hielt das Abendgebet. Wir sangen miteinander vierstimmig „Die Gnade unsers Herrn Jesu Christi", dann suchte jeder seinen Ruheplatz, Nauhaus und ich im Wagenhotel, Knothe in seinen Fellkaroß eingewickelt unter der Karre; die Farbigen mit ihrem spärlichen Deckgut auf der freien Erde.

Mittwoch, 29. Oktober, konnten wir früh vor Sonnenaufgang aufbrechen. Die Pferde hatten gut gegrast und gefressen, aber waren müde und mager, wir sahen, es war hohe Zeit, daß wir Potschefstroom erreichten. Es lag noch acht Meilen weit vor uns. Wir fuhren in die Ebene hinab, auf der anderen Seite hoch hinauf auf eine Felswand, zwischen zwei Felsköpfen, dann hinab in das malerisch und schön gelegene Klerkdorp. Es liegt zwischen den Hügeln wie ein deutsches Dorf, mit Gärten, Bäumen und zum Theil schönen Häusern und schöner

Kirche. Nach zweistündigem Fahren nöthigte uns die Müdigkeit unserer Pferde auszuspannen.

Als wir hinter Klerkdorp den Schoonspruit durchfuhren, wurden wir von einem unserer Getauften begrüßt. Es war unser Thomas von Losberg, der Außenstation unseres Br. Köhler in Potschefftroom. Derselbe hatte ihn diese 6—7 deutsche Meilen zu Pferde vorausgeschickt, daß er ihm Nachricht von unserem Kommen brächte. Er ist ein Mopedi von Rachlakane, Bruder des von mir getauften Khang, der auf meiner ersten Reise mein Begleiter gewesen war; ein lieber treuer Mann; er hat unter den Farbigen von Losberg (3 Meilen von Potschefftroom) eine schöne Wirksamkeit und bereits ein Gemeindlein von 27 Kommunikanten gesammelt.

Von Klerkdorp aus hatten wir das schönste grüne Feld mit üppigem Grase, an welchem wir unsere, doch schon immer mehr ermattenden Pferde sich erlaben ließen.

Die Scenerie hatte sich wie mit einem Schlage geändert. An die Stelle weit ausgedehnter Flächen mit einzelnen hervorragenden Hügeln, trat ein gewelltes Terrain, am Horizont begrenzt von niedrigen, aber zum Theil zackigen Gebirgen. Von diesen sind aber nur einzelne Kuppen wirkliche Berge, der gesammte Bergzug bildet einen sogenannten Rand, d. h. felsichten steinichten Abhang nach der Südseite, welcher ein nach Norden gelegenes Hochplateau abgrenzt; einzelne sich abhebende Felskegel geben dem Ganzen den Anblick eines Gebirgszuges.

„Die veldt is mooi“ (das Feld ist schön), das war die beständige Antwort, wenn wir nach Gras auf dem Wege fragten, und in der That blieb das Feld schön und bot reichliches Futter bis Potschefftroom, so daß wir nicht einmal alle eingekauften Hafergarben verfuttern brauchten. Die eine Sorge also war uns abgenommen. Die andere blieb, ob unsere bereits abgemagerten Pferde uns diesen Tag noch den Weg von 7—8 deutschen Meilen bis Potschefftroom ziehen würden. Die Aufgabe war schwierig. Wir hatten den Nebenkutscher des Wagens, Isaak, zurückgelassen, damit er gemeinsam mit Lucas zu Fuß die ebenfalls ermüdeten losen Pferde nachtreibe, so mußte Nauhaus selbst fahren, während der Kutscher die Peitsche regierte. Das war mit den sechs zum Theil gar nicht eingefahrenen, zum Theil bereits flau werdenden Pferden keine kleine Aufgabe. Alle Augenblick bogen die Vorderpferde aus und stellten sich mit dem Gesicht gegen den Wagen, oder Napoleon, der Fuchs, blieb plötzlich stehen und brachte dadurch das ganze Gespann in Unordnung. Dann wurde umgespannt, um zu probiren, ob nicht durch Zusammenspannung von zwei gleichgearteten Thieren mehr Stetigkeit in das Gespann kommen möchte. Alle zwei Meilen mußte ausgespannt werden, damit die Thiere ein paar Stunden grasen konnten. Dann hielten wir unsere gemüthlichen Mahlzeiten.

Der Abend kam heran, wir hatten noch drei deutsche Meilen zurückzulegen, man hatte uns zwar gesagt, der Weg sei gut, und nur einige Moraststellen; allein beim trüglichen Mondscheinlicht war die Aussicht nicht eben anmuthend. Da plötzlich sahen wir vor uns im Abendgrauen einen Reiter heransprengen. Es war unser Br. Köhler, der von Thomas über unser Kommen benachrichtigt, sofort das Pferd

gesattelt hatte, um uns entgegenzureiten. Nun waren wir also wegen des Weges unbesorgt, er mußte vorreiten, um ihn zu zeigen und auf die schlechten Stellen aufmerksam zu machen. Wir mußten aber trotzdem noch einmal ausspannen bei dem Longsiekspruit (Lungenkrankheitsbach; der Name besagt, daß dort viele Rinder an der Lungenkrankheit verendet sind), um die Pferde zu tränken. Dieselben kamen, nachdem sie ein wenig geweidet hatten, alle nach dem Wagen und stellten sich selbst wie eine Schwadron in Reih und Glied vor uns auf, uns mit fragendem Blick um die Hafergarben anflehend, die sie vor dem Einspannen zu bekommen pflegten. Diesmal aber gab es nichts, denn wir hörten, daß in Potschefstroom die Gemeinde unserer Ankunft sehnlich harrte.

Die Pferde liefen in der Abendkühle wunderbar frisch. Der Weg führte durch einen Mimosenwald, der im Mondscheinlicht besonders schön war. Die einzige Modderstelle wurde glücklich passirt, und fort ging es in schnellem Tempo, bis die Alleen von mächtigen Trauerweiden, durch welche wir fuhren, uns besagten, daß wir bereits mitten in der Stadt Potschefstroom uns befanden. Dieselbe ist nämlich sehr weitläufig angelegt, die sogenannten erfs (Erben), d. h. Baustellen mit Raum zu Hof und Garten, doppelt so groß und noch größer, als in gewöhnlichen Städten, weil hier der mooi rivier (schöne Fluß), der dem Ort auch den Namen Mooirivier gegeben hat, Wasser genug enthält, um größere Flächen zu befeuchten, durch die sogenannten Schloten, die den ganzen Ort durchziehen. Diese Wasserläufe machen nun die Trauerweiden, mit denen die noch unbebauten Erben bepflanzt sind, mächtig hoch aufwachsen, so daß wir, da auf der entlegenen Straße, in der wir einfuhren, erst wenige Erben bebaut waren, wie durch die Alleen eines mächtigen Parks fuhren. Die Ausdehnung der von kaum 3—4000 Seelen bewohnten Stadt beträgt mehr als dreiviertel Stunden. Wir mußten unsere dichte Weiden-Allee lange lange durchfahren, bis wir an dem Ende derselben links einbogen.

Hier erwartete uns ein überraschender Anblick. Auf der Einfahrt in das Kirchen- und Pfarrgehöft unserer Missionskirche hatte sich in zwei Reihen die Gemeinde — mehr als 200 Seelen — aufgestellt, angezündete Lichter in der Hand haltend, welche den hohen Trauerweidenbaum am Eingang nebst den übrigen Bäumen und die hohe Kirchwand wunderbar erleuchteten. Als wir die Reihen durchschritten, stimmten die Versammelten vielstimmig den Choral an: „Lobe den Herren den mächtigen König der Ehren.“ Es war ein mächtiges Rauschen, nicht bloß durch die Lüfte, sondern auch durch die Herzen, man konnte auf den hell erleuchteten Angesichtern die helle Freude glänzen sehen und die Andacht und die Liebe. — Und der Gesang! Ich erinnere mich nie etwas ähnliches gehört zu haben. Die silberhellen weichen Stimmen der Frauen und Kinder wurden nicht etwa von rauhen Männerstimmen übertönt, sondern auch die Männer sangen mit fast verhaltener Subbaßstimme weich und rein. Die Harmonie war nicht vierstimmig, sondern wohl acht- und zehnstimmig glockenrein; ich hörte, wie neben dem gemischten Chor noch ein Männerchor eine Oktave tiefer mit gedämpfter Stimme mitsang. Nie habe ich etwas ähnliches gehört; es war, als ob

der Gesang der Jubiläumssänger in einen volltönenden vielstimmigen Gemeindegesang umgewandelt war. Die Leute selbst sagten später: Uns war zu Muth, als wäre es Kersfeest (Weihnachten).

Nachdem der Gesang beendigt war, gingen wir allesammt in die große geräumige Kirche, woselbst Br. Köhler ein Dankgebet für unsere Ankunft hielt. Es war 10½ Uhr in der Nacht geworden, und 12½ Uhr, als wir unser Lager bestiegen.

28. Potschefstroom.

Donnerstag, 30. Oktober. Von der frühen Morgenstunde ab drängten sich Truppe von Männern, Frauen und Kindern, Getaufte und Taufkandidaten, um die angekommenen Lehrer mit Händedruck zu begrüßen. Allen leuchtete die Freude auf dem Angesicht.

Am Vormittag gingen wir (Br. Köhler, Rauhaus, Knothe und ich) aus, um zwei Besuche zu machen, den einen bei unserem früheren Missionar Zerwick, welcher durch den Verkauf eines früher von ihm zu geringem Preise erworbenen Bauernplatzes, auf welchem später Diamanten gefunden wurden, ein reicher Mann geworden war, und in seinem siebzigsten Jahre sich in die Stille zurückgezogen hatte. Er hatte den Nelson'schen Platz am Gatsrand erworben, den jetzt seine vier Söhne in vier Theilen bewirthschaften. Er selbst hat sich in Potschefstroom ein schönes Haus gebaut, in welchem er seine Tage zu beschließen gedenkt. Nebenan steht das Haus seines Schwiegersohnes, Herrn Maury, der ein frommer Schulmeister, Prediger an der abgetrennten holländischen Gemeinde in Potschefstroom geworden ist. Derselbe kam auch zu uns herüber und es gab eine lebendige Unterhaltung. Herr Maury, der über einen bedeutenden Theil der Transvaal-Bevölkerung einen großen Einfluß ausübt, und denselben bereits in der Zeit des englischen Krieges zu Gunsten unseres Br. Köhler geltend gemacht hatte, gab mir jetzt schätzbare Winke, wie vielleicht für die Koranna am Vaalfluß und unsere Missionsarbeit daselbst, erfolgreiche Schritte gethan werden könnten.

Mein zweiter Besuch galt dem früheren Präsidenten Martinus Wessel Pretorius, der sich nach Potschefstroom in das Privatleben zurückgezogen hat. Bei Zerwick erfuhr ich, daß er ausgefahren sei auf einer von den 23 Karren, die dem erwarteten neuen Prediger, Herrn Dutoit, zu feierlichem Empfange entgegengefahren waren. Nach einigen Stunden sahen wir seine Karre vorbeifahren. Ich rief ihr nach, sie hielt still, so konnte ich denn den alten wohlwollenden Herrn noch auf der Straße begrüßen.

Der Nachmittag wurde ziemlich ausgefüllt durch Besuche, die ich aus dem Dorfe von Holländern und Deutschen erhielt. Auch die Frau des früheren Landdrost Goetz (sprich Chuts) war gekommen, eine lebendige angenehme Frau. Außerdem kamen immer wieder truppweise die Gemeindeglieder, um mich zu grüßen.

Abends 7 Uhr läutete es zur Kirche. Das Gotteshaus war fast angefüllt, auch eine Anzahl Deutscher war erschienen. Rauhaus hielt das Eingangsgebet, ich eine Begrüßungsansprache, Knothe die Predigt.

Ein erquicklicher und erbaulicher Gottesdienst. Knothe's Predigt war gediegen, meine Ansprache herzlich, Nauhaus' Gebet innig, der Gesang der Gemeinde erbaulich und erhebend. —

Freitag, 31. Oktober, Vormittags 9—12 Uhr fand die Schulprüfung statt. Von 71 eingeschriebenen Kindern (die jedes monatlich 50 Pfennig Schulgeld bezahlen) waren 68 zugegen. In Abtheilungen vertheilt, hielten sie gute Disziplin und die älteren folgten mit sichtlichem Verständniß und Theilnahme dem Unterricht. Die Kenntnisse in der biblischen Geschichte und dem Katechismus waren befriedigend, im Lesen, Schreiben, Rechnen und der Geographie waren sie dem Bildungskreise entsprechend, denen die Kinder entsprossen waren und konnten deshalb auch wohl befriedigen. Im Ganzen und Großen bot die Schule einen wohlthuenden Anblick dar. Die Kinder hatten eine kindliche, offene, zutrauliche Haltung, und der Lehrer, Br. Köhler, zeigte durch sein ganzes Verkehren mit ihnen, daß er sie lieb hat, und daß er mit Treue seines Amtes wartet.

Nach der Schulprüfung kamen einmal einige Stunden des Ausruhens, in welchen ich mich in der ganzen Anlage des Pfarrgrundstücks etwas näher umsehen konnte. Dasselbe macht einen lieblichen Eindruck. Es ist ein halbes Dorferbe, d. h. ein Stück Land von 236 Fuß Länge und 70 Fuß Breite, und grenzt mit dem einen Ende seiner Längenfront an den Markt, mit der anderen an die nächste Querstraße, eine mächtige Allee von hohen Trauerweiden. Auf diesem Grundstück ist genügender Platz zur Kirche, einem kleinen, daran grenzenden Kirchhof, zum Pfarrhause mit Gärtchen und Hofraum, und zum einstöckigem Schulhause mit Schulhof und Spielplatz. Die Längenfront des Erbes ist besetzt durch die 60:30 Fuß messende Kirche (18 Fuß hoch Mauerhöhe, Strohdach und Zinkfirst), ein schönes luftiges Gebäude, innerlich würdig ausgeschmückt in aller Einfachheit, — dann durch das in der Längenfront der Kirche stehende Pfarrhaus (45:24 Fuß) mit kleinem Hof und Hofgebäude und Gärtchen. Kirche und Pfarrhaus nebst Zubehör nehmen die eine Hälfte des halben Erbes, Schulhaus und Spielplatz — (auf letzterem noch ein Stallgebäude) die andere Hälfte ein. Auf der Kirchhälfte steht das frühere Schul- und Kirchgebäude, in den Mauern noch gut erhalten, aber mit verfallenem Dach. Ich ordnete an, daß das Dach (à 20 Pfd. Sterl.) reparirt werde, damit auf diese Weise zwei Stübchen gewonnen würden zur Erweiterung der Missionarswohnung, die den Bedürfnissen nicht entspricht.

Der große Wasserreichthum der Stadt kommt auch dem kleinen Missionarsgarten zu Gute, in welchem die Rosen und anderen Blumen, sowie die Feigen, der Wein und die Pfirsich- und Obstbäume förmlich wuchern, so daß das ganze Gehöft mit Garten und Umgebung den Eindruck eines stillen, bescheidenen aber behaglichen Friedensortes macht. Außer diesem halben Erbe am Markt, besitzt die Mission in einiger Entfernung noch ein ganzes Erbe, ein schönes Stück Ackergrund, auf welchem Br. Köhler sein Brotkorn gewinnt, und auf welchem auch unser Wagenhaus für den Ochsenwagen steht. —

Zum Nachmittag hatte uns Br. Zerwick eingeladen, wir verlebten bei ihm einige angenehme Stunden; auch sein Schwiegersohn, Herr

Maury, Prediger der afgeschiedenen gereformeerden Kerk, war zugegen. Diese afgeschiedene Kerk entspricht in etwas den separirten Lutheranern; sie halten strenge an den Beschlüssen der Dortrechter Synode und an den alten Kirchengebräuchen, üben auch ernste Kirchenzucht. Herr Maury hat, selbst ein warmer Missionsfreund, einen schweren Stand, denn seine Gemeindeglieder würden sich bis zum letzten Mann von ihm lossagen, wenn er etwas öffentlich für die Mission thäte. Daß er an der Einweihung unserer Missionskirche theilgenommen hat, haben manche ihm schwer übel genommen. Er liest unsere sämmtlichen Berliner Missionsschriften und schenkt unserer Missionsschule regelmäßig kleine Büchlein. Zu dieser afgeschiedenen Kerk gehört auch der Präsident Paul Krüger. Dieser ist für seine Person ebenfalls ein warmer Missionsfreund; er ist es auf die Weise geworden, daß er einmal einen seiner Dienstkaffern, der im Sterben lag, fragte: „Weißt Du auch, wohin Du gehst, wenn Du stirbst?" „Nein, Du hast mir davon ja nie etwas gesagt, wenn ich an einen schlimmen Ort komme, so werde ich Dich anklagen, daß Du mir nichts davon gesagt hast." Dies sei ihm so auf das Gewissen gefallen, daß er von da ab die Mission nach Kräften begünstigt habe. Leider reicht sein Einfluß als Präsident nicht weit, da alle wichtigen Dinge vom Volksraad beschlossen werden. Ueber den sittlichen Ernst der verschiedenen Denominationen äußerte sich Herr Maury so: „Wenn jemand wegen Unchristlichkeit oder Unsittlichkeit von Herrn Köhler ausgeschlossen wird, so nehmen ihn die Wesleyaner auf; wenn er von diesen ausgeschlossen wird, so nehmen ihn die englisch-Hochkirchlichen auf; wenn die afgeschiedene Kerk (aus welcher die sogenannten dopper als strengste Partei sich abheben) jemand ausschließt, so findet er Aufnahme in der gereformeerde Kerk."

Die landeskirchlich-reformirte holländische Kirche besteht nämlich wiederum aus zwei einander ziemlich schroff gegenüberstehenden Abtheilungen, der herformde Kerk, der eigentlichen, auf dem Bekenntniß zur heiligen Schrift fest, zur Dordrechter Synode etwas freier sich stellenden Kirche, und der gereformeerde Kerk, die der Aufklärung huldigt und aus der heiligen Schrift nur dasjenige, was als göttliche Offenbarung anzuerkennen sei, ausscheidet. Da indeß durch den Einfluß des Stellenboscher Seminars auch in diese freie Kirche gläubige Prediger gekommen sind, hat sich die Spannung gehoben und eine Ausgleichung wird angestrebt. Paul Krüger urtheilte über die freie Kirche treffend: „Wie können diese im Recht sein; über sie ist ja nicht Gottes Wort baas, sondern sie wollen baas über Gottes Wort sein." —

In der Abendstunde machte ich noch einen Besuch im Hause des früheren Präsidenten Martinus Wessel Pretorius. Eine Hünengestalt mit gutmüthigem Ausdruck des Gesichtes, ein Freund der Deutschen und der Mission. Er zeigte mir seinen Garten und Feld und seine vier Eselgespanne (à 8 Esel), die er zu Transportreisen gut verwenden kann; zwei Bienenstöcke hatte er im eigenen Hause. Er hatte den Bienen einfach ein Loch in die Lehmwand gemacht und sie tragen ihm so den Honig, unter den Dielen bauend, direkt ins Haus. Sein früheres Stellmachergewerbe betreibt er nicht mehr, sondern treibt

Bauerwirthschaft auf seinen fünf Erben. In seinem Hause, seiner Kleidung und Benehmen herrschte die größte Einfachheit. Er war sehr erfreut über meinen Besuch und erinnerte sich sehr wohl meines Besuches vor siebzehn Jahren. Am Abend feierten wir in der Kirche das Reformationsfest, Br. Köhler hielt die schöne einfache schlichte Festpredigt.

Sonnabend, 1. November. Potschefstroom liegt wie im Garten; eine große herrliche Ebene, an den äußersten Grenzen mit Gebirgsrändern eingefaßt. Die große Fläche der herrlichste Rasenplatz, die Straßen breit, die Länge ziemlich eine ganze Stunde zu gehen. Zierliche Häuser, meist einstöckig, große Weiden-Alleen, Hecken von Rosen, bis zehn Fuß hoch, Feigen, Granaten, Quitten, Pfirsichbäume, wachsen fast wild in üppigster Fülle. Im Pfarrgarten ein Oleanderbaum zwölf Fuß hoch, Lebensbäume (thuja) an zwanzig Fuß hoch. Aber die herrlichen Weiden- und Rosenhecken bergen oft Schlangen. —

Der Ort geht zurück, weil Handel und Wandel stockt. So das ganze Land. Zum öfteren hörte ich das Wort: „Es geht nicht bergab, wir sind schon unten, das land is gedaan."

Vormittag besuchte ich unser Erbe. Ein Farbiger bearbeitet es um ein Drittel des Ertrages, hat dort sein Häuschen und Gärtchen und führt die Aufsicht über unser Land. Dasselbe ist von hohen Weiden ganz umstanden, an der einen Ecke der Viehkraal für das Stationsvieh. — Herrlicher Weizen wuchs auf dem Erbe, Brodkorn für Br. Köhler.

Darnach die Sachen gepackt. Einen Theil nimmt Nauhaus nach Botschabelo mit, das Allernothwendigste nur geht mit mir nach dem Norden.

Nachmittag Besuche gemacht, beim Landdrost Goetz (Chutz), der im letzten Kriege von den Bauern gefangen gehalten wurde. Dann zu dem Kirchhof (Br. Moschütz Grab). Derselbe ist wenig in Ordnung gehalten, selbst wohlhabende Leute begnügen sich damit, einen an die Begräbnisse der Heiden erinnernden Steinhügel aufzuwerfen, wenige setzen ein ordentliches Denkmal; einige setzen ein einfaches Gitter um das Grab, so das Grab des Br. Moschütz.

Die Kirchhofmauern tragen Spuren des letzten Krieges, auch von Br. Moschütz Grabgitter hatte eine Kugel einen Splitter fortgerissen.

Die Bauern hatten eine noch heute offene, vier Fuß tiefe Schützengrabenlinie eingegraben, welche bis in den Kirchhof hineinreichte, und beschossen von da aus das jetzt noch in Trümmern liegende camp der Engländer, neben welchem ein besonderer Friedhof etwa 50—60 Gefallene birgt.

Sonntag, 2. November. In der schönen großen Kirche steht eine in gothischen Formen gebildete Kanzel und ein ähnlicher schöner Taufstein. Br. Köhler hat beide aus gebrannten Ziegeln mit eigener Hand gefertigt, mit Kalk abgeputzt und mit Oelfarbe sandsteinartig angestrichen, eine Zierde der Kirche. Sein Vater hat dazu einen schönen, zierlichen Kronleuchter und eine Anzahl Wand-Armleuchter gefertigt, so daß die Kirche ohne Kosten ein sehr freundliches Aussehen gewonnen hat. — Vormittag 10—11 Uhr Kindergottesdienst. Gesang, Gebetslied von den Kindern insgesammt gesprochen, größere Kinder lasen einen

Bibelabschnitt, gewöhnlich das Sonntags-Evangelium, Katechisation darüber, Gesang, Aufsagen der zehn Gebote und der drei Glaubens-Artikel, gemeinsames Gebet und Schlußvers. — Um 2 Uhr Hauptgottesdienst mit Liturgie. Ich hielt die Predigt in holländischer Sprache über die Epistel des 21. Sonntags n. Trin., Eph. 6, eine Reformationspredigt und nach beendigtem Gottesdienst eine Ansprache an die Kinder. Abends 7 Uhr Abendgottesdienst bei stark gefüllter Kirche. Br. Köhler hielt die Liturgie, Nauhaus die holländische, Knothe die Sesutho-Predigt; ich betete das Vaterunser und sprach den Segen vom Altar.

Nach dem Gottesdienst drängte sich eine große Zahl Eingeborener vor meiner Hofthüre, um zu groeten, d. h. mit Segenswunsch und Händedruck Abschied zu nehmen. Die wirklich geweckten, freundlichen, zutraulichen Angesichter, verglichen mit der Stumpfheit der Heiden, gaben einen Beweis davon, daß der heilige Geist in dieser Gemeinde sein Werk gehabt und schon Vieles neu gestaltet hat. — Abends traute Gespräche bis Mitternacht.

29. Reise von Potschefstroom nach Pretoria.

Montag, 3. November, früh heraus und die Sachen gepackt zur Weiterreise. Ich hatte, um den Wagen zu erleichtern, aus meinem Reisegepäck nur das für die nächsten acht Wochen Unentbehrliche herausgenommen, und das Uebrige Nauhaus nach Botschabelo mitgegeben, wohin ich in zwei Monaten zu kommen gedenke. Dann verabschiedete ich meine Koranna mit ihrer scotshcar nach Pniel. Die Sache ist ziemlich theuer geworden; für Fährgeld 5 Shilling, Kost auf drei Tage 20 Shilling; für die Rückreise müssen sie reichlich ebensoviel und mehr haben, da sie neun Tage fahren, also ca. 60 Mark bloß der Transport meiner Reiseeffekten für etwa 40 Meilen, trotzdem daß die Ochsen und Karre unser Eigenthum sind; der Tagelohn für die Leute kommt dann noch hinzu. Und doch war das die billigste Weise fortzukommen. Ein einziger Platz in der Post hätte von Kimberley bis Potschefstroom für jede Person 15 Pfd. Sterl. (300 Mark) gekostet.

Für die Fahrt nach Pretoria (etwa 20—24 Meilen) hatte der alte Br. Zerwick unseren müden Pferden Hülfe geschafft, indem er von seinem nahegelegenen Platz 6 Pferde und 4 Maulesel unentgeltlich uns zu stellen versprach. Sein eigener Sohn Franz will uns hinfahren. Auch in Potschefstroom wurde für „pad-kost“ reichlich gesorgt und die von uns gerissene Lücke völlig ausgefüllt.

Da mit dem Ein- und Umpacken eine geraume Zeit verging, wurde es 9½ Uhr, bevor wir auf den Weg kamen. Es regnete beständig und schien sich zum allgemeinen Landregen gestalten zu wollen, ein Wetter, in welchem ein Afrikaner nicht leicht sich auf die Reise begiebt. Wir empfingen daher noch vor unserer Abfahrt ein Briefchen von Br. Zerwick mit der Bitte, wir möchten ihm doch, weil er voraussetze, wir werden bei dem Wetter heute nicht abreisen, im Laufe des Tages Bescheid sagen, wann wir weiterzufahren gedächten. Wir beschlossen, weiterzufahren, selbst auf die Gefahr hin, die Zerwick'schen Pferde nicht zu bekommen. Bei einem Kaufmann kaufte Br. Knothe noch ein Paar

Schnürschuhe für 30 Mark und beide, Nauhaus und Knothe, Regenmäntel, die nach einer Stunde Regens das Wasser überall durchließen, für 45 Mark. Dann ging es hinaus.

Der Weg in der Nähe von Potschefstroom war sehr schlecht, weich und tief, die aufgefrischten Kräfte unserer Pferde reichten aber dazu hin, die Schwierigkeiten zu überwinden und wir erreichten nach dreistündiger Fahrt Stompohrfontein, wo die alte Bauernwittwe Wolmerans uns freundlich aufnahm. Da wir die verabredeten Zerwick'schen Pferde an jenem Ort nicht vorfanden, beschlossen wir, an demselben Tage noch bis Wonderfontein weiterzufahren, vier Stunden zu Pferde (fünf Meilen), hatten aber kaum die Hälfte des Weges zurückgelegt, als wir von der Dunkelheit überfallen wurden. Es hatte aufgehört zu regnen, wir beschlossen also dort auf freiem Felde zu übernachten. Es war scharf kalt; denn wir befanden uns bereits auf dem Hoogeveld; mein Höhenmesser zeigte gegen 4000 Fuß über dem Meer. Heftige Regengüsse donnerten die ganze Nacht hindurch auf das Zeltdach unseres Wagens.

Dienstag, 4. November. Morgens waren die Pferde nicht beim Wagen, auch nicht zu sehen, sie mußten lange gesucht werden. Das verzögerte unsere Abreise so sehr, daß wir erst nach 11 Uhr in Wonderfontein ankamen. Dadurch wurde bewirkt, daß der junge Herr Zerwick, dem wir hatten sagen lassen, wir übernachteten in Wonderfontein, seine versprochene Pferdehülfe nach dorthin hatte dirigiren können. Eben wollten wir unsere bereits ermatteten Pferde einspannen, als oben auf der Höhe die zehn stattlichen Thiere, getrieben von zwei Reitern, erschienen, sechs Pferde und vier Maulesel. Unter letzteren ragte besonders einer durch seine Größe und Wohlbeleibtheit hervor, ein pfiffiges Thier, welches zuerst nicht die geringste Neigung zeigte, sich einfangen zu lassen. Es war ordentlich interessant zu sehen, wie er an geeignetem Orte seine Stellung nahm, die beiden Kaffern, die ihn fangen wollten, rechts und links musterte und die Distanz und Richtung berechnete, nach welcher er entweichen wollte. Zuletzt wurde er mit Hülfe seines Geselligkeitstriebes besiegt; er lief zu dem Haufen anderer Pferde und wurde da ergriffen. Kaum aber wollte ihn der Kaffer zum Wagen geleiten, als er mit mächtigen Sprüngen zurückziehend, wiederum die Freiheit zu erlangen wußte. Der Findigkeit der Kaffern gelang es indeß zuletzt doch, ihn in das Geschirr zu bringen. Nun stand er scheinbar ganz ruhig, hat aber hernach sehr viel geplagt.

Durch einzelne Gewitterschauer hindurch waren wir mit den frisch laufenden Pferden bald eine gute Strecke vorwärts gekommen, als wir an eine Furth gelangten, die von dem anhaltenden schweren Gewitterregen hoch angeschwollen war. Die verschiedenen Wagenspuren zeigten uns die mancherlei Versuche, die gemacht worden waren, hindurchzukommen. Wir wählten die jüngste, an der wir sahen, daß der Wagen auf der anderen Seite wirklich herausgekommen war. Kaum waren wir hinein in das Wasser, als die Vorderpferde bis an den Leib einsanken; glücklicherweise gehorchten sie der Peitsche und zogen an. Mitten im Wasser schwankte der Wagen bis nahe zum Umfallen; wir kamen aber glücklich hindurch.

Wir sahen uns nach Knothe's Karre um, sie war weit zurück. Endlich kam sie bis zu der Fuhrt, aber kaum hatte der starke Vordereseel den Fuß ins Wasser gesetzt, als er linksum Kehrt machte, wir konnten durch unser Fernglas beobachten, daß das Mannöver sich drei bis vier Mal wiederholte, bis das ganze Gefährt still stand, nach rückwärts gewandt; Knothe ruhig daneben. Wir schickten unseren Daniel zurück, der aber auch nichts helfen konnte. Endlich kamen unsere nachgetriebenen, müden Pferde an, diese wurden statt der Esel eingespannt, und bald war die Fuhrt überwunden. Inzwischen war der Abend herangekommen und bereits dunkle Nacht geworden, so daß wir den Weg nicht sehen konnten. Knothe, der solche Nachtfahrt nicht scheut, mußte mit der Karre voran. Aber als wir hinterherfuhren, bockte das eine Vorderpferd und plötzlich stand der Wagen mitten im Wasser fest; die Pferde hatten bereits das andere Ufer gefaßt, aber waren durch keine Macht zu bewegen, daß sie zogen. Wir hatten die Aussicht, mitten im Wasser übernachten zu müssen. Wohl eine halbe Stunde dauerte diese Situation, und manches Gebet löste die vergeblichen Schläge ab, auf welche die Pferde nur mit dem entschiedensten passiven Widerstand antworteten. Endlich, endlich bequemten sie sich, etwa funfzig Schritte den Wagen weiter zu ziehen, so daß wir wenigstens im Trockenen ausspannen und unser Nachtlager bereiten konnten. Da wir zur Vorsicht etwas Holz mitgenommen hatten, gelang es der wunderbaren Geschicklichkeit unserer Farbigen, mittelst Opferung einer Nummer des „Reichsboten" ein kleines Feuer in Gang zu bringen, und uns eine Tasse Thee zu bereiten. Dann wurde unser Wagenhotel zum Schlaf zurecht gemacht und wir konnten die schweren Gewitterregen im Trocknen abwarten. Knothe hatte seinen Weg bis zum nächsten hotel fortgesetzt, wo er gegen ungemein geringe Bezahlung Nachtquartier und Abendbrod fand.

Nachgerade begannen wir die Unbequemlichkeiten einer Afrikareise zu spüren. Die Nächte wurden scharf kalt, so daß ich in meinen Havelock gehüllt, trotz meiner Kleidung drei wollene Decken gut gebrauchen konnte. Die Wege tief und schwer, die Kräfte unserer eigenen Pferde bedenklich schwindend, durch die ungelernten Zerwick'schen Pferde geplagt, das alles machte uns das Reisen in Süd-Transvaal etwas ungemüthlich.

Einen Akt afrikanischer Polizei konnten wir auf dem Wege beobachten. Etwa eine halbe Stunde vor Wonderfontein begegnete uns ein Mann, der seinen abgetriebenen Rothschimmel zu möglichster Eile anzuspornen bemüht war. Als wir nun in Wonderfontein ausgespannt hatten, kamen von der entgegengesetzten Richtung zwei weiße Reiter herangesprengt, die wir an einer Art Uniform und ihren Revolvern als Polizisten erkannten. Sie fragten, ob wir nicht einem Reiter auf einem Schimmelpferd begegnet seien. Auf unsere bejahende Antwort sprengten sie davon, und es war noch keine Stunde verflossen, als sie den Pferdedieb als Gefangenen anbrachten. Derselbe ritt zwischen ihnen; sein Pferd war an dem Steigbügel des einen Polizisten angebunden. Es war ein richtiger Galgenvogel mit verschmitztem Gesicht. Wir fuhren ihm wiederholt vorbei. Er schien sein Schicksal mit Gleichmuth zu ertragen; denn er blieb in ganz harmloser Unterhaltung mit seinen

Häschern. Nach einiger Zeit sahen wir ihn bereits frei neben ihnen reiten. Ich fürchte, in der Dunkelheit wird der Vogel davongeflogen sein.

Mittwoch, 5. November. Wir standen früh auf, in der Hoffnung, mit den frischen Zerwick'schen Pferden noch heute Pretoria zu erreichen. Wir sollten bitter getäuscht werden. Kaum hatten wir eingespannt und zum Fortfahren die Peitsche in Bewegung gesetzt, als das eine Vorderpferd sich bäumte und zuletzt mit beiden Vorderbeinen über dem Rücken des anderen Vorderpferdes lag. Wir mußten die Arbeit wiederholen an $1^1/_2$ Stunden lang. Der Oppositionsgeist hatte sich auch der Hinterpferde bemächtigt, sie rührten trotz aller Schläge kein Glied, sondern das eine warf sich vor dem Wagen platt zur Erde. Alle Versuche, das Gespann in Bewegung zu setzen, waren vergeblich. Es blieb uns nichts übrig, als sie auszuspannen und dafür unsere alten, müden Thiere einzuspannen. Dieselben brachten uns auch willig, obgleich langsam, $1^1/_2$ Stunden weiter. Wann und ob wir mit ihnen Pretoria erreichen werden, ist völlig ungewiß. Wir schicken uns an, das Unvermeidliche mit Würde zu tragen.

Als wir bei dem hotel ausspannten, bot sich uns ein malerischer Anblick dar. Der Trupp der Diamanten-Kaffern hatte sich um die Klippen gelagert und an denselben ihre naßgewordenen Schätze, die sie heimwärts trugen, zum Trocknen ausgebreitet; außer den Klippen war eine ganze Fläche mit bunten Tüchern der allergrellsten Farben bedeckt, es sah aus wie ein Trödeljuden-Jahrmarkt, nur daß die Gestalten der Kaffern in den verschiedensten malerischen Gruppen dem Ganzen ein südländisches Gepräge gab. Mit solchem eitlen Tand läßt sich das arme Volk seine monatlange, schwere und gefährliche Arbeit in den Diamantengruben bezahlen, und nach Hause gekommen, bleibt der glückliche Erwerber nicht lange im Besitz, sondern verschleudert den ganzen Kram gegen ein Geringes. So müssen sie auch an ihrem Theil mithelfen, daß unsere Getauften zu Kleidern gelangen.

Eine Süd-Afrikanische Landstraße bietet überhaupt, sowohl was Menschen, als was das Land, als was die Straße selbst betrifft, manches Außergewöhnliche. Hier begegnet uns ein Ochsenwagen, dessen 16—18 starke, fette Ochsen eine Last von 60 Centnern selbst über die schwierigsten Stellen des Weges hinwegbringen, der Wagen selbst so stark gebaut, daß er weder Klippen noch Risse im Wege zu fürchten braucht; vorweg ein Kaffer, der die Vorochsen mittelst eines sie an der Stirn verbindenden Lenkseils leitet, daneben der Treiber mit der riesigen über sechs Paare hinreichenden Ochsenpeitsche, jeden Ochsen mit seinem besonderen Namen anschreiend und schlagend, damit das ganze Gespann mit gleichmäßiger Kraft ziehe. Auf der zugleich als Fuhrmannssitz dienenden Vorkiste des Wagens sitzt der Bauer selbst oder ein Kaffer, und bearbeitet mit seinem aus Rhinozeroshaut gefertigten, wuchtigen Achter-Sambock die hintersten Ochsen. Unter dem Zeltdach des Wagens, welches bei den gewöhnlichen Ochsenwagen den ganzen Wagen, bei den größeren und stärkeren, den sogenannten Bockwagen, den hinteren Theil desselben bedeckt, hausirt je nach Umständen und Zweck der Reise der baas und seine ganze Familie, während die Kaffern ihr Nachtquartier neben oder unter dem Wagen suchen müssen. So

geht die Fahrt, täglich etwa 4—6 deutsche Meilen, ihren langsamen Gang; ist Futter genug auf dem Felde, dann geht es frisch vorwärts, werden die Ochsen aber, weil durch lange Dürre oder durch die Winterzeit das Gras fehlt, mager, oder laufen sie sich die Hufe wund, dann ist's für sie traurige Zeit, einer nach dem andern bleibt im freien Felde stehen, wo er nach kürzerer oder längerer Zeit verendet, die Aasgeier sorgen für Bestattung, die Gerippe bezeichnen den Weg.

Neben dem schwerfälligen Ochsenwagen hinweg huscht — wie in Afrika durchweg die schärfsten Gegensätze in unmittelbarster Nähe nebeneinander bestehen — der leichte amerikanische Spider vorbei, zumeist nur von zwei starken, flinken Thieren gezogen. Eine Last haben sie nicht an ihm, denn obschon vom allerfestesten Holz, so doch in den feinsten und leichtesten Linien ist das Wägelchen gebaut, eigentlich nur das Untergestell für einen Sitz, auf dem zwei Personen nebeneinander sitzen können. Deshalb nennt man ihn Spider (Spinne). Derselbe fürchtet weder Steine, die im Wege liegen, über welche er hinweghüpft, noch Moraststellen, in die die leichte Last nicht tief einsinkt. Im Nu ist er unserm Gesichte entflohen. Dann folgt ein sogenannter Personenwagen, ähnlich, aber leichter gebaut, als der gewöhnliche Ochsenwagen; man kann ihn mit (gewöhnlich sechs) Pferden oder Mauleseln bespannt, schneller befördern. Dauert die Fahrt nur kurze Zeit, so legt man mit demselben mit Leichtigkeit täglich seine 9—12 Meilen zurück; nimmt die Fahrt längere Zeit in Anspruch, so bringt man es gewöhnlich nicht über 7—8 Meilen. Für solche längere Zeit ist der Wagen mit den nöthigen Accommodationen, auch Schlafgelegenheit, versehen. Solcher Wagen ist der Reisewagen des Superintendenten Nauhaus, den ich benutzte.

Unser Br. Knothe dagegen hatte eine von vier Mauleseln gezogene Karre. Ein Cabriolet mit zwei ungewöhnlich hohen Rädern, zwei Sitzbänken und Gelegenheit einen Koffer aufzuschnallen. Auch solche Karre fährt sehr leicht, und kann selbst auf längeren Reisen mit Leichtigkeit täglich ihre 9 Meilen leisten; bei kürzeren Touren auch wohl 12—14 mit denselben Pferden, die dann freilich gut gefüttert werden müssen. Alle 2—2½ Stunden wird ausgespannt, die Thiere grasen und empfangen ihr Futter etwa zwei Stunden lang, dann geht es in gestrecktem Trabe vorwärts bis zum nächsten, womöglich in der Nähe von Wasser zu suchenden Ausspannfleck. Häufiger noch begegnet man Reitern, die indeß gewöhnlich nur galloppiren und zwischendurch ab und zu kurze Zeit Schritt reiten. Die dritte Gangart ist der sogenannte Tripel, ein Mittelding zwischen Schritt und Galopp, welche schnell befördert und doch weder Pferde noch Reiter anstrengt oder ermüdet. Doch nicht alle Pferde lernen diese Gangart; getrabt wird fast nie. Bauern wie Kaffern sitzen auf dem Pferde wie angegossen, etliche höchst elegant. Auch Frauen reiten viel, selbst aus den minder begüterten Klassen der Gesellschaft, weil eben das Reiten die einfachste Beförderung bloßer Personen ist.

Auch Fußgängern begegnet man. Die Kaffern wandern viel, besonders nach und von den Diamantenfeldern, etliche sind noch in der Kleidung ihrer heidnischen Landsleute, weitaus die meisten aber kleiden

sich bereits europäisch, besonders die von den Diamantenfeldern zurückkehrenden. Ab und zu begegnet man auch einem weißen Fußgänger; man kann aber ziemlich sicher darauf rechnen, daß derselbe ein Vagabond oder ein irgendwie heruntergekommener Mensch ist, der bettelt, oder vor dem man sich in Acht zu nehmen hat.

In Bezug auf die Wege gilt dasselbe, was wir oben von der nahen Nachbarschaft der Gegensätze in Afrika bemerkt haben. Es giebt Strecken so eben, daß nach einem starken Gewitterregen, eine den tiefer ausgefahrenen Weg mit Wasser anfüllende, ununterbrochene Wasserlinie von 2—3000 Schritt sich bildet; dann wieder führt der Weg wellenförmig bergauf, bergab, über langgestreckte Bülte; so in der Nähe der Limpopo-Quellen, bevor wir Pretoria erreichten; in dem diese Bülten (sanft anschwellende Hügel) unten begrenzenden Tiefgrunde, fließt ein nur zeitweise mit Wasser gefüllter Bach, gewöhnlich Moorgrund, dessen Durchfahren oft mit großen Schwierigkeiten verbunden ist. Die Höhe dieser Bülte, die in ununterbrochener Folge sich an einander reihen, fand ich mittelst meines Höhenmessers schwankend zwischen 100 und 300 Fuß. Der Weg führt zumeist so sanft anschwellend hinauf, daß man ihn im Trabe auch aufwärts fährt; er ist bisweilen so glatt und eben wie asphaltirtes Straßenpflaster, dann aber wieder so mit losen Steinen besät, oder so tief sandig, oder so sumpfig, daß man die Thiere nur mit Anstrengung in Bewegung halten kann.

Besonders schwierig, bisweilen gefährlich sind die sogenannten Driften, d. h. die Durchfuhrten durch die Spruite und die Flüsse. An Brücken ist fast gar nicht zu denken; dazu sind die Ufer solcher Driften vielfach sumpfig oder steinig; zumeist sehr steil. Hat dann ein starker Gewitterregen noch Ausspülungen und Risse hinzugefügt, so will es einem deutschen Fuhrmannsauge oft schier unmöglich vorkommen, hier hindurchzukommen, denn auch da, wo noch gestern der Wagen sicher fahren konnte, ist heute keine Möglichkeit mehr. Alles Klippen, Risse, steile Abhänge. So muß man vorher absteigen und genau die Fuhrt untersuchen bis — oft erst auf Umwegen — die Möglichkeit aufgefunden ist, den Rand des Wassers zu erreichen. Nun gehts, oft in jähem Sturz, herab; mit sorgsamem Auge wird geprüft, wo etwa eine Möglichkeit vorhanden ist, den entgegengesetzten, steilen Abhang wieder hinauf, namentlich aus dem Fluß erst über die bisweilen steilen Ränder herauszukommen. Ist alles wohl überlegt, so gehts hinein; was unser im Fluß wartet, wissen wir nicht, weder ob das Wasser tief oder flach, noch ob das Bette des Flusses glatt oder steinig ist. Letzteres ist die größte Gefahr. Denn da muß das Wagenrad nicht selten über so hohe Steine, daß ein Umfallen mitten im Fluß unvermeidlich ist und dann die ganze Ladung davonschwimmt und, soweit als dies möglich ist, herausgefischt werden muß, — wehe dann den Büchern, den Vorräthen an Mehl, Salz, Zucker 2c. — oder aber das Wasser ist so hoch, daß es über die Räder in den Wagen dringt, wenn nicht vielleicht gar die Pferde den Grund unter den Füßen verlieren. Hier ist große Besonnenheit und Kaltblütigkeit von nöthen, denn vermissen die Pferde oder Ochsen die sicher sie beherrschende Hand des Treibers, dann wenden

sie zum Ufer zurück, oder verwirren sich in ein Knäuel und dann giebt es neue Nöthe. Deshalb geht es unter beständigem Zurufen und Peitschenhieben hinein und hindurch und ebenso das jenseitige Ufer hinauf. Würden die Pferde einmal stehen bleiben an einer schwierigen Stelle, so bringt keine Macht sie wieder zum Anziehen; deshalb werden selbst steile Höhen im schnellsten Tempo genommen. Wir hatten auf unserer Fahrt von Pretoria alle diese Nöthe reichlich zu bestehen.

Aber selbst auf ebenem Wege ist es oft gefährlich zu fahren, die Spuren der Wagen bilden die Regenläufe der Gewitterregen, die öfters senkrecht steile Löcher von 4—6 Fuß Tiefe einzeln oder in zusammenhängendem Schlot in den Lehmboden reißen; so muß ein neuer Weg neben dem ersten aufgesucht werden und ein zweiter, dritter, so daß die Transportwege mit ihren vielen neugefundenen Spuren an mancher Stelle eine Breite von mehreren hundert Schritt haben. Bei der Nacht und beim Mondschein sieht man diese Risse nicht; es ist also sehr gefährlich dann zu fahren und man bleibt auf die Tageszeit angewiesen.

Im Uebrigen bot die Fahrt durch das Süd-Transvaal-Land viel Schönes. So weit das Auge reichte, an Stelle der bisherigen dürren Flächen, nur grüne Alpenmatten, die in saftiger Fülle prangten; am Horizont hier und dort sanfte oder felsenartige Hügel- und Berglinien, zumeist sogenannte Ränder, die nach Süden stärker abfallen als nach Norden und oben das Hoogefeld begrenzen, dessen Höhe ich auf 3200 bis 5000 Fuß mittelst meines Höhenmessers feststellte. Daher die empfindliche Kälte, wenn wir im freien Felde auf der Höhe unser Nachtlager aufschlagen mußten. Die Ränder fanden wir vielfach mit selbst an die Oberfläche tretenden Goldklippen bedeckt, meistens Quarzgestein mit Fugen und Rissen, welche mit einer Art gelblich rostfarbenem Staube durchzogen waren, Anzeichen des Goldes. Ganze Viehkraale und Steinmauern waren aus solchen Goldklippen gefertigt oder wir fuhren vielleicht über Hunderte von ungeprägten Dukaten hinweg.

An dem Grunde der Thalränder der Spruite und Flüsse entlang sind die Bauernhäuser erbaut, in Entfernungen von $^1/_8$ und $^1/_4$ oder einer Stunde, meist kennbar an einer Baumgruppe oder an einem grünen Garten und Feldfläche. Sie sind der größten Zahl nach ärmliche, theilweise aber auch recht hübsche Gebäude. Winkel (Kaufläden) oder hotels, einzeln stehende Gebäude, bieten dem Reisenden willkommene Gelegenheit, Futter und andere Reisebedürfnisse — zumeist freilich gegen exorbitante Preise — zu erstehen. Weiterhin an den Abhängen findet man theils einzeln, theils in Kraale zusammengelegte Kafferhütten, in denen aber heute fast nur solche Kaffern wohnen, die im Dienst der Bauern stehen. Truppe von Schafen, Ziegen, Rindern und Pferden beleben die Gegend.

Zum öfteren hatte ich Gelegenheit in ein Bauernhaus einzutreten; ich konnte mich nicht selten an der schlichten, biederen Gastlichkeit, ja auch an der ernsten, frommen Gesinnung der Bauern erfreuen. Ihre Kirche ist ihnen das Höchste an Erdengütern; sie sparen keine Kosten und bringen in einem Umkreise von zehn deutschen Meilen zu einer Gemeinde gesammelt, oft bis zu 300000, ja 450—600000 Mark auf, um dafür eine schöne Kirche zu bauen, um dann zu den Gottesdiensten



Pretoria.

Im Vordergrund die Lokation (Missionsstation), im Hintergrund die Stadt.

Reisetagebuch S. 99.

in regelmäßigen Zeiträumen, auch ihre 10—12 Meilen weit, heranzufahren. Um bei der Kirche ein Unterkommen zu finden, bauen sie sich neben dieselbe familienweise ihr besonderes Kirchhäuschen. Ihre Pastoren ehren und versorgen sie reichlich.

Auf dem letzten Theil unserer Fahrt nach Pretoria hatten wir vielfach Gelegenheit, alle eben zusammengestellten Beobachtungen zu machen; zweimal ging es durch Driften, bei denen die Räder zu dreiviertel der Höhe ins Wasser gingen, oder der Wagen über die mit Wasser bedeckten Klippen bedenklich schwankte, oder auch nicht weit vom Umfallen war auf den schrecklichen Theilen des Weges. Dann aber rollte er wieder so leicht und lustig dahin, daß es eine Freude war. Die Kräfte unserer ermüdenden Pferde waren durch die Zerwick'sche Aushülfe soeben genügend. Nachdem wir die gefährliche Drift des Limpopo glücklich passirt hatten, spannten wir am Mittwoch Abend aus. Noch einen Tag früher wäre es unmöglich gewesen, das Wasser hatte noch fünf Fuß höher gestanden. Eine oder zwei Wochen später ertrank in derselben der Generalpostmeister —; die von acht Maulthieren gezogene Postkutsche mit einigen Passagieren wurde in den Fluthen begraben.

Donnerstag, 6. November, sahen wir uns beim Aufstehen in einer wunderbar lieblichen Gegend, lauter grüne Triften und sanfte Bergabhänge, schöne Baumbestände, drüben das Brausen des angeschwollenen Limpopo, der aus einem dem Bodethal ähnlichen Felsenkessel hervorkam, ein weitausgedehntes, malerisches Landschaftsbild, welches uns lebhaft an die Berge Thüringens im Geiste versetzte.

Heute ging die Fahrt glücklicher von statten, als in den vorigen Tagen. Nach einmaligem Ausspannen erreichten wir mit dem zweiten Schoft Nachmitags 2 Uhr Pretoria.

30. Pretoria und Edendal.

Welche Veränderung im Aussehen der Stadt seit 1867. Am Eingange stehen die weitausgedehnten, jetzt verlassenen Cantonnements der englischen Truppen nebst ihren Befestigungswerken und dem großen Gefängnißgebäude; unsere frühere, 1870 neuerbaute Kirche war ebenfalls bereits in andere Hände übergegangen, weil wir eine größere neue erbauen mußten. Wir fuhren durch Straßen mit zwar meistens einstöckigen, aber zum Theil eleganten Häusern. Reichbesetzte Kaufläden, vornehmlich der Engländer und der Mohammedaner, die jenen bedenkliche Konkurrenz machen, und in ihrer orientalischen Tracht die Blicke fesseln. Dann die gemächlich eingerichteten Häuser der vornehmen Beamten, überall grüne Gärten, hohe Bluchumbäume, Hecken von Rosen, Feigen, Granaten und Quitten; man empfing den Eindruck des Wohlstandes und der Wohlhäbigkeit — obschon zur Zeit allgemeine Noth die Bevölkerung drückt.

Nach viertelstündiger Fahrt durch die Straßen der Stadt kamen wir bei der soeben im Bau begriffenen reformirten Kirche vorüber; ein hoher Glockenthurm, auf dem sogar ein Hahn prangt; die Kirche, eine aus gothischen Motiven zusammengesetzte Kreuzkirche, ohne schöne architektonische Verhältnisse, ist auf 450 000 Mark veranschlagt. Die Afrikaander

konnten es nicht ertragen, daß die Kirche der schepsels (unsere Missionskirche in der Stadt) einen Thurm haben sollte, und die ihrige nicht. Jetzt wissen viele nicht, was das hohe Ding an der Kirche bedeuten soll und diese ärgern sich an dem hoenderhahn (Hühnerhahn) oben auf dem Kirchthurm, dessen Symbolik sie nicht verstehen.

Bei der Kirche bogen wir rechts ab und bald befanden wir uns auf einem freien Platz, auf welchem uns die neue Kirche und das Missionarshaus unserer Station Pretoria freundlich zuwinkten. Man hatte uns schon am letzten Sonntag erwartet und eine grüne Ehrenpforte mit Grußinschrift erbaut. Die grünen Blätter waren alle verwelkt, als wir hindurchfuhren. Nun befanden wir uns neben dem Missionarshause auf einem anderen großen, grünen Platz, dessen Seiten mit Gärten und kleinen Häusern begrenzt waren.

Kaum waren wir bemerkt worden, als es an den Thüren dieser Häuser lebendig wurde. Aus denselben allen stürzten Kinder und Erwachsene im schnellen Lauf heran. Die Kinder, etwa achtzig, formirten sich zu einer besonderen Reihe und stimmten auf eigene Hand an: „Lobe den Herren, den mächtigen König der Ehren", denn der lange heiß ersehnte „Vater von jenseit des Meeres" war ja da. Alle Gesichter glänzten vor Freude. Ich grüßte die Kinder einzeln mit einem Händedruck, und bald drängten sich nun freudestrahlend auch die Erwachsenen heran, jeder einzelne wollte und mußte seine Hand haben und sein Willkommen aussprechen. Dann erst fand ich Zeit, in das Missionarshaus einzutreten, wo die lieben Grünberger's uns mit offenen Armen empfingen. —

Nachdem wir uns ein wenig geruht und erquickt hatten, machte ich einen kleinen Gang durch unser Kafferdorf, das wir für unsere Gemeindeglieder auf einem 50 acres (etwa 100 magdeburger Morgen) großen, käuflich von der Mission erworbenen Grundstück, erbaut haben. Es waren ordentliche Straßen angelegt, bisher 70 Erben an farbige Familien ausgegeben, die zum größeren Theil getauft, zum kleineren im Taufunterricht sind. Jede Familie hat ihr Stückchen Garten und Ackerland, das sie mit Hecken von Feigen, Granaten und Quitten umgeben und gut in Ordnung halten. Die Pachtquoten der einzelnen sind, obgleich mäßig, doch bedeutend genug, um aus denselben nicht bloß das Kaufkapital zu ersetzen, sondern auch jährlich bedeutende Beiträge zur Aufbringung des Gehalts des Missionars und der übrigen Stationskosten zu gewinnen, so daß auch erhebliche Zuschüsse zur Erbauung der großen Missionskirche mit Glockenthurm aufgebracht werden konnten. Das Jahres-Gehalt ihres farbigen Schulmeisters, im Betrage von 24 Pfd. Sterl. besorgen sie selbst durch ein monatliches Schulgeld. Da Verstöße gegen die Disziplin mit Ausweisung bestraft werden, herrscht in der Gemeinde ein ordentlicher Geist; sie fühlen sich glücklich in ihrem eigenen Daheim und die Mission hat auf diese Weise den Farbigen eine Heimath erschaffen. Die Leute sind ihrem Lehrer und der Mission in dankbarer Liebe zugethan und obgleich ja hier, wie anderwärts auch Schwierigkeiten und Unordnungen vorkommen, die auch zur Anwendung kirchlicher Zucht nöthigen, so läßt sich im Ganzen und Großen von der Gemeinde sagen, sie kommt den christlichen Gemeinden der Heimath,

was Sittlichkeit und Ordnung betrifft, gleich, und überbietet sie weitaus in innerlicher Theilnahme an den Gottesdiensten und in patriarchalischer Anhänglichkeit an ihren Geistlichen, den sie als Vater, Freund und Berather ansehen. Einen anderen Theil der Gemeinde bilden die farbigen Dienstboten, die im Dorf bei Weißen wohnen und arbeiten. Sobald die Zahl der ausgegebenen Erben hundert erreicht haben wird, wird die Gemeinde die Kosten ihrer Erhaltung selbst aufzubringen im Stande sein.

Unterhalb des eigentlichen Dorfes, in welchem die Häuser unter den Obstbäumen verschwinden, sind noch ausgedehnte Saatländereien, die für die Mission gegen Entrichtung des Drittheils der Erträge ausgenutzt werden.

Ich ging über den Apiesfluß, der die eine Grenze bildet, auf einen Höhenzug und hatte von dort einen köstlichen Anblick. Im Vordergrunde das Dörflein unserer Station, die schöne große Missionskirche mit der einfach, aber geräumig und zweckmäßig erbauten Missionarswohnung, auf der anderen Seite das neuerbaute Schulhaus, drüber hinaus die weit — etwa eine Viertelmeile weit — ausgestreckte Stadt Pretoria, deren Häuser auch nur einzeln aus den vielen Bäumen herausschauen; den Horizont begrenzen die Ausläufer von Wittewaters Rand und die Magaliesberge. Auf einer der Höhen war eine Stange aufgerichtet mit einem Ballon, der genau Mittags 12 Uhr mittelst einer elektrischen Vorrichtung in die Höhe geschnellt wird, um den Bewohnern des Dorfes (oder der Stadt) die genaue Mittagszeit anzugeben. Reich erquickt durch den lieblichen Anblick, kehrte ich in die Station zurück, woselbst Abends 8 Uhr ein Dankgottesdienst für meine glückliche Ankunft gefeiert wurde. Ueber 400 Farbige hatten sich eingefunden; ich hielt eine Ansprache an dieselben.

Freitag, 7. November. Vor Sonnenaufgang begab ich mich mit meiner Zeichenmappe nach dem gestrigen Aussichtspunkt, um eine Skizze des schönen Bildes aufzunehmen. Um 10 Uhr ging ich in die Schule, um dieselbe zu prüfen. Der Lehrer, ein Farbiger, Namens Willem, ist von Br. Grünberger direkt vorgebildet. Er unterrichtet Vormittags zwei Stunden und Nachmittags ebensoviel, so daß er Zeit behält, sein Gärtchen und Feld zu bestellen und so seinen Unterhalt zu gewinnen. Er ist ein frommer Mann und geschickter Lehrer, und zugleich ein Beweis dafür, daß trotz des prophetischen Wortes, dennoch der Mohr seine Haut wandeln kann. Von Geburt ein schwarzer Kaffer, hat er nach und nach fast ganz weiße Hautfarbe der Hände und des Angesichts bekommen, auf welchem nur noch einzelne schwarze Flecke übrig geblieben sind. Auch diese verschwinden mit jedem Jahr mehr, so daß Bruder Grünberger meint, in zwei Jahren würde er ganz weiß sein. Seine weiße Haut ist zart und rosig angeflogen, wie bei Europäern. Da auch seine Gesichtszüge wohlgeformt sind, wird man ihn, der sich europäisch kleidet, bald für einen Weißen halten.

Der von ihm ertheilte Unterricht in der biblischen Geschichte war warm, auf ein inneres Verständniß hinarbeitend und anregend. Die Kinder waren aufgeweckt und in guter Zucht, die Schreibhefte zum Theil sehr gut, das Lesen ging befriedigend, nur im Rechnen und

Geographie waren die Leistungen dürftig. Die vier ersten Hauptstücke des Katechismus wurden mit lauter, klarer Stimme aufgesagt und dem Inhalt nach erläutert, so daß ich die Schule durchaus befriedigt verließ.

Mittags 12½ Uhr besuchte ich den Präsident Paul Krüger, der mich mit zurückhaltender Freundlichkeit aufnahm. Ich legte ihm die wichtigsten Angelegenheiten unserer Transvaal-Mission, auch die Angelegenheit unserer Koranna von Saaron, vor und er sagte freundliche Mithülfe zu. Von Br. Grünberger sagte er, derselbe sei beminned (geliebt) von blanken und kleurlingen. Er führte mich auch zu seiner Frau, einer schlichten, frommen Dame. Sein neues Haus hatte er sich, weil er ein dopper ist, gegenüber der dopper-Kirche geschmackvoll auferbaut und im Innern eines Präsidenten würdig mit einer gewissen Eleganz ausgerüstet. In dem großen, etwa hundert Personen fassenden Empfangszimmer begrüßten uns beim Eintritt auf der entgegengesetzten Wand die Oelbilder von Bismarck und Moltke.

Am Nachmittag machte ich Besuche in der Stadt, kaufte beim Photographen Ansichten der Stadt und besuchte unseren Agenten, den Kaufmann Becket, einen Wesleyaner, der ein lebendiges Interesse und gutes Verständniß für die Arbeit der Missionare aller Denominationen an den Tag legte.

Am Abend entlud sich ein heftiges Gewitter, der Regen prasselte auf unserem Eisendache. Wir saßen im Trocknen und besprachen die speziellen Angelegenheiten der Station und die allgemeinen der Missionsarbeit im Transvaal.

Sonnabend, 8. November, begaben wir uns früh auf den Weg, um die Außenstation Edendal zu besuchen. Die Leute waren am letzten Sonntag in acht Ochsenwagen die vier deutschen Meilen weit nach Pretoria gekommen, um mich zu begrüßen. Bei der Rückkehr fanden sie den Fluß so angeschwollen, daß einer der Wagen von den Fluthen weggetrieben wurde und Mühe hatte sich zu retten, die übrigen hatten diesseit des Flusses übernachten müssen, bis am folgenden Tage das Wasser gefallen war. Nun hatten sie den Wunsch ausgesprochen, ich möchte sie auf ihrem Platze besuchen. So machten wir uns früh auf. Ich fuhr mit dem leider etwas kranken Br. Grünberger auf seinem Spider, Nauhaus und Knothe auf der Karre mit gemietheten Pferden. Von einer Anhöhe herab hatten wir einen schönen Blick über die ganze, wohl auf eine Stunde sich ausdehnende Stadt. Dann führte der Weg über grüne Hügel an den Rändern des Magaliesberges entlang. Auf zwei Stunden Entfernung sahen wir die „erste Fabrik in Transvaal", welche ein Jude Nelmapius, der sich zu den Katholiken hält, mit einem Anlagekapital, wie man sagte, von 250 000 Pfd. Sterl. gegründet hat, und welche jetzt noch vornehmlich eine große Branntweinfabrik ist, und später eine Zuckerfabrik, Eisengießerei ꝛc. werden soll. Wir bewältigten die drei noch immer reichlich Wasser enthaltenden Driften glücklich, und kamen nach dreistündiger Fahrt wohlbehalten auf Edendal an.

Edendal ist ein großer Bauerplatz, am Rande der Ausläufer des Magaliesbergs, den Br. Grünberger in Gemeinschaft mit Kallen-

berg in günstiger Zeit für 800 Pfd. Sterl. erstanden hatte, dessen Werth jetzt aber mindestens das Dreifache beträgt. Er hat ihn zur Missionsstation gemacht und eine Menge Kaffern haben dort ihre Häuschen erbaut, mit je vier Acres Land, auf denen sie sehr wohl leben können. Zwei fromme Vorsteher versorgen die Gemeine mit Schulunterricht und Unterweisung in Gottes Wort; Br. Grünberger fährt allmonatlich hinaus zur Predigt und zur Verwaltung der heil. Sakramente. Die schon auf mehr als 400 Seelen angewachsene Gemeine hat sich ihre eigene kleine Kirche bereits erbaut, und beabsichtigte soeben, eine zweite größere zu erbauen und die erste dann als Schulhaus zu benutzen. Die Häuser der Farbigen ziehen sich $^3/_4$ Stunden lang am Rande eines Bergabhanges hin, jeder hat sein Ackerland vor der Thür in einem bis zum Grunde der Vley sich heraberstreckenden Stück. Oberhalb der Häuser zieht sich ein reizendes Wäldchen von Dornbäumen der allermannigfaltigsten Art hin, unter ihnen der „Wunderbaum", ein Dorn, der seine Zweige nach dem Erdboden zu senkt, also, daß diese Wurzel schlagend, neue Bäume werden und sich das Ganze zu einer Art Laube gestaltet, die nur das eine Lästige hat, daß die Ameisen gern ihre Nester daselbst machen.

Einen anderen „Wunderbaum" sahen wir kurz vor Pretoria. Es hatte sich mitten im Feld ein tiefes Felsloch mit steilen Wänden gebildet, aus dessen Tiefe ein Baum seine Krone hoch in die Luft hinaus entfaltete.

Das Ganze ist sichtlich ein kleines Eden für die armen Kaffern geworden, die hier Gelegenheit finden, durch den Fleiß ihrer Hände ihr Brot zu verdienen und in Freiheit zu einem gewissen Wohlstande zu gelangen. Sie wissen, daß sie diese Wohlthat nur der Mission verdanken und sind deshalb derselben von Herzen dankbar zugethan. Ihre früheren Baase, die Bauern und Bauersfrauen, kommen öfters, um bei ihren vormaligen Dienstboten zu keuren (Besuch zu machen) und bisweilen acht Tage lang es sich unter ihnen wohl sein zu lassen.

Unter einem großen Baum des Wäldchens mit reizendem Durchblick auf die an der anderen Seite an einem Hügel gelegene Kirche lagerten wir uns in diesem kleinen Paradies. Eine schwarze „Eva" bereitete uns mit einer farbigen „Rahel" gemeinsam den Kaffee in ihrem neuen Eden.

Nachdem wir uns erquickt hatten, begaben wir uns durch die Vley (Thal) zu der Kirche, bei welcher sich auf den Schall der Glocke die ganze Gemeinde versammelte. Ich hielt die Predigt über 1 Mose 2, 7. 8. Die Gemeinde füllte die Kirche bis auf den letzten Platz und gab ihrer Dankbarkeit für mein Kommen einen lebhaften Ausdruck. Die für mich als Reisebeitrag gesammelte Kollekte ergab 40 Mark.

Etwa $3^1/_4$ Uhr begaben wir uns auf die Rückreise. Wir erreichten Pretoria kurz vor dem Ausbruch eines heftigen Gewitters und freuten uns, geborgen zu sein.

Sonntag, 9. November. Um elf Uhr war der erste Gottesdienst für die Gemeinde. Ich predigte über die Sonntagsepistel 1 Petri 1, 3 fl.; die Gemeinde folgte auch hier mit der gespanntesten Aufmerksamkeit und verwandte keinen Blick von meinen Lippen; es

mochten etwa 400 Personen zugegen sein außer 26 Weißen aus der Stadt, unter denen aber nur 4 Deutsche waren, obgleich es der letzteren viele in der Stadt giebt. Die übrigen waren Holländer und Engländer, Afrikaander. — Die Gemeinde machte den Eindruck einer andächtigen, geweckten Zuhörerschaft, die mit innerem Verständniß dem Worte Gottes lauschte. Nach der Predigt machte ich die Bekanntschaft eines Frl. v. Pommern, einer Holländerin, die früher in Bloemfontein ein Erziehungsinstitut für junge Mädchen geleitet hatte, und seit zwei Monaten ein solches in Pretoria eröffnet hat. Sie hatte erst achtzehn junge Mädchen, darunter zwei Töchter unsers Br. Grünberger. Sie scheint eine intelligente Dame zu sein; sie hält sich zu unserer Missionskirche. Nachmittag drei Uhr wurde der Gottesdienst in der Bassuto-Sprache von Br. Knothe abgehalten. Diesmal waren besonders die Arbeitsleute aus der Stadt gekommen, denen diese Stunde passender und die Muttersprache lieber ist. Die „bis an die Hörner des Altars" gedrängt gefüllte Kirche zählte noch mehr Kirchgänger als am Vormittag, etwa 500 Seelen, an deren andächtiger Theilnahme man sich erquicken konnte.

Gegen sechs Uhr erhielt ich eine Einladung zum Thee von einem braunen Gemeindeglied. Ihr Mann war Clerc (Gehülfe) in einem Kaufladen gewesen und hatte dadurch einige 100 Pfd. Sterl. verdient, und damit einen kleinen Handel angelegt, der ihm sein tägliches Brot reichlich einbringt. So hat er sich denn ein schönes geräumiges Haus mit hohen, luftigen, großen Zimmern erbaut, in denen weder die Hängelampe, noch die Gardinen fehlten; ja selbst das „nette goed" (Nippsachen) auf der Kommode hatte die angenehme, gebildete Frau sich zugelegt.

Um zu der einladenden braunen Dame zu gelangen, mußte ich durch einen Theil unseres kleinen Stationsdorfes. Ich begegnete überall anständig, obgleich nicht luxuriös gekleideten Männern, Frauen und Mädchen im Sonntagsanzuge, deren fröhlicher Gesichtsausdruck ungemein lieblich ansprach. Wie verklärt doch das Evangelium selbst die Angesichter. Hier ging ein Trupp oder Einzelne spazieren in den Gärten, dort saß er vor seiner Thür; dort hatten sich Truppe zu Sonntagskränzchen gruppirt und erzählten sich, — man erhielt das Bild einer lieblichen Sonntagsruhe und Feier.

Der Theetisch unserer braunen Wirthin war reichlich besetzt mit selbstgebackenem feinen Kuchen, der nichts zu wünschen übrig ließ, auch der Thee war vortrefflich; die Unterhaltung munter und ungezwungen, erstreckte sich auf geistliche und weltliche Dinge und wurde viel lebhafter geführt, als bei unsern Dorfbewohnern in Deutschland; ein Zug des feinen Anstandes und der Freude in Gott ging durch alle Versammelten. Sie erzählten von dem früheren Druck ihrer Sklaverei und der Freude, die sie jetzt haben, in ihrem Eigenthum zu wohnen, um Gottes Wort geschaart. Sie hangen ihrem Vater Grünberger in so herzlicher Liebe und Vertrauen an, daß alle Versuche des wesleyanischen Gemeindehelfers, in ihre Reihen einzudringen und in unserem Fischkasten zu fischen, bisher vergeblich gewesen sind. Wenn er in unsere Versammlungen sich einzudringen versucht, so sagen die Leute einfach: „hy will

naar ons freyen“ (er will nach uns freien) und gehen seinen Verführungsversuchen aus dem Wege. Als ich aufbrechen wollte, wurde ich zurückgehalten durch eine Deputation brauner Frauen, welche mir auf einem Teller die Liebesgaben überreichten, welche die Gemeinde freiwillig unter sich als Beitrag zu meinen Reisekosten gesammelt hatte. Es war mit Einschluß der schon früher gebrachten Einzelgaben und der Sammlung in Edendale über 345 Mark.

Abends sieben Uhr wieder Gottesdienst, Nauhaus predigte wieder holländisch. Auch dieser Abendgottesdienst war fast ebenso stark besucht wie der Nachmittagsgottesdienst, an 500 Seelen, welche, trotzdem dies der dritte Gottesdienst am Tage war, abermals mit gespannter Aufmerksamkeit der Predigt folgten. Nauhaus predigte lieblich und ernst über den Text: Halte, was du hast, auf daß Niemand deine Krone nehme. —

Das war abermals ein Sonntag in einer Heidenmissionsgemeinde, ein Tag der innersten Freude und Erquickung im Herrn, wie sie daheim nur wenige Gemeinden kennen.

Am folgenden Morgen setzten wir unsere Reise nach dem Norden fort.

31. Von Pretoria nach Waterberg. Wallmannsthal.

Montag, 10. November. Nach fast einstündiger Fahrt durchbrachen wir die Magaliesberge in der Derde Poort; die Wege und Driften hatten durch den Regen gelitten und machten unseren schwachen Pferden einige Mühe. Trotzdem erreichten wir nach etwa dreistündiger Fahrt das vier Meilen entfernt liegende Wallmannsthal, wo uns die Geschwister Kühl freundlich empfingen.

Wohnhaus und Kirche sind auf einem Felsrande erbaut, etwas hoch über dem Fluß Moretele, darum aber auch ziemlich gesund gelegen; beide sind zumeist durch Br. Knothes eigene Hände solide und schön erbaut, die Kirche in Kreuzform.

Kaum waren wir in der Ferne beobachtet worden, als ein Flintenschuß das Signal gab, dem andere folgten. Wir konnten sehen, wie Jung und Alt nach der Kirche zuströmte. Wir verschnauften uns ein wenig; dann ging ich zur Schule, vor welcher sich die Kinderschaar aufgestellt hatte, zum Theil gut, zum Theil nur mit einem Hemd bekleidet. Die Erwachsenen gingen zum Theil noch in der heidnischen Volkstracht, denn es wohnen noch ein gut Theil Ungetaufte auf der Station. Die Getauften trugen sämmtlich Kleider.

Die Schulkinder, von ihrem Lehrer Moses geführt, stellten sich im Halbkreis um mich her und sangen zuerst ein englisches Lied, dann „Mir ist Erbarmung widerfahren.“ Sie sangen bis zu den ganz kleinen herab mit erweichter lieblicher Stimme rein vierstimmig mit großem Eifer. Spaßhaft war es anzusehen, wie bei jedem Salutschluß die Kleinen mit zugehaltenen Ohren in die Kniee zusammensanken und sich hinter den Größeren zu verbergen bemüht waren, bis zuletzt die ganze Gesellschaft der Kleinsten beständig beide Hände vor die Ohren hielten, bei dem allen aber tapfer im Singen blieben.

Auf die Kinderschaar folgte die Schaar der Erwachsenen, welche singend im Zuge herankamen; die Schützen, ihre Musketen über die Schulter, in der andern Hand das Liederbuch, nahten im feierlichen Schritt mit dem Liede: Lobe den Herren, den mächtigen König der Ehren. Ich ging mit der ganzen Gesellschaft in die geräumige schöne Kirche, wo wir einen Dankgottesdienst für meine glückliche Herüberkunft hielten. Leider versteht die Gemeinde fast durchgängig nur Sessuto, so daß ich deutsch sprechen mußte. Br. Kühl dolmetschte.

Am Abend suchte ich nach einem Ort zu einer Skizze von den Stationsgebäuden.

Dienstag, 11. November. Vor Sonnenaufgang aufgestanden und die Skizze gezeichnet. Um neun Uhr ging es in die Schule zur Prüfung. Auch hier wurde nur Sessuto gesprochen, so daß ich auf die einzelnen gedolmetschten Mittheilungen von Knothe und Nauhaus angewiesen war. Störend war das Fehlen der Bänke für die Kleinen, die zum Theil unter den Subsellien hockten, im Uebrigen aber artig und aufmerksam waren. Die Leistungen in der biblischen Geschichte, Katechismus und in der Geographie waren befriedigend, minder im Lesen und Schreiben, weil für letzteres die Schreibebücher fehlten und von den armen Gemeindegliedern nicht beschafft werden konnten. Um 11½ Uhr versammelte sich abermals die ganze Gemeinde in der Kirche, welche (bis auf den letzten Platz das Langschiff, das Querschiff zum großen Theil) sich füllte.

Der alte heidnische Matebelenhäuptling Selape, der bereits gestern zur Begrüßung gekommen war, kam heute auch mit in die Kirche. Derselbe wohnt mit einem Häuflein seines Volkes auf einem Hügel gegenüber der Station. Sie haben die Kirche vor Augen und besuchen sie fast nie. Selape, als ich ihn darauf aufmerksam machte, antwortete mit vornehmem verschmitzten Häuptlingslächeln, sein Herz sei wie ein Stein, für ihn seien diese Dinge nicht. Da nun unter diesen kräftigen, aber rohen Matebelen viel Unsitte und Unfug (theilweise bis zum Schlachten von Menschen zur Gewinnung von Opfermedizin) vorkommt, sie auch ihre Land-Abgaben so gut wie gar nicht bezahlen, und schon zehn Jahre lang nicht bloß Gottes Wort verachten, sondern auch andere Bassuto in Schreck halten, so daß diese nicht herzuziehen wagen, so gab ich Br. Kühl Auftrag, den Selape mit allen denjenigen seines Volkes, die nie zur Kirche kommen, von dem Stationsgrunde zu verweisen, damit nicht andern der Platz entzogen werde.

Die übrige im Gotteshause versammelte Gemeinde, der ich — leider wieder des Br. Kühl als Dolmetscher mich bedienen müssend, die Predigt hielt über Joh. 3, 14—18, hörte andächtig zu und sang rythmisch nach Layritz vierstimmig ihre Choräle, rein und schön mit jenem tiefen Gefühlsausdruck, der an den Jubiläumssängern so sehr fesselte.

Am Nachmittag reiste Br. Nauhaus nach Pretoria auf der Karre zurück, um von dort nach Botshabelo direkt zu gehen, während ich mit Knothe auf dem Wagen direkt nach dem Norden weiter zu reisen gedenke. Es gab nach sechswöchentlichem Zusammensein einen beweglichen Abschied, wills Gott auf Wiedersehen nach acht Wochen.

Gegen Abend sattelten wir unsere Pferde und ritten an einen

Ort jenseit des etwa zehn Minuten entfernten Dorfs der Stationsbewohner, von welchem ich eine größere Skizze aufnahm. Den Abend verbrachten wir bis 10½ Uhr in trauten Gesprächen. Der arme Br. Kühl ist auf einem Auge ganz erblindet und auch das andere Auge war schwer leidend. Er sieht dem, was der Herr über ihn verhängt hat, mit kindlicher Gottesfurcht und Ergebung entgegen.

Mittwoch, 12. November. In der Frühe ging ich noch einmal auf die schöne Veranda. Das Haus ist auf einem Klipprande gebaut, der in sanfter Neigung bis an den etwa 400 Schritt entfernten Moretele (Pinaarsfluß) sich senkt. Dieser Abhang ist weithin mit einem sich auf über das entgegengesetzte Ufer erstreckenden Dornwäldchen bestanden. Die Dornen haben ihre eigenthümliche Schönheit und Mannigfaltigkeit, theils fein gefiederte, theils gröbere Akazienblätter. Der bis zu 30 Fuß hohe Stamm oben eine theilweise platt pyramidale, theilweise ganz flache Krone. Unterbrochen ist die Fläche durch kerzengerade bis 70 Fuß hohe Gummi- oder 40 Fuß hohe Trauerweiden-Bäume; den Vordergrund bildet ein Gärtchen mit hohem blühenden Oleander und Granaten. Agaven, die hoch aufschießend emporragen, gewähren schöne Durchblicke auf das Dornwäldchen, und die über dasselbe sich erhebende Hügelreihe, auf der das trotzige Volk des Selape seine Hauptkraale erbaut hat.

Zu unserer Abreise stellten sich eine ziemliche Anzahl Erwachsener und Kinder ein, um zu „grüßen" mit Händedruck und Gesang. Der erste Theil des Weges war schwierig durch Klippen, Morast und Sand. Deshalb hatte der Br. Kühl den Stationswagen mit unserem Gepäck und Futter beladen, mit sechs Ochsen voraufgeschickt. Er selbst begleitete uns zu Pferde zunächst bis Leeuwskraal, der Außenstation, auf welcher der durch Merensky eingesetzte kleine Häuptling Jan (Johannes) Kekane ein geräumiges Kirchlein und schönes Wohnhaus erbaut hat. Wir hatten in Folge des vielen Regens einen schwierigen Weg und unsere Pferde kamen ermüdet bei den Kraalen von Kekane an, die diesseit des Flusses liegen. Ich beschloß also, auf die schwierige Durchfuhrt und auf das Sehen der Kirche zu verzichten und sandte einen Boten, um Jan zu benachrichtigen, er möge mit seinen Leuten über den Fluß kommen, damit ich ihnen einen Gottesdienst halten könne. Er ließ zurückantworten, er rufe seine Leute zusammen, aber ich möchte zu ihm herüberkommen. Er sehe, daß ich ihn verachte, wenn ich die anderen Stationen besuche und ihn nicht. Der Superintendent der Wesleyaner käme auch zu allen Außenstationen. Mochte er nun aus Hochmuth so geantwortet haben, oder mochte er, was leider in letzter Zeit öfters vorgekommen sein soll, getrunken haben, so war ich jetzt nicht geneigt zu kommen und ließ ihm dies sagen, worauf er antworten ließ, er werde mit seinen Leuten kommen. Nachdem wir aber längere Zeit vergeblich gewartet hatten, versammelte ich die diesseit des Flußes wohnenden Leute von Jan, hielt eine Ansprache mit Gesang und Gebet und ließ einspannen. Unser Weg ging durch einen Dornenwald, dessen Unterfläche mit schönem Gras bestanden ist. Da dies alljährlich abgebrannt wird, war der Wald stellenweise lückenhaft, viele beschädigte Stämme, zum Theil von beträchtlicher Dicke und Höhe, lagen verwit-

ternd am Boden. An anderen Stellen war er dicht und schön. Herrliche Liliengewächse waren dem üppigen Graswuchs beigemischt, unter andern deutlich erkennbar unsere weiße Gartenlilie nur mit kleineren Blüthen und Blättern; andere fleischroth und purpurroth trugen, wie unsere Zwiebel eine Dolde von 50 Lilien auf einem Stengel, prachtvoll anzuschauen und süß duftend. Eine schöne Fahrt durch den herrlichen Dornenwald, dessen Stämme zum Theil 25 Fuß hoch wuchsen.

Am Abend erreichten wir die Drift des Pinaarsflußes und durchfuhren sie trotz des hohen Wasserstandes und der morastigen Stellen und des steilen Uferrandes glücklich. Auf jener Seite fuhren wir noch eine Strecke in die Höhe, um nicht in der Sumpfluft des Flusses zu schlafen. Die Nacht brach herein und wir lagerten um das Wachtfeuer. Als schon die dunkle Nacht hereingebrochen war, hörten wir, wie ein schwerer Ochsenwagen mitten in der Nacht die schwierige Drift durchfuhr. Die Bauern kennen Weg und Driften so genau, daß sie die schwierigsten Stellen auch in finsterer Nacht durchfahren.

Ich saß behaglich auf meinem Reisestuhl, als ein unerwarteter Unfall uns betraf. Mein Stuhl hatte unterwegs Schaden erlitten und brach plötzlich unter mir zusammen. Ich fühlte einen heftigen Schmerz am vierten Finger der rechten Hand und sah beim Schein der Laterne, daß ich mir die Hälfte des Nagels abgequetscht hatte. Das Fleisch und die Seele des Nagels war über die Spitze des Fingers hervorgetrieben und hing lose. Knothe wurde kreidebleich. Ich dachte auch an die möglichen Folgen einer solchen Nagelbeschädigung und wir beteten um gnädige Abwendung der ferneren Gefahr. Dann ließ ich ein Kummetje mit Wasser bringen, in welches einige Tropfen Arnica geträufelt waren. Nach Verlauf einer Stunde Kühlung fühlte ich keine Schmerzen mehr und die Heilung nahm ihren erwünschten Verlauf. Wir hielten mit unseren Leuten am Wachtfeuer auf Sesfutho unsere Abendandacht. Dann bestieg ich mein Wagenhotel, neben mir ein Kummetje mit Arnica-Wasser zur Kühlung, ich nahm einige Tropfen Arnica innerlich zur Verhütung des Wundfiebers, welches auch gänzlich ausblieb.

Donnerstag, 13. November. Mit dem Ueberschreiten des Pinaarsflusses hatten wir die südliche Grenze der großen weiten Springbock-Ebene betreten; ein großes weites Dornen- und Buschfeld, mit süßem Grase bestanden, das Winterfeld für eine große Zahl von Bauern, die während des Winters ihre Heerden hier weiden lassen, während sie selbst in Ochsenwagen und unter Zelten kampiren und auf die Jagd gehen. Letzterer Umstand hat die großen Schaaren von Wild, die hier hausten, bereits so weit gelichtet, daß ich keinen einzigen Springbock mehr gesehen habe. Doch sind ihrer noch vorhanden, und wird hier und dort auch noch ein Löwe geschossen. Im Norden wird diese Springbockfläche begrenzt von den langgestreckten, theils zackigen, theils wellenförmigen Linien der Waterberge, an deren Fuß wir unsere Station Waterberg angelegt haben. Zuerst war diese Berglinie ein blauer Nebelstreif, mit jeder Stunde aber traten die Konturen und die Einzelheiten in der Gliederung dieser Kette deutlicher hervor; sie erinnerten mich lebhaft an den thüringer Wald. Die Springbockfläche selbst hat wenig oder keine Erhöhungen; sie liegt etwa 4000 Fuß über

dem Meeresspiegel. Da unsere Pferde sichtlich ermüdeten in dem durch den Regen aufgeweichten Boden, mußten wir bald ausspannen. Der zweite Ausspannfleck war die „Pfanne", ein tiefes Wasserloch, kaum 30 Fuß im Durchmesser, weit und breit das einzige Wasser, welches aber nie versiegt, obschon Hunderte von Ochsen und Wild daraus ihren Durst löschen. Dicht am Wagen hockte ein mächtiger Brüllfrosch, acht bis zehn Zoll in der Länge, ohne die langen Füße, braun auf dem Rücken, grünweiß und orangefarben unter dem Bauch; sein entsetzlich großes Maul maß über drei Zoll in der Breite. Er knurrte unwillig, wenn man ihn berührte, und blies sich auf, wie ein fetter Ochse, mußte es sich aber gefallen lassen, daß ich von ihm eine Zeichnung nahm.

Der Abendschoft war nur kurz, der Abend brach herein, als wir unsere Außenstation Sandfontein erreichten.

Diesen Platz hat Petrus, ein Mitglied der Gemeinde zu Pretoria, gepachtet und um ihn haben sich eine Menge Heidenvolks gesammelt, denen er, so gut er kann, das Evangelium verkündigt. Derselbe, als Kind in die Sklaverei verkauft, hat durch die Mission die Freiheit der Kinder Gottes kennen gelernt. Hochbegabt durch Gaben des Charakters und des Geistes, wurde er in Pretoria oberster Policeman und Dolmetscher für sieben afrikanische Sprachen, und zugleich ein lebendiges Glied unserer Gemeinde in Pretoria. Zu der Zeit, als er in seinen Policeman-Posten, der ihm ca. 1500 Mark einbrachte, wieder gewählt werden sollte, that sich ihm die Gelegenheit auf, den Platz Sandfontein für jährlich 60 Pfd. Sterl. zu pachten; er beschloß, diesen Platz zum Sammelpunkt für seine Landsleute zu machen, an welchem sie das Wort des Herrn hören könnten. Er pachtete, und bald sammelten sich um ihn eine Menge heidnischer Familien, die von ihm Landstückchen abpachteten, so daß die Pachtsumme gedeckt wurde und Petrus anfangen konnte, ein kleines massives Häuschen für sich zu bauen, unweit eines kleinen einfenstrigen Lehmhauskirchleins, das ein früherer christlicher Kaffer zu ähnlichen Zwecken erbaut hatte. Da stirbt der Besitzer des Platzes; letzterer kommt in andere Hände. Petrus sistirt sofort seinen Hausbau, weil er weiß, daß das fertig stehende Haus, das nicht ihm, sondern dem Platzbesitzer gehören würde, seinen Pachtzins sofort steigern würde; Petrus bleibt also in seiner, im Uebrigen sauber und comfortabel eingerichteten Betschuana-Hütte wohnen, versammelt aber sonntäglich sämmtliche Heiden des Platzes, unter denen er und seine Brüder mit ihren Frauen und sechzehn Kindern die einzigen Christen sind, um das Wort Gottes; Br. Krause von Waterberg reist alle vier Wochen hinüber, um Gottesdienst zu halten.

Vor dieses Petrus Gehöfte fuhren wir nun vor, um daselbst zu übernachten, natürlich in unserem Wagen, denn er selbst hätte uns ja nur seine Hütte zum Schlafquartier anweisen können. Die Freude des Petrus war unbeschreiblich, sein charaktervolles, energisches Angesicht strahlte, daß er den großen Lehrer bei sich haben könne. — Kaum eine halbe Stunde nach unserer Ankunft kam auch unser Br. Krause von dem sechs Meilen entfernten Waterberg in Begleitung seines Nationalhelfers Jesaias angesprengt; er hatte seinem Pferde die Tagesschwüle ersparen und die Abendkühle gönnen wollen. Der arme Bruder hatte

vor Kurzem sein liebes Weib am Fieber verloren und war geknickt. Die Freude des Wiedersehens wurde mit Thränen gemischt.

Nachdem wir uns an Frau Anna's trefflichem Thee erquickt hatten, stellten sich die Getauften alle ein und sangen ihre Lieder. Eingehende Gespräche beschlossen den Abend; ich bekam den Eindruck, daß Petrus, wären ähnliche Verhältnisse vorhanden, ein zweiter Adam Oppermann werden könnte.

Freitag, 14. November. Früh Morgens ertönte die eiserne Picke, die die Stelle der bereits zersprungenen messingenen Handglocke vertreten mußte, und rief die Platzbewohner von nahe und ferne in das kleine Pfahlkirchlein zum Gottesdienst. Fast alle waren Heiden. Ich predigte ihnen über die ersten Verse des ersten Johannisbriefes; ich fand aufmerksame Zuhörer. Dann wurde eingespannt zur Weiterreise. Petrus urtheilte, unsere müden Pferde würden den mühsamen, schweren Weg nicht überwinden, er legte also sechs frische ausgeruhte Ochsen vor den Wagen, die auch bald ihre Kräfte zeigten, denn sie trabten, wo der Weg gut war, wie die Pferde. Es gab viel Sand und Modder, wir aber erreichten trotzdem in nicht viel mehr als einer Stunde Zeit das etwa 1¼ Meile entfernt liegende Haus eines deutschen Kaufmanns, Herrn Natorp, dem ich vor fünf Jahren Empfehlungsbriefe nach Afrika mitgegeben hatte, und der inzwischen ein wohlhabender Mann geworden war. Er hatte eine Deutsche, Nichte unseres Missionars Richter, geheirathet, und empfing uns mit deutscher Herzlichkeit, setzte uns deutsches Bier, deutschen Rheinwein und deutsche Cigarren vor, hier zu Lande die größten Luxusartikel, denn die Flasche Bier kostet 4 Mark, Rheinwein 10 Mark und eine Cigarre 50 Pfennig. Aber die Ankunft seines deutschen Landsmannes war ihm ein Festtag, zu welchem man das Beste vorbringt, was man hat.

Mit einer neuen Flasche Rheinwein für den „pad" entlassen, setzten wir unsere Reise fort. Es war gut, daß wir Ochsen vor dem Wagen hatten, denn unsere müden Pferde hätten schwerlich die sandigen und morastigen Stellen des Weges bewältigt, jetzt ging es frisch vorwärts; wo immer der Weg etwas härter wurde, trabten die Ochsen munter und frisch. Freilich gab es auch steile Klippenabhänge mit ausgewaschenen Regenrissen, die unseren Wagenrädern bisweilen nur den Raum von drei Zoll beließen, um sie ohne umzuwerfen, bewältigen zu können. Die Geschicklichkeit unseres aus Pretoria mitgenommenen Wagenlenkers, eines getauften Mowenda, Namens Willem — und die Gnade des Herrn — brachten uns aber über alle diese Schwierigkeiten hinweg. Bald sahen wir den steilen Felskopf des Modimulle, in dessen Nähe unsere Station Modimulle (oder Waterberg) gelegen ist. Wir fuhren hinab in die breite Ebene des Nilflusses. — So hatten die ersten Bauern, die ins Land kamen, den Magala Koena (Held an Krokodilen, d. h. mit Krokodilen reich bevölkerter Fluß) genannt, weil sie in ihren treck-Zügen nach Norden glaubten, bei den Quellen des ägyptischen Nilflusses angelangt zu sein. Ihre Meinung knüpfte sich an die schilfbestandenen Ufer und an die mit Pfeilen und Bogen bewaffneten Baroka, in denen sie die bogschutters (Bogenschützen) der heiligen Schrift vor sich zu haben meinten. Der Fluß fließt sehr langsam und hat viele

tiefe Löcher, in denen das Krokodil gern seinen Aufenthalt nimmt. Leicht wurde die tiefe, aber sandige Drift überwunden, aber in der Nilebene ragten aus dem überschwemmenden Wasser oft nur die Spitzen des Schilfes hervor. Jacobus, der mit sechs frischen Ochsen bis an den Fluß uns entgegengekommen war, ein geschickter Wagenlenker, fuhr uns durch diese Sümpfe, oft durch drei Fuß tiefe Fuhrten, sicher und geschickt hindurch. Wo der Weg fest war, da mußten die Ochsen scharf traben, oft sogar galoppiren, so daß ich Aehnliches nie erlebt und gesehen habe. Es war sein Stolz und Triumph, den großen Lehrer ehrenhaft auf die Station zu bringen. Bald kam auch ein anderes ganz wunderliches Gefährt zu unserem Willkomm. Jacobus Esau, der auf unserer Wagenmacherei in Botschabelo sein Handwerk gründlich erlernt hat und ein ebenso geschickter und fleißiger Handwerker, als bewährter Christ, zur Zeit Mitglied des Kirchenvorstandes in Waterberg ist, hatte unter einen kleinen Kasten, in dem er zu zweien gedrängt sitzen konnte, zwei Räder gesetzt und zwei kleine Esel — der eine zottig wie ein Bär, — vorgespannt. Mit diesem Gefährt bildete er unseren Vortrab; die Thierlein galoppirten, so daß wir mit ihnen nicht gleichen Schritt halten konnten, sie fuhren sicher durch die letzte gefährliche Drift, und er eilte in hellem Galopp vorauf, um der harrenden Gemeinde unsere Ankunft zu melden. Aber wir sollten den gefährlichen Weg — trotz der Nähe der Station — doch nicht ganz ohne Unfall vollenden.

Wir kamen an die Drift, deren Ufer auf unserer Seite steil und zerklüftet war. Unser Jacobus bemaß sie mit scharfem Blick und es ging den steilen Rand hinab. Aber wir hatten versäumt, ihm zu sagen, daß unser Pferdewagen engere Spuren hat als der gewöhnliche Ochsenwagen, so kam das eine Rad zu hoch, der Wagen schwankte — und — lag bald auf der Seite. Jacobus, einer der geschicktesten Treiber des ganzen Landes, dem nie bisher ein ähnlicher Unfall begegnet war, mußte es erleben, daß er gerade bei einer Triumphfahrt mit dem großen Lehrer umwerfen mußte. Da der Wagen noch nicht im Fluß war, wurde schnell sein Inhalt ausgepackt, der Wagen aufgerichtet und leer durch den Fluß und wieder zurückgefahren, damit er neubeladen, uns aufnähme, so brachte er uns glücklich durch den Fluß. Ich suchte den armen Jacobus nach Kräften zu trösten.

Wir alle, auch der Wagen, waren ohne weitere Beschädigung davon gekommen, nur mein kranker Finger hatte eine neue Verletzung erhalten und blutete. Ich kühlte mit trübem Flußwasser und fürchtete eine Entzündung.

Aber nun ging es in schnellem Galopp weiter. In der Ferne sahen wir Leute, Ochsen und Ochsenwagen. Es war die Stationsgrenze. Flintenschüsse belehrten mich bald über den Zweck der Gekommenen, der eine Ochsenwagen trug eine weiße Flagge mit rothem Kreuz. Als ich unter den Freunden angekommen war, wurde ich gewahr, daß ein großer Theil der Gemeinde mir in sechs mit je zehn Ochsen bespannten Ochsenwagen entgegengekommen war, andere zu Fuß; jeder Ochsenwagen war gedrängter als ein volles Coupé vierter Klasse mit Grüßenden, Männern, Frauen und Kindern — bis zu 30 Personen —

besetzt. Zu Pferde waren einzelne gekommen, nur wenige, weil wegen der in Waterberg herrschenden Pferdekrankheit, nur Wenige Pferde besitzen.

Ich stieg aus dem Wagen und wurde mit freudestrahlenden Augen begrüßt, alle schüttelten die Hand, an 200 Personen, Männer, Frauen und Kinder. Es war ein herzbewegender Willkomm, die Leute freuten sich, wie über einen Vater. Sie sangen Willkommslieder, feuerten die Flinten ab und dann wurden die Wagen wieder bestiegen. Jetzt gab es ein förmliches Wettrennen mit den Ochsenwagen, die den Weg nach der Station, etwa eine Viertelmeile, in gestrecktem Galopp und schärfstem Trabe, zurücklegten. Allen vorauf galoppirte Jacob Esau mit seiner Esel-Equipage, und empfing in jeder tieferen Schlot ein Sitzbad. Die Station wurde erreicht, ich mußte durch eine Ehrenpforte von Palmzweigen gehen. Diese 8—10 Fuß lang, waren zu gothischen Bogen zusammengestellt. Die Hauptrippe so stark, daß man Stöcke daraus schneidet. Oleander- und Lilien-Guirlanden bildeten die Verzierung. Noch einmal gab es eine Begrüßung mit den nicht herausgefahrenen Gemeindegliedern; dann ging es in die Kirche, welche bald mit mehr als 300 Menschen sich füllte, Krause hielt ein Dankgebet, ich hielt eine kurze Ansprache, die Gemeinde sang ihre volltönigen, vierstimmigen Dankes- und Jubellieder.

Der Abend brach herein, wir Missionare saßen lange im trauten Gespräch, draußen wetterte und regnete es stark.

32. Waterberg.

Sonnabend, 15. November, begrüßte mich Johannes, ein Kirchenältester, in der Frühe damit, daß er ein schönes fettes Schaf zur „pad-kost“ mir schenkte. Andere, ferner wohnende Gemeindeglieder grüßten mit Handschlag. Draußen lag ein ungesunder Nebel und verhinderte mich, eine Skizze von der Station aufzunehmen. Matt blickten die hohen Bäume des kleinen, gestern Abend noch von mir besuchten Kirchhofs hindurch, welcher die Gebeine unseres theuren Bruder Koboldt und der jüngst verstorbenen Schwester Krause birgt.

Die Station liegt herrlich auf einer geringen Anhöhe über dem Thal des Nilflusses, von drei Seiten umschlossen von den Ausläufern der Waterberge, nach der dritten den Blick öffnend auf den, dem Königstein ähnlichen isolirten Felskopf des Modimulle. Die Gebäude sind alt und erneuerungsbedürftig, herrlich die Umgebung derselben, mächtige Syringabäume überragen das Dach um mehr als die doppelte Höhe. Ein Oleanderbaum erreicht fast die Höhe des Hauses. Im Garten hohe Bananen, eine Palme, mächtige Agaven, Oleander und Orangenbäume von mehr als $1^1/_2$ Fuß Stammes-Durchmesser, hohe Bluchum- (Blau-Gummi-) Bäume, kerzengerade eine Allee bildend, von denen der höchste durch Br. Krause zu 120 Fuß Höhe geschätzt wurde, mächtige Aprikosen und Pfirsichbäume, Quitten- und Granatenhecken. Diese Ueppigkeit der Vegetation, diese herrliche Scenerie der Landschaft mit ihren grünen Bergen, Thälern und Wiesengründen, dieser Reichthum an dem in Afrika sonst so seltenen Wasser, von wel-

chem das Gebirge den Namen Waterberg führt, diese Anhänglichkeit der heilsverlangenden Gemeinde an ihren Hirten könnte den Platz zu einem kleinen Paradies machen, wenn es nicht — Fieberland wäre. Aber bereits ist unser Br. Koboldt und Schwester Krause hier diesem tückischen Feind erlegen und wer weiß, wie viele Opfer derselbe noch fordern wird. Gerade das schöne Nilthal mit seinen prachtvollen Wiesen ist der Heerd des Fiebers, weil das überfließende Wasser nicht abfließt, sondern in der Fläche verdunstet. Die Nebel, die ich am ersten Morgen zu durchbrechen versuchte, trieben mich durch ihren Todeshauch bald in das Zimmer zurück, und die kühle Abendluft des heiteren Sommerabends hatte auf mich dieselbe Wirkung. Ich gewann die Ueberzeugung, daß, falls der Neubau eines Hauses, der wegen der Risse des alten bald nothwendig sein dürfte, zur Ausführung kommt, eine Stelle auf einem der umgrenzenden Hügel gesucht werden muß, denn die ganze Stelle, auf der Haus und Kirche steht, ist Quellengrund.

Am Vormittag um neun Uhr wurde die Schulprüfung abgehalten von Br. Krause und seinem Schulhelfer Philip Timeke. Dies ist derselbe Jüngling, der dem entlassenen Missionar Regler so uneigennützig gedient hatte. Letzterer hatte seine und seiner Schwester Hülfe bis nach D'Urban benutzt und beide an der Küste ihrem Schicksal überlassen. Die Schwester hat sich verheirathet, Philip blieb lange Zeit verschollen, bis sich sein frommer Vater Jakob Timeke auf die 60 Meilen lange Reise machte, um den Sohn zu suchen. Er fand ihn glücklich in Natal und brachte ihn nach Waterberg zurück, wo er jetzt in der Schule hilft. Er schien seine Sache ganz geschickt zu machen. Weil die ganze Prüfung in der Sessuto-Sprache geschah, konnte ich nur einen Gesammt-Eindruck von der Schule erhalten.

Dieselbe wird in Ermangelung eines eigenen Schulhauses in der Kirche gehalten. Da in derselben alle Bänke fehlen, mußten die (etwa 80) Kinder an den Wänden entlang stehen. Lehrmittel, wie Wandkarten, Rechenmaschinen, fehlten gänzlich, deshalb ließ die Eintheilung und Beaufsichtigung der verschiedenen Abtheilungen manches zu wünschen übrig. Die Kenntnisse in der Religion schienen befriedigend zu sein.

Am Nachmittag hielt ich eine Versammlung mit dem Gemeindevorstand ab; ich dankte den fünf Aeltesten (der sechste, eben jener genannte Jakob Timeke, war auf einer Reise abwesend) für den freundlichen Empfang, theilte ihnen die beabsichtigte Generalsynode mit und stellte ihnen die Nothwendigkeit eines Schulhausbaues vor. Sie erklärten, längst diese Nothwendigkeit erkannt zu haben, und daß der Bau nur durch den Tod der Schwester Krause noch aufgeschoben worden sei, aber nun sofort in Angriff genommen werden würde. Dann hielt jeder Einzelne eine besondere Ansprache an mich. Sie dankten in warmen Worten für die seitens der Väter jenseit des Meeres ihnen erwiesene Liebe in Beschaffung des Platzes und Erbauung der Kirche, und für die Zusendung eines Missionars, damit dem ganzen Heidenvolk im Lande die Wohlthaten des Evangelii gebracht werden könnten. Ihre Ansprachen waren ruhig, warm, besonnen, klar. Nichts von dem kindischen gefühligen Wesen der Neger. Ich bekam den Eindruck von wirklichen Männern,

die wußten, was sie wollen, und was sie am Wort Gottes haben. Einer von ihnen schilderte in lebhaften Farben das Elend des früheren Heidenthums und die Kraft des Wortes Gottes, welches den Sieg behalte über alle seine Feinde. Sekukuni habe sich vergeblich rufen lassen und sei eines elenden Todes gestorben, Mapoch habe lange getrotzt und dem Evangelio widerstrebt, nun sei er elend im Gefängniß und sein Volk zerstreut; es gebe keine Macht, die dem Wort widerstehen könne. Alle seine Feinde seien untergegangen, aber das Wort stehe fest und werde stehen bleiben. Ich ermahnte sie, auch an ihrem Theil mitzuhelfen, daß das Evangelium auch in die ferneren Landestheile getragen werde; sie versprachen es und haben es zum Theil bereits gethan, da etliche Nationalhelfer schon bis in den hohen Norden evangelisirend vorgedrungen sind. Der Vorsteher von Wallmannsthal hatte seinen Sohn dem Br. Knothe geschenkt, daß er ihn unterweise und aus ihm womöglich einen Nationalhelfer erziehe. Derselbe begleitete uns von Wallmannsthal nach Mp'hôme.

Die Abendpredigt hielt heute Br. Knothe, gestern Kühl in der Sessutosprache. Da ich dieselbe nicht verstehe, blieb ich zu Hause und kühlte meinen Finger. Der volltönende Gemeindegesang scholl zum Hause herüber und ich konnte mich an demselben herzlich erbauen. Von einem fernen Kraal schallte in dunkler Nachtstunde eine glockenhelle Stimme hinüber. Sie sang das Lied: „Ach mein Herr Jesu, wenn ich Dich nicht hätte" (integer vitae).

Sonntag, 16. November. Die Sonne ging herrlich klar auf über einen reich gesegneten Sonntag. Wir hatten einige köstliche Weihestunden in der Morgenzeit. Um zehn Uhr ging es zur Kirche. Ich hatte die Predigt über Phil. 3, 17 fl. in holländischer Sprache übernommen, welche die meisten Gemeindeglieder verstehen.

Vor dem Eingange fand ich etwa 100—150 Heiden, die während der Liturgie draußen bleiben müssen. Ich grüßte sie: „Dumelang" (Seid gegrüßt)! Sie antworteten: „Morena, K'hôsch" (König, Herr). Ich schritt durch die gedrängten Reihen der Getauften in der schönen, mit gothischen Fenstern, Altar und Kanzel gezierten Kirche zu meinem Stuhl zur Seite des Altars. Dicht vor dem Altarraum hatten sich die Kinder geschaart. Zum Eingange begrüßte mich der Sängerchor mit dem Grell'schen: „Herr Deine Güte reicht so weit, so weit die Wolken gehen!"

Introitus und Kollekten sang Br. Krause, die Gemeine sang volltönend und feierlich die Responsorien andachtsvoll und beweglich. Die psalmodirenden Antiphonien wurden wirklich ergreifend gesungen, ebenso das Schlußlied: „Jerusalem, du hochgebaute Stadt" und der Schlußvers: „Laß mich Dein sein und bleiben." Der Predigt hörten alle aufmerksam zu und verwandten keinen Blick von mir. Zu derselben waren auch die Heiden hereingekommen und füllten das letzte Winkelchen der großen geräumigen Kirche. Um für sie Platz zu schaffen, mußten die Kinder auf den Platz unmittelbar um die Kanzel kommen, so daß ich nur mühsam durch sie hindurch die Kanzel erreichen konnte. Es mochten 4—500 Hörer in der Kirche sein. Nach mir bestieg Br. Knothe die Kanzel und wiederholte — nach dem Zeugniß der Brüder

fast wörtlich — in der Sessutosprache meine Predigt für diejenigen, die nicht holländisch verstehen.

Nach der Predigt kam unser Nationalhelfer Daniel von Warmbad herüber, und erzählte von dem Treiben der Wesleyaner. Dieselben waren in unsere Arbeit eingedrungen, hatten die gesammelte Schaar von Katechumenen uns abspenstig gemacht und die noch nicht genügend Unterrichteten in Pausch und Bogen getauft und in ihre Gemeinschaft aufgenommen; dann aber sich gar nicht weiter um sie gekümmert, nur daß ihre Emissäre sie mit Mißtrauen gegen uns erfüllten, weil wir das Kreuz auf dem Altar hätten und die Leute viel zu lange unterrichteten, ehe wir sie tauften. Unsere schöne hoffnungsvolle Arbeit war vernichtet. Unser Daniel allein ist uns dort treu geblieben. Er setzt die Arbeit an den armen Verwahrlosten fort und sie lassen sich von ihm in Gottes Wort ferner unterweisen. Dazu, daß sie wiederum an uns sich anschließen sollten, meint er, sei keine Hoffnung. Trotzdem versorgt er sie weiter, weil er Mitleid hat mit ihrer Unwissenheit. Man hat das Treiben der Methodisten ein Fischen im fremden Fischkasten genannt. Diese Weise dürfte wohl besser mit dem Thun der Raub-Bienen zu vergleichen sein. Aber dergleichen darf man ja nicht aussprechen, ohne sich dem Vorwurf der Intoleranz und des scharfen Richtens über einen fremden Knecht auszusetzen. — Eine wunderliche Welt, auch die der sogenannten Gläubigen! —

Nach Tische hatte ich unseren armen Wagentreiber Jacobus rufen lassen, der, ein fein besaiteter Mann, noch immer unglücklich und untröstlich war über den Unfall mit dem Wagen. Ich legte ein Pflaster auf sein wundes Herz dadurch, daß ich ihm meine Photographie zum Andenken schenkte. Er steckte sie strahlenden Auges und nunmehr, wie er sagte, ganz getröstet in die Brusttasche.

Am Nachmittag hält Br. Krause soeben den Sessuto-Gottesdienst, während ich mein Tagebuch und meine Correspondenz nach Deutschland vollende.

Morgen früh soll, so der Herr will, meine Weiterreise nach Mp'hôme angetreten werden. Die Gemeinde hat bereits erklärt, sie sähe es, weil ich trotz meines hohen Alters die weite Reise zu ihnen nicht gescheut habe, für ihre Pflicht an, mich, da meine Pferde müde seien, mit frischen Ochsen zu versehen, soweit irgend ich dieselben gebrauchen könne und wolle. Die Flüsse sind angeschwollen und die Wege verregnet; so werde ich denn diese Hülfe dankbar annehmen, weil die Kraft der ermüdeten Pferde kaum ausreichen dürfte. Der Herr wird auch ferner mein Geleitsmann und Wegebereiter sein. O was für einen treuen gnädigen Gott haben wir doch gegenüber aller unserer Untreue und Sünde und Verfehlungen!

Wenn ich auf den bisherigen Verlauf meiner Reise zurückblicke, möchte ich mit der begnadigten Mutter des Herrn ausrufen: „Meine Seele erhebet den Herrn, und mein Geist freuet sich Gottes, meines Heilandes. Der Herr hat die Niedrigkeit Seiner Magd angesehen — denn er hat große Dinge an mir gethan, der da mächtig ist, und deß Name heilig ist." —

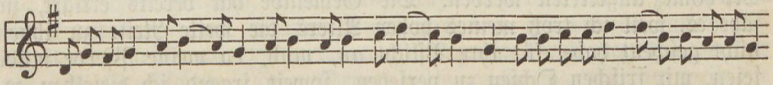
Auf große Schwierigkeiten war ich gefaßt, und nun folgt Segen

über Segen. Von ganzer Seele darf ich mich erquicken an den großen Thaten unseres Gottes unter den Heiden. Ja der Herr hat Großes an uns gethan, deß bin ich fröhlich bis ins innerste Herz hinein. —

33. Von Waterberg nach Mp'hôme.

Montag, 17. November. Die Gemeinde hatte beschlossen, mir mit Ochsen über den pad zu helfen, da die Pferde müde waren. Sie stellte dazu einen Ochsenwagen, auf den unsere Sachen gelegt wurden, dazu zehn frische Ochsen. Vor unseren Pferdewagen legte sie sechs andere Ochsen und schickte noch andere sechs einen Ausspannschoft vorauf, die die ersten ohne Aufenthalt ablösen könnten, und zwar ratossen (schnelle Ochsen), damit die Reise flugs voranginge.

Zur Abfahrt hatten sich eine Anzahl Gemeindeglieder zusammengefunden, um mich te groeten, d. h. Dank und Segenswünsche mitzugeben. Außer ihnen hatte sich eine große Anzahl Schulkinder eingestellt, die singend den Wagen begleiteten. Auch das Hündlein des Tobias fehlte nicht. Die Kinder sangen unermüdlich ihre Choräle. Der Tag wurde heiß, sie gingen von Zeit zu Zeit an den Fluß, wuschen sich den Schweiß vom Angesicht und vom heißen Wollkopf; dann sprangen sie wieder fröhlich neben dem Wagen, und wenn dieser im Trab ging, trabten sie singend nebenher. Als der Schatz der Choräle erschöpft schien, sangen sie ihre Schul- und Volkslieder: Ich hatt' einen Kameraden, Heil dir im Siegerkranz, Schönster Herr Jesu, Ich bete an die Macht der Liebe, und als Knothe ihnen anstimmte: Fuchs du hast die Gans gestohlen, da ging es in hellem Chor; dann weiter: Mit dem Pfeil, dem Bogen 2c., mehr als zwei Stunden lang. Endlich schienen sie den Beschluß gefaßt zu haben, umzukehren. Nach einer kurzen Pause stimmte der ganze Chorus an: chottè re dumelisha, chottè re dumelisha, ga mo cho thoanisheng, d. h. Insgesammt grüßen wir dich, insgesammt grüßen wir dich, so wie es sich geziemt, so wie es sich geziemt; riefen dann: goejen dag Mynheer und hüpften fröhlich heim-



wärts zu. Text und Melodie hat der farbige Schulmeister Timotheus Sello gemacht, eigentlich der Gruß, mit dem die gesammte Schuljugend den in die Schule eintretenden Missionar begrüßt, woselbst unmittelbar an den Gesang ein einstimmiges morro Mynheer (guten Morgen, Herr) sich anschließt.

Kurze Zeit, nachdem die Kinder uns verlassen hatten, erreichten wir die Drift des Nilflusses. Paulus Zwartbooi war voraufgeritten, sie zu sondiren und kam mit der betrübten Nachricht zurück, das Wasser sei zu tief, ginge über den Pferderücken, wir mußten also weiterfahren stromabwärts, bis zur nächsten Drift. Auch hier war das Wasser tief, aber es ging. Unsere Sachen wurden also vom Pferdewagen ab und auf den mit höheren Rädern versehenen Ochsenwagen umgeladen, den auch wir Personen bestiegen. Dann gings hinein und glücklich hindurch.

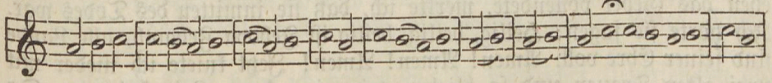
Bis an die Drift hatten Kühl und Krause uns im Wagen begleitet, nun bestiegen sie ihre Pferde, es gab einen herzlichen Abschied. Sie ritten nach Waterberg zurück, wir setzen mit dem frischen Ochsengespann unversäumt unsere Reise fort.

Es war Buschfeld, schöner Grasteppich mit Baumgruppen, die namentlich beim dritten Schoft durch einen wahren Park führte. Hohe Tamvodibäume mit dunklen saftigen Blättern, unseren Eichen ähnlich, hoben sich aus dem graue oder blaugrüne Gruppen bildenden Dorngebüsch schön ab. Ueber den Rand des Parks hohe blaue zackige Gebirgszüge, so daß ich lebhaft an die schönen Parkpartieen im Hirschberger Thale erinnert wurde. So schön ist das Land aber nur im Frühling, im Winter treten schwarze Flächen abgebrannten Grases an die Stelle der grünen Teppiche. An einzelnen Stellen war das Gras schon drei Fuß hoch in Samen geschossen und glich einem reifen Haferfelde.

Den ersten Ausspann machten wir unter einem hohen schattigen Dornbaum, der mit kleineren seines Gleichen eine schattige Laube bildete, die uns 27½ Grad Reaumur Schattenkühlung gewährte. Mein Reisekoffer war der Tisch, mein zärtlichst geliebter, bequemer Reisestuhl mein bequemer Sitz. Die Kaffern kochten Kaffee, Knothe besorgte die Bewirthung und es gab ein köstliches Erquickungsstündchen.

Wir erhielten auch Besuch. Zwei Zauberdoktoren hatten sich einem heimkehrenden Bauerwagen angeschlossen, der ihr Gepäck transportirte. Sie reisen so sicherer, und die Bauern lassen sich die Bezahlung gefallen. Knothe brachte die beiden Gesellen zu mir, phantastische Gestalten, mit einem aus Muscheln und aufgeblasenen Schafblasen und anderem Zierrath wunderlich gestalteten Kopfputz, am Leibe allerlei Zaubermittel, ein großes Kuhhorn angefüllt mit Medizin, außerdem Antilopenhörner, und kleine Büchschen, auch die Zauberwürfel. Knothe redete sie an: Wozu hängt ihr alle diese Sachen um? Doch sicher nur, um die Leute besser betrügen zu können? Sie lachten und sagten: Ja, Mynheer — waren doch wenigstens noch ehrliche Betrüger. Als sie weggingen, kroch an der Stelle des Einen ein garstiger schwarzer ½ Zoll dicker, 4 Zoll langer Tausendfuß hervor.

Am Abend machten wir Halt bei einer Pfanne, dem Herrschergebiet unzähliger Frösche, die uns mit einer wahren Symphonie bewillkommten. Es waren aber nicht bloß gewöhnliche eintönig quarrende Frösche, sondern musikalische Frösche, deren Stimmen genau auf a h c abgestimmt waren. Da sie nicht gleichzeitig alle sangen, bildete der Tonwechsel förmliche Melodien, natürlich froschartig quarrend vorgetragen, etwa wie folgt:



Dazwischen geckten andere Frösche, Unken gaben den Ton, den ein schwerer Regentropfen macht, wenn er in tiefes stilles Wasser fällt und Blasen aufwirft, der Brüllfrosch sang den Subbaß. Die Frösche schienen die Bürgerstunde zu kennen. Gegen zehn wurde die zuerst so heroisch begonnene Symphonie matter und matter, eine Stimme nach

der andern schied aus, dann quarrte hier und da noch eine Solostimme, — endlich tiefes Schweigen.

Wir hielten mit unseren Leuten beim Schein des Wacht- und Thee-Feuers und der Wagenlaterne unsere Abendandacht, spät, denn es gab vorher zu viel zu erzählen.

Die Leute, aus den verschiedensten Bassutostämmen zusammengesetzt, berichteten ein jeder von seiner Heimath, beschrieben den Lauf ihrer Flüsse, die Lage ihrer Häuptlingskraale, die Vorgeschichte ihres Volkes, ihre eigene Geschichte, wie sie als Kriegsgefangene unter die Bauern gekommen, wie sie dort aufgezogen seien, theils unter guten, theils unter harten und tyrannischen Baasen, wie es ihnen jetzt unter den Bauern gehe, die sie als freie Dienstleute miethen, wie manche gerecht und liebevoll gegen sie seien, während andere sie auf sechs Monate miethen, und um die Hälfte des letzten Monats es so einrichteten, daß sie irgend einen Fehler machen, auf Grund dessen sie so hart gepeinigt wurden, daß sie es nicht länger ertragen können und davonlaufen, was dann einen Grund dazu abgebe, ihnen den ganzen sauer verdienten Lohn zu entziehen. Dann kamen sie auf die Mission zu sprechen, wie die Missionare doch so ganz andere Weiße seien und auf ihr Wohl bedacht, nicht selten schließt sich daran ein Dank für die Wohlthaten der Mission und ein Lobpreis der Kraft des Wortes Gottes. — Wenn man diese bei aller natürlichen Fröhlichkeit, mit welcher sie ihre inhaltvollen, doch ernsten Gespräche begleiten, mit den Gesprächen in unseren Kutscherstuben vergleicht, so wird man an das Wort erinnert: Die Letzten sollen die Ersten sein und die Ersten die Letzten; in dem größten Theil unserer Gemeindeglieder ist in der That die Gottesfurcht neben aller sonstigen aus dem Heidenthum unüberwundenen zurückgebliebenen Schwächen die alles andere beherrschende Macht.

Das hat auch neulich erst eine Frau Rachel bewiesen (Mapula), die Frau des Jesaias Rauwbaas, Sohn des kleinen Häuptlings Molebeledi. Sie hatte die Pocken. Vor einigen Tagen erhielt Br. Knothe von Jesaias folgenden Brief: „Am ersten Tage des Juni ist meine Frau Rachel Mapula heimgerufen worden: Dies ist die Nachricht über sie: Am Dienstag sagte sie zu mir: Vater, richte mich auf, denn sie war nicht im Stande, sich selbst vom Lager aufzurichten. Als ich sie noch umfaßt hielt, sagte sie wiederum: Ich will liegen, und ich legte sie schnell nieder, indem ich schon sah, daß es mit ihr zu Ende ging, denn sie stöhnte sehr. Mit Stöhnen sprach sie zu mir und ich sah, daß ihr Geist matt war und daß sie schon nahe daran war, mich zu verlassen. Nun legte ich sie zur Erde nieder und betete, und als ich eben das Gebet vollendete, merkte ich, daß sie inmitten des Todes war. Ich hörte sie sagen: Heilig, heilig, heilig ist Jehova Zebaoth, alle Lande sind seiner Ehre voll. Amen! Amen! Amen! Jetzt kniete ich nieder mit zwei alten Frauen und so blieben wir eine kurze Zeit knieend. Da sagte sie: Richte mich auf, und ich richtete sie auf. Und als ich sie aufgerichtet hatte, sagte sie: Ich sahe einen Menschen, der vom Aufgang der Sonne kam, einen sehr weißen Menschen, welcher glänzende Kleider trug; er war zu mir gekommen, mich zu rufen. Er kam und stand zu meinen Häupten. Deshalb sagte ich jetzt, als er hinwegging:

Richte mich auf. Weiter sagte sie: Jetzt rede ich von einer Sache von gestern Nacht. Da rief ich Dich, aber Du hörtest mich nicht, als ich Dich laut rief. Ich sagte: Warum riefst Du mich denn? Sie sagte: Es war ein anderer Mann gekommen, ein sehr schwarzer, der sagte zu mir: Du sagst, Du betest zu Gott, so erlöse er Dich aus Deinen schweren Schmerzen. Du sagst: Ich traue auf Gott, so mache er Dich lebendig aus dieser Krankheit. Deshalb habe ich Dich gerufen, als er wegging. Und ich (die Frau) sagte: Laß uns doch beten! Der Geist ist sehr erschrocken. Sie sagte es, indem sie sich an mich lehnte. Wiederum sagte sie: Ich will schlafen; und ich sagte: Warum willst Du denn schlafen, während ich Dich noch im Arm halte. Und sie sagte: Ich habe keine Zeit zum Sitzen (Verweilen), denn da sind Leute, die mich rufen. Und ich fragte: Wo sind sie denn? Sie sagte: Hier sind sie ja, sie haben mich umringt. Und ich fragte: Was sind es denn für Leute? Und sie sagte: Es sind glänzende, sie rufen mich ab. Nun legte ich sie nieder. Am 27. Mai, als sie lag, sang sie das Lied: „Wie schöne Schäflein sind es, die dort im Himmel." Und nun, als sie sich aufgerichtet hatte, nach Untergang der Sonne, sagte sie: Bringe die Kinder, daß ich von ihnen Abschied nehme. Und ich rief die Kinder, sie kamen zu ihr, und sie nahm Abschied von allen ihren Kindern, und sie sagte zu Mochadila: Bleibe zurück, um Deiner Schwester zu helfen, ihre Kinder hübsch zu hüten! Nun weinten wir und alle Kinder, die wir in dem Hause waren. Aber sie sagte: Geht und schlaft in Frieden, meine Kinder, erschrecket nicht. Ich werde nicht heute hinweggehen, sondern ihr werdet mich morgen noch sehen. Es ist noch eine Zeit von nur wenigen Tagen übrig, und an dem Tage, an welchem ich weggehe, werde ich es euch sagen. Und nach diesen Geschichten blieben wir noch mit ihr drei Tage, und am dritten Tage, welcher ein Sonntag war, früh, nachdem das Vieh auf die Weide gegangen war, nahm ich das Gesangbuch und las den 111. Gesang (Jesus meine Zuversicht). Ehe ich noch las, sagte ich zu ihr: Weißt Du denn, daß heute Sonntag ist? Sie sagte: Ja, ich weiß. Ich sagte es ihr, weil sie mich vorher gefragt hatte, wann Sonntag sei. Sie fragte mich am Donnerstag, und so las ich nun jenes Lied, und als ich gelesen hatte, nahm ich das neue Testament, las Apostelgesch. 2, und betete darnach. Nun blieben wir mit ihr zusammen bis Nachmittag, und am späten Nachmittag schlug ich auf und las Hebr. 12, 5, und wir beteten wiederum. Dann las ich Psalm 143, und betete danach. Als ich mein Gebet beendigt hatte, sagte sie: Nun hat mich Gott erlöset aus den Banden des Todes, und aus der Macht der Finsterniß, nun gehe ich dahin im Frieden. Kann ich auch kein (geistliches) Wasser mehr trinken, so habe ich doch nichts mehr, was mich schreckt. Amen, Amen, Amen! So sei es!"

Diesen Brief habe ich vollständig in wörtlicher Uebersetzung aus dem Sessuto mitgetheilt, theils weil wir ihn auf dem Wege empfingen, theils weil er ein Beispiel von der Ausdrucks- und Denkweise der gläubigen Bassuto ist. Knothe meinte, ähnliche Briefe erhalte er zu Hunderten.

Wir sprachen weiter über die Bildung der Bauern. An formaler

Ausbildung geht Vielen etwas ab. Aber ihr ganzer Berufskreis weckt und erweitert ihre Anschauungen. Der Bauer kann alle Theile eines Ochsenwagens an Schmiede- und Wagenmacher-Arbeit selbst zubereiten, ebenso seine Schuhe und seine Bauten. Seine Jagdzüge machen ihn zum perfekten Schützen, seine Reiseschofte lehren ihn das ganze Land genau kennen, er weiß jede Drift so genau, daß er auch die schwierigsten bei Nacht passirt, er ist ein sattelfester gewandter Reiter und Wagentreiber, und ist, weil er zum Volksrath wählt, auch in der Politik nicht ungeübt. Das alles sind Bildungselemente, die die mangelhafte Schulbildung mehr als ersetzen, so daß der afrikanische Bauer in der Regel geweckter ist und einen weiteren Gesichtskreis hat, als seine europäischen Stammesgenossen.

Dienstag, 18. November. Früh Morgens wurden die Ochsen eingespannt. Jeder einzelne hat seinen besonderen Namen nach Ländern, Bergen, Personen 2c., da giebt es einen England, Scotland, Holland, Durland, einen Colberg, Tigerberg, Vorberg, Blauberg, einen Rooiman, Zwartman, Quaaiman, Colboy, Zwartboy, Sterkman, einen Hamlet, Prinz 2c. Jeder Ochs weiß es, wenn er beim Namen aufgerufen wird, und nimmt, zum Theil mit Nachhülfe, seine Stelle in Reihe und Glied ein quer gegen das vorliegende Trektau, das — eine starke eiserne Kette, oder ein starkes aus Fellriemen geflochtenes Seil, vor ihm liegt. An dem Seil sind die Jücke (Joche), starke an den Enden runde Querhölzer, befestigt, durch welches die Jückscheite, schmalere Brettchen mit Kerben, durchgestoßen sind, so weit, daß sie über den Hals des Ochsen gehen. Je zwei zusammenziehende Ochsen werden an den Hörnern durch ein Leitseil verbunden zu ihrem Jückholz geführt, die Jückscheite ihnen über den Hals gestülpt und unten mit einem Riemen zusammengebunden. Sind sie so alle eingespannt, so heißt es treck, die Vorochsen ziehen an, das Treckseil zieht sich über dem Rücken der Thiere straff, bis es zwischen den Paaren geht, und es geht vorwärts. Die Thiere ziehen mit dem Nacken, langsam sicher, Schritt für Schritt. Bei längeren Zügen (bis 18 Ochsen) führt ein Kaffer die Vorochsen, die übrigen werden durch Zurufe angetrieben, und mit der Ochsenpeitsche regiert, die über 6—8 Paare hinreicht, der Stiel etwa 15, die Schweep 20 Fuß lang. Die Hinterochsen regiert der Achter-Sambok, eine furchtbare Peitsche von Rhinozeros- oder Nilpferdhaut. Die Treiber haben eine wunderbare Geschicklichkeit im Regieren der langen Peitsche, mit welcher sie kleine Thiere, Vögel, Schlangen 2c., erlegen, ich sah, wie einer mit derselben den Kampf gegen eine wilde Katze, ein anderer wider eine giftige Schlange aufnahm und sie erlegte. An ihren Thieren treffen sie jeden Fleck, den sie treffen wollen.

Da wir auf der Höhe einer weitgestreckten Fläche hinfuhren, hatten wir eine herrliche Rundsicht. Der ganze Horizont war von weitgestreckten Gebirgszügen umgrenzt, vom Lolu aus, wo meine Kinder wohnen, bis zu der Strydpoortkette, bei Zebetieli, den Olifantsbergen bei Mutle, den Makapansbergen, und den Nilgebirgen. Die Farbigen kannten jeden Berg und nannten den Häuptling, der dort wohnt und die verschiedenen Völkerstämme. Ich suchte im Geist die Missionsstationen auf, Makapanspoort beim Sefakaulo, Matlale beim heiligen

Berg, Mutle, Zebetiele, Makatakene mit ihren Außenstationen, Blauberg, Makchabeng, Arcona, Khalatlolu, Mossegu, alle diese Quellpunkte lebendigen Wassers in dieser Heiden-Wüste. Ich konnte mich im Geist nach Patmos versetzen, mit welchen Gefühlen Johannes von dort aus die sieben Gemeinden mit seinem Gebet begleitete.

Wir fuhren nun von dem etwa 4000 Fuß hohen Hochplateau dieser nördlichen Springbokflakte wieder hinab bis an die Ufer des Zebetieli-Flusses, wiederum durch parkartige Dornenwaldpartieen, vor uns eine Pyramide der Strydpoortkette, zur linken einen anderen Gebirgszug, bis wir mit Sonnenuntergang die Drift des Flüßchens erreichten. Ein romantischer Fleck; der Fluß fließt sanft in sandigem Bette zwischen laubholzbestandenen Ufern dahin. Aber als ich nun den etwa 20 Fuß hohen Abhang vor mir sah, der in einem Winkel von 60 Grad (nach meiner Schätzung) jäh in den Fluß abstürzt, zog ich es doch vor, aus dem Wagen zu steigen und diesen die Rutschpartie allein machen zu lassen. Er kam glücklich unten an und ich stieg hinein, fuhr hindurch, aber als ich das jenseitige Ufer, ganz zerklüftet durch Regengüsse, betrachtete, wollte es mir doch schier unmöglich scheinen, dort hinaufzufahren. Ich stieg abermals aus, aber der Wagentreiber wußte so geschickt jeden Zoll breit Weges zu benutzen, der neben fußtiefen scharfen Einschnitten herging, daß der Wagen mit Leichtigkeit die Höhe des jenseitigen Ufers erreichte.

Oben errichteten wir unsern Bivouac-Platz und übernachteten.

Mittwoch, 19. November. Als ich frühmorgens eine kleine Skizze von der Drift nahm, stand Knothe daneben und sagte: „Wenn ein Afrikaner das Bild sähe, würde er sagen: die drift is mooi, de wag zal nie val nie (die Drift ist schön, der Wagen wird nicht umfallen)!" Ebenso urtheilte unser Willem, der erfahrene Wagenlenker. Ich meinerseits war dankbar, daß der Wagen glücklich hindurch und hinauf war.

Es wurde eingespannt. Wir verabschiedeten uns von unseren waterberger Freunden, die mit ihrem Ochsenwagen in die Heimath zurückkehrten, behielten aber vorsichtshalber die beiden waterberger Stationsvorochsen für den Fall, daß andere Schwierigkeiten im Wege sich aufthürmen würden. Letztere fanden sich dann leider nur allzubald. Den ersten Schoft legten wir gut und sicher zurück. Beim zweiten sollten, um den Ochsen Ruhe zu lassen, die Pferde und Esel vorgelegt werden, ein Pferd und drei Esel. Es machte keine kleine Mühe, sie einzufangen und ins Geschirr zu bringen. Aber leider war der Wagen an einer sandigen schwierigen Stelle ausgespannt und das erste Anziehen mißlang. Nun war aber das Pferd durch keine Gewalt und Kunst zum Anziehen zu bewegen, und remmte selbst dann, als die Esel gut anzogen. Nach stundenlangem Mühen blieb uns nichts übrig, als die Pferde auszuspannen, das Treckzeug abermals zu ändern und die sechs Ochsen vorzulegen. Das war unser Glück, denn in Folge des Regens waren drei bisher gar nicht in Anschlag gebrachte Driften bei diesem Schoft so zerrissen und morastig und voller großer Steine, daß selbst unser Willem sie leelyke (garstige) Driften nannte, und all seine Kunst aufzubieten hatte, um sie zu überwinden. Ich dachte mehr

als einmal, es sei unmöglich, den Wagen heil hindurchzubringen, und zog vor, zu Fuß hinüberzuklettern. Aber mit Gottes Hülfe ging alles glücklich, unsere standfesten Ochsen ließen nicht los, und mit vielem Schreien, Antreiben und Schlagen kamen wir glücklich hindurch. Oben auf der Höhe sahen wir eine Wesleyaner Station (Godwin's Platz, „Good hope") mit vielen Kosten schön angelegt. Der Nationalhelfer und einige Leuten kamen, von unserem Kommen benachrichtigt, um zu grüßen.

Wir hatten uns nämlich überzeugt, daß unser gesammtes Gespann an Pferden und Eseln und Ochsen, — wir bildeten eine ganze Karawane von Pferdetreibern, Wagenlenkern und Zugthieren und losen Pferden, — nicht im Stande sein würde, uns in der verabredeten Zeit nach Leschoaane und Mp'hôme zu bringen. Deshalb hatten wir das widerspenstige Pferd mit einem unserer Jungen als Boten nach unserer Außenstation Roodepoort und Leschoaane voraufgeschickt, um unsere Nationalhelfer Andreas und Timotheus zu veranlassen, daß sie mit frischen Ochsen uns entgegenkommen möchten. Aber inzwischen neigte sich der Tag, und beim dritten Ausspannfleck mußten wir uns sagen, daß es, ohne die Nacht zu Hülfe zu nehmen, was ich bei diesen zerrissenen Wegen für bedenklich erachtete, unmöglich sein werde, mit Ochsen Roodepoort zu erreichen. Wir versuchten also in Gottes Namen, noch einen Schoft mit Eseln zu machen. Diesmal ließen wir die Pferde weg, weil die Esel weniger schwierig sind bei schwierigen Stellen. Zwei der Esel waren bereits lahm, aber es gelang. Willem bot alle seine Eselkunst auf und wußte das Fuhrwerk bald in solchen Schwung zu bringen, daß die Esel in vollem Trabe liefen, so lange der Weg glatt und eben war. Mit Sonnenuntergang erreichten wir den Berg, an dessen jenseitigem Abhang Roodepoort liegt. Ich stieg mit Knothe aus, um den Wagen zu erleichtern. Ich meinte, in einer Viertelstunde müßten wir oben sein. Aber es ist eigenes Ding mit afrikanischen Bergen; die ziehen sich und strecken sich, wer weiß wie lang. Eine halbe Stunde waren wir schon bergan gefahren und konnten bei eingetretener Nacht kaum noch die Felskuppen auf dem Berge unterscheiden.

Als ich ein wenig vorweggegangen war, begegnete mir ein Kaffer mit sechs Ochsen. Es waren die uns entgegengeschickten von Roodepoort. Bald darauf folgte Andreas selbst. Ich eilte zurück mit der guten Botschaft, und erreichte den Wagen, der in der Dunkelheit auf eine verlassene Nebenspur eingelenkt hatte, etwa zwanzig Schritt vor einem garstigen drei Fuß tiefen Loch, in welchem sicherlich Wagen und Geschirr zerbrochen wäre. Ich konnte noch schnell genug entgegenschreien; aber sicher hätte Willem mit seinen Luchsaugen das Loch, ein tiefer langer Erdriß im Geleise, auch ohne das gesehen. So wurde der Wagen auf die richtige Spur zurückgelenkt und berathen, ob die Esel auszuspannen und die Ochsen vorzulegen seien. Da Roodepoort nicht mehr allzufern war, beschlossen wir, die Esel beizubehalten. So erreichten wir die Höhe, die uns statt 15 Minuten 55 gekostet hatte. Hinab fuhren wir auch noch 25 Minuten mit geremmtem Wagen in der Weise, daß Andreas und Knothe unmittelbar dem Wagen voraufgingen, um die richtige Spur zu zeigen. Andreas schoß sein Gewehr ab, um die Bewohner

von unserer Ankunft zu benachrichtigen. In vollster Dunkelheit machten wir bei den ersten Häusern von Roodepoort Halt.

Nachdem wir unser Wachtfeuer angezündet hatten, hörten wir fernher durch die dunkle Nacht vierstimmigen Gesang, immer näherkommend; es war unser kleines Gemeindlein, welches von den Kraalen her in Prozession herankam. Sie sangen das Adventslied: „Auf, auf, ihr Reichsgenossen, eu'r König kommt heran." Dann: „Allein Gott in der Höh' sei Ehr'." Bald waren sie so nahe, daß ich mit einstimmen konnte, und nun standen wir uns Auge in Auge gegenüber. Ich begrüßte die kleine Schaar, stellte mich dann an ihre Spitze, und stimmte an: „Reta morena"; sie fielen ein, ich deutsch, sie Sessuto: „Lobe den Herren, den mächtigen König der Ehren." Singend zogen wir in das Schulgebäude, ein altes Wagenhaus, welches Andreas, so gut er in der Eile konnte, mit Lichtern erhellt hatte. Während die Gemeinde sang, läutete Andreas auch die fernerwohnenden zum Gottesdienst ein, d. h. er tutete ganz mächtig auf einem alten Pallafallahorn, was ganz erbärmlich klang. Nachdem alle versammelt waren, hielt ich eine Ansprache an die Gemeinde, die sich händedrückend mit freudestrahlenden Angesichtern an den großen Lehrer herandrängte, um zu „grüßen". Nach Beendigung der Feier stimmte die Gemeinde an: „Areêng areêng waselecha motselêng," d. h. Laßt mich gehen, laßt mich gehen, daß ich Jesum möge sehen! Sie Sessuto, ich deutsch. Da sie nur vier Verse sangen, so sang ich den fünften auf deutsch allein vor dem Altar zum Schluß. Knothe hielt ein Gebet auf Sessuto; wir gingen zu unseren Wagen, die Gemeinde in ihre Kraale zurück. — Am Ausgange begrüßte mich Sara Netla, die aus dem Traktat des theuren Br. Licht bekannte Tochter des Moperi; sie hat fest und treu an ihrem Heiland festgehalten, trotz der Verirrungen ihres Vaters, und ihres wankelmüthigen unbeständigen Mannes Joseph Ramoriti. Die lieblichen Züge der früheren Katechumenin waren ernst und schwer geworden, aber zeigten das Bild einer ergebenen treuen Christin; die Worte ihres Bekenntnisses zum Herrn lauteten klar und glaubensgewiß.

Spät am Abend klangen noch die Lieder vom Bassutokraal herüber, unter anderen zweistimmig und glockenrein die liebliche Melodie: „Es zogen drei Burschen wohl über den Rhein," der sie einen geistlichen Text untergelegt hatten in ihrer Sprache. Die Nacht war frisch und es thaute stark, so daß ich mich erkältete am Wachtfeuer, bei welchem wir unsere Abendmahlzeit einnahmen und mit unserer Karawanengesellschaft und etlichen Gemeindegliedern unsere Abendandacht hielten.

Donnerstag, 20. November. Andreas war sofort bereit, uns acht frische Ochsen zu geben, und fuhr selbst auf einem Ochsenwagen mit bis zum nächsten, etwa 3—4 Meilen entfernten Bauernplatz von Ali Marais. Vorher kamen Viele zum Grüßen, Sarah Netla brachte ihren Mann Joseph mit; mir gingen traurige Gedanken durchs Herz.

Die Fahrt ging, da die Aufgabe für die frischen Ochsen eine geringe war, in fast unmöglicher Schnelligkeit von statten. Willem zeigte, daß er auch Ochsen zu regieren verstand; sie mußten, da der

Weg gut und glatt war, fast beständig Trab laufen und leisteten es wirklich. Andreas in seinem Ochsenwagen folgte in gleichem Tempo, so daß wir in 3¼ Stunden den schweren Schoft zurücklegten.

Ali Marais, ein frommer Bauer, nahm uns freundlichst auf und bewirthete uns nicht bloß mit einem trefflichen Frühstück, sondern gab uns noch einen Napf mit schöner frischer Butter und ein Tuch mit Zwieback auf den Weg. Als wir unsere Ochsen nun einlegen wollten, erschien Johannes Mashito (aus den früheren Matlaleschen Stationsberichten unter dem Namen Mashitoa bekannt), der, von unserer Ankunft berichtet, sofort aus der Nachbarschaft mit frischen Ochsen herangekommen war. So ging es in ähnlichem frischen Tempo vorwärts.

Von einer Höhe herab eröffnete sich uns ein überraschendes herrliches Landschaftsbild. Das ganze Holzbuschgebirge mit seinen Kuppen und Spitzen lag vor uns; im Vordergrunde eine bedeutende Zahl von einzelnen Bergkegeln in den mannigfaltigsten pittoresken Formen, eine überaus reiche Landschaft, ähnlich wie der Blick vom Kapellenberge auf das Riesengebirge, nur daß die menschlichen Wohnungen fehlten. Ich bedauerte, mein Skizzenbuch nicht zur Hand zu haben, aber es wäre auch keine Zeit gewesen, denn wir hatten noch ein großes Tagewerk vor uns.

Wir waren etwa 1½—2 Stunden schnell gefahren, als wir einem Trupp frischer Ochsen begegneten, die uns von Leschoaane entgegengeschickt waren, um uns feierlich einzuholen. Unser Bote war erst vor wenigen Stunden in Leschoaane eingetroffen; allein nicht bloß die Ochsen waren zur Stelle, sondern eine halbe Stunde weiter fast die ganze bedeutende Gemeinde von Leschoaane, die sich rasch in ihre Feierkleider geworfen hatte und im schnellen Lauftrabe uns entgegengeeilt war mehr als eine halbe Meile weit. Sie hatten uns schon Tags zuvor erwartet, viele hatten die ganze Nacht gewacht, etliche auf dem Felde, um unsere Ankunft nicht zu verfehlen. Br. Reuter, der mit den beiden Töchtern des Br. Knothe uns zwei Meilen weit bis Leschoaane Tags zuvor entgegengeritten war, war leider eine Stunde vor der Ankunft unseres Boten wieder nach Mp'hôme zurückgekehrt. Aber der Jubel und die Freude der Glieder dieser so schnell unter des begabten Nationalhelfers Timotheus Sello Leitung aufgeblühten Außenstation war mit Worten kaum zu beschreiben. Gewehrschüsse wurden abgeschossen, Psalmen und Lieder gesungen und strahlenden Blickes die Hände geschüttelt. So manchen lieben treuen Bekenner und Blutzeugen konnte ich nun mit Augen sehen. Zwar fehlten die beiden heidnischen Weiber von Waterberg, die dort mit grünen Reisern und Zweigen in ihrer Volksweise fröhlich zu Ehren des großen Khoshi tanzten, aber die ganze Gemeinde, nur wenige noch nackt oder dürftig gekleidet, und viele in sehr kleidsamem europäischen Festschmuck, machte einen tiefen Eindruck auf mich, ihre feierlichen, aus tiefster Andacht herausgesungenen Lieder klangen ähnlich wie die der Nachtgemeinde von Potschefstroom. Timotheus hielt eine dankende Ansprache an mich, und empfing mich mit dem 91. und dem 103. Psalm. Dann sang er mit seinem schön und volltönig singenden Chor das alte lutherische: „Jesaias, dem Propheten, das geschah" und ein Loblied in deutscher

Sprache, welche er selbst ziemlich geläufig sprach. Es war ein ganz ergreifender Willkomm, auf den die ganze Gemeinde, ja alle dortigen Gemeinden schon wochenlang sich gefreut und unter Gebet sich vorbereitet hatte.

Als wir nun unseren Wagen wieder bestiegen hatten, entwickelte sich eine Scene, die sich mit Worten schwer beschreiben läßt. Das Ochsenfuhrwerk setzte sich in den schnellsten Trab, der Lenker der Vorochsen im Trabe voran, neben ihm der Mann, der die losen Ochsen gebracht hatte, mit dem schweren Jochholz über die Schulter gelegt, ebenfalls trabend; ihm zur Seite trabte die ganze Gemeinde, Männer, Frauen, Kinder, Lehrer und Aelteste, in ihrem Sonntagskleide, mit dem Wagen gleichen Schritt haltend, wohl eine halbe Stunde lang, um unsere Ankunft in Leschoaane nicht zu verpassen, woselbst die ganz Alten und die ferner Wohnenden, den treuen Blutzeugen Daniel an der Spitze, uns in der Nähe der Ehrenpforte erwarteten und singend empfingen. Wiederum gab es ein Grüßen und Händedrücken ohne Ende, bis auf die kleinsten Kinder herab; ja Kinder, die von den Müttern auf dem Arm getragen wurden, streckten ihre Hände und Aermchen nach mir aus.

Leschoaane ist ein großes Kafferdorf, zum Theil verschanzt, in welches sich die von den grausamen wilden Heidenhäuptlingen verfolgten, ihres Viehes beraubten und blutig geschlagenen Christen gesammelt und inmitten ihrer heidnischen Landsleute und Verfolger angebaut haben, beständig von ihnen mit Ausrottung bedroht, aber fest und standhaft ihren Glauben bekennend. Der Vorsteher, Timotheus Sello, ist ein seltener Mann von hohen Gaben und reichen Kenntnissen, bescheiden, demüthig, treu und zuverlässig. Er soll zum heiligen Predigtamt ordinirt werden. Er hatte sein Haus mit Ehrenpforte und Willkommsgruß in deutscher Sprache festlich geschmückt. Wir gingen indeß, uns durch die engen Kraale den Weg bahnend, zunächst in die Kirche, welche nicht mehr ausreicht, die Gemeinde zu fassen. Ich begrüßte die letztere, und wurde von einem Aeltesten mit einer Ansprache begrüßt, in welcher er mit wärmsten Worten den Dank aussprach an die Gesellschaft, welche die Lehrer geschickt, und an mich, daß ich trotz meines Greisenalters mich auf den Weg gemacht habe, um meine farbigen Kinder in Süd-Afrika zu sehen, sie hätten seit Wochen für meine Reise gebetet und seien nun hocherfreut, mein Angesicht zu sehen. Auch hier klang der Gemeindegesang herrlich — viel schöner als der der Jubiläumssänger, denn Timotheus ist ein tüchtiger Lehrer, Liederdichter und Komponist, und das ganze Herz der Gemeindeglieder sang mit. Auch etliche der fern wohnenden Nationalhelfer hatten sich bereits eingefunden.

Wir mußten uns beeilen, die in Timotheus Hause für uns bereitete Erfrischung einzunehmen, denn wir wollten, wenn irgend möglich, noch heute nach Mp'hôme hinauf, und der Tag neigte sich bereits.

Die Ochsen, durch das Laufen ermüdet, gingen nicht sehr schnell, so daß es dunkel wurde, bevor wir das Holzbuschdorf erreichten. Eine Viertelstunde vor demselben wartete unser noch eine neue Begrüßung. Das Gemeindlein von Khoara, eine ähnliche Blutzeugen-Gemeinde,

hatte sich dort angebaut, nachdem sie von ihren grausamen Häuptlingen aller Habe beraubt, etliche von ihnen bis aufs Blut gestäupt waren, um ihres Glaubens willen. Jetzt wohnen sie auf unserem eigenen Grund und Boden, den die Mission um Geld rechtmäßig gekauft hat, und für den wir die Abgaben zahlen an die Landesregierung, welche jedoch zu schwach, um uns zu schützen, nicht einmal im Stande ist, die Heiden zu verhindern, daß sie sich nicht bloß auf unserem Grund und Boden niederlassen, sondern auch die von den Christen auf unserem Eigenthum angelegten Gärten verwüsten und unsere Leute mit Ausrottung und Ermordung bedrohen. Das alles macht aber diese um so fester, so daß sie glaubenskühn in der unmittelbaren Nähe von ihren Blutpeinigern sich ihre Kirche erbauten und ihren Glauben muthig bekennen. Auch hier durfte ich manchem mir mit Namen bekannten treuen Zeugen die Hand drücken; dann lehnte ich mich erschöpft in meinen Wagensitz zurück, meine Kraft war zu Ende, nachdem ich am Wege die dorthin entgegengekommene Schaar der Gläubigen, die mich ebenfalls singend und mit Flintenschüssen empfing, begrüßt hatte. Ich mußte Timotheus bitten, mich lieber im Wagen allein zu lassen.

Da kam von ferne ein Reiter herangesprengt. Es war Br. Reuter, der abermals von Mp'hôme heruntergekommen war. Die freudige Aufregung gab mir neue Kraft; er setzte sich zu uns in den Wagen.

Als wir aber mit Sonnenuntergang erst unten am Fuß des Gebirges angelangt waren, graute mir vor dem Gedanken, noch in der Nacht den Gebirgsweg auf afrikanischem Wege — wobei eine steile Partie von zehn Minuten mir als das einzige Hinderniß geschildert wurde, hinauffahren zu sollen, volle 1300 Fuß vom Thal aus. Ich bat Br. Knothe, allein hinaufzureiten, und mich mit Br. Reuter allein unten übernachten zu lassen. Dazu war er aber nicht zu bewegen. So entschloß ich mich denn kurz und gut zu der Fahrt, die zum Theil durch Laubwälder führte. Der Weg war nach afrikanischen Begriffen auch nicht allzuschlecht, nur ab und zu gab es Stellen wie die Felsfußsteige im Harz oder Riesengebirge. Der Wagen schwankte, fiel aber nicht, obschon unsere Ochsen zu thun hatten. Bei der steilen Felsgestein-Stelle stieg ich aus; aber meine Kraft war erschöpft. Nur mit äußerster Anstrengung vermochte ich, an beiden Armen durch die Brüder unterstützt, langsam nachzusteigen. Endlich war der schwere Weg überwunden. „Wir sind auf der Höhe," hieß es, noch fünf Minuten bergab, so sind wir dort. Aber da klang auch schon die Stationsglocke und Freudenschüsse signalisirten unsere Ankunft. Wir hielten vor der bis jetzt als Kirche benutzten Nationalhelferschule. Die ganze Gemeinde stand davor, die Kinder mit Lichtern in der Hand, ein wunderlieblicher Anblick — und ein noch lieblicherer Gesang, der fast von Station zu Station schöner wurde, wenn das möglich war. Auch Br. Knothe's Frau und Kinder standen vor der Schulthüre. Eine herzliche innige Begrüßung, dann ging es hinein in die Kirche zum Dankgottesdienst und in das einfache Wohnhaus des Br. Knothe zur Erquickung und zur ersehnten Nachtruhe.

34. Mp'hôme.

Freitag, 21. November. „Heute soll ordentlicher Rasttag sein." Mit diesem Gedanken verließ ich gestärkt mein Lager. Der Herr hatte den Tag auch dazu zubereitet, das Gebirge war in Nebel und wir konnten nur wenige Schritte vorwärts sehen.

Aber schon standen andere Sänger vor meiner Thür, die Zöglinge des Nationalhelfer-Seminars, welche mit einigen Gemeindegliedern mir ihren Morgengruß brachten. Sie wurden mir alle einzeln mit Namen und nach ihrer Herkunft genannt, sie gehörten den verschiedenen Stämmen an, die den Norden von Transvaal so zahlreich bevölkern. Diese Stämme, etliche durch scharfen Nationalhaß von den anderen geschieden, fanden sich hier friedlich um das Kreuz des Herrn versammelt, alle verbunden zu der einen Aufgabe, das Wort vom Kreuz in ihre Heimath zu tragen. Es war mir ein beweglicher Anblick, und warme Hoffnungsgedanken füllten mein Herz. Am meisten bewegte mich der Anblick eines jungen Knaben, Sohn und Erben und Ebenbild unseres jüngsten Märtyrers, des Häuptlings Khashane. Möge der Herr den Segen und den Geist seines Vaters über ihn erwecken.

Wir sahen nun die Nationalhelferschule selbst an, in welcher die vorhandenen 13 Zöglinge arbeiteten, dann die Schule für die Weißen, durch Frl. Kaul geleitet, überall Spuren treuer Arbeit. Als wir so zwischen den Häusern gingen, sahen wir zwei zahlreiche Gruppen Farbiger zwischen den Zuikerboshen gelagert, die sich, sobald sie unser ansichtig wurden, zu einem Zuge formirten und singend auf uns zu kamen. Ich setzte mich auf einen Stuhl vor der Nationalhelferschule. Einer trat ehrerbietig hervor, und begrüßte mich mit einer schlichten warmen Ansprache, Dank und Segen sprechend. Ich gab beides zurück. Dann sangen sie wieder ihre Lieder, eine Anzahl Knopneusen von den Schweizer Brüdern, welche mit uns in herzlicher Eintracht arbeitend, etliche ihrer Jünglinge bei uns zu Nationalhelfern ausbilden lassen, hatten sich der Gemeinde zu Koara angeschlossen — denn diese war es, die in corpore aus dem Thal hinaufgezogen war, um mich zu grüßen, sie sangen ihre schönen Lieder in der Knopneusensprache, eins in kunstvoll figurirter vierstimmiger Harmonie, sehr schön.

So verging der Vormittag. Bald kamen einzelne, um zu grüßen oder ein Geschenk zu bringen. Es war sichtlich eine mächtige Bewegung durch die ganze Gemeinde gegangen, Dank und Freude darüber, daß der große Vater von jenseit des Meeres gekommen sei, seine farbigen Kinder zu sehen.

Aus dem ersehnten Ruhetag wurde auf diese Weise nicht viel; aber ich hatte denselben auch nicht mehr so dringend nöthig. Denn der erquickende Nachtschlaf und die herrliche frische Gebirgsluft hatten mich wunderbar gestärkt.

Gegen Mittag wich der Nebel und ließ wenigstens die meisten naheliegenden Kuppen und Spitzen der Berge erkennen. Alles bekleidet mit grünen Matten mit fetter Weide, ich möchte die Gegend mit der von Schreiberhau vergleichen; nur daß sie landschaftlich reicher und

mannigfaltiger ist, obgleich die vielen Hütten und Häuser hier noch der Zukunft angehören, und nur durch vereinzelte Kafferhütten einstweilig angezeigt sind und durch die schon viereckig gebauten Häuser der farbigen Stationsbewohner. Aber die große Rettungsanstalt steht da, die Missionstation mit ihrem Erziehungs-Institut, und ihrer, soeben im Rohbau fertig gewordenen geräumigen Kirche, die, so der Herr will, nächsten Sonntag eingeweiht werden soll.

Wir machten einen Spaziergang durch die grünen Bergmatten zu einem kleinen Laubwäldchen, in welchem sich die Kinder bald spielend und Blumen suchend verloren, und hin zu einem hervorragenden Platz, den Br. Reuter belle vue genannt hat. Eine überraschende Aussicht bot sich dem Auge dar. Ein großes Panorama; unten im Vordergrunde das Holzbuschdorf, bestehend aus nur wenigen vereinzelten Häusern, zumeist von armen Holzhauern bewohnt, darangrenzend das Thal mit den reichen Feldern und Gartengründen, unser Eigenthum, aber bis jetzt von den Heiden occupirt, daraus sich wie Oasen in der Wüste abhebend unsere Gemeinden Koara und Leschoaane; darüber hinaus die grotesken Felskegel, viele von ihnen bereits Denkmäler unserer Missionsarbeit geworden, im weiteren Kranz die einzelnen Völkerstämme, unter denen wir bereits die Arbeit durch Nationalhelfer in Angriff genommen haben, bis hin zum Bolebedu, dem Schauplatz des letzten Märtyrerthums, Medingen, Rhenosterpoort, das Land der Batlokoa. Am fernen Horizont eine große Kette höherer Berge, von denen bei Zebetieli und Marabastad an bis nach Matlale, dessen heiliger Berg, und noch Moletsi, dessen Spitzköpfe man deutlich unterscheiden konnte; dann die Gebirgszüge von Makchabeng und Zoutpansberg — ein herrlicher Anblick, auch landschaftlich schön und den Panoramen des Brockens und der Schneekoppe wohl an die Seite zu setzen. Und dieses ganze weite Land, das von Bassutostämmen wimmelt, steht jetzt schon unter der gesegneten Arbeit unserer Friedensboten, deren Fußstapfen von dem Segen des Herrn zeugen! Hallelujah!

Am Abend kam ein Bote von dem Häuflein der Gemeinde beim Häuptling Mafefere, um Nachricht einzuholen, ob wir angekommen seien, sie hatten uns bereits vorigen Sonntag erwartet und wollten sich anschicken, nächsten Sonntag wieder hier zu sein, auf eine Entfernung von vier Meilen.

Sonnabend, 22. November. Das Tagebuch geschrieben, denn heute wird die Post erwartet. Nachmittag große musikalisch-deklamatorische Aufführung der Schule für die Knothe'schen Kinder und etlicher Weißen. — Eben kommt die Nachricht, daß die Post im Dorf angekommen ist. Also schließe ich hier, um den Brief noch für Deutschland zurecht zu machen. —

Sonntag, 23. November. Ein reich gesegneter Tag. Die neue Kirche in Mp'hôme war unter Dach gebracht, und obschon die innere Einrichtung noch nicht vollendet war, so machte doch die völlige Unzureichendheit des bisherigen interimistischen Lokals (des Lehrzimmers der Nationalhelferschule) es zur Nothwendigkeit, sie schon jetzt in Gebrauch zu nehmen. Br. Knothe hatte deshalb den Wunsch ausgesprochen, daß ich sie einweihen möchte. Zu dem Fest hatten sich nicht bloß die

Gemeindlein von Leschoaane und Koara, sondern auch die meisten Vorsteher der Außenstationen eingestellt mit etlichen ihrer Gemeindeglieder. Selbst der früher so ingrimmige Wütherich und blutdürstige Verfolger der Christen, Mamobolo (Lekchadima), und etliche andere heidnische Häuptlinge hatten sich eingefunden. Es war eine stattliche Versammlung, an der auch Heiden sich ziemlich zahlreich betheiligten, welche aber während der Liturgie und des heiligen Abendmahls draußen bleiben mußten. Die eigentliche Einweihungsrede hielt Br. Knothe in Sessuto. Ich vollzog den Akt der Weihe selbst, mich eines von Br. Knothe in der Sessuto-Sprache aufgeschriebenen Formulars bedienend, an welches ich ein Gebet in deutscher Sprache knüpfte. Dann verlas Br. Jenssen das Weihegebet des Tempels Salomonis und Br. Knothe schloß mit einem freien Gebet in der Bassutosprache. Es ist ein schönes einfaches Gebäude, an jeder Seite drei Rundbogenfenster, über dem Altar statt der Fensterrose ein rundes Fenster. Die Kanzel war noch nicht errichtet, der Altar provisorisch hergestellt, wir sprachen vom Altar aus. Die Zahl der Gekommenen füllte die ganze Kirche; sie betrug 3—400 Personen.

Nach dem Einweihungsgottesdienst verließen die Uebrigen die Kirche. Nur die Abendmahlsgäste, über 100 an der Zahl, blieben zum Beichtgottesdienst, den Br. Knothe abhielt. Dann folgte eine halbstündige Pause, und an diese sich anschließend der Hauptgottesdienst. Ich predigte in deutscher Sprache über die Sonntags-Epistel Phil. 1, 3—14, Knothe dolmetschte Satz für Satz. Ich wies die Gemeinde hin auf die schweren blutigen Verfolgungen, die sie zu erdulden gehabt und mahnte sie zu Standhaftigkeit und Treue. Der Hauptverfolger saß unter den Versammelten. Was derselbe sich wohl gedacht haben mag? Als ich ihn nach dem Gottesdienst sprach, war er ganz freundlich und manierlich. Er hat eingesehen, daß er mit seinem Wüthen durchaus nichts erreicht hatte, als die Christen in ihrer Bekenntnißtreue zu stärken, und kann es nicht leugnen, daß die Christen der Kern seines Volkes sind. So sucht er einzulenken und denkt bereits an Wegziehen aus der Gegend. Ein herrlicher Sieg des Evangeliums. Auch der zweite Hauptverfolger, der Häuptling Dikchale, soll die Absicht gehabt haben zu kommen; aber entweder das Bier oder der Regen haben ihn abgehalten. Nach dem Hauptgottesdienst entfernten sich wiederum die Uebrigen, nur die Abendmahlsgäste blieben. Es war mir köstlich und erbaulich, mit dieser Gemeinde von geprüften und bewährten Bekennern in Einigkeit des Glaubens das heilige Sakrament zu empfangen.

Das Missionswerk, das ich in Mp'hôme und Umgegend mit Augen schauen durfte, kann wohl zu den köstlichsten Blüthen gerechnet werden, welche die Mission in allen Jahrhunderten gezeitigt hat. In vollster Nüchternheit, mit Verschmähung aller irdischen Hülfsmittel, ist es im Glauben begonnen, kein anderes Mittel angewandt, als rein Wort und Sakrament. Mit dem Heidenthum in keinem Punkt Pakt machend, rein und klar das Evangelium allein predigend, alles Gefühlswesen und schwärmerische Erregung vermeidend, haben unsere Brüder einfach gezeugt und bekannt, die sorgsame Einprägung des lutherischen Katechismus, den Kinder und Erwachsene nicht bloß mit

Worten hersagen, sondern auch seinen Inhalt mit Herzen und Gewissen in sich aufnehmen, liebevolle, aber ernste kirchliche Zucht hat Gemeinden erwachsen lassen, die durch die Schule des Kreuzes gestärkt und geläutert, etwas Apostolisches in ihrem Gepräge tragen. Wesleyanischer und anderweitiger Einfluß hat zur Läuterung beitragen müssen. Ein Irrlehrer, Kamilo Raphela, der in der Verfolgungszeit schwach wurde und verleugnete, hat versucht, ein Christenthum herzustellen, das sich mit dem Heidenthum verträgt und heidnische Sitten und Aberglauben tolerirt. Solches Christenthum gefiel den Häuptlingen, sie duldeten und begünstigten es, um ein Gegengewicht gegen die wahre Christengemeinde im eigenen Volk zu haben. Eine Anzahl Halber und Schwacher schloß sich dem Irrlehrer an, der seinerseits bei den Wesleyanern und leider auch bei dem reformirten Missionar Hofmeyer Unterstützung fand und sogar ein eigenes Kirchlein bauen konnte. Aber auch dieser Widerspruch hat zur Stärkung der Gemeinde beigetragen. Die Ersteren lernten bald den Unterschied zwischen wahrhaft evangelischem und halbheidnischem Christenthum erkennen. So trat die Scheidung ein nach der alten Regel: die Starken fielen dem Jakob zu und die Schwachen fielen dem Laban zu. Die Gemeinden wurden in der klaren Erkenntniß des Evangeliums gefördert und befestigt und lernten ihre Pflicht, selbst unter ihren Landsleuten zu zeugen, erkennen. Eine ganze Anzahl freiwilliger Nationalhelfer stellte sich zur Verfügung, wurde durch Br. Knothe zum Dienst am Wort unterwiesen und sammelten rings umher kleine Außengemeinden, die von vornherein auf den richtigen Grund erbaut wurden. So wuchs in sechs Jahren eine Schaar von Bekennern heran, die bereits nach Hunderten zählt und ein wirkliches Salz geworden ist für ganze Stämme und Völkerschaften. Ich habe diese Nationalhelfer persönlich kennen gelernt. Es sind ernste, gläubige, eifrige Christen, fest gegründet in Gottes Wort und reiner Lehre, uneigennützig, bescheiden, bereit zum Leiden und Bekennen, mit den dürftigsten Unterstützungen zu ihrem Unterhalt zufrieden, eifrig und treu im Dienst. Nichts von dem negerartigen, kindischen, gefühligen Wesen. Sie haben die Aufgabe des Christen, des Herrn Wort unter dem Kreuz zu treiben, in ihrer Tiefe erfaßt und etliche könnten manchem Missionar als Muster hingebender Treue dienen.

Hervorragend unter ihnen durch tüchtige Kenntnisse, Eifer und Hingebung und Bescheidenheit ist Timotheus Sello, von den Uebrigen selbst meester genannt; er hat sein Examen als Nationalhelfer gut bestanden und soll, so der Herr will, durch mich zum Predigtamt ordinirt werden. Ich habe vor diesen Männern Respekt bekommen. Aber auch die übrigen Gemeindeglieder machten einen günstigen Eindruck. Es giebt ja unter den eben aus dem Heidenthum Gekommenen auch manche Schwache und Gebrechliche, die auf Hoffnung getragen und wenn diese trügt, abgeschnitten werden müssen, aber eben dadurch werden die Uebrigen um so fester. Viele von ihnen haben den Raub aller ihrer Güter und Habe, ja Verfolgung bis aufs Blut ohne Murren ertragen, und sind dankbar, daß sie dafür Christum gewonnen haben. Willig sind sie in die bitterste Armuth gegangen und arbeiten sich durch emsigen Fleiß aus derselben wieder empor zum Staunen

der Heiden, denen sie eine lebendige Predigt werden, und nicht Böses mit Bösem vergelten. Wir hätten auf unserem Landbesitz Platz und Aecker genug für sie. Allein auch diese werden uns zum großen Theil von den Heiden entrissen, und die Landesregierung, der wir für das Land Abgaben zahlen müssen, ist zu schwach, um uns in der Nutzung unseres eigenen Besitzes zu schützen. So geht es durch Schwierigkeiten aller Art, aber langsam und sicher vorwärts. Ihm sei die Ehre! —

Es war vier Uhr Nachmittags geworden, als der Gottesdienst beendigt war. Ich war erschöpft auf das Aeußerste. Die Folgen der letzten beschwerlichen Reisen, dazu Erkältung und Störungen im Magen hatten mich matt gemacht zum Umsinken. Ich fühlte, daß ich, bevor ich die noch beschwerlichere Reise in den hohen Norden unternähme, einige Tage der Ruhe nöthig hätte. Lag doch ein Vierteljahr der angestrengtesten Thätigkeit hinter mir. Zu solcher Ruhe war kein Ort geeigneter als Mp'hôme. In der herrlichsten Gebirgsgegend, 5300 Fuß über dem Meeresspiegel gelegen, mit kühler, frischer, gesunder Luft, ein fast deutsches Klima, ist es wie geschaffen zur Reconvalescenz und zum Ruhen, und die lieben Geschwister Knothe boten Alles auf, was zu meiner Erfrischung und Stärkung dienen konnte.

Montag, 24. November. Ich konnte nur mit Mühe kleinere Spaziergänge in der nächsten Umgebung machen. Ich benutzte dieselben, um zwei Skizzen von der Station aufzunehmen. Die Geschwister Knothe bedauerten, daß meine Kräfte nicht zu weiteren Excursionen ausreichten, welche die herrlichsten Gebirgslandschaften und großartige Panoramen in großer Abwechselung und Mannigfaltigkeit mir gezeigt haben würden. Ich aber war dankbar und zufrieden mit dem, was die nächste Umgebung der Station an Naturschönheiten bot und benutzte gern den übrigen Theil des Tages, um auf dem Bette oder Sopha ausgestreckt, Leib und Seele zu ruhen.

Dienstag, 25. November. Durch des Herrn Hülfe bin ich heute bereits sichtlich gestärkt. Die fiebrigen Zustände sind gewichen, und ich fühle, daß auch die körperliche, sowie die geistige Frische schon wiederzukehren beginnt. Also in Gottes Namen vorwärts! —

Für den Vormittag hatte ich die Prüfung des Nationalhelfer-Seminars und der vereinigten Schulen von Mp'hôme, Leschoaane und Khoara angesetzt. Die Prüfungen wurden beide im großen Lehrzimmer des Helfer-Seminars abgehalten. Letzteres ist ein längeres Gebäude mit drei Fenstern, von denen zwei das Lehrzimmer für die gesammte Zahl, das dritte die Kammer für den Unterricht einer geförderten Abtheilung erhellten. Anstatt des fehlenden Fensterglases diente ein Leinwandtuch, welches indeß neben der geöffneten Thür genügendes Licht durchließ. Die Einrichtung der Subsellien, sowie der Lehrapparat, war einfach; letzterer bedarf der Ergänzung durch Anschauungsbilder, Rechenmaschinen, Schreib- und Lesetafeln. Der Vorrath von Wandkarten konnte genügen. Die Seminaristen waren 16 an der Zahl, unter ihnen 4 verheirathete, und 2 Knopneusen-Jünglinge, welche durch den französisch-waadtländischen Missionar Creux, trotzdem er der reformirten Kirche angehört, dem Institut zur Ausbildung für den Nationalhelferdienst überwiesen worden waren. Alle waren einfach, zum Theil dürftig

gekleidet, sie wohnen in einem besonderen, von ihnen selbst gebauten kleinen Kraal in Kafferhütten, wie sie dies volksmäßig gewohnt sind, und werden auch in der Weise ihres Volkes beköstigt, wozu die Gemeinden nach Kräften beisteuern. Durch diese ebenso einfache, als zweckmäßige Einrichtung werden sie in der Einfalt und in dem Bewußtsein, Glieder ihres Volkes zu sein, erzogen und wissen im Voraus, daß sie alle ihre Kräfte nur zur Evangelisirung ihrer Volksstämme zu verwenden haben. Durch diese Einfachheit der Einrichtung wird es erreicht, daß die ganze Anstalt, abgesehen von der Beihülfe an Kleidern aus der Lagerstube des Missionshauses nur einen jährlichen Zuschuß von 100 Pfd. Sterl. aus der Hauptkasse bedarf.

Der Unterricht wird theils durch den Superintendent Knothe selbst, theils durch den Missionar Jensen geleitet; der Helfer Joseph Kchochoentso, krank und schwächlich, leistet nach Kräften Aushülfe.

Haltung und Erscheinung der Seminaristen machte einen vortheilhaften Eindruck. Dieselben scheinen der Mehrzahl nach begabte und für ihren Beruf erwärmte fromme Männer und Jünglinge zu sein.

Die Prüfung in der biblischen Geschichte und im Katechismus-Unterricht wurde durch die Missionare Knothe und Jensen eingeleitet, dann durch mich persönlich fortgesetzt, mit Hülfe des Br. Knothe als Dolmetschers. Sie ergab, trotzdem daß in den letzten drei Monaten die Seminaristen durch den Kirchbau in größerem Maße am Unterricht verkürzt worden waren, ein durchaus befriedigendes Resultat. Die Zöglinge erzählten die ihnen aufgegebenen biblischen Geschichten alten und neuen Testaments fließend und klar, und gaben auf meine mehr auf das innere Verständniß eingehenden Fragen durchaus befriedigende Antworten; sie wußten z. B. die typische Bedeutung der Wunderzeichen Mosis gut anzugeben, und gaben auf die Frage, welcher von beiden Königen David und Salomo sie lieber sein möchten, die treffende Antwort: David, denn von beiden, David und Salomo, stände zwar berichtet, daß sie schwere Sünden begangen haben, aber von David würde auch berichtet, daß er über seine Sünde aufrichtig Buße gethan habe, während dieser Bericht über Salomo nicht gefunden werde. Ein ähnlich günstiges Resultat ergab die Prüfung im Katechismus, dessen Text die Aelteren sicher und deutlich aufsagten. Auf meine Frage, in welchen Theilen des Katechismus von der Vergebung der Sünden gehandelt werde, und in welchem inneren Zusammenhang die verschiedenen Aussagen über diesen Lehrpunkt zu einander und zur Heilsordnung ständen, erhielt ich verständige und eingehende Antworten. Die Leistungen im Schreiben und Rechnen waren der Bildungsvorstufe, die sie mit in die Anstalt brachten, entsprechend, in der Geographie und im Geigenspiel befriedigend, im Singen gut.

Ich gewann aus der Prüfung das Gesammtresultat, daß an den Jünglingen mit Liebe und Geschick gearbeitet worden war und daß die Anstalt zu den besten Hoffnungen berechtigt.

Die Prüfung der Volksschule, zu welcher auch die beiden Nationalhelfer David Molluane in Khoara und Timotheus Sello mit ihren Schulen eingetroffen waren, mußte ich, ermüdet durch die längere Dauer der vorstehend berichteten Prüfung das Seminars, abkürzen.

Auch sie gewährte indeß einen durchaus befriedigenden Eindruck. Es waren in Summa 78 Kinder zugegen, die kleineren waren wegen der weiten Entfernung ($2^1/_2$ Meile von Leschoaane) zurückgeblieben.

Am Nachmittag fühlte ich mich wiederum recht erschöpft. Aber es wird ja weiter gehen.

35. Ein Ausflug in den Holzbusch.

Mittwoch, 26. November. Für heute wurde ein Ausflug in das Holzbuschgebirge verabredet, und zwar en famille, so daß nicht bloß die Brüder Reuter und Jensen, sondern auch Frl. Kaul mit ihrer ganzen Schule und Knothe's Kinder bis zum Baby herab, mitkommen sollten. Aber die Familie erweiterte sich bald noch um ein erhebliches. Zahlreiche Schulkinder, die ja heute frei hatten, hängten sich an den schweren Ochsenwagen, andere kletterten hinauf, so daß die 12 Ochsen bald unter der Last keuchten. Ich selbst hatte beschlossen, die Partie, deren Ziel ein in $2^1/_2$ Stunden zu erreichender Berg war, zu Pferde zu machen, um zu erproben, ob ich die Reise nach dem heißen Norden wirklich nur in dem heißen ungemüthlichen Ochsenwagen zurücklegen müßte — denn der Pferdewagen blieb wegen der angeschwollenen Flüsse und verschwemmten Wege außer Ansatz, — oder ob ich Zeit und Unlust dadurch ersparen könne, daß ich nebenher das Pferd benutzte.

Der Weg führte nach afrikanischer Weise drei Mal bis tief in die Thalsohle (also circa 600 Fuß tief) hinab, um auf der anderen Seite eben so hoch wieder hinaufzuklimmen. Indeß die Driften, auch die des Letoaba, waren nicht schwierig, obschon bei der einen das Wasser dem Pferde bis an den Bauch ging. Ueberhaupt sind solche Driften, vor denen ich einen tiefgehenden Respekt bekommen habe, zumeist nur dem Pferdewagen, weniger der Karre, noch weniger dem Ochsenwagen, am allerwenigsten dem Reiter oder Fußgänger, gefährlich.

Da der Ausflug in der grünen Jahreszeit geschah (es giebt auch eine fahle, wenn das Gras vertrocknet, und eine schwarze, wenn es abgebrannt ist), so prangte das Gebirge im herrlichsten Schmuck. Zu den frischen saftigen Alpen-Matten fehlten selbst die Sennhütten nicht, sie wurden vertreten durch vereinzelte hölzerne kleine Wohnungen der Holzfäller, die sich theils in dem Dörflein Holzbuschdorf, theils einzeln im Gebirge, in Summa etwa 40 Familien stark, niedergelassen haben. Sie führen ein ärmliches Leben; die schwersten Arbeiten selbst thun sie eigentlich nicht persönlich, sondern lassen sie durch Kaffern auf Accord verrichten, so und so viel für das Umhauen eines Baumes, so und so viel für das Zersägen desselben in 23 Fuß lange Planken und Bretter, zu welchen der Holzfäller nur Kreidestriche angiebt. Sind die Bretter fertig gestellt, so beginnt die Arbeit des Holzfällers, der dieselben auf Ochsenwagen verladet, und bis zu einem Ort schafft, wo er sie verwerthen kann. Abgaben an die Regierung zu zahlen weigern sich viele Holzhauer direkt, und letztere ist zu schwach, sie zu zwingen. Eine kräftige umsichtige Regierung könnte bei der Holzarmuth Süd-Afrikas riesige Summen aus den hier noch immer sehr bedeutenden Holzbeständen herausschlagen; aber gegenwärtig wird mit dem edlen Gut ohne

Aufsicht und Kontrolle gewüstet, daß es ein Jammer ist. Ich selbst sah den Wurzelstumpf eines riesigen Gelbholzbaumes, und maß denselben auf 7 Fuß Durchmesser. 23 Fuß davon lag der Riese selbst auf der Seite, ich maß dort noch einen Stammdurchmesser von 6 Fuß. Die 23 Fuß Holz zwischen der Wurzel und diesem Stamm-Ende war das einzige, was der Holzfäller ausgenutzt hatte, alles übrige, den herrlichen mächtigen Stamm von circa 5 Fuß Durchmesser, ließ man im Walde verfaulen, weil noch genug andere stärkere Bäume vorhanden sind, die mehr lohnen. Auf diese Weise wird furchtbar in den Urwäldern gewüstet. Der Vortheil dieser Art der Ausnutzung ist, daß Stämme von 2—3 Fuß Durchmesser, als für jetzt werthlos, den zukünftigen Geschlechtern verbleiben.

Der Blick von der Höhe zurück in die grünen Bergmatten, oder hinein in die zerklüfteten, von vielen Kaffern bewohnten Thäler, deren Randberge hier und da in felsige Zacken auslaufen, oder die Fernsicht auf die anderen Gebirge bei Malepo, Mutle, den Blauberg und Zoutpansberg, die theils in geraden, theils in wellenförmigen oder gezackten und gezahnten Linien sich hinzogen, auf die in der Tiefe rauschenden Bächlein bot dem Auge oft entzückende Punkte dar und ich zähle diese Gebirgspartie im Holzbuschberge zu den schönsten Gebirgspartieen, die ich je in meinem Leben gemacht habe.

In Begleitung des Br. Reuter ritt ich dem Ochsenwagen vorauf bis an die Spitze des bezeichneten Berges, die allerdings das schönste Panorama darbot. Fast zu den Füßen hatte man die mit Urwald bestandenen Thalschluchten des Holzbuschberges; ein ganzer Bergrücken ist mit Riesenstämmen bestanden, sonst weithin gestreckte Flächen; darüber hinaus das ganze schöne Bolubedu, ein fruchtbarer Thalgrund, an dessen einem Bergabhange unsere Station Medingen erbaut ist; das Land dicht bevölkert von Kaffern, deren Gärten röthlich aus den grünen Matten sich abheben; dann der Blick in die tiefen, mit zackigen Felsklippen begrenzten Schluchten der Berge Mafefers, der Fernblick in die Ebene und die den Horizont auf 10—12 Meilen Entfernung begrenzenden übrigen hohen Gebirgszüge von Nord-Transvaal, machen diesen Punkt zu einem der schönsten Rundblicke, die ich gesehen, um so schöner, als überall, hier eine Kuppe, dort ein Spitzberg, dort eine Berglehne, dem Auge einen Ruhepunkt darbot durch den Gedanken: Hier ist auch eine unserer Missionsstationen, hier arbeitet dieser Bruder oder jener Bruder, hier dieser oder jener unserer Nationalhelfer, hier wohnt dieser oder jener Häuptling mit seinem Volk, mit dem wir schon Fühlung gewonnen haben. Besonders beweglich war mir das Bolubedu mit der Stätte unseres jüngsten Märtyrerthums, es lag in unmittelbarer Nähe zu meinen Füßen, und Reuter zeigte mir die Stelle, wo Kashane gefallen war, und die andere, auf welcher die Reste seines Stammes Zuflucht gefunden hatten, und darüber hin auf hohem Gebirgszuge die Stelle, wo Medingen erbaut ist.

Nachdem wir uns lange an dem herrlichen Blick gelabt hatten, kehrten wir zurück, etwa 150 Fuß tiefer als der Bergesgipfel, zu einem kleinen Wäldchen, in dessen Nähe die Ochsenwagengesellschaft Posto gefaßt hatte. Sie hatten in dem Walde selbst ein Bivouac errichtet;

der blaue Rauch, der am Saume des Urwaldes hervorquoll, zeigte uns die Stätte. Als ich dieselbe betrat, welch neues überraschendes Bild!

Das Hauptquartier war unter einem über 80 Fuß hohen starken Gelbholzbaum aufgeschlagen, mein bequemer Reisestuhl wartete auf den Generalissimus. Als ich von demselben aus die ganze Scenerie überblickte, sah ich mich in eine neue Welt versetzt. Riesige Baumstämme wechselten mit heranwachsendem und kleinerem Gebüsch, welches letztere oft durch Dornen und Gestrüpp fast undurchdringlich geworden war. Den Boden bedeckten saftige Pflanzen aller Art, mit den herrlichsten Blüthen, die Bäume, deren hohe Kronen miteinander verwachsen waren, bildeten jeder einzelne eine kleine Welt für sich. Das Moos, von dem ein Botaniker mehr als 200 Arten hier entdeckt hat, hatte sich mit dem nach außen verwitternden Theil der Rinde zu eine Art Blumenerde verfilzt, auf welcher ein ganzer Garten erstanden war; in dem unteren Theile erzeugt derselbe sogar schöne Zwiebelgewächse, Gladiolus in den buntesten Farben, höher hinauf Gloccinien und andere mir nicht mit Namen bekannte Blumen, zum Theil in herrlicher Pracht, ganze Seitenäste waren mit Farnkräutern bestanden, von den oberen Theilen hingen die reizendsten grünen Hängegewächse, hier Affenschwänze (baviaansstert) genannt, tief herab. Löst man einen Theil des Moosfilzes mit dem auf demselben gewachsenen Pflanzengärtlein, so kann man es in der Stube an der Wand aufhängen und es durch ab und zu wiederholte Besprengung mit Wasser grün erhalten, also sich wirklich einen hängenden Garten erzeugen.

Von den Zweigen herab streckte sich langes, greises, zottiges Moos, ähnlich dem, was im Riesengebirge zu Rübezahlsbärten benutzt wird, oben in großen Büscheln herabhängende Quasten und Gardinen, welche ab und zu durch einen Luftzug in graziöse Schwingungen versetzt werden. An den Stämmen hinauf rankten sich allerlei Schlinggewächse, die oft eine schwankende Brücke zwischen zwei Stämmen bildeten, auf welcher sich unsere Kafferjungen schaukelten.

In diese malerische Waldeinsamkeit nun war urplötzlich eine harmlos gemüthliche deutsche Kaffeegesellschaft hineinversetzt mit trauten Gesprächen und lieblichen Liedern. Die Kinder athmeten Lebensluft in der Freiheit, sangen, sprangen und jubelten oder suchten seltene Blumen, die sie der Mutter brachten. Die Kafferkinder aber, zum Theil liebliche wohlgekleidete Gestalten mit traulichen offenen Augen, zum Theil die untere Hälfte des Körpers nur wenig bekleidet, stimmten in den Jubel ein. Sie brachten zunächst mir ein Ständchen mit dem Liede: „Schönster Herr Jesu," dessen Illustration die ganze Scenerie selbst darbot. Dann kletterten sie wie die Affen mit wunderbarer Geschicklichkeit in den Bäumen umher. Als Br. Knothe dem, der ein besonders hoch hangendes Stück baviaansstert herunterholen würde, ein Messer versprach, ging unter allgemeinem Jubel das Wettklettern an, bis der glückliche Sieger mit Jubelruf begrüßt, seine Trophäe herabwarf. Andere schaukelten sich am Baviaanstau, andere hockten um das Feuer und bereiteten sich auf die Hauptfreude, das für sie bereitete Mahl aus Kaffee und Kuchen. Es war ein Volks-Kinderfest in einer Scenerie und in einer Mannigfaltigkeit, die manchen höchst gewichtigen

deutschen Pädagogen sicherlich aus seiner ernsten Ruhe in ein menschliches Entzücken zu versetzen geeignet gewesen wäre.

Nachdem wir diese Waldscene einige Stunden genossen hatten, wurden die Pferde wieder gesattelt, wir machten noch einen Abstecher in andere interessante Partieen des Gebirges; den voraufgefahrenen Ochsenwagen holten wir mit unseren flinken Pferden bald wieder ein. Auf dem Rückwege fand ich an den Bächen vielfach den Baumfarn mit 8—10 Fuß hohem Stamm und breit ausgedehnter Farnblätterkrone. Mit Sonnenuntergang war die Station erreicht.

36. Ritt von Mp'hôme nach Medingen.

Donnerstag, 27. November. Der gestrige Versuch war gelungen. Ich hatte ohne allzugroße Ermüdung 4—5 Stunden im Sattel aushalten können, während ich doch mit meinem durch das letzte Unwohlsein geschwächten Körper auch kleinere Fußpartieen nur mit größter Mühe und unterstützt von Anderen machen konnte. So soll es also in Gottes Namen heute zu Pferde vorwärts gehen in den heißen Norden. Der Herr möge Seinen Engel senden, daß Er mich vor Hitze, Fieber und anderer Krankheit und Unfall bewahre und glücklich wieder heimbringe. —

Nachmittags 2½ Uhr wurden die Pferde bestiegen, um mitten durch die Gebirge und über sie hin nach Medingen zu reiten. Der Ochsenwagen, mit dem wir von dort die Reise fortzusetzen gedenken, war, mit den Sachen beladen, bereits voraufgegangen. Wir hoffen ihn bei Mamaila, bis wohin er drei Tage gebraucht, wiederzutreffen, während wir selbst zu Pferde den geraden Weg durchs Gebirge in 1½ Tagen zu machen gedenken. Es ging heute noch auf Wagenwegen über die Höhen und Spitzen des circa 5500 Fuß hohen Holzbuschgebirges hinweg. In der abendlichen Sonnenbeleuchtung hatten wir herrliche Rundschauen über das ganze Bergland, rechts auf die hohen Felsspitzen und Kuppen von Mafeferes Land und darüber hinaus, links in die Ebene hinab, an welche das hohe Hochland Botlokoa mit einem Randgebirge von etwa 1000 Fuß Höhe angrenzt. Die Schluchten und Thäler dieses Randgebirges boten in der Abendbeleuchtung einen wunderbar schönen Anblick.

Unsere nächste Umgebung waren die welligen Kuppen der Holzbuschberge, mit grünen Alpenmatten bedeckt und immer größere Flächen von dichtem Urwalde tragend, an dessen Rändern hier und da aus dem Grün der Grasflächen heraus sich die hölzernen Gebäude eines einsamen Holzhauer-Bauern abhoben, und die Aehnlichkeit mit den Sennhütten oder den Bauden des Oberharzes und des Riesengebirges vervollständigten. Merkwürdiger Weise führte der Wagenweg immer über die höchsten Höhen, einmal direkt über die Spitze eines steilen Spitzkopfes; die Schräge der Abhänge desselben machte die Fahrt mit dem Ochsenwagen gefährlich und beschwerlich, deshalb hatte man, um die Mühe des Ausgrabens der Schräge zu ersparen, vorgezogen, senkrecht über die Spitze selbst den Weg zu legen, weil dadurch die Gefahr des Umwerfens vermieden wurde. Der Weg war dabei so steil, daß

er, namentlich oberwärts, selbst für unsere Pferde ermüdend war, uns brachte er aber den Gewinn herrlicher Aus- und Fernsichten.

Nach anderthalbstündigem Ritt über die Berge, deren Schönheit — abgesehen von den Alpen — durch kein Gebirge Deutschlands überboten wird, führte der Weg in den Holzbusch selbst hinein und etwa 1½ Stunden lang hindurch. Das war abermals eine neue Welt für mich. Stämme und Unterholz waren so dicht verwachsen, daß ohne gehauenen Weg Niemand hindurchkommen würde, denn die mannigfachen Rankengewächse und die von den Aesten herabhängenden unten angewachsenen Rohrseile hatten die Zähigkeit und Festigkeit unseres spanischen Rohres. Die Zeugungskraft der Natur entfaltete sich in üppigster Fülle; die Pavianstaue selbst, und auch ganze Stämme von Bäumen waren mit haarig herabhängendem Moos bedeckt, bei den jüngeren Bäumen grün, bei den älteren grau, hing es von den Aesten guirlandenartig herab. Wo sich ein größerer Baum (die höchsten schätzte ich zu 80—90 Fuß) verästete, war es wie ein Blumentopf, auf welchem die herrlichsten Blumen wuchsen, der ganze Baum lebte und war mit Farnkräutern der mannigfaltigsten Art garnirt, die wagerecht liegenden Quieräste trugen ganze Guirlanden von Farnkräutern.

Bald sollten wir aber auch die Beschwerlichkeit der Reise durch diesen Urwald erfahren. Die sonst trockenen Wege waren durch den vielen Regen theilweis in Moräste verwandelt, denen wir unsere Pferde um so weniger anvertrauen konnten, als das darunter liegende Wurzelwerk Löcher und Fallen bewirkt. Wir mußten also mühsam an den Rändern des Weges unsern Pfad suchen, den herabhängende Zweige, hier und dort ein umgefallener Baumriese uns versperrte.

Aus diesem Grunde ging unser Ritt in langsamstem Tempo vorwärts und der Abend brach herein, bevor wir die letzte halbstündige Tour durch den dunklen Wald antraten. Wir sehnten uns von Herzen, unsern Pferdewagen, den Daniel mit seinen speckfetten Ochsen drei Meilen weit voraufgefahren hatte, einzuholen. Der verabredete Punkt, das Ende des Wagenweges, war längst hinter uns, aber da in den letzten Monaten der Holzweg noch ¾ Stunde weiter fortgeführt worden war, hatte er gemeint, auch diese Strecke noch fahren zu können, und war mit seinen Ochsen schneller als wir durch den Busch gekommen. Wir sahen überall die Spuren des Wagens und konnten an manchen Stellen kaum begreifen, wie derselbe über die tiefen Löcher und hohen Wurzeln habe kommen können, ohne umzufallen. Als es nun aber dunkel und immer dunkler wurde, verlor der herrliche Urwald allen Reiz für uns, und nur ein Gedanke erfüllte uns: Wäre er nur erst zu Ende, oder der Wagen erreicht. Denn eine Nacht im Freien bei dieser Jahreszeit nach dem Regen im Urwaldsmorast hatte seine Bedenken. Ich mußte Br. Reuter, der vor mir ritt, bereits immer bitten, dicht vor mir zu bleiben, weil sein weißer Korkhelm für mich der einzige Wegweiser blieb. Als ich eben diese Bitte wiederholte, rief er: „Wir sind am Ziel, der Wagen ist da!“ Das war ein Jubel, der alle überstandenen Plagen vergessen machte.

Wir waren am Rande einer großen Waldwiese angelangt, auf welcher rings von hohen Bäumen eingeschlossen zwei Holzbauern, zwei

Brüder van der Merve, deren Bauern-Platz dicht neben Botshabelo liegt, ihre Holzhäuser aufgeschlagen hatten, um Bäume zu kappen und in Bretter verwandelt zu verkaufen. Knothe kannte sie, so nahmen sie uns freundlich auf. Der Wagen hatte unter der Krone eines mächtigen, kurz zuvor gefällten Gelbholzbaumes seinen Platz gesucht; so konnte ich den Wuchs und die Blätter dieses merkwürdigen Baumes genau betrachten. Die Blätter sind länglich lanzettförmig und stehen im Kreise um den Zweig nach oben sich tulpenförmig gestaltend, wie ein Quast. Das giebt artige von unseren Bäumen sich wesentlich unterscheidende rundliche Formen. —

Bald loderte das Feuer im Walde auf. Es ist doch ein anderes, als das Feuer von getrocknetem Kuhmist, das ich im Freistaat gewohnt war und schätzen gelernt hatte. Der hohe Waldesrand wurde schön illuminirt, während das Wasser im Theekessel schnell brodelte und uns die gewünschte Erquickung brachte. Das Abendessen wurde verzehrt und die Abendandacht gehalten. Mit dem Wagen waren fünf Seminaristen von Mp'hôme gekommen, deren Gesang feierlich durch die Abendluft tönte. Dann wurde das Lager bereitet, mir auf der Matratze im Wagen, Reuter und Knothe unter einer Art Zeltdach daneben, die Farbigen hüllten sich auf ihre Weise in ihre Decken, und so schlief bald alles im Walde so fest und süß, als es die kleinen Mücken erlaubten.

Freitag, 28. November. Wir grüßten die beiden van der Merves und dann ging der Weg weiter durch den Urwald, dessen Schönheiten wir im hellen Morgenlicht wiederum mit vollen Zügen genießen konnten. Nach einer halben Stunde kamen wir zu einer anderen Lichtung, in der wiederum ein Holzhauer sein Blockhaus oder Bretterhaus aufgeschlagen hatte. Ein Dienstkaffer war bereit, uns einen anderen Kafferfußweg in das Thal hinab zu zeigen, durch welchen wir die eigentliche böse Stelle des Weges vermieden. Letzterer führte an steilen Felswänden steil hinab, bei denen man aufsteigend sich wohl der Hülfe eines Pferdes oder eines Esels bedient, welcher an einem um den Leib gelegten Strick den Wanderer über die steilsten und schwierigsten Stellen hinwegzieht. Eigentlich hatte ich mich auf diese Stelle gefreut, um auch dieses Beförderungsmittel zu erproben. Allein, es wäre doch thöricht gewesen, die gebotene Abhülfe nicht zu benutzen, so schlugen wir den bequemeren Weg ein. Es war ein Kafferfußweg, eng genug, um von den verwachsenen Büschen bisweilen ganz verdeckt zu werden. Wir mußten hindurch, herauf und hinab durch manche recht häßliche Klippspruit, bei der ich und mein Pferd uns gegenseitig aneinander erfreuten, ich, daß ich die Kluft, in welcher der Fußweg oft über verschobene 1—2 Fuß hohe Steine hinabführt, zu Fuß überschreiten konnte, mein Gaul, daß er diese schwierigen Passagen allein überschreiten durfte, ohne meine Last mitzuschleppen. Den oft steilen und schlüpfrigen Weg aufwärts auf der anderen Seite aber ersparte ich ihm nicht. Da wir am Rande hoher Berge reisten, ging es fortwährend auf und ab; die Dornen ritzten mein Gesicht, meine hohen Reiterstiefel schützten meine Kleider. Endlich lag der schaurig im Dickicht und zwischen Felsen liegende schwarze Berg des Häuptlings Mampshe, unser nächstes

Ziel, dicht vor uns. Wir kletterten mit unseren Pferden hinauf und erreichten dicht vor der Hauptstadt einen Fleck, auf welchem ich mich nicht entbrechen konnte, eine kleine Skizze von der wildromantischen Landschaft zu nehmen; während der Bote dem Häuptling unsere Ankunft meldete.

Der Kraal desselben liegt in einer versteckten Schlucht. Mächtige Stämme von wilden Bananen und wilden Orangenbäumen schließen ihn ein. Die wilden Bananen haben bis zu 2—3 Fuß Durchmesser Stammesdicke und treiben Blätter bis zur Länge von 20 Fuß, majestätisch anzuschauen; sie tragen aber keine eßbaren Früchte, sondern nur traubenförmige Saamenbündel; ebenso sind die grünen Früchte der wilden Orange, obgleich der wirklichen Orange ähnlich, nur grün, ungenießbar und giftig; man sagt, daß Strychnin daraus bereitet werden kann. Auf steilen Felswegen ritten wir bis an die erste Heckeneinzäunung, deren Eingang so eng ist, daß nur ein einziger Mann zu Fuß durchkommen kann. Nachts wird er durch Baumäste verschlossen; auf diese durch Dornen und Zweige unzugänglich gemachte Umzäunung folgte eine ähnliche zweite und dritte, bis wir endlich in das eigentliche Dorf gelangten. Die Kafferhütten waren eng an einander gedrängt; nur ein kleiner freier Fleck war zu Versammlungen belassen. Hier erwartete uns ein Greis, der Bruder des alten Häuptlings, welcher uns berichtete, Mampshe freue sich über unseren Besuch und werde bald erscheinen. Wir nahmen also einstweilen Platz unter dem willkommenen Schatten einer Hütte, und bald erschien auch der alte Häuptling.

Der alte Mampshe ist ein merkwürdiger Mann. Er war bereits ein Mann, als Sekwati, Sekukuni's Vater, noch ein Kind war, zählte also fast 100 Jahre. Er ging schwach und gebückt am Stabe, sein eines Auge war schon erloschen, mit dem andern aber sah er klar und hell; am Geist war er völlig kräftig und regiert sein Volk mit aller Energie. Er war hocherfreut, daß der Vater der Lehrer ihm nicht vorbei gegangen sei, sondern ihn mit seinem Besuch beehrte. Ich benutzte die Gelegenheit, ihm Gottes Wort zu verkündigen. Ich zeigte ihm das Bild unseres Missionshauses und die vielen Lehrer (Zöglinge), die darauf sich befanden, die alle dazu bestimmt seien, unter die Heiden gesandt zu werden, und das Wort Gottes in alle Länder zu tragen. Er stimmte nach Heiden Weise zu, das sei ein gutes Wort und mache die Menschen glücklich. Auch sie wüßten, daß Alles von Gott käme, daß Gott es sei, der Regen und Wachsthum gebe und daß sie ohne ihn nichts thun und nichts vollenden könnten. Weiter ging er aber nicht; dem, was ich ihm vom Herrn Jesu sagte, stimmte er mit dem Munde aus Höflichkeit ebenfalls zu und seine großen Männer neben ihm natürlich desgleichen. Was ich so sagte, wiederholten und besprachen sie lange und sagten dann, es sei ein gutes Wort, sie seien erfreut und dankbar, daß ich es ihnen sagte. Sie seien meine und der Lehrer Freunde und würden erfreut sein, so oft letztere kämen. Das war aber auch Alles. Der alte Mensch ist überall derselbe, mit Worten giebt er zu, daß ein Gott sei, aber damit glaubt er auch genug gethan zu haben. Diese Heiden unterscheiden sich von den Ungläubigen daheim nur darin, daß sie, was weiter von Gottes Wort

ihnen gesagt wird, äußerlich höflich anhören und scheinbar freudig zustimmen. Bisweilen haftet dann aber doch ein Samenkorn und geht auf und bringt seine Frucht.

Es war ein malerischer Anblick. Männer und Kinder umstanden uns, alle in ihrer Nationaltracht, d. h. einem Schaamgurt, vielleicht einem Fell oder einer Decke; Kopf, Hals, Füße und Arme artig verziert mit Messing- und Eisendraht-Ringen, ein paar Federn mit Kopfhaar, oder anderem von Thierhaaren gefertigten Putz. Sie bliesen auf ihren eintönigen Flöten oder klimperten auf ihren bogenförmigen Musikinstrumenten. Die Weiber standen mehr von ferne oder lugten hinter einem Kraal hervor, die Jünglinge und Männer bildeten die buntesten malerischen Gruppen, ab und zu schritt eine ebenmäßig schön gebaute Kriegergestalt mit Gewehr, Pulverhorn, Pfeil und Bogen und Assagaien bewaffnet auf die Felder hinaus als Wache; denn es ist immer noch Kriegszustand, weil Maupa, der Enkel Mampshes, im Bunde mit den Männern von Bolubedu dem Alten den größten Theil des Landes bereits abgenommen und eben wieder einen Versuch gemacht hatte, ihn mit seinem ganzen Felsenkraal zu überrumpeln und auszurotten.

Vor wenigen Monaten, als Motjatjes Mord- und Vernichtungszug gegen den christlichen Häuptling Khashane am vergangenen Charfreitag so erfolgreich ausgeführt worden war, hatte der nächste Zug dem alten Mampshe, Khashane's Freund, gegolten. Sie hatten Kommandos von Tausenden Bewaffneter ausgesandt, durch welche die weiter unten im Thal gelegenen 34 kleinen Kraale des Alten bald eingeäschert und ausgeplündert worden waren, die Bewohner hatten sich mit Verlust aller ihrer Habe, nur schwer das nackte Leben bergend, zu befreundeten Häuptlingen retten können. Dann war das ganze Kommando gegen den Felsberg des Alten aufgebrochen und hatte denselben von allen Seiten umzingelt. Ein Nachbarhäuptling hatte dem Alten Hülfe angeboten für den Preis eines Kindes, das ihm der Alte geben solle, damit er es unter die Bauern verkaufen könne. Der Alte hatte geantwortet, er sei alt und zeuge keine Kinder mehr, begehre auch keine Hülfe, da er selbst Manns genug sei, um die Feinde zurückzuwerfen; daß sie nicht in seinen festen Kraal hineinkommen, dafür werde er schon selbst sorgen.

So hatte er denn seine kaum hundert Mann Krieger der Hauptstadt bewaffnet, an ihre Posten gestellt, er selbst hatte von dem Platz aus, wo wir saßen, die Vertheidigung geleitet. Die Feinde waren bereits in die ersten Umzäunungen eingedrungen und hatten einen Kraal in Brand gesteckt, dann waren sie aber mit einem Verlust von 30 Mann zurückgeschlagen.

Während wir dort saßen und sprachen, stellte sich eine alte Frau in einiger Entfernung auf und hielt mit rauschendem Redefluß und lebhafter Gestikulation eine Anrede, eine Art Heldenlied, aus dessen schnurrendem Strom ich folgendes behielt:

„Da ist Mampshe, der große König, der Löwe. Seine Feinde hatten sich um ihn geschaart, zu Haufen. Hier auf der Hauptstadt umschwärmten sie ihn, und wollten ihn erwürgen. Aber Sassauane (ein anderer Name des Mampshe) spannte seinen Bogen und streckte sie

nieder. Da erschraken sie und flohen; sie flohen und zerstoben. Ja, Mampfhe ist der große Löwe. Die Büffel (d. h. die aus Mafefere's Land, welches Nareng „beim Büffel" heißt) kamen und umstanden ihn; er fuhr unter sie und trieb sie hinüber über den Lehlaba(fluß). Zoloboli kam und fiel ihn an; er aber jagte ihn vor sich her; die Heerhaufen von Bolubedu kamen und umringten ihn zusammen mit Maupa, er aber schmetterte sie nieder und schlug sie zurück. Ja, Mampfhe ist der große Löwe, der Ueberwinder der Völker. Er sitzt fest in seiner Burg; die Feinde müssen zurückfliehen, wir aber haben Schutz durch ihn, wir und unsere Kinder."

Während die Alte dies Lied in starkem Redefluß hervorströmte, redete ihr ganzer Leib mit, ihren Arm hob sie wie zum Zeugniß empor, ihre Geberden entstellten sich wie in Zorn und Fiebergluth, ihre Augen rollten. Die alten Herren aber schmunzelten und sahen sich fröhlich an und gaben lebhafte Zeichen der Zustimmung, auch der Alte. Ja, rief er dazwischen: „Weg sind sie," und machte dazu die Geste, daß er aus dem Munde blasend, mit der Hand über die Lippen fuhr. Er hatte das volle Bewußtsein, daß er der große Löwe war und daß die Alte mit jedem Worte nur die Wahrheit gesprochen hatte. Seine jungen Krieger standen da, kräftige, wohlgewachsene Gestalten, mit entschlossenen Mienen, kühn, als wären sie bereit, den Kampf noch einmal aufzunehmen.

Als ich dem Alten das Bild vom Missionshause und mein eigenes schenkte, war er hoch erfreut. Ja, rief er aus, wir sind Freunde, deine Kinder sind meine Kinder, so oft sie kommen wollen, wird mein Herz erfreut sein.

Nun wurde eine Ziege herbeigebracht als sein Geschenk an mich. Schon vorher hatten die Weiber von ihrer sehr schmackhaft und reinlich bereiteten Milispappe gebracht und als Zugemüse eine Art Kräuter und Baumblätter, ein außerordentlich wohlschmeckendes, im Geschmack dem Wirsigkohl ähnelndes Gemüse; auch eine Kalabasse mit Kafferbier wurde gebracht, welches wir aber, da wir unseren Getauften den Genuß dieses berauschenden Getränkes untersagen, unberührt ließen. Der Bock wurde bald kunstgerecht abgeschlachtet und zerlegt, wir gaben dem Häuptling eine Keule, Eingeweide und Fell den Leuten, das übrige trugen zwei von unseren Seminaristen an einem über beide Schultern gelegten Stabe mit nach Medingen. Wir verabschiedeten uns; der Häuptling gab uns einen Jüngling als Wegweiser mit. Der Fußpfad führte wieder über schwierige Schloten und durch Dornen. An einer Stelle war ein Menschenschädel auf einer Stange aufgerichtet, wahrscheinlich einer von den jüngst erlegten Feinden, zur Warnung und Abschreckung der Feinde.

Nun ging es wieder bergauf, bergab, steil, bis wir an ein Flüßchen kamen, an welchem ich, etwas ermüdet von dem bisherigen bereits vier Stunden langem Ritt, absatteln ließ. Es war unten dichtes Gestrüpp, aus welchem zwei hohe Bäume hervorragten.

Kaum hatten wir uns gelagert, als es zu tröpfeln begann, immer heftiger und heftiger, bis zuletzt ein heftiges Donnerwetter mit starkem Platzregen gerade über uns losbrach, und bald den Waldbach vor

unseren Augen in einen Waldstrom verwandelte, dessen Fluthen so ungestüm einherbrausten, daß wir froh waren, ihn bereits überschritten zu haben. Nach mehrstündiger Rast, während welcher einzelne Schläge dicht neben uns niederfielen und die Luft erkrachen ließen, brachen wir auf. Ich hatte, Dank der Güte meines Londoner Regenmantels und Meister Mädels trefflicher Reiterstiefeln, keinen nassen Faden.

Aber jetzt auf die schlüpfrigen Steintreppen hinaufzureiten wagte ich nicht, sondern ging wohlgeschützt durch die nassen Büsche und das hohe Gras ein halbes Stündchen zu Fuß, bis der Weg wieder ebener und trockner wurde und ich mein Roß wieder zu besteigen wagte. Der Weg führte uns bei mehreren jüngst durch die Feinde überfallenen und niedergebrannten Kraalen vorbei. Das Gras war in den wenigen Monaten so hoch gewachsen, daß wir den Pfad an mehreren Stellen mühsam suchen mußten. Wiederum gab es häßliche Spruiten und steile und glatte Abhänge auf und ab zu überwinden, bis wir wiederum an den Fluß kamen; er ging den Pferden bis über den Bauch, und netzte uns die Füße. Die Uebrigen mit ihren Ledergamaschen wurden durchnäßt, mich schützten abermals Meister Mädels treffliche Reiterstiefeln.

Als wir an jenem Ufer des Flusses wieder absattelten und Kaffee kochten, bemerkten die Luchsaugen unserer Seminaristen hoch oben auf dem 1000 Fuß hohen Felsgebirge fünf Männer, die uns und unsere Bewegungen sorgsam beobachteten und sofort einen Boten entsandten. Das ganze Bolubedu-Land nämlich war wegen meines Kommens in Aufregung und in Furcht, ich werde mit einem Kommando kommen, Khashane's Tod zu rächen. So verfolgten mich Späher auf Schritt und Tritt, denn mein Besuch bei Mampshe, dem Feinde der Motjatje, hatte ihre Besorgniß geschärft und der Gottlose bebet sein Leben lang. Wohin wir kamen, trafen wir daher auf ausgestellte Wachen.

Die Sonne war am Untergehen, als wir einen Kraal von Motjatjes Leuten erreichten. Schon von ferne hörten wir die Signalrufe der Wächter. Die Weiber flüchteten mit ihrer Habe auf dem Kopf, die Männer erwarteten uns kampfgerüstet mit ihren Gewehren und Assagaien. Näher kommend verstanden wir die Worte: „Ihr braucht euch nicht zu fürchten, es ist Mynheer." Sie kamen dann auch mit ihren Gewehren den Felshügel herab, um Br. Reuter freundlich zu grüßen, der mich ihnen als den großen Lehrer vorstellte. Sie waren überaus freundlich und erfreut, auch den Vater der Lehrer zu sehen und zu grüßen. Die Sonne war bereits untergegangen, als wir den letzten größten Fluß erreichten. Die Fuhrt war gut und wir kamen glücklich hindurch, waren auch bereits auf einem von Br. Reuter angelegten Ochsenwagenweg angelangt, der in einer Stunde den Berg hinauf zur Station Medingen führte. Ich war herzlich froh, die Fußwege und felsigen Gebirgspfade hinter mir zu haben. Als ich aber Br. Reuter sagte, sein Versprechen mich auf einem glatten Wege führen zu wollen, habe er nicht eben sonderlich erfüllt, erwiederte derselbe: „Unser heutiger Weg war hochfein, solche schönen Wege hat man in Bolubedu nach den anderen Richtungen hin keinen einzigen, da giebt es noch andere Schwierigkeiten zu überwinden."

Der Wagenweg bot keine weiteren Schwierigkeiten. Nach einer

Stunde Reitens verkündigten uns drei Schüsse und fernhertönender Gesang, daß wir auf der Station angekommen waren. Aber das war eine schmerzliche Begrüßung. Von der so herrlich aufblühenden Gemeinde waren nur vier oder fünf Treue übrig geblieben, die Katechumenen waren theils mit roher Gewalt vom Unterricht zurückgehalten, zum Theil in ferne Gegenden translocirt; von den Heiden wagte nach jenem schrecklichen Ueberfall am Charfreitag keiner mehr, wieder in die Kirche zu kommen oder sich zur Taufe vorbereiten zu lassen. Ein furchtbares Wetter hatte sich über die Hoffnungssaat ergossen, die Station glich einem reichen kürzlich verhagelten Saatfelde. Um so köstlicher ragte die goldene Treue des Stefanus Maquas und Christof und der wenigen anderen hervor, die trotz der wüthenden Feindschaft der Heiden treu auf der Station geblieben waren, und nun die kleine Heerde bildeten, voller Freudigkeit und Muth, daß der Herr dennoch ihnen den Sieg bereiten werde. Bald nach unserer Ankunft kamen sie, und außer ihnen einige Heiden, um mich zu begrüßen; unter letzteren auch Matschäke, der benachbarte Häuptling, der als derjenige bezeichnet wird, welcher den Angriff auf Khashane's Kraal ausgeführt hatte. Er war voll unangenehmer Freundlichkeit und sprach seine große Freude darüber aus, daß der große Vater von ferne gekommen sei, um seine Kinder zu begrüßen. Auch eine Zahl anderer Heiden waren gekommen, mich zu begrüßen. Ich wunderte mich über diese große Freundlichkeit der Heiden. Br. Reuter aber sagte mir, freundlich wären Alle, auch die von der Moshate (der Hauptstadt), ihn selbst sähen sie auch als ihren Freund an, nur Gottes Wort wollten sie nicht hören, und die es hören wollten, wagten jetzt nicht damit vorzukommen, weil sie blutige Schläge, auch den Tod von Seiten der Häuptlinge befürchten müßten, wenn sie „lernen" wollten.

Sonnabend, 29. November. In der Frühe zog ich es vor, dem fernen Gesang des kleinen Gemeindleins im Bette liegend zuzuhören. Der mehr als 7½ Stunde lange schwierige Ritt hatte mich fürs erste ermüdet, obschon er mich im Ganzen auffrischte. Der Gesang galt dem ersten Geburtstage des Töchterleins von Br. Reuter.

Wir hatten unsere Morgenandacht vollendet, und ich nahm die Station in Augenschein. Sie ist ein Komplex von Kafferhütten, die Br. Reuter im ersten Anfange eigenhändig erbaut hatte, und die jede einzelne ihren Vorhof und Rohrwand um denselben hatten, so daß das Ganze einem Kafferkraal im etwas europäisirten Stil glich. Zwischendurch Gartenanlagen mit Ziersträuchern, Gemüse- und Blumenbeeten. Vor einigen Monaten hatte Reuter sein ordentliches Haus vollendet mit Veranda und zwei schönen luftigen Zimmern. Die alten Kraalhütten hatten neue Bestimmungen erhalten, eine runde, Reuter's Junggesellenherberge, und eine viereckige, das erste Kirchlein, waren zu Gastzimmern geworden. Ich hatte die runde zugewiesen erhalten, deren Eingang mit Guirlanden und Fähnlein verziert war. Die Wand war sauber gepleistert und von Br. Reuter eigenhändig tapetenartig gemalt, das runde Strohdach sauber und nett gelegt. Vor meinem bequemen eisernen Bett lag eine elegante Leopardenfelldecke, zu der eine alte defekte Reiterhose und ein rother Saum die Einfassung hergegeben hatten. Eine

neue Reiterhose hatte die kunstfertige Hand seiner Frau aus selbstzugerichtetem Ziegenfell und den Resten eines verbrauchten Ueberziehers so regelrecht dragonermäßig hergestellt, daß ich ihn darum fast beneidet hätte. So waren mit geringen Mitteln alte Kisten zu einer Wasch- und Nachttoilette so sauber hergestellt, daß ich mit Hilfe eines Gelbholztisches und eines Lehnstuhls aus Korbgeflecht, ein ganz gemüthliches Fremdenstübchen erhielt. Aehnlich war Knothe's Quartier. Die übrigen Kraalhütten dienten als Hühnerhaus, Pferdestall, Vorrathskammer, Werkstätte, Christof's Haus und als Badehütte, durch die Br. Reuter einen Strahl aus der Wasserschlot geleitet hatte, eine wirklich ideale Einsiedelei. Große Bananenbüsche, feingefiederte Akazien, Apfelsinenbäume und Pfirsiche machten das Ganze auch nutzbar. Außerhalb des Kraalkomplexes lag die neue aus Mauersteinen erbaute helle freundliche Kirche mit einer Vorhalle und einem Kreuz auf dem Giebel. Dicht neben der Badehütte lag ein mächtiger Baumstamm, auch ein Zeugniß der rettenden Gnade des Herrn. Ein Blitzstrahl hatte ihn gefällt, während Reuter's Frau in dem Häuschen daneben war. Mit seiner mächtigen Astkrone war der wohl 2 Fuß im Durchmesser starke Baum zwischen dem Häuschen und der Schrotmühle, von beiden kaum 1—2 Zoll entfernt, gefallen, ohne das Häuschen und die Mühle zu beschädigen. Beide wären, hätte er sie getroffen, von der Wucht zermalmt worden.

Von der Veranda des neuen Hauses hatte man ein herrliches Panorama über Berg und Thal; ich hatte die Skizze von demselben und der Station kaum vollendet, als es zu regnen begann. Heftige Gewitter entluden sich im Umkreise um die Station und stürzten wahre Wassermassen hinab, die das Bächlein neben der Station in einen brausenden Strom verwandelten.

Während ich noch zeichnete, kamen eine ganze Anzahl von heidnischen Häuptlingen und anderen Heiden heran, theils um mich zu grüßen, theils um Medizin zu bitten. Br. Reuter erzählte mir, daß es so alle Tage ginge, und daß er auf diesem Wege trotz des strengen Verbotes, welches alle Heiden vom Besuch der Gottesdienste fern hielt, eine reiche Missionsthätigkeit üben könne an den Einzelnen. Das Volk hat Vertrauen zu ihm und hält ihn für einen Wohlthäter um der Medizin willen, die er durchaus unentgeltlich vertheilt. So ist es ein Wunder vor unseren Augen, daß die Station nicht bloß noch besteht, sondern daß die Heiden den Weggang des Br. Reuter wie ein großes Unglück ansehen würden und ihn dringend bitten, er möge doch bleiben. Grund ist neben der Furcht, den Wohlthäter, dem sie alle Liebe und Vertrauen schenken, zu verlieren, auch noch die Furcht, nach seinem Weggange werde ein Kommando von Bauern kommen, um sie zu bestrafen. So steht er denn wie ein Vorposten auf der Wacht und hofft zuversichtlich auf bessere Zeiten, wo er, wenn der gegenwärtige Haß sich gelegt haben werde, auch wieder Zulauf von Heiden haben werde, in denen jetzt der ausgestreute Same ganz im Stillen weiter wächst. Es sind eine ganze Anzahl, die nur aus Furcht vor dem Drohen der Feinde noch nicht öffentlich hervorzutreten wagen. (Späterer Zusatz: Im August 1885 hatte er bereits wieder 14 Katechumenen.)

Ich wies die fünf heidnischen Häuptlinge, die vor mir saßen, auf den Unterschied zwischen ihren Zauberdoktoren und Br. Reuter hin: „Wenn erstere eure Kranken gesund machen wollen, so sagen sie: Schlachtet ein Rind, daß ich die Krankheit aus den Eingeweiden sehe; dann giebt er Medizin, die nichts hilft, und spricht: Schlachtet ein anderes Rind, und es hilft wieder nichts; er sieht eben nichts in den Eingeweiden, sondern will nur Fleisch essen und euch betrügen. Ein Missionar verlangt nichts, giebt die Medizin umsonst und betet dazu. Dann wird der Kranke gesund durch die Kraft Gottes und das Gebet. Daran könnt ihr den Unterschied sehen zwischen euren Zauberdoktoren und den Lehrern Gottes." Sie lachten, daß ich ihre Weise kenne und stimmten zu, ich hätte die Wahrheit gesprochen. Nur einer von ihnen saß betroffen da — es war ein gesuchter Zauberdoktor. Dann machte ich sie auf den Unterschied zwischen den Lehrern und den Bauern aufmerksam, die Lehrer wollten, daß sie auf ihrem Lande wohnen blieben, so hätten sie Edendal gestiftet, wo die Farbigen ihr Stück Land bebauten und dabei reich und glücklich würden und aus Dankbarkeit das Wort gerne hörten und lernten. Dies Glück wünschten auch wir ihnen allen. Sie stimmten zu, wiederholten unter einander meine Worte und sprachen: Das sind wahre Worte.

Nur ein Häuptling fehlte, der kaum fünf Minuten von der Station wohnende Kapane, ein bitterer Feind des Evangeliums, der alle seine Leute verhindert und plagt, wenn sie lernen wollen. Trotzdem kommen zwei aus seinem Kraal zum Worte Gottes. Reuter meinte, dieser Kapane warte auf die Antwort der Großen von der Moschate (Hauptstadt). Reuter hatte sie zu mir eingeladen, aber noch keine Antwort erhalten, hoffte aber, sie würden kommen. Richtig traf die Antwort ein, sie würden kommen. Ich freute mich, ihnen das Wort verkündigen zu können.

Sonntag, 30. November. Früh morgens kam eine Hiobspost. Unser nachgekommener Ochsenwagen war in der Drift, die wir vorgestern noch sicher durchreiten konnten, in der aber inzwischen das Wasser durch die gestrigen Gewitterregen hoch angeschwollen war, von den über die hohen Räder fluthenden Wassermassen fortgerissen; einer der Ochsen war abgetrieben und nur mit Mühe durch Zerschneiden der Taue gerettet worden, mehrere Jückscheite waren zerbrochen, und das Tauwerk zerrissen. Unsere Sachen hatten sie theilweise durchnäßt herausgetragen, der Wagen selbst steckte fest im Fluß. Wir mußten die wenigen Gemeindeglieder hinabschicken, um den Wagen aus dem Fluß ziehen zu helfen. Darüber wurde es Nachmittag 2 Uhr, bis der Gottesdienst beginnen konnte.

Inzwischen sammelte sich eine Menge Heiden, um zu grüßen. Unter ihnen nun auch Kapane. Ich sprach zu ihm ernste Worte, fragte ihn, ob er je etwas anderes als Gutes von dem Lehrer gehört oder gesehen habe; er antwortete: Nur Gutes! „Und warum plagst du ihn? Er hat Vaterland und Freundschaft euch zu Liebe verlassen, und ihr plagt ihn!" „Ich? ihn plagen? Als er vor drei Jahren ankam, war er so dick (er zeigte seinen Zeigefinger), und nun ist er hier dick und fett geworden." — „Ja, das macht, er hat eine gute Frau, die ihn verpflegt, ihr habt ihn nicht fett gemacht. Eine gute Frau ist besser als zehn schlechte, die

zanken und streiten sich unter einander und lassen den Mann hungern!" — „Ja, das ist so, wie du sagst, eine gute Frau ist besser, als ihrer zehn, die zanken sich, und eine sagt, die andere müsse das Essen bereiten, und so lassen sie den Mann hungern!" (Er hatte nämlich nur eine Frau, weil er eine zweite zu kaufen zu arm war.) „Aber ich liebe Mynheer Reuter, der uns nur Gutes gethan hat. Und ich liebe auch dich, der du den weiten Weg gemacht hast, um nach uns zu sehen!" — „Wenn du Mynheer Reuter liebst, warum kommst du nicht zum Gottesdienst? und wenn du mich liebst, so zeige es daran, daß du heute zur Kirche kommst; dann werde ich sehen, ob du bloß mit Worten liebst oder mit der That!" — „Ich werde kommen." — Am Nachmittage war er in der Kirche und eine ganze Zahl von Heiden, Männer und Weiber, mit ihm. Zum ersten Mal seit Khashanes Ermordung waren wieder Heiden in der Kirche. Auch Kapane's Frau war gekommen, um zu grüßen, aber kam nicht in die Kirche. Ich predigte über das Sonntags-Evangelium des 1. Advent (Matth. 21, 1—13). Christen und Heiden hörten aufmerksam zu; ich forderte die Heiden auf, denen von der Moschate (die durch den angeschwollenen Fluß am Kommen verhindert waren) meine Predigt wiederzusagen, und daß ich Worte des Friedens gesagt hätte. Reuter meinte, sicherlich würde meine Predigt nun in allen Kraalen wiederholt werden; denn alle hätten mit gespannter Erwartung auf mein Kommen geharrt, und würden alle nun wissen wollen, was ich gesagt habe, und die Leute passen und fassen gut auf.

Nach dem Gottesdienst machte ich einen Spaziergang auf einen nahegelegenen Berg, von wo man ein herrliches Rundbild über viele Berge hat. Dann besuchten wir Kapane in seinem Kraal. Er war freundlich und zugänglich und schenkte mir eine große Schüssel Milis zur Wegzehrung, weil meine Kost im Wagen naß geworden wäre.

Am Abend hatten wir noch eine reich gesegnete Feierstunde. Ich hatte das kleine Häuflein der Treugebliebenen — theils Getaufte, theils Katechumenen — in das Wohnzimmer gerufen und richtete an sie im Hinblick auf die vorhandene Trübsal Worte des Trostes und der Ermahnung zur Ausdauer und Treue. Sie dankten mit bewegten Worten für mein Kommen und meine Worte. Einer von ihnen, Paulus, sprach besonders ernst, wie sie in der Finsterniß gesessen hätten, bis ihnen das helle Licht des Evangeliums gebracht wäre. Nun hätten sie das Wort gefaßt und würden es festhalten, und der Gott, der das „Wunder" gethan hätte, daß sie es mit Augen sehen könnten, daß Gott mir in meinem hohen Alter die Kraft schenkte, die weite Reise zu ihnen zu machen, würde auch das andere Wunder thun, sie aus den gegenwärtigen Gefahren zu erretten und das Licht des Evangeliums auch dem ganzen Volke aufgehen lassen. Dieser Paulus, der treueste und engste Freund des heimgegangenen Khashane, ist einer der Geächteten, denen die Heiden den Tod geschworen haben. Er war nach Mp'hôme gekommen, mich zu sehen und zu grüßen, und war unter Lebensgefahr mit uns hierher zurückgekehrt. Er hatte sich aber die ganze Zeit verborgen halten müssen, war auch nicht in die Kirche gekommen, weil, wenn er bemerkt worden wäre, er befürchten mußte, getödtet zu werden. Morgen soll er, so der Herr will, mit uns weiter gehen nach Mamaila, bei welchem die zersprengten

Reste von Khashane's Volk Schutz und Aufnahme gefunden haben, unter denen er jetzt als Lehrer Khashane's Stelle vertritt, treu und entschlossen, am Glauben und Bekenntniß festzuhalten und koste es ihm auch sein Leben.

Montag, 1. Dezember. Als ich erwachte, war Medingen in Nebel gehüllt, der sich bald zu fliegenden Wolken gestaltete. Hier und dort war ein Durchblick, der mir die Tiefebene zu meinen Füßen in hellem Sonnenschein zeigte. Wir hielten unsere Abschiedsandacht, — auch Kapane war wiederum gekommen, um zu grüßen — dann bestiegen wir unsre Pferde zum Ritt nach Mamaila (etwa vier deutsche Meilen).

Es ging zunächst den langen Medinger Berg hinab durch schöne Waldpartieen und Fernblicke, der Nebel lichtete sich, unten das schönste Wetter. Am ersten Fluß angekommen, zeigte mein Höhenmesser, daß wir gerade tausend Fuß bergab geritten waren. (Die Station Medingen liegt 1800 Fuß tiefer als Mp'hôme, also 2500 Fuß über dem Meeresspiegel.) Beim zweiten Fluß trafen wir unsern Ochsenwagen. Die Leute hatten ihn glücklich herausgeholt, die zerbrochenen Jochhölzer durch neue ersetzt und das Geschirr so weit ausgebessert, daß die Fahrt fortgesetzt werden konnte. Der Fluß war inzwischen um zwei Fuß gefallen, so daß die Möglichkeit allenfalls vorhanden war, hindurchzureiten mit meinem großen Stationspferde. Knothe ritt Sterkmann, den Maulesel, Reuter einen kleinen sehr wackeren Steinesel. Auf beiden Thieren trauten sie sich nicht hindurch und wollten eben stromaufwärts eine seichtere Furt suchen, als ich den Vorschlag machte, ich wolle hindurchreiten und ihnen dann das Pferd mit meinen hohen Reitstiefeln zurückschicken. Letztere bewährten sich trefflich, sie hielten jeden Tropfen Wasser ab, und ich kam sicher und trocken hinüber. Dann führte ein Kaffer das Pferd mit den Stiefeln hinüber; Knothe bediente sich beider mit gleichem Erfolg und pries unsern alten guten Herrn Mädel, den Missionsschuhmacher, ob seiner trefflichen Arbeit. Reuter als alter Dragoner verschmähte die Stiefel, zog seine kurzen Beine bis auf den Rücken des Pferdes und kam ebenfalls trocken hindurch. Die Ochsen wurden eingespannt; wir ritten vorauf und waren nach einem Stündchen frischen Reitens auf dem früheren Dorfe Khashane's angelangt; der Ochsenwagen folgte.

Dieser Khashane war eine der hervorragendsten Persönlichkeiten in der neueren Missionsgeschichte. In Port Elisabeth erweckt und getauft, war er als christlicher Häuptling in sein Land zurückgekehrt, ein Fürst über ein etwa eine Tagereise zu Pferde sich hinstreckendes Land, auf welchem Tausende seiner Unterthanen in Kraalen zerstreut lebten. Er zeugte vom Herrn unter seinem Volk, doch ohne sonderlichen Erfolg. Sein brennender Wunsch war, daß ein Missionar sich desselben annehmen möchte. Er war inzwischen in eine Art Unterthänigkeit gerathen zu der Häuptlingin Motyatje, einer berühmten Regenzauberin. Weil ihr Land nach seinem Waldreichthum und sonstigen klimatischen Verhältnissen regenreich ist, gilt sie weit und breit als die berühmteste Regenmacherin. Zu ihr kommen von weit her aus dem Swazi- und Zululande Gesandschaften mit Geschenken, um durch ihre Zaubereien Regen zu erlangen. Deshalb hält sie und ihre Räthe fester als andere Heiden

an ihrem einträglichen Aberglauben. Als nun Knothe von Mp'hôme aus die Völkerschaften in der Umgegend besuchte, um zu sehen, wo wir etwa mit dem Worte Gottes einsetzen möchten, traf er auch auf Khashane, welcher hocherfreut sich ihm anschloß und zu neuem Missionseifer erweckt wurde. Wiederholte Besuche Knothe's stärkten ihn, und weil damals ein naher Verwandter von ihm der erste Rath der Königin des Bolubedu war, gelang es, von dieser die Erlaubniß zur Anlegung einer Missionsstation zu erlangen. So entstand unsere Station Medingen, etwa drei Meilen von Khashane's Dorf, letzteres wurde Außenstation.

Jetzt begann ein neues kräftiges Regen und Leben. Auf der Hauptstation Medingen sammelte sich ein Häuflein Taufbegieriger und wurde getauft, eine größere Zahl folgte zum Katechumenat. Besonders frisch aber ging es bei Khashane vorwärts, der unter seinen Leuten eine Zahl treuer Gleichgesinnter fand. Die ersten apostolischen Zeiten schienen wiederzukehren; durch Bekennertreue, Muth und Opferfreudigkeit wurden die Khashaneschen ein Licht auf hohem Berge. Hierob entbrannte die alte Feindschaft der Heiden; der Verwandte Khashane's, bereits nahe daran, auch die Taufe zu suchen, eben jener erste Rath der Königin Motyatje, wurde durch Gift beseitigt, und Khashane die Wahl gelassen, vom Christenthum zu lassen oder Land und Habe zu verlieren. Er antwortete, er würde mit Freuden Alles darangeben, um seines Glaubens willen. Die erste Verfolgung brach herein, dem Khashane wurde Alles genommen. Der Regierungsbeamte kam und schlichtete und gab ihm die Hälfte seines Landes zurück. Er erbaute seinen neuen Kraal am Fuße eines mit Wald bestandenen Hügels, baute ein Kirchlein und sammelte seine Getreuesten um sich und unterwies sie im Glauben. Br. Reuter besuchte sie von Medingen aus. Es soll ein köstliches, frisches Geisteswehen dort gewesen sein. Man zeigte mir eine breite Felsklippe, welche für sechzig Menschen Sitzplatz gewährt. Dort haben sie bis Mitternacht gesessen und sich erbaut mit Gesang, Gebet und gottseligen Gesprächen. Die daran Theil genommen, haben mir gesagt, es seien Stunden gewesen wie im Licht der Ewigkeit. Drei der Getreuen waren bald von dem gleichen Bekennermuth und Bekennergeist erfüllt, wie Khashane selbst; sie wurden getauft, Philippus, Paulus und Petrus; außer ihnen etwa 26 Seelen. Auch Khashane's Frau, die sich lange sträubte, wurde zuletzt eines Sinnes mit ihm, seine alte Mutter blieb noch Heidin. Da brach die zweite blutige Verfolgung ein. Es war am Charfreitag dieses Jahres (11. April 1884), als Tausende von Heiden das kleine Dörflein umzingelten. Khashane scheint eine Art Offenbarung gehabt zu haben, daß die Zeit gekommen sei, wo er seinen Glauben mit seinem Blut versiegeln solle. Er sprach am Sonntage zuvor in Medingen Worte in diesem Sinne. Erst nach seinem Tode fand man die Deutung. Er hätte auch an dem Tage sich retten können; aber er sagte, er wolle bei den Seinen bleiben. Er ordnete die Vertheidigung an mit solchem Geschick, daß bereits vierzig Feinde gefallen waren und noch kein einziger Christ. Die Weiber und Kinder hieß er in die Kirche gehen. Endlich aber sprach er, es solle kein Feindesblut mehr vergossen werden, legte sein Gewehr bei Seite und begab sich unter einen Baum nahe der Kirche. Sein Knecht David,

ein Christ, stand in der Kirchenthür. Er selbst stellte sich auf einen Stein, gab den Seinen Verhaltungsbefehle, kniete nieder und betete, daß der Herr seinen Feinden ihre Sünde nicht behalten und ihn selbst nun in Gnaden aufnehmen möchte. Dann stand er auf und sah nach seinen Feinden und rief ihnen zu, sie möchten sein Vieh nehmen, auf das es ja doch nur abgesehen sei, er werde nicht weiter kämpfen. Einer antwortete ihm: diesmal gilt es nicht Deinem Vieh, sondern Dir selbst. Ein Knopneuse, der etwa fünfzig Schritt oberhalb hinter einer mannshohen Felsklippe stand, legte sein Gewehr auf ihn an und schoß ihn mitten durch die Stirn. Eine andere Kugel eines der Khashaneschen streckte den Mörder unmittelbar darauf nieder. David fiel von einer Kugel getroffen mitten in die Kirche hinein. Nun drangen die Feinde von allen Seiten in das Dörflein, raubten, plünderten, mordeten und legten alles in Asche. Die Khashaneschen Christen zogen sich hierauf zurück und retteten ihr Leben. Etwa zwanzig heidnische Knopneusen, die sich an Khashane angeschlossen hatten, versuchten zu fliehen, fielen aber einem feindlichen Heereshaufen in die Hände und wurden sämmtlich niedergemetzelt. Die christlichen Weiber und Kinder in der Kirche wurden gerettet, weil die Heiden zunächst nicht wagten, Hand an die Kirche zu legen. Die Gläubigen blieben in den Felsschluchten in der Nähe und sprachen, sie wollten sterben, wo ihr Häuptling Khashane gestorben sei. Doch wagten sich die Heiden nicht an sie, so konnten sie auch die Frauen und Kinder aus der Kirche holen. Die Heiden waren zufrieden, daß Khashane todt und all sein Eigenthum geraubt und sein Kraal in Asche gelegt sei. Auch das Kirchlein brannten sie später nieder.

Hernach schickten sie Botschaft, die Christen möchten wiederkommen und sicher im Lande leben, das einem Verwandten von Khashane, einem heidnischen Häuptling, übergeben wurde. Sie wiesen das Anerbieten zurück und fanden an der Grenze ihres Landes Aufnahme bei dem heidnischen Nachbarhäuptling Mamaila und dessen Unterhäuptling Rasitele. Dort bauten sie ein christliches Dorf mit einem Kirchlein und waren entschlossen, im Geist Khashane's weiter zu leben. Ihr Häuptling wurde Simon, ein Neffe Khashane's und des letzteren Frau und Mutter; die geistlichen Leiter der Gemeinde wurden Philippus, Paulus und Petrus, auf welche Geist und Gesinnung Khashane's übergegangen war. Deshalb wurden sie, wie oben bemerkt, geächtet und dürfen sich nicht in Bolubedu sehen lassen, ohne befürchten zu müssen, sofort ermordet zu werden. Den Leichnam Khashane's und Davids begruben seine Freunde in der Nähe seines Dorfes im freien Felde, nicht weit von dem Steinhaufen, der das Grab des Knopneusen kennzeichnete. Die Gräber der beiden Christen blieben der Erde gleich, damit die Heiden die Leichname nicht ausgrüben und ihren Muthwillen an ihnen übten. Es ist ein kahler flacher, Platz, der bald mit Gras bewachsen sein wird.

An dieser Stelle stand ich nun, tief in Gedanken versunken, dann sah ich die wüsten Trümmer des Dorfes. Von den Hütten standen nur noch einzelne Lehmmauern-Reste; von der Kirche, die dem Erdboden gleich gemacht war, sah man nur noch die Fundamente. Ich ging unter den Baum, an die Stätte, wo Khashane gefallen war; zwei Kugeln steckten noch im Baum. Oberhalb desselben sah ich die Felsklippe, von

der aus die mörderische Kugel entsandt war. Ich nahm eine Skizze von diesem denkwürdigen Ort und eine andere von Khashane's Grabesstätte und begab mich dann zu unserem inzwischen herangekommenen Wagen zurück, wo wir das bereits zubereitete Mahl genossen.

Als wir dann die Pferde zur Weiterreise satteln ließen, erscholl aus weiter Ferne feierlicher Gesang. Ich erkannte die Melodie: „Mir ist Erbarmung widerfahren, Erbarmung, deren ich nicht werth." Die Stimmen kamen näher, und in feierlichem Zuge schritten die Männer aus der Khashaneschen Gemeinde heran. Niemand hatte sie gerufen; aber Paulus war in der Nacht von Medingen hinübergegangen, um sie von unserer Ankunft zu benachrichtigen. So hatten sie sich aufgemacht, elf getaufte Männer und sieben Katechumenen, alle bewaffnet bis an die Zähne mit Gewehren, Pulverhörnern und Assagaien, um den „Vater" schon bei Khashane's Platz zu begrüßen. Wir versammelten uns auf derselben Felsplatte, auf welcher Khashane so oft ihnen vom Herrn Jesu gezeugt hatte. Ich hielt eine bewegte Ansprache an sie, um sie zur Treue und Ausdauer in der Kraft des Herrn zu ermahnen. Ich bekam einen tiefen Eindruck von dem heiligen, männlichen Ernst, der sich auf den Angesichtern abprägte.

Wir gingen dann zu Khashane's Grab und sangen zwei Verse von „Jesus, meine Zuversicht", ich hielt ein Gebet in deutscher, Knothe in der Bassuto-Sprache, dann sangen wir: „Jerusalem, du hochgebaute Stadt." Paulus äußerte hernach, er habe öfters am Grabe gestanden; aber wie man am Grabe stehen müsse, habe er erst in dieser Stunde verspürt. Es war eine heilige Feierstunde.

Dann ging es zu Pferde weiter nach Mamaila. Als wir den Grenzfluß zwischen Bolubedu und Mamaila durchritten hatten, fanden wir auf der andern Seite die Weiber und Kinder der Gemeinde, die uns singend empfingen; auch die tiefgebeugte Wittwe Khashane's war gekommen. Sie hatte lange als Heidin den Worten Khashane's widersprochen; dann war sie überwunden und getauft und nach kurzer christlicher Ehe Wittwe geworden. Sie hatte zwei Knaben bei sich, ihr dritter war erst nach Khashane's Tode geboren; der älteste erhält in Mp'hôme eine christliche Erziehung, ein geweckter Junge von sieben Jahren, seinem Vater sprechend ähnlich; er heißt auch Khashane.

Ueberrascht wurde ich von dem Anblick des neuen christlichen Dorfes. Um einen viereckigen mit einer Dornenhecke geschützten Platz waren lauter viereckige Lehmhäuser mit den üblichen Veranda's erbaut; eines derselben war die Kirche. Das alles hatte das kleine Häuflein in bitterster Armuth während des Verlaufs von acht Monaten hergerichtet, so daß ihr Fleiß und Ordnungsliebe sogar die Bewunderung der Heiden erweckt hatte. Das erste Haus, das sie bauten, war die Kirche. Die heidnische Häuptlingin hatte dies anzuerkennen gewußt und den Spruch gethan: „Die Christen sind gute, ordentliche, fleißige Leute, die von den Heiden unbelästigt bleiben sollen; wer sie spottweise Madiaken nennt, muß einen Ochsen Strafe zahlen." So können sie sich im Frieden erbauen. Freilich leiden sie bittere Noth. Ihr Vieh, ihre Kleider, ihre Kornvorräthe, all ihre Habe haben die Heiden geraubt oder vernichtet; die neuen Felder, die sie aufbrechen, können

erst im nächsten Jahre Kost bringen; mitgenommen hatten sie nur ihre Waffen und was jeder bei der Flucht auf dem Leibe trug. Bei den Heiden bettelten sie nicht, wie andere Heiden; aber der Herr hat für sie gesorgt. Eine kleine Ferse, die im Busch war, hatten die Feinde nicht entdeckt; sie konnten sie heranholen und für acht Mud Korn verkaufen. Was sie erhielten, theilten sie redlich untereinander und hatten alles gemein. Besonders schmerzlich fühlten sie den Verlust ihrer Bücher, die ein Raub der Flammen geworden waren, sofern nicht einer oder der andere eins mit in den Kampf genommen hatte. Da konnte ich denn als der „Vater", der von fern gekommen war, um nach seinen Kindern zu sehen, ein wenig aushelfen. Ich hatte eine Anzahl Bücher, Decken und Hemden, auch Schreibtafeln und von einem ferne Wohnenden zwölf Mud (24 Scheffel) Mais gekauft und konnte nun für die nächste dringende Noth Abhülfe bringen. Das war eine Freude, als Khashane's Wittwe und seine Mutter und der jetzige Häuptling Simon jeder eine große Decke empfingen und die Bedürftigsten Hemden, so weit der Vorrath reichte, und dazu die frohe Kunde vom Milis, der kommen werde. Als ich aber den Vorrath von Büchern (Neuen Testamenten und Katechismen) und Schreibtafeln an Philippus und Paulus übergab, da strahlten ihre Augen im hellen Glanz, und Alle brachen in Jubel und Dank aus.

Die eigentlichen geistlichen Führer, Philippus, Paulus und Petrus, machten mir einen tiefen Eindruck. Ein heiliger Ernst und die Freude im Herrn gab ihren Angesichtern etwas Verklärtes. Philippus und Petrus hatten dabei einen fast vornehmen Anstand in Worten und Haltung, namentlich Philippus, der in die nöthigen Kleider gesteckt, hätte für einen Edelmann gelten können nach seinem ganzen Benehmen. Da war nichts von weibischen Klagen, und was noch mehr sagen will, nichts von Bitterkeit gegen ihre Verfolger; sie hatten nur den einen Wunsch, daß sie alle noch Christen werden möchten, und für sich nur den Wunsch, im Frieden ihres Glaubens leben zu können.. Von Khashane sprachen sie, als ich nun mit den Einzelnen über das Erlebte sprach, nur mit dankbarer Treue. So viel sie an ihm gehabt hatten, so klagten sie nicht über seinen Tod; denn „Gott hat ihn gerufen, und er erfreut sich jetzt des ewigen Lebens." Auch Khashane's alte Mutter war wie verändert seit ihres Sohnes Tod. Derselbe war ihr eine laute Predigt geworden, und sie hatte sich jetzt zur Taufe gemeldet. Als ich sie fragte: Wünschtest du nicht, daß dein Sohn wieder lebe? lautete die Antwort: Ich wünsche nicht, daß er wieder lebe; aber ich wünsche, daß Gott mich annehme, so daß ich einst im Tode dahin komme, wohin er vorangegangen ist. Sie ist eine alte Frau, wird nicht viel lernen, aber das Eine, was Noth ist, hat sie erkannt und ergriffen.

Gegen Abend kam auch Rasitele, der nächste heidnische Kraalkapitän, unter dem die kleine Christengemeinde steht. Er brachte einen Krug mit Milch zum Geschenk; ich erfreute ihn mit meiner Photographie, die er wie ein kleines Wunder anstaunte, seine Räthe mit ihm. Er stellt sich zu den Christen freundlich und lobte sie sehr.

Am Abend hatten wir einen feierlichen Gottesdienst in dem neu-

erbauten Kirchlein. Ich predigte über den apostolischen Gruß 2 Cor. 13, 3 und theilte den Armen, die lange darnach gehungert hatten, das heilige Abendmahl aus. Bei der Predigt waren auch Rasitele und andere Heiden zugegen. Die Beichte hatte Br. Reuter gehalten.

Dienstag, 2. Dezember, hatte sich schon früh Rasitele wieder mit einem Topf Milch eingefunden. Die Gemeinde schenkte von ihrer Armuth, weil wir einen weiten Weg vor uns hätten, einige Hühner. Wir hielten noch einen Morgengottesdienst, dann ging es auf den Weg.

Um uns einen großen Umweg zu ersparen, hatten die Gemeindeglieder sich einen neuen Weg quer durch die Büsche und Bäume ausgedacht. Fünf Mann gingen mit scharfen Beilen voran, natürlich Paulus und Philippus unter ihnen. Da mußte denn jeder Baum, der im Wege stand, gekappt werden; dreißig größere und hundert kleinere Bäume oder Büsche und zahllose Zweige, die herüberragten, fielen unter den geübten und kundigen Hieben. Der Ochsenwagen ging über sie hinweg. Hier lernte ich, was es heißt, in Afrika einen neuen Weg zu machen. Obgleich die größten Steine aus dem Wege geschafft wurden, blieben doch auch solche von eines Fußes Höhe liegen, über die der Ochsenwagen hinwegstampfte, dann galt es schwere Schloten zu passiren und das entgegengesetzte Ufer mit dem Spaten abzugraben, damit der schwere Ochsenwagen hinauf könne; denn der Weg führte mitten durch die Wildniß.

Nach 1½stündiger Fahrt befanden wir uns gegenüber einem spitzen Felskegel, an dessen Rande Mamaila, der nächste Oberhäuptling (jetzt eine Frau), wohnt; dieser steht wiederum unter dem mächtigen Oberhäuptling Seboko. Bei einem größeren Baßuthokraal angelangt, mußte erst lang und breit verhandelt werden, wie wir zwischen ihren Gärten hindurch den Pfad finden könnten für unsern Ochsenwagen. Ein Junge wurde uns als Führer beigegeben. Philippus begleitete uns, seiner Absicht nach, zu dem Ort, wo wir den großen Pfad wieder erreichen würden. In der Aufenthaltszeit arrangirten die Männer auf Knothe's Aufforderung eins ihrer Spiele, welches unserem Dokadille ähnelt. In Ermangelung des dazu gehörenden Brettes mit den entsprechenden Löchern, machten sie diese in zwei Reihen in den Erdboden und legten Steinchen hinein, die sie nach den Regeln ihres Sports in fernere Löcher weiter legten. Sie wurden ganz eifrig und lebendig dabei, und es soll zu diesem Spiel viel Kunst und Ueberlegung gehören. Endlich konnte die Reise fortgesetzt werden und nachdem noch manche schwere Stelle und häßliche Schlot überwunden war, erreichten wir Nachmittag den großen Weg. Paulus hatte dreimal Abschied genommen und kam immer wieder zurück, um uns noch ein Ende weiter zu begleiten. Philippus blieb den ganzen Tag bei uns, um uns helfen zu können.

Der Weg führte das etwa 1500 Fuß hohe Randgebirge hinauf, in welchem die Hochebene des Botlokoa zur Ebene abfällt. Es waren herrliche malerische Gebirgsscenerien, die wir durchfuhren. Hohe schöne Bäume in Masse, und je höher wir stiegen, auf desto mehr kleinere Felskegel in den malerischsten Formen blickten wir hinab. Darüber hinaus dehnte sich die schöne, mit Bäumen und Büschen bestandene Thalebene. Rothe Vierecke zeigten die Gärten der Kaffern, die sie in der rothen

Erde gepickt hatten, und machten selbst die Bergabhänge zu tapetenartig gezeichneten Flächen. Ueber die Thäler hin weit hinaus hohe Gebirgszüge, die sich zu einem weiten Panorama gruppirten und zum Theil schöngezackte Berglinien zeigten. Endlich mit Sonnenuntergang hatten unsere wackeren Ochsen ihr schweres Tagewerk vollbracht; wir waren auf der Höhe des weitgedehnten Hochlandes Botlokoa angelangt.

Mittwoch, 3. Dezember. Die Batlokoa sind besonders harte Heiden, dem Evangelium entschieden abgeneigt. Dem Umstand, daß Jonathan Mathome, der Bruder des Häuptlings, in Wallmannsthal erweckt worden war, verdankten wir die Erlaubniß, mit dem Evangelium einzudringen, und wir hatten schon die zweite Außenstation anlegen können. Um Jonathan hatte sich eine Schaar Christen gesammelt; das zweite Häuflein hatte noch keinen Nationalhelfer. Jetzt auf dem Wege, bei Mamaila, erreichte uns die erschütternde Nachricht, Jonathan sei gestorben. Er war zu meiner Begrüßung bereits krank nach Mp'hôme gekommen; ich hatte mich noch des Anblicks dieses treuen, begabten Zeugen erfreuen dürfen und mit ihm über seine Arbeit gesprochen. Zwei Tage später ruft ihn der Herr ab, und unsere Hoffnungsarbeit in Botlokoa ist abermals gefährdet; denn nur die Liebe zu seinem Bruder hatte den Häuptling vermocht, dem Drängen der Feinde auf Verjagung der Christen zu widerstehen. Und nun ist dieser plötzlich abgerufen! Gottes Wege sind wunderbar, — aber die Sache ist ja des Herrn, er wird sie versehen.

Wir wurden frühe auf den Weg gebracht. Unsere Treiber hatten unser Wort, wir wollten, um die Tageshitze zu vermeiden, früh einspannen, ähnlich verstanden wie jener Kaffer in Blumfontein. Um zwei Uhr wurden wir mit der Nachricht geweckt, der Kaffee sei fertig und es werde eingespannt. Philippus war immer noch bei uns. Ramokopa's Hauptstadt lag hinter uns. Wir dachten nach vierstündiger Fahrt an Ausspannen, aber die Treiber meinten, der Fluß (Dwars-Rivier) müsse nahe bei sein, wir wollten erst hindurch, damit wir, falls ernster Gewitterregen fiele, nicht durch denselben aufgehalten würden. Nach einer halben Stunde war der Fluß erreicht, die Drift schien ganz leicht, glatt hinein, glatt hinaus, das Wasser kaum tiefer als die Axe, keine Steine im Fluß — wir gingen also getrost hinein, hatten die Hälfte und die größere Tiefe bereits bewältigt, unsere Vorochsen standen bereits am jenseitigen Ufer — aber, der Wagen stand auch, das eine Rad festgesogen in dem schlammigen Sande des Flusses. Alles Schreien, Drohen, Schlagen war vergeblich, der Wagen stand baumfest. Drei- oder viermal wurde von Neuem angesetzt, aber er stand. Die Ochsen ließen ein ganz eigenthümliches klagendes Brummen und Stöhnen vernehmen, das ich auf deutsch übersetzte: „Sind wir nicht eure Ochsen? haben wir je den Dienst verweigert? was schlagt ihr uns denn ob einer Aufgabe, die zu lösen über Ochsenkraft geht?" Dann zogen sie trotz alles Schlagens gar nicht mehr an, verwickelten sich in ein wirres Knäuel — wir sahen, wir mußten uns in das Unvermeidliche fügen, und mitten im Fluß unsere Geduld bewahren. Eine Schaufel wurde geholt, der Sand von den Rädern weggeschaufelt — alles vergeblich, die Ochsen zogen nicht mehr. Sie wurden ausgespannt, an dem hinteren Ende des Wagens

vorgelegt, wir wollten den Wagen zurückziehen und dann in starker Fahrt hindurch, — aber sie zogen auch nicht rückwärts. Ich zog meine Zeichenmappe hervor und nahm eine Skizze von der Gegend, sie war fertig und wir saßen immer noch im Fluß. Da kommt einer von den wenigen christlichen Batlokoa an mit sechs frischen Ochsen, bereitwillig bietet er sie als Hülfe an; aber weil er kein Zieh-Geschirr hat, werden sie nur in der Stelle von sechs unserer müden Ochsen eingelegt — trek! — und der Wagen steht bombenfest. Es blieb durchaus nichts anderes übrig, als mittelst der Pferde ans Ufer zu gelangen und Kaffee zu kochen. Vom Kaffeefeuer aus nahm ich eine zweite Skizze von dem vereinsamten Ochsenwagen selbst im Fluß. Er ließ sich das gefallen, die Skizze war fertig, aber der Wagen stand bombenfest. —

Inzwischen hatte Br. Knothe in der Entfernung von einer Viertelmeile einen heidnischen Kafferkraal entdeckt, ritt hin und brachte gute Nachricht mit. Der Kapitän wäre ein ganz freundlicher Heide und bereit, uns mit zwölf neuen Ochsen und mit Männern zu helfen. Das war erwünschte Botschaft, denn jener christliche Kaffer hatte uns bereits mitgetheilt, daß vor einigen Tagen ein Ochsenwagen zwei Tage lang im Fluß gesteckt hatte. Bald kam denn auch der Kapitän mit mehreren Männern, sechs neue Ochsen wurden vor die unsrigen gelegt — trek! — und mit wonnigem Gefühl sahen wir, daß unser Wagenkoloß sich bewegte — trek! — es ging vorwärts! trek! trek! trek! und er stand am Ufer, noch ein Schreien, er war oben — diese Noth hatte ein Ende.

Unsere Leute hatten mächtig gearbeitet im Wasser und außer dem Wasser, nun hatten wir glatten ebenen Weg ohne Schwierigkeiten vor uns, nun verabschiedete sich auch unser treuer Philippus, um zu den Seinigen nach Mamaila zurückzukehren. Die Fahrt ging auf der Hochebene Botlokoa ebenmäßig vorwärts, der Weg war herrlich, die wellenförmigen Hebungen und Senkungen der mit Buschwerk bestandenen, von zahlreichen Kafferkraalen bewohnten Hochebene galten, obschon sie öfters 120 Fuß hoch waren, nicht mehr als eine Schwierigkeit. Am Abende wurde bei einem ganz kleinen Quellenloch, dem einzigen Wasser für lange Zeit, ausgespannt.

Donnerstag, 4. Dezember. Da wir am vergangenen Tage unser Reiseziel nicht erreicht hatten, beschlossen wir, heute unsere Pferde zu einem längeren Ritt, dem Ochsenwagen vorauf, zu benutzen. Aber mein schöner Berliner Sattel war nicht für die afrikanischen Pferde eingerichtet, mein Reitpferd war gedrückt. Auf den Maulesel Sterkmann oder den Steinesel zu steigen, getraute ich mich nicht, so mußte ich denn Br. Reuters hölzernen mit Leder bezogenen Kommißsattel benutzen, der früher einem englischen Dragoner gedient hatte. Derselbe war in der Weise hohl gebaut, daß das Pferd nicht gedrückt werden konnte. Die Probe gelang, in 2½ Stunden muntern Reitens war Cooksley, das Haus eines englischen Kaufmannes, erreicht. Wir wurden freundlich aufgenommen und mit einem trefflichen Frühstück gestärkt. Dabei gab es eine Art Aprikosen, die nicht größer als Wallnüsse, doch trefflich im Geschmack waren. Der Ritt hatte uns, da der Himmel bewölkt war, nicht eben ermüdet, obschon die Wolken uns den Blick auf die

Gebirgskette der Zoutpansberge — wenigstens, was die Spitzen desselben betrifft — etwas verkümmert hatten. Unten am Fuß breitete sich eine herrliche grüne Ebene aus, das Thal des Levubo, fruchtbar mit zahllosen Baumgruppen, wie ein Garten Gottes, aber — Fieberland. Die Stätte des Dorfs Schumansdal liegt verödet da, die ganze Einwohnerschaft ist dem Fieber erlegen.

Die Wolken hoben sich, je weiter wir ritten, und bereits tauchten die Gipfel des Pisangkopfs und weiterhin die Eisenberge auf, aus welchen die Eingeborenen das Material zu ihren Picken, Waffen und sonstigen Geräthschaften nehmen. Nach anderthalbstündigem Reiten erreichten wir die Station der französischen Schweizer, Namens Waterval oder Elim. Die dortigen Brüder stehen mit den unsrigen im freundlichsten brüderlichen Verkehr; so wurden wir denn von den Geschwistern Jacques und Thomas mit offenen Armen aufgenommen und auf das beste bewirthet. Wir hatten noch 2¼ Stunden zu Pferde vor uns, aber sie hielten uns — zuletzt, mit dem Anerbieten, sie wollten uns ihre frischen, ausgeruhten Pferde geben, mit denen wir das Versäumte bald einholen würden. — Die Station ist zweckmäßig und schön angelegt und die Brüder arbeiten unter den Knopneusen in großem Segen.

Um 4½ Uhr bestiegen wir die Pferde; es war eine wahre Lust, wie sie dahinflogen. Wir erreichten Albasinis Platz in dreiviertel Stunden, während wir auf anderthalb gerechnet hatten.

Dieser Albasini ist eine der merkwürdigsten Persönlichkeiten in Süd-Afrika. Geboren im Jahre 1813 in Portugal, wohin sein Vater, ein Landbauer, 1807 von „Welsch-Deutschland" (Italienisch-Tyrol) verzogen war, ging er im Oktober 1830 nach Bahia in Brasilien, strandete 1831 mit einem Schiff an der Delagoabai, blieb dort eine Zeit lang und kam 1847 nach Transvaal, woselbst er unter den Knopneusen eine Art Capitainschaft sich erwarb. Er hat mit großer Strenge unter ihnen sich solche Autorität verschafft, daß Tausende seinem Wink folgen. Jetzt ist er ein alter Mann; in seinem grauen langen Bart, breitem Krämpenhut mit Straußfedern, sah er ganz malerisch aus. Von den Bauern wurde er eine Zeit lang als Land-Kommissarius über den nördlichen Distrikt eingesetzt und dann die Stelle seinem Sohn übertragen, welcher indeß nicht gleiche Gewalt über die Knopneusen besitzt. Der Alte wird noch jetzt weit und breit von den Eingeborenen gefürchtet, denn wohin er mit seinen todesverachtenden Knopneusen kommt, da giebt es Heulen und Klagen.

Seinen Platz hat er wie einen Edelhof und wie eine Burg eingerichtet. Derselbe ganz umgeben mit einer Steinmauer, an der einen Seite eine Art Kastell, würde jedem Angriff der Eingeborenen leicht Widerstand leisten.

Albasini wird jetzt alt, scheint sich aber von einem Krankheitsfall völlig, wenigstens geistig, erholt zu haben. Er sprach klar und bestimmt, Worte und Gesichtsausdruck tragen das Gepräge des Wohlwollens, so daß nichts den harten Kafferhäuptling erkennen läßt; seine Frau hat den Schweizerischen und unseren Missionaren manchen werthvollen Dienst geleistet. Der Alte führte uns in seinen wohlgepflegten

Garten mit seiner Kaffeeplantage. Alles war, wie geleckt, er hat eben über unbegrenzte Kräfte von Dienstkaffern zu verfügen. Schattige Alleen führen auf den Platz und machen den Garten kühl. Ein dicht mit Bäumen umpflanzter Platz, in den nie ein Sonnenstrahl dringt, ist sein Gerichtsort. Er zeigte uns die Linien auf dem Erdboden, welche die Parteien, die Zeugen und die Richter von einander abgrenzen, und welche bei strenger Strafe nicht überschritten werden dürfen; so hört er, läßt Zeugen und Richter ihre Meinung abgeben und spricht dann die letzte Sentenz, gegen welche keine Apellation gestattet ist.

Nach einem kurzen Gruß bei seinem im Nebenhause wohnenden Sohn, dem jetzigen Distrikts-Kommissarius auch über Motyatje's Land, verabschiedeten wir uns, um noch an diesem Abend Valdezia, die älteste Schweizer Station, zu erreichen. Da die Dunkelheit hereinbrach und wir die Löcher im Wege nicht erkennen konnten, mußten wir zuletzt langsam reiten, und trafen erst 8½ Uhr ein. Ich war von dem fast siebenstündigen Ritt etwas erschöpft, so daß ich die liebenswürdige gastliche Freundlichkeit der beiden Brüder Berthoud nicht völlig genießen konnte, sondern bald die gewünschte Ruhe suchte. Ich bedurfte einiger Stunden, ehe das wallende Blut sich soweit gelegt hatte, daß ich einschlafen konnte. Selbst die Freude über das Wiedersehen meines alten lieben Br. Schwellnuß, der mir bis hierher entgegengekommen war, hatte mich nicht aus der Erschöpfung herausreißen können.

Freitag, 5. Dezember. Der Morgen war hell und klar. Das Gebirge lag wolkenlos vor uns, der Blick schweifte befriedigt über das fruchtbare reich mit Bäumen bestandene Levubo-Thal, welches sich längs der Zoutpans- und der Vawenda-Gebirge hinzieht. Der Tag wurde heiß, wir beschlossen also, den Weg lieber in vier Stunden im schattigen Ochsenwagen, als in zwei Stunden zu Pferde zurückzulegen.

Zuvor besuchte ich die farbige Gemeinde von Valdezia und begrüßte sie bei ihrer Morgenandacht in dem kleinen Kirchlein. Dann untersuchte Br. Paul Berthoud, der nicht bloß Missionar, sondern ein studirter, geschickter, praktischer Arzt ist, meinen Finger. Er fand ihn nicht gut; er hatte auf der Reise die nöthige Pflege nicht erhalten können, das wilde Fleisch begann zu wuchern, es mußte mit Höllenstein gebeizt werden. Der liebe Bruder that das Nöthige und gab mir zur ferneren Pflege Höllenstein und Salbe mit. Wir hatten ein trautes Stündchen mit den Brüdern, dann ging es vorwärts.

An einem schönen Punkt, wo das ganze Bowenda-Gebirge ausgebreitet vor uns lag, machte ich Halt, und nahm von einem geeigneten Punkt aus eine Skizze auf. Die Station Tshakoma liegt auf einem Hügel 130 Fuß über dem Fluß — nicht hoch genug — um vor der Hitze zu schützen. Deshalb hat Br. Schwellnuß auf der Höhe des 1300 Fuß hohen Bergrückens ein Sommerhäuschen angelegt, neben einem heiligen Baum und Hain der Vawenda; er zieht sich mit seiner Familie in den heißen Tagen dorthin zurück.

Als wir den letzten Fluß passirt hatten, begrüßte uns die Gemeinde mit einer improvisirten Fahne und Gesängen und gab uns das Geleite bis zur Station. Letztere ist mit viel Umsicht und Geschmack angelegt. Der tropische Baumwuchs hatte die wohlgepflegten Gärten,

in denen Kaffeebäumchen, Bananen, Granaten, Maulbeerhecken in üppiger Fülle gedeihen, in ein kleines Paradies umgestaltet. Die Aussicht vom Hause ist herrlich; nach der einen Seite in die tiefen Schluchten des vom Häuptling Matzebandela bewohnten malerisch zackig geformten Berges, an der anderen hinauf auf das Sommerhaus, an der dritten und vierten weit über eine reiche mit Hügeln durchschnittene Ebene, und über diese hinaus schweift der Blick weithin auf die hohen zackigen Gebirgszüge, die den Horizont begrenzen. Der Ort könnte ein Eldorado sein, wenn nicht die unerträgliche Hitze und die daraus folgenden Krankheiten und Erschlaffungen ein Gegengewicht wären. —

Am Abend hielt ich die Ansprache an die in der Kirche versammelte, etwa 70 Seelen zählende Gemeinde.

Bei der Rückkehr sah ich ein wunderbares Blitzspiel ohne Donner; die Blitze folgten in Zeiträumen von kaum einer halben Sekunde und erleuchteten die zackig zerrissenen Wolken von oben und unten. Das Gewitter zog herauf über die Station hinweg, die Zwischenräume zwischen Blitz und Donner wurden kürzer, das Krachen stärker, ich war froh, als das Wetter sich verzogen hatte.

Sonnabend, 6. Dezember. Als ich mit Sonnenaufgang mein Lager verließ, bemerkte ich, wie die Gemeinde sich sammelte. Sie stellten sich vor der Thür des Br. Knothe auf, um ihn zu seinem Geburtstag zu grüßen. Sie sangen ihm: „Lobe den Herren, den mächtigen König der Ehren," und „So nimm denn meine Hände, und führe mich." Dann kamen sie vor mein Fenster und sangen: „Ein' feste Burg ist unser Gott"; ich lag im offenen Fenster und sang deutsch mit.

Draußen regnete es; die schöne Landschaft war in Nebelgrau gehüllt; für mich günstig, ich konnte an meinem Tagebuch schreiben.

Am Vormittag hatte ich zuerst Schulprüfung mit 15 Kindern. Sie waren in der biblischen Geschichte und im Katechismus wohl unterrichtet. Auch die Prüfung der erwachsenen Katechumenen machte einen guten Eindruck. Der übrige Theil des Vormittags wurde mit geistlichen und theologischen Gesprächen ausgefüllt. —

Gegen Abend versammelte ich die vier Nationalhelfer David Funzane, Johannes, Jacobus und Nicolaus zu einer Besprechung. Sie sind mit der schweren Aufgabe betraut, bei den benachbarten heidnischen Kapitänen Bahn zu brechen; diese aber als Vawenda sind harte Leute, und alle Versuche haben bisher nur geringe Erfolge gehabt. Deshalb galt es in meiner Ansprache, sie zu ermuthigen und zum treuen Ausharren zu ermahnen. Sie nahmen das dankbar auf, aber einige schienen etwas gedrückt zu sein. Ich ließ mir von ihnen ihre Praxis und ihre gemachten Erfahrungen erzählen und knüpfte einige belehrende Worte daran.

Sonntag, 7. Dezember, läutete, wie alle Tage, bei Sonnenaufgang die Glocke zu der gemeinsamen Morgenandacht, in welcher die Stationsbewohner sich durch Gesang, Schriftvorlesung und Gebet untereinander erbauen. Nach zehn Uhr begann der Hauptgottesdienst. Die kleine Kirche war von etwa 120—150 Personen gedrängt gefüllt, die Heiden machten den größten Theil der Versammlung aus. Ich predigte über das Sonntagsevangelium (2. Advent), Schwellnuß dol-

metschte. Nach der Kirche präsentirte sich der Häuptling Matzebandela mit einem seiner Räthe und einem kleinen Kraalkapitän. Der erstere hatte ausgeprägt jüdische, der letztere scharf ausgeprägt europäische Gesichtszüge, feine Lippen, gespitzte Nase, hohe Stirn. Die hohe Stirn habe ich überhaupt als characteristicum der Vawenda gefunden. Sie ragen vor den Bassuto auch durch Kunstfertigkeit ihrer Arbeiten und Geräthe hervor. Eins ihrer Spiele, in welchem zwei Parteien von zehn Mann kleine Steine in regelrechten Löchern hin und her bewegen, erfordert scharfes Nachdenken, und erhitzt oft die Spielenden bis zur leidenschaftlichen Erregung. Die Kinderspiele sind mannigfach und den deutschen ähnlich (z. B. Anschlagen, Kämmerchen vermiethen), ja selbst in den die Kinderspiele begleitenden Gesängen habe ich ähnliche Melodieen und Rhythmus gehört, wie in den deutschen, und fragt man sie, woher sie das haben, so lautet die Antwort: Von alters her. Die Bela ist ein schon ziemlich ausgebildetes musikalisches Instrument; klingende Holzstäbe sind nach der Tonleiter abgestimmt; ihr Klang wird durch künstlich geschnittene Flaschenkürbisse als Resonanzboden verstärkt. Zum Schlagen der Holzstäbe gebrauchen sie Klöppel mit einem Ball von Gummi elasticum, der in den Wäldern häufig gefunden wird.

Matzebandela ist ein gutmüthiger, wohlwollender Kapitän. Er hat unserem Br. Schwellnuß nie etwas Böses in den Weg gelegt, sprach vielmehr sein Lob mit beredten, und wie es schien, wirklich aufrichtig gemeinten Worten warm aus.

Als ihn Schwester Schwellnuß mit einem Hemd erfreute, war sein Entzücken über dessen Schönheit groß, noch größer war seine Freude über eine Art Brille aus Draht und Fensterglas, die er als Geschenk von mir erhielt. Ein Vawenda hatte sie ganz künstlich gefertigt. Er legte beides, Brille und Hemd, nicht wieder ab, genoß den dargebotenen Kaffee und Kuchen und trat dann dankend und fröhlich seinen Heimweg nach seiner eine halbe Stunde entfernten Hauptstadt (Moshate) wieder an.

Als ich am Nachmittag eine Skizze von der malerisch schön gelegenen Station aufnahm, ritt hart neben mir ein Reiter mit weißem Soldatenhelm vorüber. Ich meinte, es sei Br. Reuter. Aber als ich bald darauf nach Vollendung meines Blattes auf die Station zurückkehrte, kam er mir schon entgegen, es war Br. Beuster von Ha Tshewasse, der gekommen war zu sehen, ob ich angekommen sei. Das war eine Jubel-Freude! — Wir saßen lange den Abend unter trauten Gesprächen.

37. Ha Tshewasse.

Montag, 8. Dezember. Nach neun Uhr brachen wir auf. Br. Reuter, Beuster und ich auf Pferden, Br. Knothe auf dem Maulesel, dem bewährten Sterkmann, der Ochsenwagen folgte. Nach etwa halbstündigem Ritt erreichten wir die Außenstation des Nicolaus, der uns erfreut begrüßte. Der Weg führte wieder über Bergrücken und durch Spruite und zum Theil über dornbewachsene Fußsteige, und an Kaffergärten vorbei. Das Land ist mit Farbigen, Knopneusen und

Vawenda, reich bevölkert, ein weites Arbeitsfeld; die Gärten der Heiden erfüllen nicht bloß die Ebenen, sondern sind (durch ihre rothe Erdfarbe als braunrothe Vierecke aus dem grünen Rasen oder Buschwerk sich abhebend) bereits bis hart an die Spitzen etlicher Berge ausgedehnt. Die kahlkafferischen Knopneusen schonen dabei der Wälder nicht, so daß diese, noch vor Kurzem dicht, jetzt bereits bedeutend licht geworden sind. Die Vawenda haben mehr Scheu vor den Wäldern und Bäumen, deren etliche von ihnen heilig geachtet werden.

Die Missionsarbeit unter beiden Stämmen ist eine verschiedene. Die Knopneusen sind keine Kapitänschaften mehr, sondern sehen Albasini als ihr Oberhaupt an. Deshalb sind die Missionare als Freunde und Kinder der Weißen ihnen Gegenstand des Respekts, und sie sind daher dem Worte Gottes zugänglicher. Die Vawenda aber haben noch ihre alten Kapitäne und ausgebildeten Zaubersitten, sind deshalb dem Evangelium, das letztere gefährdet, verschlossen und abgeneigt; den Missionar sahen sie zuerst als einen Bauer, d. h. Feind und Unterdrücker an, und stellten sich im Anfange so spröde, daß unsere ersten Vawenda-Missionare nicht einmal Arbeiter für Geld erhalten konnten. Sie sahen in ihnen Händler, deren Hauptzweck ja doch nur sei, ihnen das Land abzunehmen und die Herrschaft der verhaßten Bauern vorzubereiten. Da galt es in den ersten Jahren viel Geduld und Glauben der Heiligen, um alle bewußten Plagereien der Heiden durch Liebeserweisungen, Medizin und unerschütterliche Freundlichkeit zu überwinden. Jetzt nach zehnjähriger Arbeit und Leiden ist das Eis gebrochen; das Volk hat Liebe und Vertrauen zu den Missionaren gewonnen und die Missionsarbeit geht ihren zwar langsamen, aber sicheren Gang vorwärts. Auf Tsakoma fand ich über 70 Getaufte, bei Tshewasse etwa 50, und 15 erwachsene Katechumenen.

Weiterhin auf unserem Ritt tönte uns lärmende Musik entgegen. Es waren pickende Vawenda. Wenn nämlich Jemand seinen Garten picken will, kocht er viel Bier. Dazu versammeln sich Schaaren Durstiger, die zum Dank gemeinsam den Garten an einem Tage bestellen. Dabei aber geht es fröhlich her. Die Reihen der Pickenden theilen sich von Zeit zu Zeit. Etliche vollführen zu der Arbeit eine lautschallende Janitscharenmusik, während die anderen picken. Ab und zu sprang dann einer der Arbeitenden hervor und produzirte mit allerlei Sprüngen und Körperwendungen einen Solotanz, wobei sie eine besondere Geschicklichkeit an den Tag legen. Wir sahen dem Schauspiel eine Weile zu und ritten weiter. Bald erreichten wir einen kleinen Hain, in welchem zwei glatte Steine als Götter liegen und verehrt werden.

Weiterhin erreichten wir die Außenstation des Johannes. Er war eben beschäftigt, den Weg für unseren Ochsenwagen auszubessern. Wir verweilten kurze Zeit auf dem einsamen Posten und kamen nach einstündigem Ritt zu einem englischen Händler, Herrn Middelton, der in einem runden Hause sein Handelsgeschäft eingerichtet hatte; etliche Dienstkaffern wohnten in der Nähe. Er bewirthete uns mit einer Tasse Thee, die in der Hitze schön erlabte. Unter seinen Handelsartikeln fand ich einige von den Vawenda aus Holz geschnitzte menschliche Figuren in Nationaltracht, ich erwarb sie käuflich. Nachdem wir aber-

mals zwanzig Minuten geritten waren, erreichten wir an einem kleinen Fluß die Grenze der Station. Auf dem anderen Ufer stand die ganze Gemeinde in Feierkleidern, eine Fahne tragend. Wir ritten durch den Fluß. Die Gemeinde stimmte das Lied „Nun danket alle Gott" an; die Brüder Beuster und Jensen, die voraufgeritten waren, befanden sich unter der Schaar, auch die Tochter und die Pflegetochter des Br. Beuster. Die erstere hängte mir einen großen Kranz um die Brust und Schultern. Die übliche Begrüßung mit Händedrücken geschah, dann bestiegen wir unsere Pferde und ritten, begleitet von der singenden Gemeinde, langsamen Schrittes bis zu der Station.

Beim Eingange war eine Ehrenpforte errichtet mit den Inschriften: „Bis hierher hat dich Gott gebracht, durch seine große Güte." — (Auf der Rückseite:) „Er bring' dich zu Haus in sein'm Geleit von nun an bis in Ewigkeit."

An der Hausthür waren zwei große Baumfarren aufgestellt und eine zweite Ehrenpforte mit der Inschrift: „Willkommen am Ende, bei uns im Vawende; Gott half bis zur Wende, er helf' zum guten Ende!"

Wir gingen mit der ganzen Gemeinde sofort in die Kirche, woselbst die Gemeinde sang: „Allein Gott in der Höh' sei Ehr". Br. Beuster hielt ein Dankgebet und ich eine Ansprache an die Gemeinde.

Von dem 3½stündigen Ritt ermüdet, pflegte ich auf dem Sopha der süßen Ruhe. Beuster's, Mann, Frau und Kinder und Schwester Kuhn brachten, was sie an Merkwürdigkeiten für mich gesammelt hatten, seltene tropische Baumfrüchte, Schnitzarbeiten und Geräthschaften und Waffen der Vawenda, auch eine große höchst interessante Bela. In Tsakoma hatte Br. Schwellnuß bereits eine große Kriegspauke besorgt.

Dienstag, 9. Dezember. Früh Morgens mit Sonnenaufgang weckte mich Glockenklang. Die Gemeinde versammelte sich zur Morgenandacht, ich grüßte sie dazu. Dann wohnte ich dem Taufunterricht bei, den Br. Beuster vierzehn Jünglingen und Männern und Frauen und Jungfrauen ertheilte. Ich richtete ebenfalls einige Fragen an sie, die sie gut und sicher beantworteten. Am Vormittage war die Schulprüfung: Statt der 25 in die Listen eingeschriebenen hatten sich 30 Kinder eingefunden, zum größten Theil Heiden, ein sechsjähriger Knabe fast nackt. Die Prüfung machte mir viel Freude. Sämmtliche Kinder waren angeregt, geweckt und jeden Augenblick bei der Sache, die ihnen große Freude zu machen schien, mochte nun Br. Beuster selbst oder sein Schulhelfer Simon prüfen. Die Kenntnisse in der biblischen Geschichte, im Katechismus, im Lesen, Schreiben, Rechnen und der Geographie waren erfreulich und befriedigend.

Am Nachmittag traute ich Br. Jensen mit der Wittwe des Br. Koen (Kuhn), eine ernste stille Feier, bei der besonders die späten Abendstunden, in welchen die Brüder Reuter, Jensen, Beuster und ich Ansprachen hielten, wirkliche Weihestunden waren; Br. Knothe mußte leider, weil er einen Anfall seines alten Magenleidens mit fieberhaften Zuständen hatte, zu Bett liegen, und war auch am folgenden Morgen so leidend, daß es ihm unmöglich war, uns auf der Reise nach Georgenholtz zu begleiten.

Mittwoch, 10. Dezember, hatte ich am Vormittage eingehende Gespräche mit den Nationalhelfern und den Gemeindeältesten. Ich gewann den Eindruck, daß sie ernste entschiedene Christen seien, denen die Beförderung des Reiches Gottes unter ihrem Volk und die Arbeit der Heiligung des eigenen Lebens wirklich Herzens- und Gewissenssache geworden sei. Jeden Morgen mit Sonnenaufgang läutet das Glöcklein und ruft die Gemeinde zu Gesang und Gebet zusammen, an welchem ich mich, weil mein Zimmer an die Kirche grenzt, herzlich erquicken konnte.

Gern hätte ich eine Skizze von der Station genommen. Allein das hatte seine Schwierigkeit. Weil die Station in Fieberland liegt und in tropischer Hitze, hat Br. Beuster alles gethan, um sie gegen beide Feinde zu schützen.

Im Anfange war sie tiefer unten gebaut. Dort hat Br. Beuster seine Frau und sein Kind und seine ersten treuen Nationalhelfer, damals seine ganze Gemeinde, begraben. Deshalb verlegte er diese Station auf einen etwa 150 Fuß höheren Hügel und versah sein neues Haus nicht bloß mit einem hohen Fundament, um die Feuchtigkeit des Bodens abzuhalten, sondern umgab es auch nach allen Seiten mit schattigen Baumalleen, besonders von fieberabhaltenden Blugumbäumen, die bereits eine Höhe von 80 Fuß erreicht haben. Alte vorgefundene hohe Bäume halfen den Schatten vermehren. Ein mächtig hoher Baum mit stattlicher Krone, auf welcher die Willkommenflagge wehte, zog besonders meine Aufmerksamkeit auf mich. Es war ein Stamm von mindestens 10 Fuß Umfang, mit mächtigen Aesten und Zweigen, von welchen kein einziger mehr ein Blatt trug. Mächtige Schlinggewächse aber hatten sich an ihm emporgerankt und waren zum Theil bereits selbst baumstark geworden und ineinander zu Baumesästen zusammengewachsen; diese bildeten, die Aeste und Zweige des alten Baumes umschlingend, den eigentlichen Blätterschmuck und die dichte Krone, und werden, da sie ebenfalls zu Astesstärke herangewachsen sind, vielleicht, wenn der jetzt noch erkennbare alte Baum verwittert sein wird, dessen Gestalt fortführen.

Gegen Mittag kam die Königin Pepiti, eine von Tshewasse's vornehmsten Frauen, mit ihrer ganzen Tänzerbande, um mich mit ihrem Besuch zu beehren. Sie hatte etwas gesäumt, so daß nur 1—2 Stunden Zeit verblieben, um das merkwürdige Schauspiel zu genießen.

Die Königin machte ihre Aufwartung mit vieler Grazie und schien Br. Beuster hochzuschätzen, vielleicht aber nur, weil sie ab und zu ein Geschenk von ihm erbettelt. Da die Tänzer unten am Fluß noch ihren Schmuck ordneten, ließ sie zunächst die große Bela unter einem Baum spielen. Die Töne klangen weich und kräftig. Zwei Männer spielten zu gleicher Zeit; der die obere Stimme spielte, hatte zwei Klöppel, der die unteren, ihrer drei, indem er in der linken Hand für die Baßtöne zwei Klöppel hielt, mittelst deren er verschiedene Töne zugleich anschlug. Die Musik war kunstvoll. Die linke Hand des Diskantisten oder die rechte des Bassisten führte die zwar einfache, aber deutlich erkennbare Melodie (e d c b), während die übrigen Töne, immer

fünf zugleich, theils die Harmonie, theils kunstvoll um die Melodie sich bewegende Variationen in schnellen Läufen und neuen Tonfiguren hinzufügten.

Bald war die Königin durch die Musik auch in die richtige Tanzstimmung gekommen. Sie bewegte sich auf dem Rasen in trippelnden Körperwendungen, die Hände etwas nach vorn haltend, etwa wie ein Tanzbär, die großen Zehen nach innen gekehrt, was nach unseren Begriffen der Grazie etwas Abbruch thut. Im Uebrigen bestand ihr Tanz nur aus durchaus anständigen langsamen Körperbewegungen.

Inzwischen waren die Tänzer, etwa 30 Mann stark, auch herangekommen und bildeten zunächst ihre Gruppen. In die Mitte wurde eine große hölzerne Kesselpauke gestellt, und von einer Frau mittelst eines mächtigen Klöppels bearbeitet, zwei Mädchen bekamen länglich spitze Trommeln, auf welchen sie gleichsam ritten, wie ein Knabe auf dem Steckenpferd, nur daß sie mit vorgebeugtem Oberleibe stillstanden. Der Oberleib und die Beine hatten keine Bekleidung, ein Schurzfell war die einzige Bedeckung. Um diese Paukantinnen, drei an der Zahl, deren Instrumente in c c g abgestimmt in daktylischem Rhythmus geschlagen wurden (die große Pauke auch mit den flachen Händen), bildeten eine Schaar von zehn anderen ähnlich bekleideten Mädchen in einem Kreis-Klumpen zusammen hockend das Zentrum des Tanzplatzes.

Um dieses Centrum schaarte sich die Tänzerschaar im größeren Kreise. Mehr oder weniger phantastisch ausgeschmückt mit Federn, Haar- und Gürtelschmuck aller Art, trugen sie um die Füße Schnüre von rasselnden Früchten, die das Gerase bei den Sprüngen vermehrten. Jeder Tänzer hatte ein Antilopenhorn oder eine Hirtenflöte, von denen jede nur einen Ton gab, aber alle nach der Tonleiter abgestimmt. Nachdem also die Instrumente vertheilt und gegeneinander abgestimmt, und der Kreis gebildet war, gab der Tanzmeister auf dem Antilopenhorn das Signal, worauf jeder Tänzer, das Angesicht nach dem Centrum gewandt, seinen Ton blies und dabei in die Höhe hüpfte mit verschiedenen Variationen. Auf ein gegebenes Signal wandten sie sich rechts um und hüpften, jeder seinen Ton blasend, in verschiedenartig aber regelmäßig wechselnden Sprüngen hinter einander im Takt. Bald löste sich aus dem Gewirre der Töne eine Art Melodie, ein Wechsellied zwischen höheren und tieferen Tönen, welches aus dem Gewirre der Töne und Pauken sichtlich sich schied, und namentlich aus der Ferne gehört, ganz melodisch klingt, — aber immer in Molltönen. — Aus dem Kreise der Tänzer sprang von Zeit zu Zeit ein Solotänzer in den Kreisring und that seine Künste in allerlei wunderlichen kunstvollen Sprüngen dar, hoch bewundert von den Weibern, die ihren Beifall dadurch zu erkennen gaben, daß sie in dem zugespitzt geöffneten Munde zwischen den Lippen mit der Zunge einen Wirbel schlugen, wodurch natürlich der betäubende Lärm nicht wenig vermehrt wurde. Ab und zu kam einer der Solotänzer auch mit besonderer Grazie und Sprüngen auf mich zu, um mir seine Huldigung zu bringen.

Endlich betrat auch die Königin Pepiti den Tanzkreis, sie wurde von dem hundertfachen Beifallswirbel der Frauen begrüßt, die zehn jungen Mädchen bei den Trommeln aber fielen alle auf ihre Kniee

und beugten den Blick und Oberleib zur Erde, aus Ehrfurcht vor der Königin, deren Tanz sie nicht eher bewundern durften, ehe diese ihre besondere Erlaubniß dazu ertheilt hatte. Zu der Königin, gewissermaßen ihr Ehrengefolge bildend, aber traten zwei Tänzer, in allerlei Tanzfiguren ihren einfachen Bewegungen folgend. Der eine hielt über sie einen Sonnenschirm ausgespannt, der andere schwang einen Zweig über ihr in der Luft.

38. Georgenholtz, das nördlichste Ziel.

Nachdem wir die beiden Haupttänze, die den Namen Matango und die Schikanja führen, eine Zeit lang angesehen hatten, bestiegen wir unsere Pferde, um nach Georgenholtz zu reiten. Wir hatten für heute noch einen Weg von 3½ deutschen Meilen vor uns. Das Wetter war ungewöhnlich kühl, wir konnten also munter reiten. Der Weg war sehr schön, führte durch Gebüsch und Kaffergärten, die auch hier bis an die Höhe der Berge wie rothe Flecken aus dem Grün der Bergzüge sich abhoben. Hier und dort bekundete eine aus dem Walde oder aus den Gebüschen aufsteigende Rauchsäule, daß dort ein Stück Land ausgebrannt wurde zu einem neuen Garten. Zahlreiche Kraale hoben sich ab aus Berg und Thal. Wir sahen die Kaffern auch überall in den Gärten picken und arbeitend. Sie kamen, namentlich die Hüteknaben, vielfach heran und grüßten freundlich, wenn sie Br. Beuster erkannten.

Nach 2½stündigem Ritt erreichten wir den großen Boababbaum, einen wahrhaften Baumriesen. Sein schwacher Laubschmuck und die vertrocknenden Spitzen der Zweige bekundeten, daß er am Absterben ist. Von weitem ahnte ich nicht, welcher Koloß sich unserem Auge darbieten werde. Er maß 66 Fuß im Umfang und aus der Ferne konnten wir später sehen, daß er die nebenstehenden hohen Bäume um mehr als die Hälfte überragte, also wohl seine 120—150 Fuß in der Höhe messen mag. Ich nahm eine Skizze von ihm; dann aber mußten wir uns eilen, denn die Sonne ging unter. Wir erreichten glücklich die Außenstation unseres Nationalhelfer Stoffel, der bei dem Häuptling Tshekalanga, einem Sohne Pafudi's, stationirt ist.

Hier bezog Beuster sein Hotel, eine kleine Kafferhütte von 9 Fuß Durchmesser, in die ich nur knieend kommen konnte, sie ist bei seinen Besuchen sein Nachtquartier. Es war ein herrlicher Nachthimmel, die Sterne funkelten und die Glühwürmer schwirrten diamantenhell, lange Lichtlinien zeichnend, durch die Nacht. Wir hielten unsere Abendandacht mit den Farbigen am Feuer, dann bestieg ich mit Br. Reuter den Ochsenwagen, um in diesem unser Nachtlager zu halten.

Donnerstag, 11. Dezember. Wir konnten nicht frühmorgens den Ritt beginnen, weil die Sträucher und Dornen, und die zum Theil 10 Fuß und mehr messenden langen Grashalme, durch welche unser Weg führte, vom Thau trieften. So traf der Häuptling Tshekalanga, der von seinem Kraal in Folge der gehörten Salutschüsse zur Begrüßung herabgekommen war, uns noch an. Er ist ein freundlicher Heide, der unserem Stoffel nichts in den Weg legt bei dessen Kraalbesuchen. Auch

andere Heiden kamen zum Gruße. Dann brachen wir auf. Der Weg führte über Steinklippen und durch dichtes Gebüsch, in welchem wir unsere Kleider nur mühsam vor dem Zerreißen schützen konnten, dann durch mehrere Flüsse, die in dieser Jahreszeit durch der Regen unpassirbar zu werden pflegen, diesmal aber leicht durchritten werden konnten. Wir kamen in immer tiefere Thalpartieen, die namentlich an den Flüssen malerische Gruppen bildeten. Schöne große Mahagonibäume, auch Gelbholz-Riesen und frischer tropischer Baumwuchsuntergrund, fesselten meine Aufmerksamkeit. Nach 2½ stündigem Ritt erreichten wir unsere Außenstation bei Nathanael, der uns mit Freuden aufnahm und bewirthete und mir eine Ziege als Geschenk brachte. Dann wurde wieder aufgesattelt und nach 1½ Stunden kamen wir an das Flüßchen, welches die Station Georgenholtz begrenzt. Mächtige hohe Bäume, die immer dichter standen und den ganzen Berg Makoarele's bedecken, gewährten schönen Schatten.

Hinter dem Flüßchen stand das kleine zusammengeschmolzene, seit Baumhöfner's und Koen's Tode verwaiste Gemeindlein mit ihrem Fähnlein, jeder einen Blumenstrauß in der Hand haltend, der Nationalhelfer Franz an der Spitze, und begrüßte uns singend. Mein Herz war tief bewegt, zu sehen, wie dies Häuflein auch in der Vereinsamung Treue gehalten hatte. Etliche Familien waren auf andere Stationen verzogen, nur zwei bis drei Christen wankend geworden, die übrigen waren alle treu geblieben und erbauten sich durch Gottesdienst und Schulunterweisung unter dem treuen und begabten Nationalhelfer Firantze (Franz). Wir stiegen ab, das kleine auf 20—30 Seelen zusammengeschmolzene Gemeindlein zu begrüßen. Dann ritten wir, gefolgt von der singenden Schaar, 1½ Uhr in die verwaiste Station ein. Das schöne auf dem Hügel erbaute leere Haus war mir beweglich, alles so öde. Aber die Aussicht von der Veranda war entzückend. Nach der einen Seite hin herrliche Waldberge, nach der andern schroff abhängende Felsen, und in der Front eine unabsehbare grüne Ebene, mit Bäumen und Dornen bestanden, der Tummelplatz der Löwen, Büffel, Nilpferde, Giraffen und Nashörner. Sie senkt sich in riesiger Ausdehnung bis zum indischen Ozean hinab, nur einzelne niedrig scheinende ferne Bergspitzen durchbrechen die gerade Linie des Horizont. Der Berg Tshekundo, 1½ Meilen von Georgenholtz, liegt bereits im portugiesischen Gebiet.

Da ich für den folgenden Tag Regen befürchtete, nahm ich sofort eine größere Skizze von der Station, auf welcher neben dem Kirchlein bereits Palmen stehen. In den Gärten wuchsen Bananen, Kaffee, Zuckerrohr und alle Südfrüchte, in der Niederung wird auch Reis gewonnen. In Deutschland würde diese Aussicht von der Veranda in Georgenholtz zu den herrlichsten Landschaften gezählt werden.

Gespräche mit den Gemeindegliedern und Franz füllten den Rest des Tages aus. Makoarele, der Häuptling, war nicht gekommen, er hatte sagen lassen, er suche noch, werde aber am folgenden Tage kommen.

Freitag, 12. Dezember früh, rief Br. Beuster in unser Wagenhotel hinein, wir möchten die Sonne aus dem Meer auftauchen sehen. Sie ging wie ein Gluthball über dem Meere auf, von welchem unser

weit in die Ferne schweifender Blick freilich nur die Lage und Richtung, nicht aber das Wasser schauen konnte.

Wir hatten unser Frühstück beendigt. Gemeindeglieder und Heiden sammelten sich zahlreich um uns. Nun erschien auch Makoarele, dieser merkwürdige Mann. Er war sauber europäisch gekleidet, von mittlerer Statur, schlank und ebenmäßig gewachsen und hatte so intelligente und edle Gesichtszüge, daß ich beim ersten Anblick ihn für einen Nationalhelfer gehalten hätte. Seine Unterhaltung war so fließend, sein Urtheil so reif, daß meine Vermuthung an ihm wiederum eine Bestätigung fand, daß wir bei den Vawenda mit einem geistig wohlbegabten Volk zu thun haben. Als ihm Beuster sagte, daß ich trotz meines Alters die weite Reise gemacht habe, um meine Kinder zu sehen, antwortete er: „Ja wohl, das verstehe ich, kehrt nicht die Henne zu ihren Eiern zurück?"

Zahlreiche Sprüchwörter, die im Volk kursiren, bekunden die scharfe Auffassungsgabe desselben.

Die Freude Makoarele's war sichtlich, seine Unterhaltung ungezwungen und eingehend. Den verstorbenen Br. Koen beklagt er noch heute als seinen lieben Freund. Als ich ihm Br. Jensen als vielleicht künftigen Missionar von Georgenholtz vorstellte, war er hoch erfreut, ebenso wie er betroffen gewesen war, als ich ihm sagte: „Juffrouw Koen ist nicht mehr" und dagegen vor Freude strahlte, als ich ihm sagte: Juffrouw Koen ist jetzt seit vorgestern Juffrouw Jensen geworden. Er scherzte: „Ei seht den Dieb, der sie sich gestohlen hat." Mir brachte er als Geschenk ein fettes Schaf, dem er hernach noch seinen kunstvoll, zum Theil von ihm selbst mit Eisen und Messingdraht umsponnenen Spazierstock hinzufügte. Die Photographie des Missionshauses, die ich ihm schenkte, erregte seine ganze Bewunderung. Als ich ihn auf die Zöglinge aufmerksam machte, sagte er, ich solle ihm nur noch mehr Missionare schicken, des Volks sei viel im Lande. Merkwürdiger Weise bekundet dieser Mann, der einst der Taufe sehr nahe gestanden hat, durch die große Begünstigung, die er den Getauften zu Theil werden läßt, wie tief ihm Gottes Wort ins Herz gedrungen ist; er liest dasselbe auch und sagt, es sei die Wahrheit, leidet nie, daß ein Heide einem Christen etwas zu Leide thue, und erklärt die Christen für seine Freunde, er geht mit ihnen auch um, als wären es seine Brüder — und doch halten ihn die Bande des Heidenthums und seine Weiber noch von dem letzten entscheidenden Schritt zurück.

Nachdem ich eine Skizze von Br. Koen's Grab genommen, begaben wir uns alle, Christen und Heiden, in die Kirche, die die Zuhörer kaum zu fassen im Stande war.

Ich taufte das neugeborene Söhnlein des Franz mit dem Namen Petrus. Alle Anwesenden waren von der Taufrede des Br. Beuster tief ergriffen, insonderheit Makoarele, der auch der an die Taufhandlung sich anreihenden Schulprüfung beiwohnte.

Nach der gottesdienstlichen Feier hatte ich theils mit Makoarele, theils mit den Nationalhelfern Franz und August tief eingehende Gespräche. Ich fragte Makoarele, ob er wohl meine, daß so wie wir jetzt in Liebe und Freundschaft vereinigt seien, wir auch im Himmel vor dem Thron des Lammes uns wieder finden werden? Er wagte, sichtlich

ergriffen, nicht Ja und nicht Nein zu sagen, und wich aus, er warte, ob es Gottes Wille sei. Ich antwortete ihm, hier handle es sich nicht darum, daß Gott es wolle, denn das wisse er selbst schon, sondern darum, ob er wolle, und als er zugestand, Satans Ketten hielten ihn noch, erinnerte ich ihn an den reichen Jüngling und an den, der seinen Vater erst begraben wollte, und warnte ihn ernstlich, — der Gnadenruf des Herrn komme einmal und zweimal, aber für den, der die Gnadenzeit verstreichen ließe, komme dann auch eine Zeit des Nichtmehrkönnens. Er hörte alles sichtlich bewegt an, und bat mich, für ihn zu beten, damit der Herr ihm zum Siege verhelfe. Auch als ich mit den Nationalhelfern sprach und sie zu Treue und Ausdauer in dieser kümmerlichen Zeit ermunterte, blieb Makoarele mit gespannter Aufmerksamkeit zugegen. Einige seiner heidnischen Begleiter, sich unbemerkt glaubend, wischten mit der Hand über den Mund; sie wollten damit sagen: Sprich nur! Du hast doch in den Wind geredet. —

Endlich kam die Stunde des Aufbruchs, wir hatten noch an 4 Meilen zu reiten. Die Gemeinde begleitete uns singend eine Strecke. Dann ritten wir denselben Weg zurück, kamen glücklich durch die Flüsse und Modder-Spruiten und erreichten mit eingebrochener Dunkelheit wiederum unser Quartier bei Stoffel.

Sonnabend, 13. Dezember. Heute gilt es einen schweren Ritt durch die Heidenwildniß zu dem Häuptling Pafudi, dem Vater von Makoarele und Tshekalanga, einem der größten Vawenda-Häuptlinge.

Zuvor besuchten wir einen in der Nähe gelegenen Eisenschmelzofen. Seine Lehmmauern waren 3—4 Fuß hoch, im Innern eine Grube, in welche Kohlen und Eisenerz geschüttet werden. Die Gluth wird durch drei von außen angebrachte Blasebälge so lange erhalten, bis der Eisenklumpen herausgeschmolzen ist, zu dessen Bearbeitung harte glatte Steine den Amboß, andere spitze den Hammer bieten, die Hiebe geschehen unter Musik, nach dem Takt, wie die Arbeit der Matrosen.

Tshekalanga kam auch an diesem Morgen zum Besuch, mit ihm eine Anzahl Heiden, die ihre Kunst im Schießen mit Pfeil und Bogen zeigten. Ich kaufte einen Bogen mit drei Pfeilen für den billigen Preis von 2 Mark 50 Pfennig.

Der Ritt zu dem Häuptling Pafudi führte uns in die richtige Dornenwildniß hinein, in der es keine anderen Wege als Kafferpfade giebt. Da diese sich nach allen Richtungen kreuzen, begleitete uns Stoffel als Wegweiser. Das Dornendickicht wurde zuletzt so dicht, daß keine Möglichkeit gewesen wäre außerhalb des Steiges zu reiten, und den Steig selbst überdeckten die Dornenzacken in der Weise, daß wir alle Vorsicht anwenden mußten, um nicht Gesicht, Hände und Kleider zu zerreißen. Meine langen Reiterstiefeln leisteten mir wiederum treffliche Dienste, obschon es auch hier ohne etliche Risse nicht abging. Kurz vor der Moshate (Hauptstadt) des Pafudi verdichtete sich das Gestrüpp in tropischem Gewächs und Schlingpflanzen zu einer für Kaffern völlig undurchdringlichen Wildniß; nur ein Pfad führte hinein, und auch dieser wurde uns durch einen überhangenden Baum so versperrt, daß uns nichts übrig blieb, als abzusatteln und den Felspfad

zu Fuß zu nehmen. Meine Kraft zum Gehen aber war erschöpft; trotz der Hülfe Beusters sank ich alle zwei Minuten nieder, um Athem zu schöpfen.

Endlich erreichten wir die Pforte. Auf einem freien Platz saß Pasudi vor uns, eine der merkwürdigsten Gestalten, die ich je gesehen. Ein Mann von etwa 50—60 Jahren, aber geschmeidig und elastisch in allen seinen Bewegungen. Sein halb erlöschendes Auge (er ist ein Dacha-Raucher) sah uns freundlich und vertraulich an, bei andern Gelegenheiten hat es sich an dem Anblick der Feinde letzen können, die er bei lebendigem Leibe schinden ließ. Das erste, was er that, war, daß er mir meinen Stock aus der Hand nahm und ihn mit zorniger Geberde wiederholt in die Luft stieß, dabei immer wieder den Namen Shewasse ausrufend. Er zeigte mir die Richtung, in welcher Shewasse's Hauptstadt lag. Morgen, sagte er, werde er hingehen und Shewasse und alle seine Leute todtschlagen, nur Beuster wollte er leben lassen. — Nun vorläufig wird er die übrigen auch wohl leben lassen. Allmählich wurde er ruhiger und die Unterhaltung begann. Er fühlte sich sichtlich geehrt durch meinen Besuch und versäumte nicht, mir denselben interessant zu machen. Er brachte die Bela der Bakalanga hervor und spielte auf derselben. Dieselbe ist ganz anders konstruirt als die der Bawenda, sie besteht aus abgestimmten Metallzungen, die verstärkt durch Flaschen-Kürbis-Resonanz ganz ähnlich klingen, wie unsere Stahlstäbchenglockenspiele. Dann tanzte der alte Herr einen Kriegstanz; zu dem er sang: „Was ist mein Name? Wolke. Dort oben in der Wolke sitzen meine Ahnen, aus der Wolke bin ich gekommen." Dann raste er mit dem Schlachtbeil in wunderlichen Stellungen, legte es aber bald bei Seite, um drei Speere zu ergreifen, die er nach der Richtung von Shewasse, seines Todtfeindes Land hin wiederholt in die Erde stieß, als stäche er den Feind selbst nieder.

Nach einiger Zeit erschienen seine Kinder. Sie knieten von fern nieder, Knaben und Mädchen, warfen in der Ferne sich mit den Angesichtern auf die Erde, bis der Häuptling das Zeichen gab, daß sie aufstehen und sich nahen durften. In ähnlicher Weise nahten sich auch die Großen und begrüßten den Häuptling und uns, zwar uns ansehend, aber mit den Fingerspitzen Zeichen der Verehrung machend.

Nachdem Knaben und Mädchen in zwei Abtheilungen sich aufgestellt, begann der Tanz; Knaben und Mädchen sangen in eintönigem Wechselgesang. Nur die Knaben tanzten und sahen dabei unter verschiedenen Tanzbewegungen zum Himmel auf, während die Mädchen dazu in die Hände klatschten. Das Ganze, namentlich von Kindern ausgeführt, machte keinen unangenehmen Eindruck.

Mit einem Mal unterbrach Pasudi das sich um die allgemeinen Landesinteressen, insonderheit sein gegenwärtiges Zerwürfniß mit seinem Sohn Makoarele, bewegende Gespräch, weil er „trinken" wollte. Er ließ sich seine wohlgeschmückte Dachapfeife bringen und that einige Züge. Jetzt wird er bald anfangen wirr zu sprechen und zu rasen, meinte Beuster. Er legte aber die Pfeife bald wieder fort und begnügte sich mit einigem Husten und Räuspern. Dann begab er sich an das lange Spielbrett, einen glatt gehauenen Baumstamm mit vier Reihen von je

35 Löchern, in welche Steine gelegt wurden, welche nach Art unserer Dokadille der Reihe nach fortbewegt wurden. Das Spiel soll viel Kunst und Umsicht erfordern und wird von den Vawenda mit leidenschaftlicher Erregung gespielt; sie nennen es Mafuba.

Als der Häuptling sich in das Spiel vertiefte, ließen wir die Pferde satteln, um uns zu verabschieden. Er aber stand auf und meinte, ich sei ja doch gekommen, Pafudi zu sehen und hätte noch nichts gesehen. Er wisse wohl, daß er den Vater der Missionare nicht unbeschenkt lassen könne; ein schönes fettes Schaf wurde herbeigeführt. Er entschuldigte sich, daß er nicht ein Ding hätte mit großen Hörnern am Kopf — dabei hielt er die Fäuste an die Stirn — hätte er es, so würde er es bringen; aber er hätte keins, so bringe er ein wenig Kleie, ein Rebhuhn, und wies auf das fette Schaf. Er erbat Augenwasser für seine entzündeten Augen, das ich ihm durch Beuster verhieß. Dann forderte er uns auf, ihm zu folgen, und führte uns in die inneren Gemächer des Kraals, an einen Ort, wo er eben Bier braute: „Es ist nicht fertig zum Trinken; wäre es fertig, so wäre es nicht mein Bier, sondern alles das Eurige." Dann führte er uns in seine innerste Hütte, holte einen Bogen mit Pfeilen und zeigte in seiner drastischen Weise, wie er damit seine Feinde erlegen werde; dann, nachdem er die Pfeile verschossen, holte er einen scharf geschliffenen Soldatensäbel hervor. Den hatte er so lange unter dem Gewand verborgen gehalten, und meinte, wenn dann die Feinde, meinend, er habe seine Pfeile verschossen, auf ihn stürzten, würde er ihnen das Schwert durch den Leib jagen; er zeigte die Stelle an der Gurgel und dem Unterleib, die er als Ziel nehmen werde.

Die Decke dieser Häuptlingshütte war künstlich geflochten in wirklich kunstvollen Linien.

Bald trat auch die Königin, seine vornehmste Frau, ein, sie nahte knieend und mit demüthigen Fingerbewegungen und setzte zubereitete Kafferpappe und Zukost in saurer Milch uns und ihm vor. Ich kostete ein wenig; die Speise war wohlschmeckend und reinlich. Da sie mit den Händen genossen wird, wurde Jedem zuvor eine Schüssel mit Wasser hingesetzt, um die Hände zu waschen. In ähnlicher Weise hatten auch die Frauen in Georgenholtz mir Speise gebracht in solchen Massen, daß ich Mühe hatte, sie unter den Leuten unterzubringen. Der König knetete selbst etwas Speise mit dem sauren Käsebrei zusammen und legte einen großen Kloß davon unserem Nationalhelfer Stoffel in seine Hände, ein besonderes Zeugniß königlicher Gunst.

Nun verabschiedeten wir uns und kehrten, während der König mit seinen Großen den Rest der Speise verzehrte, zu unseren Pferden zurück, und ritten auf demselben Wege, auf dem wir gekommen waren, durch das Dorngebüsch wieder hinaus; nach 1½ stündigem Ritt hatten wir die Station Ha Shewasse wieder erreicht; ich, ganz erschöpft durch die Hitze, suchte bald mein Lager auf.

39. Noch einmal Ha Tshewasse.

Sonntag, 14. Dezember, 3. Advent. Frisch gestärkt erwachte ich von dem Morgengesange der Gemeinde in der Kirche. Der Hauptgottesdienst wurde, weil das Kirchlein zu klein war, im Freien gehalten. Eine Anzahl Heiden hatte sich zu der kleinen Gemeinde versammelt, und hörte aufmerksam die Predigt an, die ich über das Evangelium des 3. Adventsonntags hielt, und die Beuster dolmetschte. Nach der Predigt gingen wir in die Kirche, wo ich 5 Erwachsene taufte. Die Gesänge, und besonders das Psalmodiren der Gemeinde, waren erbaulich und schön. Während des Nachmittaggottesdienstes, der wiederum im Freien abgehalten wurde, vollendete ich mein Tagebuch. Ein Gemeindeglied betete zum Anfang, ein anderes zum Schluß. Heiden waren fast keine gekommen.

Gegen Abend gingen wir über ein etwa 200 Fuß tiefer laufendes Bächlein an den Ort, wo an der anderen Seite etwa 50 Fuß oberhalb des Flusses früher die Station gelegen hatte. Ein mächtiger Wildfeigenbaum und der Kirchhof bezeichnen die Stelle. Weil gegen Westen eine sumpfige Fläche lag, aus der der herrschende Ostwind die Fieber-Miasmen gerade auf die Station führte, hatte sich die Lage der Station bald als ungesund erwiesen, und als gerade um die Zeit, wo Br. Beuster sein neues Wohnhaus erbauen wollte, seine Frau, eine Tochter unseres lieben alten Herrn Haack, dem Fieber erlag, entschloß er sich, die Station jenseit des Flüßchens, 200 Fuß hoch auf den Berg zu verlegen. Dort hat er sie mit Alleen von Gummi- und anderen Bäumen so eingeschlossen, daß sie einem Park oder Wäldchen gleicht, und die Gebäude von außen her fast nicht gesehen werden können, es mir also sehr schwer wurde, ein Bild von derselben zu nehmen.

Heute Abend besuchten wir den Kirchhof, auf welchem Br. Beuster's Frau, neben ihr auf der einen Seite Br. Baumhöfner, auf der anderen die treuen Zeugen David und Johannes, die Erstlinge der Station, ihr Ruheplätzchen gefunden haben. Ich nahm eine Skizze. — Die einbrechende Nacht hinderte mich, sie zu vollenden.

Bei der Rückkehr nach der Station spannte sich Br. Reuter als Pferd vor und zog mich am Stabe, Br. Beuster schob mich vor sich her, so gelang es mir, glücklich wieder die Höhe hinaufzukommen, von welcher mir volltöniger Gesang entgegenscholl. Die ganze Gemeinde war zur Feier des Tauftages zu einer Art Liebesmahl zusammengekommen. Zu demselben bringt Jeder, was er hat an Speise; besitzt Jemand ein Böcklein oder Schweinchen, so opfert er es, und aus diesen Gaben wird dann ein gemeinsames Mahl bereitet, dazu gesungen und gebetet und Ansprachen gehalten. Auch die Kinder sind zugegen, und machen ihre Märsche, die in der Schule gelernten Lieder singend, z. B. nach der Melodie: „Ich hatt' einen Kameraden" sangen sie die Geschichte von David und Goliath; nach der Melodie: „Fuchs du hast die Gans gestohlen" ein Märchen ihres eigenen Volks, in welchem der Schakal, die Hyäne, der Tiger, der Löwe wegen begangener Gewaltthätigkeiten immer von dem Stärkeren zu Gericht gezogen und bestraft

werden. Die Alten schlossen sich singend dem Zuge der Kinder an. Ich setzte mich unter die Fröhlichen, die bei solchen Gelegenheiten auch ihre Freudenfeste feiern, hielt eine Ansprache, und erquickte mich an dem schönen Gesang.

Abends kam Andreas, den wir mit der Botschaft zu dem Häuptling Shewasse geschickt hatten, wir beabsichtigten ihn am folgenden Tage, falls nicht Weg und Wetter hinderten, auf seinem Kraal zu besuchen, mit der erfreulichen Antwort zurück, der Häuptling werde auf halbem Wege uns entgegenkommen, — mir außerordentlich angenehm, denn sonst hätte ich in der Hitze sechs Stunden zu Pferde sitzen müssen, während mir doch gestern die vier Stunden so blutsauer geworden waren.

Montag, 15. Dezember. In der Nacht gab es ein starkes Gewitter mit Regengüssen, die Fußpfade im Lehmboden sind aufgeweicht, so daß unser Ritt zu Shewasse fraglich geworden ist. Es sollte mir leid thun, wenn ich diesen Urheiden nicht sehen sollte. Das weit ausgedehnte Land dieses Fürsten ist so recht die Burg des mit Bewußtsein verstockten Heidenthums. Die Alten widersetzen sich jeder Neuerung. Kein Pflug, kein viereckiges Haus, kein Ochsenwagen, kein Wagenweg wird im Lande geduldet. Der des Missionars hat die erste Bahn gebrochen und Hunderte von Frachten Milis sind im Sekukunikriege herausgeholt und dadurch viel Geld ins Land gekommen. Unter der Herrschaft der Engländer schienen sich neue Zustände anzubahnen. Aber seit die Bauern wieder im Regiment sind, hat Shewasse erkannt, daß die Unzugänglichkeit des Landes bester Schutz ist und das alte Heidenthum blüht mächtig wieder auf. Eine neue Plage ist hinzugekommen, eine Kette von Händlern, längs dem vom Missionar angelegten Wagenweg. Diese Leute sind zum Theil versunkene, mit farbigen Frauen in wilder Ehe lebende Leute, die alles aufbieten, um den Missionar zu verdächtigen und zu verdrängen. Gott hat es ihnen nicht gelingen lassen, und es ist fast wie ein Wunder Gottes anzusehen, daß das Werk des Herrn, wie die gestrige Taufe bezeugte, dennoch vorwärts geht, trotz der Feindschaft der Heiden. Das Mittel dazu ist das große Vertrauen, welches Br. Beuster sowohl beim Häuptling, als bei den Unterhäuptlingen und beim Volk gewonnen hat. Dasselbe ist durch die Anfeindungen der Händler schließlich im Gegentheil noch gewachsen. Denn die Heiden sehen nun den Unterschied zwischen dem liebevollen Eingehen und Verkehr des Missionars und diesen Händlern. Viel haben die großen Gartenanlagen Beusters dazu beigetragen, um das Vertrauen zu stärken. Früher sprengte man aus, er werde auch nur eine kurze Zeit unter ihnen leben und sie ausbeuten, dann werde er sie im Stich lassen und die gesammelte kleine Christengemeinde dann dem Spott der Heiden preisgegeben sein. Nun sie die großen Anpflanzungen sehen, sagen sie: nein, so arbeitet Niemand, um bald wieder wegzugehen, er wird bleiben. Mein Kommen hat ebenfalls beigetragen, dies Vertrauen zu stärken; denn nun sagen sie, der Missionar ist kein hergelaufener Vagabund, sondern er hat einen Vater, der von Weitem kommt, um nach seinen Kindern zu sehen. Soeben war ein heidnischer Unterhäuptling hier, um mich mit einem Töpflein Honig zu begrüßen. Er

machte es umgekehrt wie Pafudi, er sagte, er bringe ein „Oechslein" für den großen Vater.

Nachdem die Pfade ein wenig getrocknet waren, verließ uns zunächst Br. Reuter, um nach Medingen zurückzukehren. Dann sattelten wir unsere Pferde, um unseren Ritt in die Wildniß zu machen. Die erste Aufgabe war, einen mit Klippen reich besetzten durch Dornen führenden steilen Kafferpfad zurückzulegen und die Höhe eines Berges zu erklimmen, der 600 Fuß höher als die Station, also von dem Fluß in der Tiefe, in die wir zunächst hinab mußten, vielleicht 7—800 Fuß emporragt. Die Sonne schien klar, aber die Hitze war auf der Höhe durch einen kühlen Luftzug ein wenig gemildert. Oben bot sich unserem Auge ein herrliches Panorama dar; viele Bergzüge mit zackigen Spitzen, bis zum Holzbuschgebirge hin, dann die portugiesische Ebene, und im Vordergrund die etwa 1500 Fuß hohen verschiedenen Bergzüge von Shewasse's zerklüftetem Lande. Shewasses Hauptstadt lag, getrennt durch ein tiefes grünes Thal, klar vor uns, in einer Lücke des Waldes, überragt von steilen Felsabhängen, links davon ein hoher mit dichtem Urwalde bestandener Gebirgsrücken, wo noch heute Büffel hausen; zwischen den grünen Bergabhängen, die massenhaft Kafferkraale trugen, schöne grüne Thäler, Berg und Thal mit Kaffergärten besät.

Wir kamen durch etliche neu angelegte. Da wird einfach das Gebüsch gekappt und nach einigen Tagen, wenn es trocken geworden ist, in Brand gesteckt. Auf die Bäume wird nicht Rücksicht genommen; die kleineren verbrennen, die größeren schlagen wohl wieder aus. Die meisten werden abgehauen und bleiben als 4—8 Fuß hohe verkohlte Stumpfe stehen, bis sie mit der Zeit verfaulen. Zwischen ihnen hindurch wird gepickt und Milis oder Kafferkorn gesät, das in dem durch die Asche reich gedüngten, schon an sich fruchtbaren, fetten Lehmboden reiche Frucht trägt, zumal da an Regen kein Mangel ist. Wird solcher Garten nach Jahren verlassen und mit einem neuen vertauscht, so wuchert das Gestrüpp in Dornen und Gebüsch aller Art bereits nach Jahresfrist zu einem mannshohen undurchdringlichen Dickicht empor, durch welches mit Mühe schmale Kafferpfade gelegt und immer wieder verlegt werden. Dies macht das Reisen in dieser Wildniß zu einer schwierigen, an heißen Tagen fast unlösbaren Aufgabe. Und doch muß der Missionar sie lösen. Fällt ein Regen, so ist das Gebüsch und das 10 Fuß hohe Gras so getränkt, daß der Reiter durch und durch durchnäßt wird. Gelegenheit zum Kleiderwechseln ist nicht vorhanden. Das giebt Rheumatismus und Krankheit aller Art; denn das Nachtlager ist günstigenfalls eine Kafferhütte, in der man mit durchnäßten Kleidern auf einer aus Stroh geflochtenen Matte, wenn es möglich ist, einige Stunden ruht.

Nachdem wir die Höhe des Berges erreicht hatten, ging es auf der anderen Seite fast ebenso tief hinab, um ein Flüßchen zu durchreiten. Große glatte Steine im Flußbette machten das Durchreiten beschwerlich und gefährlich und nöthigten uns zu großer Vorsicht. Auf einer anderen Höhe führte unser Weg durch den heiligen Hain von Tshewasses Land. Herrliche Baumstämme von riesigem Wuchs waren bis in die Höhe mit Schlinggewächsen aller Art so dicht und grün

garnirt, daß letztere bisweilen grüne schattige Lauben bilden. Dieser Hain ist der Begräbnißplatz der alten Könige des Landes, und darum auch die Königin Pepiti, welche Kraalhäuptlingin dieses Hains und seiner Umgebung ist, eine der angesehensten unter den vierzig Weibern des Häuptlings Shewasse, trotzdem sie nicht von fürstlichem Geblüt ist, und dieserhalb von der vornehmsten Frau angefeindet wird. Shewasse hat seine Söhne und Weiber zu solchen Kraalvorstehern gemacht. Das giebt viel Feindschaft und Erbitterung untereinander.

Wir ritten in den Kraal der Königin, die uns freundlich empfing. Ich konnte mich von Herzen daran erfreuen, wie Br. Beuster in so ungezwungener und freundlicher Weise mit allen verkehrte. Er wird von Christen wie Heiden dieserhalb als Freund und Vertrauensmann angesehen und behandelt. Aber um ein Tuch zu betteln, konnte die Königin auch diesmal nicht unterlassen.

Wiederum führte uns der Weg in die Tiefe an ein Flüßchen, dessen Ufer mit riesigen Baumfarren besetzt war, deren Krone fast wie die eines Palmbaumes aussah.

Da Pepiti uns gesagt hatte, Shewasse werde erst später am Tage auf dem bestimmten Kraal eintreffen, schlug Br. Beuster einen Umweg vor, um den Wasserfall zu sehen. Wir ritten, um ihn zu erreichen, wieder durch dichtes Gestrüpp, das zu Baumeshöhe herangewachsen war, ein Kaffer zeigte uns den Weg. An einer kühlen Laubstelle sattelten wir ab, um zu Fuß den Fluß auf Pfaden zu erreichen, auf welchen kein Pferd gehen kann. Wir kamen an den Rand der Felsen, die ich mit Mühe überwand, bis ich mitten im Wasserfall auf dessen oberen Rande angelangt war. Mit Hülfe der Brüder kletterte ich hinan und stand bald vor einem wunderbar malerischen Landschaftsbilde. Ein Bergkessel von 500 Fuß hohen, mit Affen reich bevölkerten Bergen, fast kreisrund, jeder Punkt von einem mächtigen Baum besetzt, so daß das Auge nichts als Waldesgrün sieht, aus dem sich nur an einem Punkte ein schwankendes Vogelnest von gelber Farbe abhob, hin und her vom Winde geschaukelt. Unter uns der Felsen, von dessen Höhe der Fluß 50 Fuß tief brausend hinabstürzte. Die Felsen hatten eine Art Canapé für mich gebildet, auf dem ich mich rastend behaglich streckte, den jüngeren Brüdern es überlassend, die Felswand hinabzuklettern und den Fall von unten zu besehen. Mich erquickte die belebende Kühle des Wasserstaubes und ein Glas trefflicher Limonade, so daß ich wohl $1^1/_2$ Stunden in dieser Lage verblieb. Dann brachen wir auf, gingen durch das Dickicht zurück zu den Pferden und ritten abermals einen langgestreckten Berg hinab, passirten unten ein Flüßchen und hatten nun noch eine halbe Stunde bis zur Spitze des uns bezeichneten Berges Lonungwe.

Die Anlage des Kraals auf der Höhe zeigte größere Dimensionen, der Versammlungsplatz war ein großer, von mächtigen Bäumen begrenzter Kreis; Lücken im Laub gewährten weit tragende Fernsichten. Wir fanden den Platz bereits besetzt von Hunderten von Kaffern, Männern und Frauen und Kindern, die alle versicherten, Shewasse werde wirklich kommen, obschon wohl erst etwas später. Er wollte den Leuten, die für ihn die Felder gepickt hatten, ein Fest geben, wobei zwei Ochsen

geschlachtet werden sollten. Das ist ein mächtiger Magnet für jeden Kaffer, obschon zwei Ochsen, unter diese Hunderte, deren Zahl sich mit jedem Augenblick mehrte, vertheilt, für jeden einzelnen nur einen kleinen Bissen abwarfen. Wir ließen uns mit ihnen in ein Gespräch ein, sie waren zutraulich und munter zu Br. Beuster, der, als Shewasse immer noch verzog, endlich im Schatten einen Kreis von Heiden um sich sammelte, denen er Gottes Wort verkündigte. Sie hörten auch aufmerksam zu, bis einem der Großen die Sache doch wohl zu viel werden mochte, Zwischenreden entstanden und die Sache endete damit, daß die Versammlung sich löste. So malerisch und schön nun aber die Gruppen der Heiden waren, und so interessant es war, sie in ihren Kleidungen, Geberden und Benehmen zu beobachten, so wollte die Zeit mir doch fast lange währen, als um 4½ Uhr der Häuptling noch nicht da war. Indeß es half nichts, als warten. So konnte ich denn diese Urheiden nach Herzenslust beobachten. Der Kopfputz der Männer zog besonders meine Aufmerksamkeit auf sich, und es amüsirte mich, in den Haaren eine, zwei, drei Reiher- oder Geierfedern zu finden. Sie erinnerten mich an eine Recension meines „Süd-Afrika in Bildern", in welcher ein Missionsschriftsteller seine überlegene Kritik darin hatte offenbaren wollen, daß er eine Scene, wo ein Reisender neben einem Ochsenwagen schlafend, von einem Wilden mit drei Reiherfedern im Haare beschlichen wird, durchaus nach Amerika verlegen wollte, von wegen der drei Federn, die das charakteristische Zeichen der nordamerikanischen Indianer seien. — Nein vergeblich war es, daß ich ihn auf den südafrikanischen Ochsenwagen hinwies, der schwerlich in Amerika gefunden werden dürfte; ebenso vergeblich, daß ich ihm versicherte, diese Federn an Ort und Stelle in Afrika oft als Kopfputz der Wilden gesehen zu haben. Die Missionswissenschaft hatte die drei Federn einmal den Indianern zuerkannt, also mußten sie auf dem Kopfe eines Kaffern gefälscht sein und darum — und weil selbst Stanley, der Auffinder der Leiche Livingstone's, in dieser Bildersammlung, deren Titel doch nur auf Süd-Afrika wies, mit Platz gefunden hatte, die ganze Sammlung wegwerfend beurtheilt worden, trotzdem die gegebenen Bilder theilweise selbst aufgenommen, vielleicht die treueste Darstellung von südafrikanischen Gegenden gaben. Aehnliches mußte Merensky erfahren. Ein Gelehrter hatte aus dem Tagebuch eines obskuren Reisenden die Notiz entnommen, die Kaffern trieben nicht Ackerbau, sondern seien Nomaden. Weil diese Notiz in ein wissenschaftliches Werk aufgenommen war, so gehörte sie der Wissenschaft an, und Merensky's Versicherung, er habe fünfzehn Jahre unter den Völkern gewohnt, und könne das Gegentheil bezeugen, mußte als Laien-Irrthum und werthlos bei Seite geworfen werden, ja er selbst in Gefahr gerathen, als Ignorant angesehen zu werden, — weil der nomadische Charakter des Kaffervolks — „wissenschaftlich" festgestellt sei. Und so gilt dieser Blödsinn noch heute im Kopf des Gelehrten als Wissenschaft. — Eine wunderliche Welt! —

Endlich gegen fünf Uhr — ich hatte eben daran gedacht, die Pferde satteln zu lassen, gruppirten sich die Tänzer — gegen fünfzig an der Zahl, wie neulich auf der Station; die Pauken dröhnten, die Pfeifen

schwirrten — der Tanz begann im Kreise, — denn der König kam. Zwei Knopneusen bewaffnet als Avantgarde, dann die beiden Ochsen, dann zu Pferde der König, eine gutmütig blickende Falstaff-Gestalt. Er grüßte freundlich zu uns herüber. Beuster schickte sofort Andreas, seinen „Mund", um bitten zu lassen, daß wir sofort vorgelassen würden, weil die Sonne sich neigte. Shewasse stimmte zu, und so saßen wir bald bei ihm auf der Lapa. Unser Anblick — er war ihm nicht rechtzeitig gemeldet worden, hatte ihn zuerst erschreckt, dann als er erfuhr, ich sei der Vater der Missionare, hoch erfreut. Wiederholt sagte er zu Beuster: Du hast die Götter zu mir gebracht (die alten Vorfahren), ich bin erschreckt. Als ich ihm dann dankte für den Schutz, den er meinem Sohne Beuster gewährt habe, und ihn meinen Freund nannte, antwortete er: „Nein, ich bin zu klein, Dein Bruder zu sein, Du bist auch mein Vater und mein König. Solchen König wie Du will ich haben, Du bist ein König der Güte; von den andern Königen (den Bauern) will ich verschont bleiben." Mit großem Wohlwollen sah er mich immer wieder von Kopf bis zu den Zehen an, und versicherte immer wieder, wie sehr er erfreut sei, den großen Vater der Lehrer von Angesicht zu sehen. Er bat um meine langen Reitstiefel und diverse Sachen, ich werde sie ihm schicken. Als ich hinwegeilte, bedauerte er, wegen der Kürze der Zeit mir nicht Kost haben geben zu können, — an seinem Bier hatte ich nur genippt, — und er ließ ein fettes Schaf für mich heranbringen. Dann begleitete er uns in den Kchoro zurück, wo soeben drei Frauen tanzten; der Jubelwirbel sämmtlicher Weiber ertönte —, unter dessen Klängen und Tönen ging es zu Roß eilend zurück nach der Station, die wir mit dem letzten Tagesschimmer noch glücklich erreichten. Ich war des Reitens zwischen Dornen und über die steilen, felsbestreuten Kafferpfade herzlich satt.

Dienstag, 16. Dezember. Da es in der Nacht gewittert und geregnet hatte, konnten wir erst gegen 11 Uhr aufbrechen, die ganze Gemeinde gab uns singend das Geleite bis zum Fluß, wo ich mich mit einer kurzen Ansprache verabschiedete. Unterwegs machten wir an einem andern Flüßchen unter einem schattigen Baume ein Stündchen Rast, grüßten abermals die am Wege wohnenden Nationalhelfer Johannes und Nicolaus und kamen gegen 3 Uhr wohlbehalten in Tshakoma an, woselbst inzwischen dem Br. Schwellnus ein Töchterchen geboren war. Br. Berthoud, der treue Nachbar, ein schweizer Missionar, und geschickter Arzt, war aus Valdezia zur Pflege und Hülfe gekommen. Wir verlebten mit einander einen angenehmen Abend.

Mittwoch, 17. Dezember. Wieder starkes Gewitter und heftiger Regen über Nacht! Wird uns der Levubo voll werden? In dieser Jahreszeit schneidet er bisweilen auf 6 Wochen die Rückkehr ab! Der Herr wirds regieren! —

Am Vormittag verhinderte Nebel und Wind zuerst unsere Abreise. Gegen 11 Uhr brachen wir auf, zu Pferde. Außer Br. Beuster begleitete uns auch Br. Berthoud, der zuvor eine Photographie von mir aufgenommen hatte; er wollte nur kurze Zeit nach Valdezia, um allerlei zur Krankenpflege zu holen. Auch Br. Schwellnus kam noch mit bis zum zweiten Fluß, der so angeschwollen war, daß Br. Knothe mit seinem

Maulesel nicht durchzureiten wagte. Mit meinem großen Pferde konnte ich es wagen; auch die übrigen kamen zu Pferde glücklich hindurch. Eine Brücke von Baumstämmen gewährt außerdem auch bei noch höherem Wasserstande die Möglichkeit des Hinüberkommens. Die Pferde müssen dann durchschwimmen. Br. Berthoud, der fürchtete, daß bei seiner Rückkunft das Wasser gestiegen sein könnte, zog es unter solchen Umständen vor, mit Schwellnus zurückzureiten. Wir drei anderen erreichten um 2 Uhr Valdezia, wo wir von den französischen Geschwistern H. Berthoud in herzlichster Weise aufgenommen wurden, und einige Stunden erquicklichen Beisammenseins genossen. Das Verhältniß zwischen diesen französischen und unseren Berliner Brüdern ist ein sehr inniges. Von Eifersucht in der Arbeit ist keine Rede, jeder Theil sucht dem andern, auch in der Missionsarbeit nach Kräften zu dienen; die Nationalhelfer verkehren unter einander wie Brüder, auch die Gemeindeglieder. Warum kann solcher Sinn nicht auf dem ganzen Missionsgebiet herrschen? Leider mußte ich, wie weiterhin berichtet werden wird, später sehr betrübende Erfahrungen vom Gegentheil machen.

Nach 2½stündigem Ritt erreichten wir noch vor Sonnenuntergang die zweite Schweizer Station Elim oder Waterfall und wurden auch hier von den Brüdern Jacques und Thomas mit offenen Armen aufgenommen. Wir fanden fast die ganze Gemeinde versammelt um zwei Ochsenwagen, einen gewöhnlichen und einen ungewöhnlichen. Letzteren hatten sich die Eingeborenen selbst gezimmert. Der Durchschnitt eines dicken Baumstammes hatte die Räder, zugehauene Stämme und Bretter und Geflecht das Gestell geliefert; 8 Ochsen zogen das mit Geräthschaften und Vorräthen beladene Wägelein. Auf den beiden Gefährten zogen die Nationalhelfer der französischen Bassuto-Mission, die so lange den Schweizern seit der ersten Einrichtung ihrer Missionsarbeit unter den Knopneusen die wesentlichsten Dienste geleistet hatten, in ihre Heimath in Süd-Bassutoland zurück. Sowohl die Schweizer Missionare, als auch unsere Brüder, gaben ihnen das Zeugniß, daß sie wirklich fromme, eifrige Männer seien, die die werthvollsten Dienste geleistet hätten. Die Schweizer bedauerten ihren Weggang auf das Lebhafteste. Wir konnten mit den Scheidenden noch sprechen und ihnen Segenswünsche und Grüße mit auf den Weg geben, letztere besonders an die Brüder Mabille und Dieterlein, die uns in Bethanien lieb und werth geworden waren.

Dritte Abtheilung.

Vom Zoutpansberg zum Drakenberg.

40. Botlokoa. Jonathan. Nathanael. Rasebilo.

Donnerstag, 18. Dezember, ritten wir früh dem Wagen vorauf, eine Stunde weit begleitet von Br. Jacques, und erreichten nach zweistündigem Ritt das Etablissement des Kaufmanns Cooksley, der eine Reihe von Kommanditen im ganzen Lande besitzt und die ausgedehntesten Geschäfte macht. Der Kommanditen wünschte er freilich lieber entledigt zu sein, weil alle Geschäfte stocken und kein baar Geld im Lande ist. Er nahm uns freundlichst auf, seine Frau zeigte uns ihren Blumengarten, ihren Stolz und Freude. Er enthielt, während die herrlichsten Liliengewächse in glühenden Farben und schönsten Gestaltungen frei auf dem Felde wucherten, unsere gewöhnlichen Gartenblumen, Zinnia, Goldlack, Levkoyen, Stiefmütterchen, Verbenen, wie man sie in jedem Bauerngarten daheim findet. In Afrika aber sind sie ein seltener Schatz.

Wir fanden bei unserer Abfahrt die französischen Evangelisten noch lagernd und wechselten freundliche Grüße. Beim ersten Ausspannplatz galt es einen beweglichen Abschied von Br. Beuster, der zurückritt, um am Sonntag in seiner Gemeinde zu sein. Wir selbst mußten bald gewahr werden, daß wir aus dem wasserreichsten Lande in ein ganz wasserarmes gekommen waren. Das erste Wässerlein war versiegt, das zweite gab Wasser genug, um unsere Fäßchen für den eigenen Bedarf zu füllen, reichte aber nicht hin, um die Ochsen zu tränken. Wir fuhren also in die Nacht hinein bis 10 Uhr, um jenes Wasserloch von 5 Zoll im Quadrat zu erreichen, welches immer Wasser haben soll. Unsere Leute mit ihren Luchsaugen fanden den Ort mitten in der dunklen Nacht, und wir spannten aus. Bald kam aber unser Willem mit der traurigen Nachricht zurück, das Wasser in dem Loch sei verbraucht und stände so tief, daß weder Pferde noch Ochsen herankommen könnten. Mit ausgerecktem Arm hatte er ein Gefäß voll schöpfen können, es war der reine Schlamm; auch hatten ihm die Frösche entgegengequakt. Dies war das letzte Wasser vor dem Dwarsrivier. Zum Glück hatte unterwegs uns ein Kaffer berichtet, unweit dieses Loches wäre ein Stück zusammengelaufenes Regenwasser, dies wurde nun in der Nacht gesucht, gefunden, Ochsen und Pferde getränkt und das Abendbrot mit Muße verzehrt.

Freitag, 19. Dezember. Früh überholten uns die französischen Evangelisten zum letzten Mal. Wir spannten nach dreistündiger Fahrt an einem kleinen Flüßchen aus. Dann sattelten wir

die Pferde, um das kleine beginnende Gemeindlein von Nathanael aufzusuchen, der am Dwarsrivier soeben im Begriff war, ein Dörflein zu erbauen.

Die Geschichte dieses Nathanael hängt mit der des Jonathan Matome, dessen verwaistes Gemeindlein ich am folgenden Tage sehen sollte, so eng zusammen, daß ich etwas weiter ausholen muß.

Bei meiner letzten Anwesenheit in Afrika segnete ich Zebedäus Lefula mit zwei Gefährten zu der ersten Evangelistenreise ein, welche von Botschabelo aus gemacht wurde. Wenige Jahre später unternahm Martinus Sewushane mit vier Begleitern eine zweite ähnliche größere Reise. Sie kamen auch zu den Batlokoa, und ihr Wort ließ in Matome, einem Sohn des Oberhäuptlings, einen Stachel zurück, den er nicht wieder beseitigen konnte. Von den Heiden darob verspottet und verfolgt, erklärte er, er müsse das Wort ganz auslernen, und ging nach Wallmannsthal, woselbst er dem Br. Knothe, der ihn mit dem Namen Jonathan taufte, sich mit vollstem Vertrauen und Hingabe ergab, und unter dessen Leitung zu einem Manne in Christo heranreifte. Jetzt war sein sehnend Verlangen, als Evangelist in sein Vaterland zurückzukehren und seinem Volke, dessen Häuptling jetzt sein Bruder Massaniane geworden war, das Wort Gottes zu verkündigen. Sein Bruder, der ihn sehr liebte, ertheilte die Erlaubniß, und er begann, reichlich angefeindet von den Heiden, eine gesegnete Thätigkeit. Er kehrte noch einmal nach Wallmannsthal zurück, aber als Knothe in den Holzbusch versetzt wurde, ging er mit ihm, um für immer als Evangelist zu den Batlokoa zu ziehen.

Da hörte ein Sohn des benachbarten, bitter feindlichen Batlokoa-Häuptlings Ramokopa — Namens Khatle — Jonathan habe gesagt, nur derjenige könne dem Gericht Gottes entgehen und nach dem Tode das ewige Leben haben, der ein aufrichtiger Christ werde. Dies Wort fiel ihm in das Herz, denn er hatte bisher ein arg heidnisches Leben geführt. Er eilt hinüber zu Jonathan, dessen Worte er nicht wieder aus der „Kehle" (die Baßutho sagen die Kehle, wo wir Herz sagen) loswerden konnte. Er begann nachzudenken, so daß die Heiden über die in ihm vorgehende Veränderung erschraken, ihn verlachten und verfolgten. Er zog es vor, als Arbeiter auf die Diamantfelder zu gehen, und hörte dort drei Predigten eines weißen Missionars, welche ein Mopedi aus Sekukuni's Land dolmetschte. Als er zum vierten Mal in die Predigt gehen wollte, ließen dies seine heidnischen Landsleute nicht zu. Er kehrte von den Diamantfeldern zurück und nahm seinen Weg über Wallmannsthal, woselbst Jonathan ihn nicht bloß gastlich aufnahm, sondern auch eine ganze Nacht in Gottes Wort unterwies und mit ihm betete. Khatle verließ ihn, ohne völlig gewonnen zu sein, so daß Jonathan ihm zurief: „Nimm dich in Acht, der Herr hat dich gerufen, gehorchst du seiner Stimme nicht, so kommt vielleicht einmal eine Zeit, wo du in deinen Sünden untergehst." Khatle ging und konnte auch dies Wort nicht wieder aus der „Kehle" bekommen. Es verfolgte ihn Tag und Nacht. Er kehrte in seine Heimath zurück und lebte wieder wie ein Heide, obgleich in beständiger Herzensangst um das Gericht nach dem Tode.

Da kommt Jonathan für immer nach Botlokoa zurück. Khatle denkt, du sollst zu ihm gehen, — aber er zögert. Einmal mitten in der Nacht macht er sich auf den Weg, aber unterwegs begegnet ihm ein Heide, der ihn zum Umkehren zu bewegen weiß. Ein anderes Mal ist er schon den halben Weg gegangen, aber freiwillig umgekehrt. Endlich hilft ihm ein besonderes Ereigniß durchzubrechen. Er hatte sich an einer heidnischen Schlägerei betheiligt und war zur Zahlung eines Ochsen verurtheilt, das gab den Ausschlag. Er denkt, von der irdischen Schuld bist du durch einen Ochsen gelöst, aber wer spricht dich frei vom ewigen Gericht? Du lebst wie ein Heide, und wenn das so fortgeht, so gehst du ewig verloren. Nun macht er sich auf und geht zu Jonathan. Er trifft ihn nicht zu Hause, aber zurückgekehrt, läßt ihn Jonathan freundlich grüßen; und dadurch faßt er Muth und kommt einmal und immer wieder. Jonathan's Worte fielen wie Balsam auf das geängstete Herz. Was er da erfahren, bekennt er offen und frei vor seinen Landsleuten. Diese ergrimmen und verlangen, er solle vom „Wort" lassen oder sie würden ihn strafen. Er blieb fest, selbst als die Heiden ihm sein Weib zur Strafe entrissen und einem Andern gaben. Dies wurde für ihn nur die Veranlassung, ganz zu Jonathan überzusiedeln, um im Evangelio gründlich unterwiesen zu werden. Als Ramokopa, Khatle's Vater, sah, daß er mit Strenge nichts ausrichtete, erlaubte er ihm, durch Jonathan unterrichtet zu werden, aber er solle auf Ramokopa's Hauptstadt wohnen bleiben und von dort zum Unterricht die zwei Stunden täglich hinübergehen. Khatle lehnte auch dies ab, so daß dem altheidnischen Vater nur die Wahl blieb, entweder seinen Sohn ganz zu verlieren oder das Predigen, wenn auch nur eines National-gehülfen, in seinem Lande zu gestatten.

Dies hörte Moloko, ein getaufter Mokhoetla aus der Gemeinde des Missionars Hofmeyer, und machte seinen Plan, das aus der Berliner Mission heraus geborene Werk an seinen Mynheer Hofmeyer auszuliefern. Leider verschmähte er dazu auch Liste und Lügen nicht. Er ging zu Ramokopa und suchte ihn zu bereden, daß er Herrn Hofmeyer um einen Lehrer bitten solle. Dieser wies ihn an seinen Sohn Khatle, durch dessen Zeugnisse ebenfalls bereits mehrere aus dem Volk, unter andern jener Mamoboro, der uns am Dwarsflusse mit sechs Ochsen zu helfen bereit gewesen war, erweckt worden waren. Khatle in Uebereinstimmung mit Jonathan antwortete Moloko, er solle sich doch nicht in ein anderes Werk eindrängen, sie seien durch die Berliner Mission erweckt und wollten bei ihr bleiben. Moloko aber berichtete an Hofmeyer, sowohl Ramokopa, der heidnische Häuptling, als Khatle (Nathanael), dessen christlicher Sohn, begehrten von ihm einen Lehrer. Hofmeyer schickte dem zu Folge eine Gesandtschaft an Ramokopa mit der Bitte, ihnen einen Platz im Lande zum Bauen anzuweisen. Er überwies ihnen einen ganz entlegenen Ort fern von den großen Kraalen. Als sie sich darüber beschwerten, er habe sie doch gerufen und auch Khatle habe eingestimmt, erklärte Ramokopa, es sei eine Lüge, daß er sie gerufen, und Khatle, es sei eine Lüge, daß er zugestimmt habe. Als die Gesandten des Missionars Hofmeyer aber nun gar ein Papier hervorholten, auf welchem Ramokopa durch ein Kreuz sich dazu bekennen

sollte, er wolle Herrn Hofmeyer zum Lehrer haben, und als sie sagten, mit diesem Papier würden sie dann zum Bauern-Kommissarius gehen, daß er es bestätigte, wurde Ramokopa zornig und erklärte, mit Leuten, die mit Lügen umgingen und ihn an die Bauern ausliefern wollten, wolle er nichts zu thun haben, und entließ die hofmeyersche Gesandtschaft. Jetzt aber sah Br. Knothe, daß die Zeit gekommen sei, wo solchen Intriguen ein fester Damm entgegengestellt werden müsse, und veranlaßte Khatle, von dem ihm von seinem Vater früher gegebenen Versprechen Gebrauch zu machen und sich ein Stück Land zu erbitten, wo er mit den Gläubigen und glauben Wollenden sich zu einer christlichen Gemeinde anbauen könne. Khatle wollte nicht gern, denn er fühlte sich zum Vorsteher solcher Gemeinde zu schwach, und ließ sich durch Knothe und Jonathan erst dann zur Zustimmung bewegen, als ihm die Zusendung eines Nationalhelfers zugesagt wurde. Das geschah im Anfang dieses Jahres. Khatle (Nathanael) hat sich jene Stelle am Dwarsflusse ausgesucht, nach der wir nun hinritten. Erst fünf oder sechs kleine Häuserchen, zwei mit der Tendenz nach einer viereckigen Gestalt hin, waren erbaut. Die einzigen Getauften waren Khatle und seine Frau und Schwiegermutter; die Frau war vor zwei Tagen eines Mägdleins genesen, kam aber doch aus ihrer Hütte, um uns zu grüßen. Nathanael war ganz bestürzt über die hohe Ehre, die ihm durch den Besuch des großen Vaters widerfuhr, und kam erst allmählich in die Stimmung der Freude zurück. Die 13 erwachsenen Katechumenen, die zu ihm gehören, waren voller Freude. Zwischen ihnen bewegte sich eine unheimliche Gestalt mit lauerndem Blick. Es war jener Moloko, der sofort auch bei Nathanael sich um Pickgrund bemüht hatte, weil er sich an ihn anschließen wolle. Auf die Frage aber, ob er von Hofmeyer's Station hierherziehen wolle, hatte er wieder ausweichend geantwortet, und überhaupt sich in seinen Reden so widersprochen, daß alle den Eindruck erhielten, er habe sich hier nur mit List einschleichen wollen für fernere Ränke. Sie sind also auf ihrer Hut. (Leider hat sich die Befürchtung später bewahrheitet.)

Nachdem wir uns an saurer Milch erquickt hatten, suchten wir einen schattigen Platz im Freien zum Gottesdienst auf. Ich hielt eine den Umständen sich anschließende Ansprache mit Ermahnung zum treuen Ausharren. Moloko hörte mit verschmitztem Auge zu. Dann hielt Knothe eine Predigt, wir beteten und sangen und beschickten unsere Abreise. Sämmtliche Männer, mit Ausnahme von Moloko, gaben uns das Geleit, um uns einen näheren Weg zur Hauptstadt von Ramokopa zu zeigen. Wir erreichten sie nach einem 1½stündigen Ritt. Nathanael mit zwei Begleitern waren auf einem anderen Pfade zu gleicher Zeit mit uns angelangt; sie mußten Trab gelaufen haben.

Die Hauptstadt liegt unter einem etwa 300 Fuß hohen Felskopf, zu dessen Füßen sich eine Anzahl kleiner zerrissener Felsköpfe sich hinziehen. In diese hinein und auf dieselben waren die Hütten gebaut, jede einzeln mit Holzverschanzungen umgeben, durch die nur ein einzelner zur Noth eindringen konnte; die Felsblöcke waren mit Steinmauern und die ganze umfangreiche Stadt mit Hecken und Dornen verschanzt, für Botlokoa eine ansehnliche Festung. Nathanael führte uns hinein.

Vor dem Eingange saß eine Anzahl Großer, die nicht eben freundlich grüßten. Nathanael brachte uns über den großen Viehkraal bis zu dem Hüttenkomplex seines Vaters. Der Weg führte durch so viel Einzelthüren, daß ich mich in einen Irrgarten versetzt glaubte. Endlich kamen wir bei der Hütte des Häuptlings an. Er war verreist. In seiner Stelle erschien sein Bruder und sein großer Sohn, beides schöne kräftige Gestalten. Der Bruder ein finsterer Heide, der Sohn offener und zugänglicher, er stimmte nicht ein in die gegen die Christen verübten Verfolgungen, und weigerte sich, das Weib, das seinem christlichen Bruder genommen war und ihm zugesprochen wurde, anzunehmen, sie wurde einem andern Manne übergeben. Nathanael aber bescheerte der Herr anstatt dieses heidnischen ein liebes christliches Weib, mit der zusammen er jetzt dem Herrn dient. Er hat Hoffnung, daß sein Bruder auch noch ernstlicher suchen wird. Bald kamen auch andere Große, mit denen wir eine zwar in allgemeinen Gegenständen sich bewegende, aber freundliche Unterhaltung führen konnten. Vor der Hütte waren in aufgemauerten runden Töpfen drei Blumen, der vierte mitten in der Reihe war leer und oben eine glatte Fläche. Mit diesen Blumen treiben sie eine Art Ahnendienst. Niemand darf sie im Kraal haben als der Häuptling.

An einem bestimmten Tage im Jahr nämlich versammelt sich das ganze Volk in einem heiligen Hain. Dann ruhen alle Kriegsfehden der einzelnen Botlokoa-Stämme untereinander und alle gießen unter gewissen Ceremonien und unverstandenen Formeln Bier aus und beten dazu: „Wir bringen unsere Schuld, ihr Götter." Dann kehrt jeder Häuptling in seinen Kraal zurück und gießt Bier auf die drei Blumen, von denen die eine seine Großmutter, die andere seinen Vater, die dritte seinen Großvater bedeutet, und betet: „Wir bringen unsere Schuld." Das herablaufende Bier wird auf der Erde von den Kindern aufgetrunken, die Männer trinken es aus Töpfen, ein merkwürdiges Zeugniß davon, daß selbst die Heiden glauben, ihre Todten leben, und daß auch sie ein Bewußtsein ihrer Schuld haben. Dies wird ihnen auch von den Christen vorgehalten und sie wissen nichts zu antworten.

Als wir eben über die Blumen sprachen, gingen Weiber vorbei; sie warfen sich erst in anbetender Haltung vor den Großen nieder und machten mit den Fingerspitzen der zusammengelegten Hände gewisse Bewegungen, die Ehrfurcht bedeuten, dann krochen sie in dieser selben Haltung vorüber als Bezeugung der Ehrfurcht.

Der Kraal von Ramokopa zeichnete sich vor allen andern, die ich gesehen, aus. Die Hütten waren zum Theil schön gebaut, die Verandapfähle säulenschlank, der Raum vor den Hütten sauber geglättet mit Verzierungen, die Felsblöcke sauber mit einer Art Cementkleidung und Stufen versehen.

Als wir am Abend beim Feuer saßen, kamen die Großen an den Wagen und ließen sich eine Tasse Kaffee wohlschmecken; erfreuten uns dagegen mit frischer Milch.

Sonnabend, 20. Dezember. Wir hatten heute eine kurze Tagereise und legten sie, um unseren Pferden Rast zu geben, im Ochsenwagen zurück. Zu uns setzte sich Nathanael und erzählte auf

mein Begehr seine oben mitgetheilte Lebensgeschichte, ein lieber, fast schüchterner, demüthiger Christ, aber bisher ein unerschrockener treuer Bekenner; auch Mamoboro, ein durch Nathanael zum Herrn geführter ernster Mann, setzte sich eine Zeitlang zu uns und erzählte uns von ihren heidnischen Sitten, namentlich von einer Pfeife, die vom Eingeweihten unter den Rock verborgen und geblasen wird, so daß die Töne wie vom Himmel herab klingen und das Volk meint, die Götter reden. Er versprach, mir eine solche Pfeife anzufertigen. Auch erzählte er von einer besonderen langen Pfeife, mit mehreren Tönen, die die Mädchen bei ihrer Koma (Mannbarkeitsfest) gebrauchen, er wollte mir auch eine solche fertigen.

Nach zweistündiger Fahrt spannten wir unter einem mächtigen schattigen Morulabaum aus, gegenüber dem ungefähr 300—400 Fuß hohen Felskopf des mächtigsten Batlokoa-Häuptlings Massaniane. Er wohnt auf halber Höhe, hatte uns kommen sehen und kam bald mit seiner kranken Frau herab, um von Knothe Medizin zu erhalten und uns seinen Besuch zu bringen. Auf die Felsenhöhe seines Kraals traute ich mich mit meiner geschwächten Kraft nicht hinauf. Er war unter allen Kafferhäuptlingen, die ich gesehen, der freundlichste und entgegenkommendste. Durch seinen Bruder Jonathan Matome hatte er den Eindruck gewonnen, daß das Christenthum ein gutes Ding sein müsse, und hat alle Bedrängung der Christen scharf verboten. Mit uns verkehrte er wie mit guten Freunden. Er stimmte bereitwilligst zu, daß wir einen neuen Nationalhelfer an des verstorbenen Jonathan Statt nach Sekonje sendeten. Er soll ein durchaus gerechter Regent sein, obschon noch Heide.

Nach $1^1/_2$stündiger Fahrt erreichten wir das verödete Haus Jonathan's. Ich hatte ihn noch auf Mp'hôme gesehen, wohin er zu meiner Begrüßung gekommen war. Kurz nach seiner Rückkehr starb er; wir empfingen die Schmerzensbotschaft bei Khashane. Der Verlust dieses Mannes, eines der gediegensten Evangelisten, ist für unsere Botlokoa-Mission, menschlich gesprochen, unersetzlich; jene kleine Gemeinde ist wie eine Heerde ohne Hirten, er war ihr Berather, Tröster und Lehrer. Deshalb betraten wir das verödete Haus mit wahrem Schmerz. Unweit desselben standen die Mauern des von ihm in Angriff genommenen neuen Kirchleins, die er bis zu 5 Fuß Höhe geführt hatte; in seiner Stube stand noch unausgepackt die neue Glocke, die mit der Kirche zugleich eingeweiht werden sollte; von der Decke herab hingen Streifen Speck von einem Schwein, das er gekauft hatte, um aus dem Fett Licht zu den Abend-Andachten zu gewinnen. Er selbst war während unserer Reise durch Br. Jensen bestattet worden. Seine Frau, eine tief gegründete Christin, war tief betrübt, aber in Christo getröstet.

Am Abend rief der Ton einer eisernen Picke das kleine Häuflein in Jonathan's leeres Haus zur Andacht zusammen; Knothe predigte, ich hielt eine Ansprache.

Sonntag, 21. Dezember, hatte sich eine größere Schaar auch aus der Ferne zum Gottesdienst zusammengefunden. Es war mir beweglich, doch schon über 30 Getaufte aus dem Batlokoa-Volk nach so kurzer Arbeit gesammelt zu sehen, vornehmlich eine Frucht von

Jonathan's treuem Wirken; ich konnte sie wie eine Hoffnungsschaar ansehen und begrüßen in der Predigt, die ich über das Sonntags-Evangelium hielt. Nach derselben taufte ich Nathanael's Kind, welches vier Tage alt, im Ochsenwagen mit der Mutter hinübergebracht worden war. Dann brachen wir auf und erreichten nach $2^1/_2$stündigem Ritt unsere andere von dem treuen Nationalhelfer Charles Rasebilo verwaltete Außenstation bei Rhenosterport (Makotopong). Hier fand ich bereits ein größeres Gemeindlein (23 Kommunikanten), vornehmlich Knopneusen, vor. Sie bewillkommten mich mit einem Sankey-Lied, mir recht wenig sympathisch. Ich hielt die Nachmittags-Predigt über die Sonntags-Epistel. Unsere französischen Evangelisten hatten hier Sonntagsrast gemacht und dem Gottesdienst beigewohnt. Am Abend ertheilte Br. Knothe der Gemeinde das heilige Abendmahl und taufte zwei Kinder.

Charles Rasebilo ist ein als bereits getaufter Christ zu uns übergetretener treuer und begabter Nationalhelfer, der vortheilhafte Bedingungen anderer Gesellschaften ausgeschlagen hatte, um seinen Landsleuten, den Batlokoa, das Evangelium predigen zu können.

Die Arbeit unter den Batlokoa ist eine hoffnungerweckende. Man kann deutlich erkennen, wie der heilige Geist selbst dort thätig ist und die Herzen erweckt und glaubensfreudig und opferwillig macht, und wie die schützende Hand des Herrn die Gläubigen bewahrt. Auf Mp'hôme fand ich im Hause des Br. Knothe eine Katechumenin mit dem sonderbaren heidnischen Namen Missiß. Sie war durch Jonathan erweckt, zum öfteren zu den Gottesdiensten gekommen nach Sekonje und war dieserhalb wiederholt von den Ihrigen gemißhandelt worden. Als sie einmal wieder vom Gottesdienst nach ihrem Kraal zurückkehrte, lauerten ihr ihre heidnischen Verwandten auf und schlugen sie so furchtbar, daß sie lautlos zusammenbrach. Dann traten sie sie mit Füßen und fuhren fort mit Schlägen und Mißhandlungen. Jonathan hörte das Toben der Unmenschen und trat dazwischen, ihnen zu wehren. Sie schrieen ihn aber an, er habe sich nicht darum zu kümmern, sie könnten (wie in der That das heidnische Recht lautet) mit ihrem Kinde machen, was sie wollten. Nathanael, der ebenfalls hinzueilte, warf sich zwischen die Wüthenden und ihr Opfer. Jonathan sagte: „Ihr schlagt ja das Kind todt." „Das wollen wir eben," lautete die Antwort der Rasenden, die nun auch über Nathanael herfielen. Leute von Sekonje kamen diesem zu Hülfe und es entspann sich eine förmliche Schlacht, in der die Heiden schließlich in die Flucht geschlagen wurden. Diese klagten bei dem Häuptling Massaniane, der nach Heidengesetz als gerechter Richter in der That Jonathan, seinen Bruder, zur Zahlung eines Ochsen verurtheilen mußte, denn dieser hat kein Recht, die Verwandten am Todtschlagen ihrer Tochter zu verhindern; er schenkte aber sofort Jonathan den Ochsen, den derselbe zu zahlen hatte und verbot, Christen um ihres Glaubens willen zu mißhandeln. Missiß lag drei Wochen lang, von den Christen gepflegt, in Folge der erlittenen Mißhandlungen krank. Dann floh sie nach Leshoaane. Während der Zeit der Synode zog sie mit nach der Synode, weil sie in der Abwesenheit der Missionare sicher von ihren Verwandten gemordet worden wäre. Auf der Rückkehr von

der Synode wurde sie in Matlale von ihrem heidnischen Bruder erkannt; derselbe ergriff sofort sein Gewehr, um sie zu erschießen, die Kugel ging dicht an ihrem Ohr vorbei, und sie konnte glücklich wieder Mp'hôme erreichen, wo sie in der Küche des Missionars dient, und den Taufunterricht besucht. Seitdem hat sie freundliche Besuche von ihrer Mutter und ihrem jüngeren Bruder erhalten. Letzterer ist ebenfalls bereits in den Taufunterricht getreten. Ich erquicke mich öfters an dem freundlichen und freudestrahlenden Angesicht von Missiß, deren sehnlichster Wunsch es ist, bald in die Gemeinde durch die Taufe aufgenommen zu werden.

Ein anderer Botlokoajüngling, kaum 14 Jahre alt, aber bereits mit den Warzen der empfangenen Beschneidung im Gesicht gekennzeichnet, ist Motume, der ebenfalls um seines Glaubens willen bereits wiederholt gemißhandelt, aber dadurch in seiner Standhaftigkeit nur gestärkt worden ist. Zweimal ist er den Seinigen entflohen nach Leshoaane. Das erste Mal holte ihn sein Vater zurück. Er entlief wieder. Dann kamen seine Verwandten, ihn abzuholen. Er hielt sich aber vor ihnen versteckt und besucht heilsbegierig den Taufunterricht. Knothe bezeichnet ihn als einen durch geistige Anlage, Frömmigkeit, Charakterfestigkeit und Tüchtigkeit gleich ausgezeichneten Jüngling, der einmal ein guter Arbeiter im Weinberg zu werden verspreche.

Ein dritter Knabe, Rekoiloe (wir sind erhört), begleitete uns von Wallmannsthal nach Mp'hôme. Sein Vater und Mutter, fromme Christen in Wallmannsthal, hatten nur Töchter. Ihr sehnlicher Wunsch und Gebet war, daß ihnen ein Knäblein geboren werden möchte. Als ihr Gebet erhört war, gaben sie dem Knaben den Namen Rekoiloe und brachten ihn, nachdem er entwöhnt war, zu Br. Knothe mit den Worten, sie schenkten ihm den Knaben, er solle ihn für den Herrn erziehen. Da er noch so klein war, gab ihn Knothe zunächst den Eltern zurück. Jetzt war er etwa 8—10 Jahre alt geworden in Wallmannsthal. Dort fand ihn Br. Knothe wieder und die Eltern gaben ihn nun demselben als sein Eigenthum mit. Er machte mit uns die Reise von Wallmannsthal nach Mp'hôme.

Als Nathanael mir auf dem Ochsenwagen seine Erweckungsgeschichte erzählen mußte, bat ich Knothe, sich die Einzelheiten zu merken, damit ich sie aufschreiben könne. Er antwortete, wenn ich solche Geschichten haben wolle, so könne er mir hundert ähnliche erzählen, die er während seines Missionsdienstes mit erlebt habe. Dergleichen sei das Gewöhnliche.

Eine besondere Gnadenfügung ist es, daß Massaniane, der Oberhäuptling, ein so gerechter und wohlwollender Mann ist, wie ich deren unter den Heiden nie zuvor gesehen habe. Wir waren besorgt, daß mit Jonathans, seines Bruders, Tode unsere Arbeit in jenem Lande wesentlich gefährdet werden würde, weil der Haß gegen das Evangelium unter jenem Volk besonders heftig ist. Sie sind auch alsbald zum Häuptling mit dem Begehr gekommen, die kleine Gemeinde von Sekonje zu verjagen. Er aber hat ihnen geantwortet: „Laßt die Christen in Ruhe, das sind meine besten Leute, gehorsam und fleißig, sie wissen, was sie wollen, aber die Heiden wissen nicht, was sie wollen."

Wenn ich mit dem Häuptling sprach, wollte es mir scheinen, er sei dem Reiche Gottes nicht fern. Aber da fehlt doch noch viel daran. Menschlich gesprochen freilich ragt er schon jetzt, was Freundlichkeit, Gerechtigkeit und Billigkeit betrifft, weit hervor über viele Christen der Heimath, die im Grunde nicht viel mehr Christenthum haben, als dieser Heide, und lebte er, wie er ist, in Deutschland, so würden viele ihn als einen sehr achtbaren, braven, guten Mann schätzen. Soweit ist der Einfluß seines verstorbenen Bruders ihm bereits zum Segen geworden. Am Sonntag früh war er bereits um Sonnenaufgang mit seiner Frau die Meile Wegs nach Sekonje uns nachgekommen, um mir ein fettes Schaf zu bringen. Das, welches er gestern zu schenken beabsichtigt hatte, wäre ihm nicht gut genug gewesen, so bringe er dieses. Es war in der That ein ausgesucht schönes Thier. Dabei versicherte er, er sei unser guter Freund, und bat mich, ich möchte auch der seinige bleiben.

Auf Makotopong wohnt eine ganze Anzahl unserer Gemeindeglieder. Sie haben in Gemeinschaft mit unserem Helfer Charles Rasebilo ihr eigenes freundliches Kirchlein sich erbaut, eine ziemliche Anzahl Taufbegehrender ist vorhanden. Aber sie werden von dem Besitzer des Platzes zu allerlei Arbeiten genöthigt, und sind für ihn werthvoll, weil unter ihnen eine ganze Anzahl sehr geschickter Wagentreiber und Handarbeiter sind. In der neusten Zeit sind sie freilich zu so viel Arbeiten genöthigt worden, daß die Möglichkeit, sie werden dieserhalb einen neuen Wohnort suchen müssen, nicht sehr fern liegt. Ihr Weggang würde ein großer Verlust für unsere Missionsarbeit sein. Derselbe könnte durch Ankauf des Platzes vermieden werden. Aber warum hat der Herr uns die Mittel zur Betreibung unseres Werkes so knapp zugemessen? Und warum giebt es unter den begüterten Christen unserer Missionsgemeinde so wenige, die in solchen Fällen helfend eintreten? Das auszulegende Kapital würde sich auch finanziell reich verzinsen durch die Einnahmen des Platzes.

41. Rückkehr nach Mp'hóme. Kapitän Dahl.

Montag, 22. Dezember. Später als wir beabsichtigten, brachen wir auf. Der Sandrivier, der Abends zuvor noch heftig geströmt hatte, war so weit abgelaufen, daß wir ihn bequem durchfahren konnten. Nach 1¾ Stunden kamen wir bei dem deutschen Kaufmann Herrn Kaufmann, einem Hamburger Katholiken, und ¼ Stunde später bei dem Regierungs-Distrikts-Kommissarius Herrn Dahl auf Klipdam an. Derselbe, ein geborener Däne, hat sich allzeit zu unsern Missionaren sehr freundlich gestellt, und, soviel er konnte, ihnen gegen die Farbigen Hülfe und Schutz bereitet. Deshalb hatte ich einen Besuch bei ihm bereits in den Reiseplan aufgenommen. Ich beabsichtigte, bei ihm zu übernachten und war gestern Abend erwartet worden. Er selbst aber erklärte, er habe wegen des vollen Flusses schon gestern die Hoffnung meines Kommens aufgegeben. Wäre ich gekommen, so hätte ich ein mit Flaggen und Guirlanden geziertes Haus und Zimmer vorfinden sollen. Herr Dahl gab seiner Freude, mich in seinem Hause bewirthen

zu können, einen warmen und sehr lebhaften Ausdruck. Er meinte, wenn der vornehmste Herr und ein mächtiger Fürst gekommen wäre, so hätte seine Freude nicht größer sein können. Er bewirthete mich mit dem Besten, was er hatte, selbst mit Bergedorfer Bier, — in Transvaal eine kostspielige Seltenheit, — sein Gehülfe, ein Engländer, Herr P. blies, auf dem Piano begleitet durch den Postmeister Joriſſen, um mich zu erfreuen, auf dem Cornet: Deutschland, Deutschland über Alles, die deutsche Nationalhymne; kurz Herr Dahl that Alles, mir die Stunden meines Aufenthalts in seinem Hause schön und angenehm zu machen und machte mir zum Abschied ein Geschenk mit einem fetten Schaf. Um uns etwas länger dort zu behalten, ließ er unsern Ochsenwagen vorweg fahren und versprach, uns persönlich auf seiner Karre demselben zwei Meilen weit nachzufahren, lauter Freundlichkeiten, die ich dem guten Vernehmen zu verdanken hatte, in welchem er mit unsern Missionaren steht.

Herr Dahl hatte sich ein für afrikanischen Maßstab großes, schönes zweistöckiges Haus erbaut, welches er in eine Schanze umzuwandeln im Begriff stand, mit 9 Fuß hohen Mauern und Eckthürmen. Vor dem Eingang standen zwei Kanonen. Die Verhältnisse in Zoutpansberg sind eben so, daß man auf den Fall eines Krieges mit den Eingeborenen allezeit gerüstet sein muß. Bei ihm ist das nördlichst gelegene Postamt im Lande, welches ich benutzte, um schnell die Tagebücher zu befördern.

Als wir nach Mp'hôme aufbrachen, mußten wir bei einer Bauernkirche vorbei, in welcher der Missionar Hofmeyer als „Konsulent" (eine Art Hülfsprediger und Vertreter des Predigers in Leydenburg) soeben drei Wochen lang Gottesdienste hielt. Es war mir lieb, ihn, wenn auch nur für zehn Minuten, zu sehen und zu sprechen. Der weite Weg ließ uns nicht länger Zeit, denn wir wollten gern heute noch Mp'hôme wieder erreichen. Wir mußten durch eine weite Moddervley, in welcher einige Spruite so angeschwollen waren, daß wir nur mit Mühe hindurchkommen konnten.

Nach anderthalbstündiger schneller Fahrt kehrte Herr Dahl und der Postmeister Joriſſen um, wir ritten weiter bis zum bezeichneten Ausspannfleck, den Wagen, den wir überholt hatten, erwartend. Da dort kein Schattenbaum zu finden war, hatte ich von der Sonnengluth nicht wenig zu leiden und fabrizirte, um mich einigermaßen zu schützen, aus der dicken Filzdecke meines Pferdes eine Art „Helgoländer" in größerem Styl, der mir treffliche Dienste leistete. Der Wagen kam, wir kochten Kaffee, und dann ging es um 4½ Uhr weiter, wir hofften Mp'hôme, das mit schnellen Pferden in zwei Stunden erreichbar war, vor Sonnenuntergang zu erreichen. Allein mein alter Welfarth, das fast ausgediente Stationspferd von Br. Schwellnus, den ich fast vierzehn Tage geritten hatte, war steif und müde, ebenso wollte Br. Knothes Maulesel, der treffliche Sterckmann, der bereits fast seit drei Monaten unter dem Sattel oder vor der Karre gewesen war, trotzdem es nach Hause ging, auch nicht recht vorwärts; so mußten wir 3¼ Stunde lang reiten, die Sonne ging unter, bevor wir das Holzbuschgebirge erreichten, aber der Mondschein half uns, dasselbe noch zu erklimmen; gegen 8 Uhr erreichten wir glücklich Mp'hôme, wo ich, ziemlich ange-

griffen von der Reise in dem heißen Norden, das Weihnachtsfest zu feiern und dazu eine achttägige Rast zu machen gedachte. Erwartete und ersehnte Briefe fand ich vor, die mir aus Berlin gute Nachricht brachten.

Dienstag, 23. Dezember. Ich brachte den ganzen Tag auf dem Sopha ausgestreckt zu, und las hintereinander sämmtliche Oktobernummern des Reichsboten, von der ersten beginnend und mit Sonnenuntergang die letzte lesend, und erfuhr so einmal wieder, was in der Welt passirte. Aus der neuesten Nummer des Missionsblattes erfuhr ich, was in Berlin, aus den Kirchenzeitungen, was in der Kirche inzwischen passirt war. Eigentlich war dieses Lesen auch eine starke Anstrengung, allein Schleiermacher sagt ja, der Mensch bedürfe zur Erholung nur des Wechsels in der geistigen Arbeit. Am Abend freute ich mich mit den Kindern des Br. Knothe der Erscheinung des deutschen Knechts Ruprecht, der diesmal auch bis Afrika gekommen war, um nach den artigen Kindern zu fragen.

42. Weihnachten auf Mp'hôme.

Mittwoch, 24. Dezember. Heute sollte Schreibetag sein. Ich las sämmtliche aus dem Missionshause oder von den Missionaren in Afrika erhaltene Briefe noch einmal durch, um sie alle ausführlicher zu beantworten. Allein des Stoffes war so viel, daß ich nur einen Theil der Aufgabe, die ich mir gestellt hatte, bewältigen konnte. Denn zuvor mußte das Tagebuch bis zu diesem Tage weitergeführt werden. Es war ganz merkwürdig, daß ich in Klipdam gerade in dem Moment, wo ich den letzten Bogen meines Blau-Papiers verbraucht hatte und eines neuen nicht länger entbehren konnte, die Sendung desselben aus Berlin auf dem Postcomtoir vorfand. Ich konnte in dieser Abhülfe eines empfindlichen Mangels auch einen Beweis der fürsorgenden Liebe des Herrn dankbar erkennen, der Großes und Kleines regiert. Das Papier war nach Botschabelo gegangen und wurde mir von dort gerade an den Ort und gerade zu dem Moment nachgesandt, wo ich desselben bedurfte. Eine besondere Weihnachtsfeier war es mir, an jedes Einzelne meiner Kinder daheim einen besonderen Brief schreiben zu können, wozu mir für gewöhnlich die Zeit nicht zu Gebote stand. So lebte ich denn das Fest doch wenigstens im Geiste unter meinen Lieben.

Die Feier des Heiligabends im Hause des Br. Knothe war eine liebliche Familienfeier. An Stelle des in Afrika nicht zu beschaffenden Tannenbaumes war die dichtbelaubte Krone eines Blätterbaumes mit Lichtern, Guirlanden, Rosinenschnüren, Aepfeln und Sternen mit Bibelsprüchen ausgeschmückt. Da die Blätterkugel des Baumes im Innern einen hohlen Raum beließ, so hatten die schönen Gebäcke, als Pfefferkuchen, Zuckernüsse und andere Lichter im Innern des Baumes ihren Platz gefunden und leuchteten nur verstohlen hinaus, auch ein schönes Symbol. Wir sangen unsere Weihnachtslieder, die Kinder sagten die Weihnachtsgeschichte, Weihnachtssprüche und Lieder auf, gerade wie in Deutschland, so daß ich mich lebhaft, obschon theilweis mit feuchtem Auge in das Missionshaus versetzen konnte. Die Kinder

erhielten ihren Kuchenteller und ihre Geschenke, jubelten und schwatzten lange noch in ihrem Schlafstübchen bis Mitternacht — wie daheim! —

Als der Baum noch brannte, sammelten sich Gemeindeglieder theils in der Stube, theils am Fenster, um die Herrlichkeit zu bewundern, dann formirten sie einen Zug, der unter dem Gesange in dulci jubilo in die erleuchtete Kirche zog, wohin wir ihnen zum Vespergottesdienste folgten, der auf Grund der Büchsel'schen Zusammenstellung abgehalten wurde. Ich habe kaum je das Psalmodiren so feierlich und schön ausführen hören, wie an jenem Abend und an den Feiertagen. Der Quempas und das „Es ist ein Ros' entsprungen" klangen wie ein Gruß aus der Heimath. Auch Gemeindeglieder von Khoara und Leschoaane waren gekommen, die von zehn Uhr ab im Dunkel der Nacht ihren Weg auf steilen Felspfaden in ihr Dorf zurück antraten.

Ersten Weihnachtstag, Donnerstag, 25. Dezember, hielt ich die Hauptpredigt am Vormittag. Br. Knothe die Nachmittagspredigt und Beichte am Nachmittag. Es waren schöne Feiern mit der die neue Kirche füllenden Gemeinde.

Zweiten Weihnachtstag, Freitag, 26. Dezember, predigte Knothe am Vormittag. An die Predigt schloß sich die Feier des heiligen Abendmahls. Die Gesänge, die die Gemeinde dazu vierstimmig sang, waren feierlich, wie hingehaucht, wie ein Lied aus dem innersten Heiligthum.

Nachmittags war Kinderfeier. An achtzig Kinder sangen um den in die Schule getragenen Christbaum, der noch einmal angezündet, dann geplündert wurde. Ich hielt eine katechisirende Ansprache an die Kinder, und schenkte jedem eine Blumenkarte. Sie sangen ihre Christlieder und gingen mit dem unter sie vertheilten Gebäck des Christbaums fröhlich von dannen.

Sonnabend, 27. Dezember, verbrachte ich größtentheils mit der Beantwortung der eingelaufenen Briefe der Missionare.

Sonntag, 28. Dezember, vollendete ich zunächst meine Correspondenz, dann ritt ich auf steilem Felspfade mit Br. Knothe herab zu der etwa 3/4 Stunden entfernten, unter einem Felskopf erbauten malerisch schön gelegenen Außenstation Khoara, wohin sich ein Gemeindlein von solchen geflüchtet hatte, denen um ihres Glaubens willen von den Heiden alle ihre Habe abgenommen war und die eine blutige Verfolgung hatten ausstehen müssen. Sie hatten sich, obschon sie die Gottesdienste und zum Theil die Schule in Mp'hôme besuchen, für ihre Andachten ein Kirchlein gebaut, mit einer kleinen ausgehöhlten Feuerstelle, in welcher Dornenfeuer zu den Abendgottesdiensten die Stelle der fehlenden Beleuchtung ersetzt. Ich hielt ihnen eine Predigt. Das Kirchlein war überfüllt und eine Anzahl Christen und Heiden sammelte sich außerdem vor der Thür. Nachdem ich in der reinlichen Hütte eines Gemeindegliedes, meinen Sattel als Kopfkissen benutzend, meine Mittagsrast gehalten, ritten wir, ein scharfes Tempo „vorlegend" (wie Br. Reuter sich auszudrücken pflegte), hinüber nach der zweiten Außenstation Leschoaane, woselbst unter der Vorsteherschaft des hochbegabten treuen Timotheus Sello sich eine andere etwa 200 Seelen zählende Gemeinde von solchen, die durch die Heiden blutig verfolgt und vertrieben waren,

gesammelt hatte. Ich wollte ihnen einen Gottesdienst halten. Da das Kirchlein für die Gemeinde und eine zahlreiche Schaar von Heiden, die sich eingefunden hatten, zu klein war, versammelten wir uns unter einem mächtigen schattigen Euphorbienbaum. Es war ein erhebender Gottesdienst. Eine Frau von Mamobolo, die schon in Mp'hôme zur Kirche gekommen war und ernstlich sucht, auch der Sohn des Häuptlings Sekoate und eine Anzahl Unterkapitäne, ja der Wütherich Dikchale, der blutige Verfolger, der eigenhändig einen Keulenhieb auf den treuen Daniel gethan hatte, um ihm den Schädel zu zerschmettern, so daß die tiefe breite Wunde noch heute zu sehen ist, hatten sich eingefunden. Er hatte eine anständige Kleidung; eine rothe Schärpe nach Art des Präsidenten der Republik quer über die Brust und Schulter gehängt, sollte seine Würde bekunden. Er saß im Hintergrunde, einen Sonnenschirm ausgespannt, mir gerade gegenüber, auf einem erhöhten Sitz. Ich predigte über das Sonntagsevangelium und legte nach dem Wort: „Dieser ist gesetzt zum Fall und Auferstehen für Viele" Christen und Heiden, mit Berufung auf jene Verfolgungszeiten den Weg zur Seligkeit aus, und ermahnte die Christen zu treuem Ausharren. Dikchale hörte finster und scheu blickend alles mit an, wie es schien, um es an sich abgleiten zu lassen.

Nach der Predigt rief ich ihn unter einen anderen Euphorbienbaum, legte ihm vor, wie wir Christen nicht Männer der Rache seien, sondern geschehenes Unrecht vergeben könnten, aber jetzt wünschten, mit ihm in Frieden zu leben. Er suchte nach einer Gegenrede, und fand sie, um den zahlreich versammelten Großen und anderen Heiden gegenüber seine Würde zu wahren, darin, daß er den Vorwurf erhob, warum wir seine Unterkapitäne (die dabei saßen) zum Gottesdienst direkt und nicht durch ihn eingeladen hätten. Ich antwortete, sie seien nicht zur Arbeit oder zu Diensten von uns gerufen, sondern zu Gottes Wort, und dieser Ruf ergehe an Alle, wir zwängen Niemand zu kommen, er könne ja fortbleiben, so hätten wir auch ihn eingeladen und ich sehe in seinem Kommen ein Zeugniß des Friedens. Er stimmte zu und meinte, das, was er gesagt, halte er auch nicht für eine große Sache. Sein ganzes Benehmen war aber nicht hoffnungserweckend, er suchte sichtlich nur sich als großen Häuptling zur Geltung zu bringen. Neben ihm saß, freundlich mit ihm redend, unser treuer Daniel, derselbe, auf welchen Dikchale vor wenigen Jahren den wuchtigen Keulenhieb gethan hatte, unter welchem er blutend zusammenbrach. Jetzt saß er mit dem Wütherich in Frieden zusammen, und that ihm als ein Christ, ohne Spur von Bitterkeit, freimüthig alle Ehre und Freundlichkeit an, die ein Christ seinem Häuptling schuldet.

Nachdem Dikchale sich entfernt hatte, benutzte ich die Zeit, während welcher Br. Knothe einige Kinder taufte und Krankenkommunionen verrichtete, dazu, um eine Skizze von Leschoaane und dem Holzbuschgebirge aufzunehmen und kehrte dann in Timotheus Häuschen zurück, wo uns eine Mahlzeit bereitet war. Emma, Timotheus Frau, lag schwer krank an der rothen Ruhr und hatte das Abendmahl empfangen. Daniel, der treue Christ, theilte mit, Dikchale habe ihm Botschaft gesandt, die früheren Sachen möchten vergessen sein, und fügte hinzu, dadurch, daß

Dikchale zum Gottesdienst gekommen, sei alles vergeben. Es war mir erwecklich zu sehen, wie dieser treue Christ Feindesliebe gelernt hatte und übte.

Als die Sonne unterging, bestiegen wir unsere Pferde und erreichten im Mondschein im scharfen Ritt nach zwei Stunden unser freundliches Quartier in Mp'hôme.

Montag, 29. Dezember. Schon in früher Morgenstunde stellte sich Br. Reuter ein, den ich zu einer mit Br. Schubert zu haltenden Besprechung eingeladen hatte. Er hatte gestern Nachmittag noch Gottesdienst in Mamaila gehalten und war dann die Nacht hindurch geritten, und war um Mitternacht hier eingetroffen.

Da an diesem Tage unten im Holzbuschdorf eine Besprechung des neuen Regierungs-Kommissarius Chr. Joubert mit den Landbesitzern anberaumt war, hatten wir bereits unsere Pferde satteln lassen, um hinunterzureiten, als der Häuptling Mamobolo mit zwei Räthen eintraf, um mich zu besuchen. Ich hatte ihn zu den Frühstunden einladen lassen, allein es war fast Mittag geworden, bis er kam. Ich wollte mit ihm die Sache des von ihm beschützten Gegenmissionars Camilo Raphela und die Landangelegenheit besprechen. Er blieb dabei, er sei unser Freund, und wolle dies auch bleiben, aber um die Sache selbst ging er, nach Kafferweise, drehend herum, und verstand sich nicht zu der Anerkennung, daß das Land, auf dem er mit seinem Volk wohne, uns gehöre. Ich erwiederte ihm, daß, falls er diese Erklärung verweigere, mir nichts übrig bliebe, als sie durch das Gouvernement ordnen zu lassen, räthlicher für ihn sei es, sie in Liebe zwischen uns ordnen zu lassen. Aber eine bestimmte Erklärung erhielt ich leider nicht weiter als, daß wir in Liebe und Freundschaft neben einander wohnen werden, und Herr Knothe möchte selbst sagen, ob nicht schon seit lange der Verkehr ein freundlicher gewesen sei. So bleibt uns nichts übrig, als die Sache beim Gouvernement weiter zu verfolgen, bei dem sie bereits seit Jahresfrist liegt, ohne daß wir eine Antwort erhalten haben. Wir müssen einstweilen zufrieden sein, daß trotz aller Schwierigkeiten und Hemmnisse das Werk der Mission hier sich so erfreulich entwickelt. —

Darnach ritten wir den Mp'hôme hinab zu dem Holzbuschdorf und wohnten der Besprechung bei, welche der Herr Joubert mit den umwohnenden Bauern abhielt. Etliche derselben meinten, aus dem vielen Volk, das dort wohnte, ließen sich noch hohe Taxen herausholen, das war das Hauptinteresse, welches manche Bauern an ihren farbigen Unterthanen haben.

Als wir den Mp'hôme wieder hinaufritten, wurden wir vom Regen überfallen, erreichten aber glücklich unser Ziel. Oben trafen wir Br. Schubert, der zu einer Verhandlung von Moletse herübergekommen war. Wir konferirten bis 1½ Uhr Nacht und brachten

Dienstag, 30. Dezember, Vormittag die Verhandlungen zu ihrem Ende. Nachmittags wurden schnell die Sachen gepackt und gegen 5 Uhr reisten wir auf dem von vier starken Eseln gezogenen Wagen des Br. Rauhaus ab. Die Erholungszeit hatte mir auf Mp'hôme, obschon sie auch nicht ohne anstrengende Arbeit war, sehr wohlgethan. Da ich Kapitän Dahl versprochen hatte, wenn irgend möglich, bei ihm

zu übernachten, weil er mit Herrn Joubert ebenfalls nach Moletse fahren wollte, um mit dem Häuptling Moloto zu verhandeln, so fuhren wir, so lange wir konnten. Die schwierigen, durch den Regen theils ausgespülten, theils in Sumpf verwandelten Wege aber machten, daß wir erst Nachts 1½ Uhr bei Dahl auf Klipdam anlangten. Wir gaben unsere Briefe zur Post, ich wurde durch Nichtvorfinden erwarteter etwas enttäuscht. Wir frühstückten mit Herren Dahl und Joubert, und diese fuhren auf einer leichten, mit vier schnellen Pferden gezogenen Karre pfeilschnell vorauf.

Wir hätten vor unserer Abreise einen schweren Unfall erleben können. Unser Willem wollte die Esel anspannen. Der eine derselben widersetzte sich, zerrte zurück, daß Willem zu Boden fiel. Darauf gab ihm das böse Thier einen so heftigen Schlag, daß er leblos eine Zeit dalag. Dann versuchte er den Kopf zu heben, ließ ihn aber gleich wieder schlaff herabsinken. Dies wiederholte sich nach einigen Minuten. Endlich konnte er sich auf den Ellbogen stützen und nach einiger Zeit ganz aufstehen. Er hinkte mit schweren Schmerzen davon; der Schlag hatte ihn an der Hüfte schwer verletzt. Kaum fünf Minuten später ging er auf denselben Esel zu, fing und spannte ihn ein. Bei dem alle gab er nicht den leisesten Laut des Schmerzes von sich. Als er das Thier wieder vor dem Wagen hatte, glaubte ich, nun würde dasselbe unbarmherzige Hiebe bekommen. Aber es bekam auch nicht einen einzigen Schlag, so daß ich von dieser edelmütigen Weise eines farbigen Christen einen wirklich tiefen Eindruck bekam. Ich fragte ihn, ob er große Schmerzen fühlte. Er antwortete: Ja, sehr starke. Er fuhr aber still und ruhig, als fühle er nichts.

Wir fückelten nun mit unseren müden Eseln langsam nach, bis die Stetigkeit des einen derselben uns nöthigte, früher als wir gewollt, auszuspannen. Theils durch diesen Aufenthalt, theils durch unser langsames Fahren geschah es, daß Joubert bereits seine Verhandlungen mit dem Kapitän Moloto vollendet, und einen kurzen Besuch auf unserer Station gemacht hatte, bevor wir herankamen. Eine halbe Stunde vor der Station begegnete er uns; wir grüßten und setzten unsere Reise fort und langten um 2½ Uhr auf der Station an. Dieselbe liegt ein wenig oberhalb des Grundes einer Thal-Vley und am untern Rande eines sanften Bergabhanges, dessen Haupt mit einer ganzen Reihe jener wunderlichen Granit-Klippen-Köpfe gekrönt sind, die dieser ganzen Gegend ein so eigenthümliches Gepräge geben. Da diese Klippen hier eine Art Kessel bilden, hat sich der Oberhäuptling dieses auf ausgedehntem Grunde in zahlreichen Kraalen wohnenden Volkes darin verschanzt und festgesetzt, und hält sich darin gegen jeden Angriff gesichert. Darauf hin trotzt er und eignet sich von dem uns gehörendem Lande ein Stück nach dem andern gegen unsern Willen und Protest an. Die Transvaalregierung ist zu schwach, uns zu unserem Recht zu verhelfen, sollte dafür ja freilich auch billig genug sein, uns die Abgaben nicht abzufordern für den Besitz eines Stückes Land, das wir nicht ausnützen können.

Bruder Schubert, der kurze Zeit vor uns in Moletse angekommen war, empfing uns daselbst freundlich, die Gemeinde hatte uns eine

Strecke zuvor am Wege mit Gesang und Gewehrschüssen begrüßt. Wir begaben uns in die kleine freundliche Kirche, woselbst Br. Knothe ein Dankgebet für die glückliche Ueberkunft hielt; das Gemeindlein hatte die Kirche ziemlich angefüllt.

43. Moletse.

Neujahrstag, 1. Januar 1885. Abraham, der vielbesprochene eifrige Vorsteher einer nahe gelegenen hoffnungsvollen Außenstation kam, auf drei Meilen Entfernung mit seinem Häuflein zur Kirche und begrüßte mich vorher in herzlicher Weise. Ich hielt die Predigt über den kombinirten Text von Evangelium und Epistel des Neujahrstages. Möchte der Herr mit seinem Segen uns durch das ganze Jahr hin treulich und gnädig behüten und leiten.

Die Glieder der aus etwa 60 Gekommenen bestehenden Gemeinde sind zum allergeringsten Theil solche, die auf und bei der Station, zum größeren Theil Leute des Abraham, die auf dem Platz des Herrn Mouldner drei Meilen entfernt wohnen, und Leute, die sich von unseren verschiedenen Stationen aus um irgend eines Grundes willen nach Roodepoort, dem Platz des Br. Schubert, zusammengezogen haben; auch etliche Heiden, unter andern der Bruder des Häuptlings Moloto, waren erschienen. Die Versammelten hörten mit großer Aufmerksamkeit zu, auch Sara Netla war von Roodepoort mit herangekommen. Sie war, seit wir sie auf Roodepoort sahen, vom Blitz getroffen und ging noch etwas lahm.

Bald nach dem Gottesdienst sahen wir zwei Reiter jenseits der Vlee heraufsprengen; die scharfen Augen unserer Farbigen erkannten bald die Brüder Schlömann von Malokung und Jensen. Ihr Kommen verzögerte in Etwas das Mittagsmahl und fesselte uns in trauter Unterhaltung, so daß der Nachmittagsgottesdienst anstatt um 2 Uhr, erst um 3½ Uhr beginnen konnte. Wir ahnten nicht, welche gnädige Bewahrung uns dadurch zu Theil werden sollte.

Da dieser Nachmittagsgottesdienst durch Br. Knothe in der mir unverständlichen Sessutosprache abgehalten wurde, blieb ich zu Hause, und ließ den zehn Schritt vom Hause entfernt stehenden Reisewagen etwa sechszig bis achtzig Schritt weiter abrücken, um auf demselben im Schatten sitzend, eine Skizze von der Station aufzunehmen. Ein Gewitter zog auf und näher. Plötzlich erdröhnte ein gewaltiger Schlag und der starke Schwefelgeruch sagte mir, er müsse ganz in der Nähe niedergefallen sein. Indeß diente dies mir zur Beruhigung, weil ich dachte, der nächste Schlag würde sicherlich ferner sein. Ich zeichnete also, während zwei bis drei Kaffern ängstlich in die Küche flüchteten, mein Bild ruhig zu Ende.

Kaum war das Werk gethan, als Br. Schubert aufgeregt an den Wagen kam und mir zurief: Sie können Gott danken, der Herr hat Sie vor einem großen Schaden bewahrt. Der Blitz hat in unsere Wohn- und Ihre Schlafstube eingeschlagen, Fensterrahmen zertrümmert, und scheint hin und hergefahren zu sein. Das Wohngebäude des Missionars nämlich besteht nur aus einer Stube, an welche eine Kammer

angebaut ist. Die Stube war unser gemeinsamer Aufenthalts- und Sammelplatz, die Kammer mein Schlafgemach. Nun hatte der Blitz in den eisernen Dachfirst des Hauses eingeschlagen und war an beiden Giebeln herabgefahren, durch das eine Fenster eingedrungen, über unsern Sitzplatz fort in die gegenüberliegende Wand, hatte diese durchbohrt und war 8 Zoll von der eisenbeschlagenen Ecke meines Reisekoffers in die Erde geschlagen. Von sämmtlichen Sachen nichts verletzt — der Schaden unbedeutend, keiner Person ein Haar gekrümmt. Hätte der Gottesdienst um 2 Uhr begonnen, so saßen wir, als der Blitz fiel, gerade um den Kaffeetisch; die Linie, die der Blitz von dem Fenster nach der Wand nahm, hätte gerade meinen Kopf getroffen, genau hinter der Stelle, die derselbe bei den Mahlzeiten einnahm, war das Loch in der Wand. Durch uns alle, die wir um den Tisch saßen, wäre er in Kopfeshöhe gerade hindurchgefahren; auch Br. Knothes Kopf lag gerade in dem Weg, den der Blitz genommen hatte. — Als wir alles überschauten, sammelten wir uns zu einem Lob- und Dankgebet und sangen: Lob, Ehr und Preis sei Gott, die draußen stehende Gemeinde stimmte in ihrer Sprache mit ein. Auch sie hatten Ursache zu danken. Denn sie war während des Gewitters in der Kirche gewesen, während sie sonst das getroffene Wohnhaus umlagert hätte.

Freitag, 2. Januar 1885. Da die Christen von den Außenstationen, von Roodepoort und von Abraham fast alle über Nacht geblieben waren, konnte ich über wichtige Angelegenheiten noch eingehende Besprechungen halten.

Wegen unserer Weiterreise nach Blauberg hatten wir eine Sorge. Zwischen den Kafferstämmen Matlale und Moletse ist Krieg. Erst vor kurzem waren Moletse'sche überfallen und ermordet worden, und hatten ihrerseits in Lekoreng (unserer Außenstation von Matlale) einen Mann, eine Frau und ein Kind ermordet. Letzteres ist wider das Völkerrecht der Schwarzen, und die Erbitterung darum gerade jetzt sehr gesteigert.

Im vergangenen Jahr hatten die Moletse'schen eine getaufte Frau von unserer Gemeinde Makchabeng auf freiem Felde ergriffen, und mit einer Heidin zur Hauptstadt geschleppt, daß sie dort ermordet werde, der Herr führte aber um dieselbe Zeit gerade den Kapitän Dahl dorthin, durch dessen Einsprache ihr Leben gerettet wurde.

Unter solchen Umständen mußte seit zwei Jahren aller Handel und Wandel stocken, der Wagenweg durch das Buschfeld war zum größten Theil verwachsen, oder da, wo neue Kraale gebaut waren, verlegt; es war also trotzdem, daß sowohl Willem unser Kutscher, als auch Br. Knothe Weg und Gegend kannten, nothwendig, einen kundigen Führer nach Makchabeng mitzunehmen. Ging ein solcher in unserem Dienst und Gefolge, so war er sicher; denn einem Weißen und seinen Dienern thun die beiden streitenden Parteien kein Leides. Aber wie sollte er aus Feindes Land wieder zurück, wenn wir unsere Straße weiter zögen? Als den Einzigen, der des Weges kundig sei, der auch erst kürzlich den Weg im Dienst eines Bauern gemacht habe, empfahl uns Br. Schubert einen etwa 18jährigen Burschen, Namens Jacob, derselbe habe zwar einmal den Sonnenstich gehabt, sei aber völlig geheilt, und verstelle sich nur ab und zu, als wäre er verrückt. Da auch Br. Knothe

ihn von früher her als einen von Hause aus willigen und ihm persönlich treu ergebenen Jungen kannte, glaubten wir auf dieses Zeugniß hin, es mit ihm riskiren zu können. Er hat uns weidlich geplagt.

Kaum waren wir an neue Kraale gekommen, als er uns falsche Wege zeigte, von denen wir nur querfeldein wieder unsere richtige Straße erreichen konnten; dann blieb er, der zugleich unser Wegweiser sein, aber zugleich auch unserem Pferdejungen Tapa im Antreiben der Pferde und Esel behülflich sein sollte (denn wir hatten zur Schonung und Hülfe der Thiere sechs Stationsochsen von Moletse mitgenommen), mit dem angetriebenem Vieh immer zurück oder ritt abseits, so daß wir ihn auf 100 Schritt zurückrufen mußten, wo wir wegen des Weges zweifelhaft waren. Immer noch nicht ahnend, daß der Junge wirklich verrückt war, schalten wir ihn aus, aber dadurch wurde die Sache nur ärger. Wir ließen ihn also mit den Pferden allein treiben und suchten unseren Weg und fanden ihn auch auf reichlich 4 Meilen Entfernung. Aber je näher der Grenze beider kriegführender Stämme, desto verödeter wurde die Gegend; alle Jahre einmal hat vielleicht ein Wagen den Weg befahren, Fußpfade waren des Krieges wegen gar nicht mehr vorhanden, sie waren, ebenso wie der Wagenpfad so mit 3 Fuß hohem Grase bewachsen, daß wir bald nur mit Mühe eine Spur eines Wagenrades momentan entdeckten. Endlich verlor sich auch die letzte dieser Spuren und wir mußten auf gut Glück durch die Wüstenei fahren. Die Gegend war Buschfeld, d. h. mit zerstreut stehenden Bäumen und Büschen — meist Dornbüschen, bedeckt, und mit jenem 3—5 Fuß hohen Grase bestanden, dessen reife gelben Halme das Land einem Haferfelde ähnlich machten, nur daß die Halme nicht aus einzelnen Körnern, sondern aus verstaudeten Grasbülten herausgewachsen waren, und also den Untergrund für das Fahren sehr uneben machten. Die Bäume und Sträucher standen zwar so wenig dicht, daß wir wohl mit dem Wagen uns durchfinden konnten, aber bisweilen waren sie doch so enge, daß wir nur im Zickzack oder mit Umwegen weiter kommen konnten. Am Ende der Gesichtslinie boten sie den Anblick eines dichten Waldes, der sich jedoch, wenn man näher herankam, allzeit in ähnliches Dickicht auflöste. So ging es nun ohne Weg und Steg 3—4 Stunden lang. Unser Wegweiser war die Sonne und das blaue Gebirge von Makchabeng und Blauberg, das wir hier und da über die Büsche hinweg am Horizont überragen sahen. Merkwürdig war es uns, zu beobachten, wie unser Ochsenleiter, der doch unter den Büschen gehend, die fernen Berge nicht sah, doch allzeit genau die Richtung wiederfand, trotz aller Ausbiegungen in Kreuz und Quer.

Der Weg führte uns über langsam wellenförmig sich erhebende Querhügel, bergauf, bergab; unsere wackern Ochsen thaten ihre Schuldigkeit, nur Jacob plagte uns, bis wir ihn von dem Antreiben der Pferde entbanden und zu Fuß neben unserm Wagen hergehen ließen, um ihn im Auge zu behalten. Blieb er in dieser Wildniß zurück, so war er ein Kind des Todes, denn wir waren bereits in Feindesland, und er hätte sich schwerlich aus dieser Wüstenei zurückgefunden. Trotzdem plagt er uns mit seinen beständigen Versuchen, zurückzubleiben.

Nachdem wir etwa vier Stunden lang bis nach Sonnenuntergang

unseren Weg durch die Dornen-Wüste genommen hatten, waren Br. Knothe und Willem, mein Kutscher, bereit, auch in der Nacht ebenso weiterzufahren, denn sie sind gegen dergleichen schon abgebrüht; ich legte aber Protest ein. So machten wir denn unser Bivouak-Feuer, kochten ab, und suchten unsere Lagerstätte, theils in, theils neben dem Wagen.

Sonnabend, 3. Januar. Vor Tagesanbruch wurden die Vorbereitungen zur Weiterreise getroffen, die Pferde und Ochsen losgebunden, damit sie doch wenigstens einen Mund voll Gras nehmen konnten; den Pferden war Milis hingeschüttet. Die Ochsen verloren sich, während wir Kaffee kochten, in den dichten Büschen, wo weder sie selbst noch ihre Spur zu sehen waren. Die vier Farbigen (Willem, der Kutscher, Zebedäus, der Treiber, Tapa, ein 15jähriger Heidenjunge von Mp'hôme und Jacob von Moletse) gingen nach verschiedenen Richtungen zu suchen. Endlich wurden sie gefunden und eingespannt. Aber nun war Jacob verschwunden; alles Rufen und Peitschenknallen blieb unbeantwortet. So mußte denn, während die Ochsen längst eingespannt vor dem Wagen standen, Jacob gesucht werden. Er hatte es ebenso gemacht, wie mit dem Bauer, den er nach Blauberg begleitet hatte; anstatt die Ochsen zu suchen, hatte er sich hinter einem Busch versteckt und antwortete nicht. Da wir den Unglücklichen nicht so hülflos verlassen konnten, suchten wir weiter und endlich nach einer halben Stunde wurde er gar nicht weit vom Wagen gefunden und wir konnten vorwärts. Unser Rufen hatte er recht gut gehört, aber nicht beantwortet. Noch zwei Stunden fuhren wir durch die Wildniß ohne Weg und Steg, bis wir den Weg fanden, der von Matlale nach Blauberg führt. Dieser war etwas befahrener, und obgleich zum Theil recht sandig, doch zu erkennen; was hier nothwendig war, da die Büsche sich waldartig verdichteten und keine Kreuz- und Querfahrten zwischen ihnen hindurch zuließen. Auch dieser Weg indeß war theilweise so verwachsen, daß überhängende Zweige das Wagentent (Zeltdach) zu zerreißen drohten und daß hier und da Büsche von 4—5 Fuß hoch mitten in dem einzigen Geleise standen, über welches die Ochsen den Wagen hinwegziehen mußten.

Unsere Sorge war, Wasser zu bekommen. Für uns selbst hatten wir in einer Blech-Kanne zur Genüge, aber unsere Thiere hatten bereits fast vierundzwanzig Stunden gedurstet. Endlich erreichten wir das Makchabenger Felsengebirge, dessen grotesk malerische Gestaltung wir mit Freuden genießen konnten, weil wir am Fuße desselben einen wasserhaltigen Regenlauf kannten, das einzige Wasser, welches auf dem Wege vorhanden war. Wir jubelten, als wir den Fleck erreichten, der durch das Abenteuer des Br. Beyer auch den Missionsfreunden daheim bekannt ist.

Derselbe hatte, als er noch Missionar in Blauberg war, den Weg durch die wasserlose Wildniß von Matlale nach Blauberg gemacht, und bei dieser in dichtem Gebüsch gelegenen Wasserstelle abgesattelt, um sein durstendes Pferd zu tränken und selbst den Durst zu löschen. Er stand neben seinem Sattel, als plötzlich eine der giftigsten Schlangen, deren Biß binnen wenigen Minuten tödtet, sich zu seinen Füßen wand und in einer Felsspalte verschwand. Kaum hatte er den jähen Schreck verwunden, als ein wohlbekanntes Brummen ihm sagte, er sei in der Nähe mehrerer

Löwen. Er hatte nicht Zeit sich zu besinnen, denn ein mächtiger Löwe springt dicht an ihm vorbei, während die andern in der Nähe brummen. Er vermag es, sein Pferd zu erlangen, und reitet in einem Umwege um die Stelle und ist gerettet. In derselben Stunde war seine drei Stunden entfernte Frau um ihn von namenloser Angst befallen und hatte im heißen Gebet um die Bewahrung ihres theuren Mannes gebetet. Beten hilft!

Die Löwen hatten wir nicht mehr zu befürchten, sie haben sich aus dieser Gegend verzogen. Aber auch Wasser war nicht vorhanden, die Dürre der letzten Wochen hatte auch diese einzige Wasserstelle vertrocknen lassen. — Uns blieb nichts übrig, als die durstenden vier Esel vor den Wagen zu legen, und zu versuchen, wie wir mit ihnen Blauberg erreichten.

Das wildromantische Blauberger Gebirge konnten wir auf diese Weise nur wenig genießen. Ein Knabe zeigte uns ein Wasserloch von 3 Zoll im Durchmesser, welches wir leertranken. Tapa und Jacob, die die Ochsen nachtrieben, hatten sich mit den Händen aus dem Erdboden an einer feuchten Stelle Wasser herausgekratzt, bis ihnen ein Kaffer eine Stelle zeigte, wo auch die Ochsen saufen konnten.

44. Blauberg und Makchabeng.

Das Gebirge wurde immer romantischer. Ein kleiner Felshügel wird von den Kaffern shissalong genannt, ein Name, den Br. Stech so deutete, daß die Engländer ihn wegen der Aehnlichkeit des Felsens mit einer riesigen chaise longue gegeben und die Kaffern dies Wort kafferisirt haben. Als wir die Pforte zwischen diesem Felsen und dem Gebirgszug passirt hatten, sahen wir eine weiße Flagge aus dem Laub riesiger Bäume hervor im Winde flattern. Sie zeigte, daß die Station erreicht war.

Dieselbe ist auf einer wenig über die Thalsohle sich erhebenden Erhöhung erbaut, dicht neben einem immer fließenden Bächlein, das aus einer unten mit riesigen schattigen Bäumen bestandenen Thalschlucht des Gebirges herabkommt. Diese Bäume werden von dem Volk heilig geachtet. Die Stationsgebäude sind theilweise zwischen ihnen erbaut. Sie sind schön und solide hergestellt, nur die Kirche bereits zu klein. Br. Stech, früher Glaser, hat seine Kunst darin bewiesen, daß er in Thür und Fenstern mit Stücken gemalten Glases sehr geschmackvolle Verzierungen angebracht hat, so daß das Haus mit seiner schönen, geräumigen Veranda ein überaus komfortables gemüthliches Daheim darbietet, was einem Missionar in seiner Einsamkeit wohl zu gönnen ist. Auch der Garten und alle Gebäude waren in gutem Stande. Ein Platz unweit des Hauses unter drei großen Bäumen gewährt ein schönes, schattiges Ruheplätzchen. Die Aussicht von der Veranda ist entzückend schön durch den Blick auf groteske Felsen und durch die Bergpforte hindurch auf die weite grüne Ebene, aus welcher der Ritaberg bei Moletse sich wahrzeichenartig abhebt. Die Stelle ist gesund und, wie Br. Stech sagt, fieberfrei.

Als wir durch die Ehrenpforte fuhren, gab die versammelte Gemeinde, zu der sich auch die Helfer und die meisten Gemeindeglieder von den Außenstationen eingefunden hatten, eine zwiefache Salve ab und

sang dann im vollen Chor ein vierstimmiges Loblied. Ich stieg ab und begrüßte jeden Einzelnen und begab mich in das Haus; am Abend hielt ich einen Begrüßungsgottesdienst in der dichtgefüllten Kirche.

Sonntag, 4. Januar. Am frühen Morgen wurde ich durch den vierstimmigen Gesang der Gemeinde geweckt. Am Vormittag hielt ich den Gottesdienst und predigte über das Sonntags-Evangelium mit Ausnutzung der Sonntagsepistel. Nach dem Nachmittagsgottesdienst untersuchte und beschied ich einen wichtigen Fall, den Petrus Manake und seine Tochter betreffend, und hielt dann eine Versammlung mit den Nationalhelfern ab. Der Häuptling Malebocho hatte eine Gesandtschaft geschickt mit dem Geschenk einer Ziege, welches ich mit einer Decke beantwortete; er bat, sein Nichtkommen mit seiner Krankheit zu entschuldigen. Gespräche über die Missionssache insgemein und über Spezialitäten füllten den übrigen Theil des Tages aus. Auch die betrübende Nachricht traf ein, daß ein großer Kraal der Moletschen am Rieta, in welchem noch an dem Tage, wo wir in einiger Entfernung vorüber geritten waren, die Bevölkerung harmlos gespielt und gearbeitet hatte, in derselben Nacht, in welcher wir gar nicht fern davon gelagert hatten, von den Feinden niedergebrannt war. Je zwei Personen von beiden Seiten waren getödtet worden.

Montag, 5. Januar. Wir wollten zu Mittag abreisen. Ein heftiges Gewitter mit schwerem Regen, der sich am Montag in einen allgemeinen Landregen verwandelt zu haben schien, drohte unsere Abreise zu verhindern. Ich hielt die Schulprüfung ab und beendigte am Vormittag meine Revisionsarbeiten. Am Nachmittag ließen wir mitten im Regen die Pferde satteln, um nach Makchabeng zu reiten. Der Wagen mit den Leuten und Thieren sollte zwei Meilen weit vorausreisen, bis zu dem oben erwähnten trockenen Wasserplatz, woselbst der Weg von dem eine Meile seitwärts gelegenen Makchabeng in den Hauptweg, der nach Matlale führt, einmündet. Kaum hatten wir (Br. Stech begleitete uns) die Pferde bestiegen, so hörte der Regen auf und wir hatten einen kühlen, etwa zweistündigen Ritt nach Makchabeng. Der Regen hatte uns nur einen großen Dienst geleistet für die gefürchtete Reise durch die lange, wasserlose, heiße Ebene, die zwischen Matlale und Makchabeng, Blauberg und Zoutpansberg sich erstreckt. Der tiefe Sand einzelner Strecken war zum Stehen gebracht, die Wasserpfützen (Pfannen) am Wege, die sich nach starkem Regen füllen, waren aufgefüllt, die drückende Hitze gemildert, so daß wir dem Herrn von Herzen danken konnten, der uns auf so wunderbare Weise wiederum den Pfad durch ein schwieriges Stück Weges bereitet und geebnet hatte. Leider hatten wir einen näheren Fußweg nach Makchabeng gewählt, der durch Dornen führte, welche meinen schönen Regenmantel zerfetzten.

Auf Makchabeng angekommen, benachrichtigten wir sofort den Häuptling Monyebodi, dessen Kraal, mit mächtigen Steinmauern verschanzt, unfern der Station liegt. Bald nach uns kam Matheus, der derzeitige Nationalhelfer und Verwalter der Station, von Blauberg zurück, wohin er zu meinem Empfange gegangen war. Das kleine Gemeindlein ist seit Br. Baumbachs Weggang etwas zusammengeschmolzen. Ein geräumiges Wohnhaus, dessen Klippmauern durch Br. Baumbach

bis zur Dacheshöhe mühsam aufgebaut waren, stand unvollendet da. Die Kirche ist ein großes, geräumiges Rondabel. Unmittelbar oberhalb der Station erhebt sich das romantisch schöne Gebirge von Makchabeng mit steilen Felswänden und grünen Schluchten und Abhängen.

Während ich eine Skizze aufnahm, erschien Monjebodi mit mehreren seiner Großen zur Begrüßung, ein hagerer langer Mann mit gutmüthigen Gesichtszügen und gutmüthigem Ton der Rede. Er sprach seinen Schmerz über Br. Baumbachs Weggehen aus und wünschte dringend das Wiederkehren eines Missionars. Baumbach sei sein Freund gewesen, mit dem er im besten Frieden gelebt und von dem er und sein Volk viel Gutes empfangen habe. Als der Missionar dort noch gewohnt habe, sei er ein reicher Mann gewesen, jetzt sei er arm. Wir sollten nun einen Missionar wieder hinschicken, er werde dem Worte Gottes nichts in den Weg legen, sondern es und seine Bekenner wider die Heiden schützen. Das alles schien ihm rechter Ernst zu sein. Er bekräftigte es durch das Geschenk von süßer Milch und einer Ziege, welche sofort geschlachtet, zerlegt und nach Landessitte vertheilt wurde. Der Häuptling bekam eine Schulter, der Nationalhelfer das Fell, wir selbst nahmen die beiden Keulen als Kost auf den Weg, das übrige Fleisch wurde zwischen den Heiden und unsern Gemeindegliedern zu gleichen Theilen vertheilt.

Während ein Mann mit dem Schlachten und Zerlegen beschäftigt war, rief ich das Gemeindlein in die Kirche, auch Monjebodi mit seinen Großen kam. Ich ermahnte in meiner Ansprache die Gemeinde zum treuen Ausharren gegenüber den Plagereien der Heiden, und zum treuen Bekennen, bis wir ihnen wieder würden einen Lehrer schicken können, die Heiden ermahnte ich ernst, nicht länger mit ihrer Bekehrung zu zögern.

Nach dem Gottesdienste bestiegen wir unsere Pferde und ritten in beschleunigtem Tempo am Gebirge entlang bis zu der verabredeten Stelle, woselbst unser Wagen soeben angekommen war. Die Sonne war eben im Untergehen, wir machten deshalb unser Nachtquartier daselbst.

45. Ga Matlale und Malokung. Thutloane.

Dienstag, 6. Januar. Weil bis Matlale ein Weg von etwa neun deutschen Meilen vor mir lag und ich dem Reiseprogramm gemäß womöglich noch heute die Station erreichen wollte, weckte ich die Reisegesellschaft schon 3¼ Uhr; die Vorbereitungen zur Abreise dauerten aber bis 4½ Uhr; dann mußten die Ochsen 3¼ Stunden im Geschwindschritt gehen, um über den schlechtesten sandigen Theil des Weges den Wagen hinwegzubringen; wir erreichten eine durch den letzten Regen gefüllte Wasserpfanne, bei der wir ausspannten. Nach zweistündiger Rast wurden die vier Maulesel vorgelegt, die uns auf dem guten Wege fast fünf Meilen weit vorwärts brachten. Bei Thibane verloren wir den Weg, fanden aber nach einer halben Stunde das Wasser, tränkten die Thiere und bereiteten unsere Bivouac-Kost. Jacob plagte uns in gewohnter Weise. Dann bestiegen Knothe und

ich die Pferde und wir erreichten in anderthalb Stunden die Station Ga Matlale.

Hier kamen wir unerwartet zu früh an. Durch ein Mißverständniß hatte Br. Parisius gemeint, mich erst zwei Tage später begrüßen zu können. Meinen Turnerruf hörte er nicht, aber Gemeindemitglieder sagten ihm, zwei Reiter kämen an. Er ergriff daher schnell sein Doppelgewehr und begrüßte mich, als ich schon dicht am Hause war, mit zwei Salutschüssen, deren Zahl bald durch die der Gemeindeglieder vermehrt wurde. Die Glocke wurde geläutet, Br. Parisius jammerte über die nichtfertigen Guirlanden, und ich hatte nur zu trösten.

In der Gemeinde, die ziemlich verwahrlost und zum Theil verwildert war, fand ich doch auch noch treue Leute, die selbst in der bösen Zeit Glauben gehalten hatten. Unter den Grüßenden, die durch Glockenschall und Gewehrschüsse von unserer Ankunft benachrichtigt wurden, war auch mein alter lieber Jacob Tserere. Vor achtzehn Jahren hatte er, damals noch Katechumen, mich in die Mordhöhlen bei Makapanspoort begleitet, in welchen Bauern eine große Zahl Geflüchteter durch ein vor dem Eingange angezündetes großes Feuer erstickt hatten. Er hat seitdem Glauben gehalten und ist durch des Herrn Gnade vom Bekennertode errettet worden. Bereits hatten die Heiden ihn gebunden in ihre Koma geschleppt, wo er am folgenden Tage eines grausamen Todes sterben sollte. Um Mitternacht sieht er, daß seine Wächter, an die er mit Stricken gebunden war, schliefen, er versucht seine Bande zu lösen; es gelingt, er kommt an den Ausgang der Koma-Stadt. Dort wacht der Wächter, erkennt ihn beim Mondenschein, sieht ihm starr ins Auge, wendet sich aber dann schweigend ab und läßt ihn entrinnen. Seitdem ist er ein treuer Stammhalter der Gemeinde. Ich erinnerte ihn an unsere damalige gemeinschaftliche Expedition und fragte ihn, ob er seitdem wieder in den Höhlen gewesen sei? Er antwortete: Nein, damals ging ich hinein, um die Heiden, die meinen, die Höhle sei von den Badimo (Göttern, Gespenstern) bewohnt, zu überführen, daß das Aberglaube sei. Nun haben sie gesehen, daß ich gesund herausgekommen sei, und haben ihren Aberglauben aufgegeben, nun habe ich nicht mehr nöthig, hineinzugehen. Ich schämte mich; mein Besuch in den Höhlen war Neugierde, der seine eine Glaubensthat gewesen. Ich konnte mich von Herzen an den frischen gesunden Bekenntnissen dieses treuen bewährten Glaubenszeugen, dessen Angesicht strahlte, erquicken.

Am Abend erfreute mich Br. Parisius durch einen Gemeindegesang, den er mit dem Cornet begleitete.

Mittwoch, 7. Januar. In der Frühe kam der Häuptling Matlale mit einigen Großen, um mich zu begrüßen. Ich sprach ernst und eingehend mit ihm über seine und der Heiden Stellung zu Gottes Wort und zur Gemeinde, mahnte ihn zum Frieden mit den Moletsischen und erbat eine Wache, um Jacob ungefährdet nach Moletsi zu bringen. Die Sache scheint ihm zu viel geworden zu sein, er ging schweigend davon. Mit Br. Parisius lebt er friedlich und auf freundlichem Fuß.

Die Predigt hielt ich über das Epiphanien-Evangelium Matth. 2, 1 f. Die Kirche war mit dem Rest der Gemeinde und einer größeren Zahl Heiden nur spärlich gefüllt. Unter den Heiden bemerkte ich einen stattlichen Mann, der kein Auge von mir verwandte. Er kam nach dem Gottesdienst, um mich zu begrüßen. Er war taubstumm, besucht aber regelmäßig die Kirche; Br. Parisius kann sich mit ihm verständigen, und hofft, er werde sich noch bekehren. Er ist ein angesehener Mann unter dem Volke. Mir suchte er einen Eindruck von seiner Größe dadurch zu machen, daß er lachenden Mundes mir erzählte, er habe zwei Menschen erschlagen und ihnen die Haut abgezogen. Er ist eben noch ein Heide, den solche That in den Augen seiner Landsleute groß erscheinen läßt.

Nach ihm kam ein Katechumen, Sohn des Paul Motschere, und brachte ein Straußenei zum Geschenk. Er hatte es an Br. Parisius für 2 Mark 50 Pfennig verkaufen wollen, wandelte aber, auf Br. Parisius Vorstellungen seinen Sinn dahin, daß er es mir schenkte.

Auch Sarah Netla und Andreas hatten die weite gefährliche Reise nicht gescheut, sondern waren zum Gottesdienst gekommen. Dagegen hatte der Häuptling Matlale, auf den meine Ermahnung zum Frieden sichtlich eine nunangenehmen Eindruck machte (denn der Krieg bringt ihm Beute ein), seinem ersten Vorsatz untreu, den Rückweg vor dem Gottesdienst angetreten.

Am Nachmittag wohnte ich zunächst einer Schulprüfung bei, die Br. Parisius mit seinen fünfzehn Kindern abhielt. Dann begaben wir uns in die Kirche, wohin die ganze Gemeinde sich versammelte. Ich besprach mit ihnen die Gründe des Zurückgehens der Gemeinde und die Mittel zur Abhülfe. Sie versprachen alle Ernst zu thun, damit bessere Zustände wiederkehrten. Nachdem ich die Versammlung entlassen hatte, behielt ich noch die sieben Katechumenen zurück, um sie in einer besonderen Ansprache zur Treue zu ermahnen. Einer von ihnen, der von außen kam, stellte sein Gewehr in die Kirche, ohne welches Niemand in diesen Kriegszeiten über Feld geht. Auch auf die Feldarbeit nehmen sie Gewehr und Munition mit.

Am Abend kam Sarah Netla mit ihrem Mann Joseph Ramorite, um anzuzeigen, daß sie nach Matlale zurückkehren würden. Joseph schenkte mir zwei Mark Reisebeitrag.

Donnerstag, 8. Januar. Es regnete von früh ab so heftig, daß es schien, als ob wir in Matlale einregnen würden. Parisius hielt eine Abreise für unmöglich; ich berechnete aber, daß wenn es wirklich einige Tage so fortregnen würde, der seloko (Torfgrund) bei Malokung unergründlich werden, und meine Reise dahin unmöglich machen werde. Deshalb ließ ich mitten im Regen einspannen, Führer und Treiber seufzten, thaten aber ihre Schuldigkeit. Wir nahmen den Stationsochsenwagen mit den zehn Ochsen mit, um das Gepäck zu bringen und unsern leichten Reisewagen für den zu erwartenden schweren Weg zu erleichtern. Dann ging es in Gottes Namen mitten im Regen vorwärts. Br. Parisius begleitete uns im Reisewagen. Kaum waren wir fünf Minuten gefahren, als der Regen nachließ und bald ganz aufhörte. Aber die Wege waren zum Theil entsetzlich.

Die Szenerie der Landschaft am Matlale-Gebirge mit seinen romantischen und grotesken Felsbildungen war schön. Eine Zeitlang fuhren wir durch ein Myrthenwäldchen, dessen Bäume ein bis acht Fuß Höhe hatten. Aber der Weg war theilweise so, daß die beiden Wagenspuren zu Bächlein geworden waren, in denen das Wasser schnell herabströmte. Wir kamen jedoch ohne Unfall nach vierstündiger Fahrt mit den Ochsen an den Ausspannfleck beim Rietfluß, an die Stelle, wo noch vor achtzehn Jahren Löwen unsere Ochsen zerrissen hatten. Jetzt sind sie seltener geworden und kommen nur noch ab und zu vor. Da die Zugthiere einige Stunden Ruhe bedurften, ließen wir die Pferde satteln und erreichten noch vor Sonnenuntergang die Station Malokung, wo uns die Geschwister Schlömann bei diesem Wetter nicht erwartet hatten, aber um so fröhlicher willkommen hießen. Backeberg, der Sohn und Erbfolger des Häuptlings Matsebe, war uns eine halbe Stunde entgegengeritten und eilte spornstreichs vorauf, unsere Ankunft anzumelden. Er ist ein angeregter Jüngling. Die Wagen kamen erst nach neun Uhr, aber unversehrt an.

Freitag, 9. Januar. Der Vormittag wurde mit amtlichen Schreiben ausgefüllt, doch gab es bei den Mahlzeiten längere Zeit zum Plaudern. Br. Schlömann hat sich und seiner Anna ein bescheidenes Häuschen gebaut, ausreichend für die Verhältnisse und durchaus gemüthlich eingerichtet. Mir war sehr wohl unter der liebevollen Pflege der jungen Missionarsfrau, der lieben Anna, geb. Kratzenstein. Es war alles, Haus und Garten vor der Thür so sauber und freundlich. Aber die Kirche, in der ich gestern Abend einen Begrüßungs-Gottesdienst gehalten, ist viel zu klein; sie faßt kaum 50—60 Personen, deshalb werden die Gottesdienste unter einem schönen schattigen Baum neben dem Hause abgehalten. Für mich hatte Br. Schlömann ein eigenes Gaststübchen gebaut, das ich einweihte.

Am Nachmittag hielt ich in dem Kirchlein zunächst Schulprüfung. Die Kinder antworteten frisch und sicher, waren durchweg aufmersam und verwandten kein Auge vom Munde des Lehrers. Die Schule ist in guter Zucht. — Nach der Schulprüfung hielt Br. Schlömann Katechumenen-Unterricht mit 14 Erwachsenen; auch diese machten einen guten Eindruck, ich hielt an sie eine aufmunternde und ermahnende Ansprache.

Am Abend hatte ich ein langes, eingehendes Gespräch mit Paul Motschere. Derselbe hat sich mit seinem Anhang, der größeren Hälfte der Gemeinde von Matlale drei bis vier Meilen weit von der Station in Lekchoreng angebaut und ist, weil er in heidnische Sitten zurückfiel, excommunicirt worden. Trotzdem hat er auf Lekchoreng eine Kirche gebaut und in derselben gepredigt. Es droht dort ein neues, mit Heidenthum verquicktes Christenthum aufzukommen. Da ich ihn von früher her kenne und er nach Matlale sich nicht eingefunden hatte, so hatte ich ihn nach Malokung entboten und er war nun wirklich erschienen. Ich hatte ein stundenlanges, ernstes Gespräch mit ihm und erhielt den Eindruck, daß er durch Leugnen sich weißbrennen wollte. Der arme Mann — Gott helfe ihm und unserer armen Gemeinde in Matlale. —

Sonnabend, 10. Januar. Wir machten über zum Theil schwierige Gebirgspfade hin einen Ritt zu dem 2½ Stunden entfernt wohnenden Häuptling Massebe (Matsebe). Nach 2¼ Stunden sattelten wir bei unserer früheren Station Tutloane ab. Die Häuser waren im Verfallen, doch konnten wir auf dem Herd der Küche Kaffee kochen, uns zu erfrischen. Dann noch eine halbe Stunde Reitens durch heißen Sonnenbrand, und die an den Felsen Mankopanes erbaute neue Hauptstadt Massebes war erreicht.

Derselbe hatte sich ein europäisches Haus erbaut, und für die Gottesdienste eine Kirche. Trotzdem ist er Heide und will Heide bleiben; eine wunderliche Zwittergestalt, aber dem Br. Schlömann hatte er für seine Missionsarbeit äußerliche Hindernisse nicht in den Weg gelegt. Mit den früheren Eindrücken von Gottes Wort scheint er fertig zu sein und begünstigt das Heidenthum; dabei besitzt und liest er das Neue Testament und verkehrt viel und gern mit Salomo, einem der ernstesten und zuverlässigsten Christen unserer Gemeinde. In der Sylvesternacht hat er ihn rufen lassen und bis Mitternacht mit ihm ernste Gespräche geführt.

Dieser Salomo ist ein entschiedener Bekenner, der auch dann noch bekannte, als ihn die Heiden bereits ergriffen hatten, um ihn über den steilen Felsen hinabzustürzen. Damals wie durch ein Wunder errettet, hat er auch hernach unerschrocken bekannt, und ist jetzt Br. Schlömann's rechte Hand auf der Hauptstadt. Der jetzige König achtet und ehrt ihn und bedient sich gern seines Raths. Anderentheils versucht er Alles, um die Gläubigen in heidnische Sitten zurückzuführen. Zu Weihnachten war er auf der Station zum Fest, schlachtete vier Ochsen und bereitete daneben ein Biergelage, um die Gläubigen zu dem heidnischen Biertrinken zu verleiten. Sie haben ihm aber wacker widerstanden. Er scheint ein neues Christenthum einführen zu wollen, in welchem auch Reste des Heidenthums Raum haben. Mit Paul Motschoere und Jan Kekane, die eine gleiche Tendenz verfolgen, steht er im eifrigen Verkehr. Es scheint, als ob für unsere Mission neue und schwere Kämpfe bevorstehen.

Mich nahm der Häuptling, sichtlich durch meinen Besuch sich geehrt fühlend, außerordentlich freundlich auf. Er versprach mir, keinen Christen um seines Glaubens willen verfolgen zu wollen, auch die anderen Heiden, die das versuchen sollten, daran zu hindern. Br. Schlömann, erklärte er, solle völlig freie Hand haben in seinem Lande zu missioniren, er werde immer sein Freund sein. Auch versprach er, am folgenden Tage zum Gottesdienst zu kommen. — Da die Gespräche sich bis drei Uhr hinzogen, fanden wir zur Rückreise etwas abgekühlte Luft und erreichten Malokung mit Sonnenuntergang. Ich hatte etwa sechs Stunden im Sattel gesessen und war am Abend recht erschöpft.

Sonntag, 11. Januar. In den frühen Morgenstunden vollendete ich meine Schreibereien. Um elf Uhr begann der Gottesdienst unter dem Schatten des großen Baumes. Massebe war richtig mit drei Begleitern gekommen, auch eine große Zahl Heiden, so daß ich etwa dreihundert Zuhörer schätzte. Massebe hatte mir eine schöne Schlachtkuh zum Geschenk mitgebracht; sein oben erwähnter Sohn Backeberg, der gewünschte Thronfolger, ein etwa sechzehnjähriger Bursch,

der in Malokung die Schule besucht, brachte mir einen Bock (Ziege). Die Versammlung war aufmerksam und hörte andächtig der Predigt zu, die ich über das Sonntagsevangelium hielt; auch Massebe verwandte keinen Blick von mir und las den Text in seinem mitgebrachten Lucas-Evangelium aufmerksam nach. Er mußte manches hören, das für ihn gesprochen war, blieb aber aufmerksam, und wohnte auch dem Nachmittagsgottesdienst, den Br. Knothe hielt, bei. Dann verabschiedete er sich mit seinen Räthen und ritt zur Hauptstadt zurück.

46. Zum Olifantsfluß. Jan Kobo.

Montag, 12. Januar. Es wurde spät Vormittag, bevor wir aufbrachen. Br. Schlömann begleitete uns im Wagen bis zum nächsten Ausspannfleck. Dort kam einer unserer abgefallenen Christen an uns heran; er sah aus wie ein richtiger Heide. Solcher Armen soll es 26 geben von unserer Station Tutloane, so daß die Zahl der Neugetauften die Lücken kaum ausgefüllt hat. Als Grund wurde Mangel an Zucht und Pflege angegeben von Seiten des betreffenden Missionars. Traurig genug; solche Abgefallenen sind ein großer Schade für die Mission, sie halten andere ab.

Nachdem wir uns von Br. Schlömann verabschiedet hatten, setzten wir unsere Reise bis in die Dunkelheit fort. Den Ochsenwagen von Malokung nahmen wir mit, um vielleicht mit dessen Hülfe den Olifantfluß zu passiren, von dem uns von überall her die unangenehme Nachricht entgegengebracht wird, daß er voll sei und nicht zu passiren. Bestätigt sich die Nachricht, so muß ich die Station Arcona, die an der Stelle, wo wir durchfahren wollten durch den Olifant, nur noch zwei Stunden zu Pferde vom Fluß entfernt liegt, auf einem Umwege von vierzehn Tagen erreichen — eine traurige Aussicht. —

Wir fuhren durch das Buschfeld auf einem weiten Umwege weiter nach der Außenstation Makatakene zu. Da die Dunkelheit hereinbrach und unser Ochsenwagen bereits zum zweiten Mal gegen einen Baum festgefahren war, spannten wir aus und schliefen in der Nacht im Buschfelde.

Dienstag, 13. Januar. Obschon wir früh ausfuhren, erreichten wir erst zu Mittag Makatakene. Unser Weg dahin zog sich parallel mit der zackigen Berglinie der Makapansberge, die bis Makapanspoort hin sich erstrecken und in denen die bekannten Mordhöhlen sich befinden, in welchen Bauern eine Menge von Hunderten von Kaffern, die sich hineingeflüchtet hatten, durch ein vor dem Eingange angezündetes Feuer erstickt haben. Da das Faktum bezweifelt wird, bezeuge ich hiermit, daß ich selbst vor achtzehn Jahren Spuren des Rauches und Hunderte von Schädeln nebst anderem menschlichen Gebein und Reste von Waffen und Geräthschaften in den Höhlen gefunden habe, und daß die Erzählungen eines zuverlässigen Getauften, Paul Zwartbooi in Waterberg, der zur Zeit jenes Ereignisses in jener Gegend gelebt hat, genau mit dem in meinem „Reisejahr" gegebenen Bericht übereinstimmen. Nachdem wir noch einmal ausgespannt hatten, erreichten wir Makatakene etwa zu Mittag. Die Männer waren uns

singend entgegengekommen. Daselbst fanden wir frisches Missionsleben. Petrus Tulare, ein tief gegründeter, ernster Christ, bescheiden, lieblich von Sitten, treu, ist der Vorsteher, Andreas steht ihm als Lehrer zur Seite, ebenfalls ein treuer Christ. Das Werk daselbst ist um so erfreulicher, als die Bevölkerung Matebelen sind, welche insgemein schwerer gewonnen werden, als die Bassuto. Der Häuptling Chobjan ist ein von den Reformirten getaufter, aber in das Heidenthum zurückgefallener Christ. Eigentlich ist er nur der Mann von der regierenden Häuptlingin Mashashane. Er ist wieder Polygamist geworden und macht alle heidnischen Sitten mit, besucht jedoch dabei sonntäglich die Kirche. Der Mission steht er nicht feindlich gegenüber, verhindert vielmehr vielfach gröbere Ausschreitungen der Heiden. Noch günstiger stellt sich die Häuptlingin, die, obschon Heidin, doch den Christen Vorschub leistet. So ist dort denn ein hoffnungsreiches Arbeitsfeld. Da der Missionar von Matlale sich um dieses Volk, welches nur zwei Stunden zu Pferde von Matlale lag, nicht kümmerte, nahm sich Knothe von Mp'hôme aus (sieben Stunden Reitens) derselben seelsorgerisch an, und seine Treue ist mit den schönsten Erfolgen belohnt worden.

Ich fand ein Gemeindlein von 23 Getauften vor und 26 Erwachsene im Taufunterricht. Das Gemeindlein hat sich bereits ein Steinkirchlein für 60 Personen erbaut. Petrus wohnt in einem ordentlichen viereckigen Hause. Für Br. Knothe's Besuche hatten sie ein besonderes Häuschen erbaut. Schon standen eine ganze Anzahl viereckiger Häuser, als vor Kurzem eine Feuersbrunst die meisten derselben in Asche legte. Als die Flamme bereits eben Petrus Haus ergreifen wollte, wandte sich plötzlich der Wind, und sein Haus war gerettet.

Nachdem wir uns in diesem ein wenig restaurirt hatten, begaben wir uns in die Kirche, die bald gedrängt sich füllte. Auch der Häuptling fand sich ein. Ich hielt die Predigt über Hebr. 4; alle Anwesenden verwandten kein Auge von mir; mit ernster Andacht nahmen sie das Wort auf. Nach dem Gottesdienst begab ich mich mit dem Häuptling in die Moshate (Hauptstadt). Der Sitz, den er mir und Knothe anwies, war eine gefüllte Pulverkiste, vor ihr lange Stangen von Blei. Ich fragte ihn, ob, wenn das Pulver plötzlich explodirte, er wohl seiner Seligkeit gewiß sein könne. Er wich aus, er ist eben getauft worden, ohne zuvor genügend unterwiesen zu sein, daher auch sein Abfall. Aber er nahm meine Ermahnungen freundlich auf und war bescheiden. Die Häuptlingin war in den Gärten. Sie kam später mit ihrem Mann zum Wagen, um ihren Gegenbesuch zu machen; eine noch nicht alte, bescheidene Frau. Ein Heide, der in den Katechumenenunterricht getreten ist, aber noch ganz heidnisch gekleidet einhergeht, wollte es sich nicht nehmen lassen, den „großen Vater" aus Deutschland mit einem Bock (Ziege) zu erfreuen, andere brachten Hühner, einer einen Schilling. Der Häuptling sagte, weil der vor uns liegende Weg schlecht, zerrissen und sumpfig sei, wolle er uns einen Führer mitgeben, der uns um die schlechteste Stelle herumführe. Dann schickte er einen Ochsen als Geschenk.

Am Abend, während Knothe 2 Kinder taufte, und 15 Erwachsenen das heilige Abendmahl reichte, nahm ich eine Skizze von dem

mächtigen Felsgestein. Ich fand in demselben riesige Granit-Monolithen, den einen schräg liegenden schritt ich ab, er war circa 700 Fuß lang; den anderen, der aufrecht stand, schätzte ich 300 Fuß. Kleinere Granitsteine bis zu 60—80 Fuß Durchmesser waren massenhaft vorhanden, theils einzeln, theils in den wunderlichsten Gruppirungen übereinander gethürmt. Es war ein stiller Abend, ruhig und friedevoll, obschon am Horizont heftige Gewitter sich entluden.

Mittwoch, 14. Januar, machten wir uns früh auf den Weg. Alle Gemeindeglieder waren zum Gruße herangekommen; Andreas und ein Katechumen führten uns bis zum nächsten Ausspannplatz — etwa zwei Meilen weit. Der Weg war zum Theil so zerrissen, daß es unmöglich schien, den Wagen durch die Schloten zu bringen. Einmal fehlte auch kaum ein Haar daran, daß er umwarf. Aber unser Willem erwies sich als einen ganz perfekten Kutscher; mit vollster Sicherheit und unerschütterlicher Ruhe, in der er sich auch nicht durch unsere ängstlichen Ausrufe stören ließ, nahm er die schwierigsten Stellen. Dabei ist er allzeit gleichmüthig treu, seine Pflicht erfüllend, ohne irgend welches Geräusch.

Da der zweite Schoft bis zum Dorf Marabastadt nur kurz war, und wir dort auf dem Post- und Landdrost-Comtoir zu thun hatten, spannten wir die Esel vor den leichten Wagen und eilten dem Ochsenwagen vorauf. Das Dorf besteht aus einem Kaufladen des Herrn Napier, dem Landdrost-Amt, in welchem ein Zimmer Post-Comtoir ist, und 2—3 Häusern anderer Bewohner. Die übrigen Häuser sollen noch erst gebaut werden, aber in einer halben Stunde Entfernung.

Wir stiegen beim Kaufmann Herrn Napier ab, kauften einiges ein und wurden mit „Monopol" bewirthet, einer Art Schaumwein aus Rheims; Knothe wickelte seine Geldgeschäfte mit ihm ab; dann gingen wir zum Landdrost Herrn Marais, bei welchem Knothe gewisse Steuern entrichten wollte. Wir fanden dort zu meiner großen Freude die deutsche Post — ich die von zwei Posttagen — mit so eingehenden guten Nachrichten, daß ich mich innig erquicken konnte, dem Herrn sei Dank dafür! Da der Abend hereinbrach, konnte ich nur Einiges lesen. Dann ging es, so schnell die Esel auf dem schlechten Wege laufen wollten, auf den Weg, um dem bereits voraufgefahrenen Ochsenwagen nachzukommen. Wir passirten eine Missionsstation der reformirten Kirche und die neue wesleyanische Missionsstation Good hope auf dem Goodwin'schen Platz. Es mochten etwa 20 Hütten, und 35 erwachsene Getaufte sein. Das war die in Warneck's Blatt so herrlich geschilderte Gemeinde aus Mutle's Volk. Wir hatten unter demselben bereits seit Jahren gearbeitet. Ein wesleyanischer Helfer nahm uns die Früchte der Arbeit fort, und jetzt wird dieses Werk als ein besonders herrliches geschildert, in welches die Berliner vergeblich sich einzudrängen versucht hätten. Die bei Warneck als eine Kirche für 600 Menschen geschilderte Kapelle bei Mutle faßte etwa 30 Menschen. Wenn doch endlich die übertriebenen und gefälschten Missionsberichte unterbleiben möchten. Es war bereits tief dunkel, als wir endlich den Ochsenwagen erreichten.

Donnerstag, 15. Januar. Als ich erwachte und nach Willem

rief, war dieser eben im Begriff, das eine Pferd zu satteln; die Ochsen waren über Nacht fortgelaufen. Unsere Malokunger Ochsenwagentreiber waren mit beneidenswerther Ruhe gesegnet. Daniel saß am Abend zuvor ruhig und wärmte sich, während die übrigen nach den Ochsen suchten und sie nicht fanden. Es war in der dunklen Nacht vergeblich. Heute früh gingen resp. ritten sie nach allen vier Winden. Stunden vergingen — sie hätten Tage werden können, ohne daß die Wegläufer gefunden wären, deren Spur in dem Grase und den Büschen schwer zu finden war. Ich hatte volle Muße, meine Briefsendung zu lesen und das Tagebuch zu schreiben. Als ich damit fertig war, waren auch die Ochsen glücklich da und vorgespannt — und — es geht wieder vorwärts. —

Nach vierstündiger Fahrt wurde bei einem Flüßchen ausgespannt. Kurz zuvor sahen wir einen Bauernwagen, der sich in dem regenweichen Wege festgefahren hatte. Das eine Rad des großen Ochsenwagens war bis zur Achse eingesunken. Die Frau und die Töchter standen neben dem Wagen, die Männer luden die ganze Fracht ab, legten Zweige an das Rad, gruben ab, hatten aber ihre Arbeit noch nicht vollendet, als wir unsere Rast beendigt hatten. Wir fuhren in der Abendkühle weiter; wir legten die vier Esel vor den leeren Reisewagen, während unser Gepäck durch den Malokunger Ochsenwagen nachgebracht wurde. Tapa, der Heidenjunge, trieb die sechs moletseschen Ochsen und die beiden Reitpferde loslaufend nach. Die Esel liefen frisch, soweit der Weg glatt und hart war, im durchgeweichten und steinbesäten hatten sie ihre Mühe, ebenso wenn wir (wiederholt) den Sandfluß passirten, der zwar wenig Wasser hatte, dessen Sand aber ebenfalls tief und durchweicht war. So erreichten wir die Strydpoort-Kloof, in der einzelne recht schwere Stellen zu passiren waren, so daß wir herzlich froh waren, sie noch mit dem letzten Schimmer des Dämmerungslichtes überwunden zu haben.

Am Ausgang der Kloof trafen wir einen „Winkel" d. h. Handelsgeschäft, das von einem Deutschen, einem Westfalen Schulze-Wellinghausen geführt wurde. Das Haus war ein sogenanntes Hartebeesthaus, d. h. von Baumstämmen, Aesten und Zweigen erbaut; die Wände von innen mit potclay (Lehm) gepleistert, das Dach von Deckgras. Alles stand krumm und schief, so daß dem Ansehen nach der nächste Wind das Haus einstürzen machen müßte. In demselben war außer dem geräumigen store (Laden) ein Kämmerchen mit Matratze und dürftigem Hausgeräth. Der Laden enthielt in ziemlicher Auswahl alles, was die Kaffern und die Reisenden bedürfen. Wir wurden freundlichst aufgenommen. Herr Wellinghausen war ganz allein, hatte nicht einmal einen Kaffer zur Bedienung. Er ist seit einem Jahr in Afrika, seit wenigen Wochen auf diesem Platz.

Der frühere Besitzer, Herr Tamsen, hatte sich oberhalb des alten Hauses ein nettes neues gebaut, in welches er am 3. Januar seine verlobte Braut, eine Schwestertochter unseres früheren Missionars Richter, als liebes Weib heimzuführen gedachte. Da hat er das Unglück, daß zwei trunkene Kaffern in den Laden eindringen und zwei Hemden entwenden. Er läuft ihnen mit geladenem Doppelgewehr nach, erhält

aber nur freche Antwort und Steinwürfe. Da schießt er, um sie zu erschrecken, den einen Lauf des Doppelgewehres über ihre Köpfe hin. Jetzt kehren sie, meinend, das Gewehr sei nicht mehr geladen, wüthend um; der eine ergreift einen mächtigen Stein, um ihm den Schädel zu zerschmettern. Er richtet den zweiten, mit Schrot geladenen Lauf auf ihn, drückt los, und der Kaffer bricht entseelt zusammen; ein Schrotkorn scheint durch das Herz gegangen zu sein. Tamsen meldet sich gleich bei dem Landdrost und bietet dem Häuptling (Bapo, Zebediele) die in solchen Fällen übliche Sühne eines Ochsen an. Dieser aber, bereits von den Bauern mit Krieg bedroht, weist die Sühne ab. Der Landdrost in Marabastad verhängt über ihn die gelindere Untersuchungshaft, d. h. Tamsen wohnt unter den Augen des Landdrostes und verwaltet für den verreisten clerc die Post, bis zu ausgemachter Sache. Er geht frei umher und ist nur an gewisse Grenzen des Raumes und der Zeit verwiesen. So trafen wir ihn in Marabastad, er expedirte meine letzten Briefe nach Deutschland. In dieser Gegend darf er nun unter allen Umständen nicht wohnen bleiben, weil er sicher befürchten müßte, von den Verwandten des Getödteten ermordet zu werden. So ist das Lebensglück zweier lieber Menschen so kurz vor dem Ziel vernichtet worden. Vor einigen Wochen trafen wir Herrn Tamsen beim Kaufmann Natorp als glücklichen Bräutigam. Nun wird das von ihm für die junge Frau erbaute, hübsche Häuschen von einem anderen bewohnt werden. Er hat alles an Herrn Wellinghausen verkauft.

Freitag, 16. Januar. Neanders Geburtstag. — Wir spannten abermals die Esel ein, um in etwas früherer Zeit Jan Khobo und das um ihn gesammelte Gemeindlein zu erreichen. Bereits jenseit der Strydpoort waren wir in das ausgedehnte Land des Häuptlings Zebedyele (jetzt Bapo) eingetreten. Es ist ein schönes, fruchtbares Land mit vielfach fruchtbarem, fettem Boden, hat auch nicht Mangel an Wasser — aber ist oft und schwer mit Fieber heimgesucht. In diesem Jahre — wir reisen gerade in der Fieberzeit — scheint die Krankheit auszubleiben; wir hörten nur bei Matsebe von einem einzigen vorgekommenen Fall. So hat auch nach dieser Seite hin der Herr gnädig geführt. Das Land ist jetzt stark bevölkert; viele Kraale und ausgedehnte Gärten (Felder mit Milis oder Kafferkorn) fanden wir überall, auch große Hecken von türkischen Feigen, die streckenweis anstatt der Dornzweige die Gärten einfriedigten.

Der Häuptling Bapo ist einer der entschiedensten Gegner der Mission; er denkt, die weißen Missionare sind nur die Pioniere der Bauern. Unsern Br. Knothe, der vor achtzehn Jahren dort zu bauen begann, hat er nach drei Monaten vertrieben und ihm dadurch, menschlich geredet, das Leben gerettet, denn derselbe hatte schon während der kurzen Zeit seines Dortseins einen heftigen Fieberanfall zu bestehen. Sein angefangenes Häuschen fand ich vor achtzehn Jahren in Trümmern zerfallend, den Häuptling völlig hart und abweisend. Mein Ersuchen um die Erlaubniß zur Wiederanlegung der Station schlug er mit dem Bemerken, wozu denn so viele Aerzte im Lande herumliefen, deren Hülfe von Niemand begehrt werde, rundweg ab und verließ dann plötzlich mit dem Bemerken, er sei hungrig und wolle Bier trinken, den

Versammlungsort. Damals war er alt und krank, jeder glaubte, er werde nicht lange leben. Aber er lebt heute noch und als derselbe Feind der Mission. Deshalb reiste ich diesmal an der Hauptstadt vorbei.

Aber die Feindschaft des alten Heiden hat dem Herrn Jesu doch nicht die Thüren verschließen dürfen. Verwandte von ihm und andere Leute seines Volks fanden sich in Wallmannsthal ein und wurden durch Knothe getauft. So wurde der Verkehr des vertriebenen Missionars mit Bapos Volk aufrecht erhalten, und in letzterem fanden sich immer mehrere, die getauft zu werden wünschten. Als dann Knothe nach Mp'hôme ging, setzte er einige Nationalhelfer ein, die bald Zulauf fanden. Die Heiden verfolgten zwar das kleine Häuflein, aber es blieb doch ein Same. Endlich verwies er den Joh. Kobo an die Grenzen des Landes, an einen einsamen unbekannten Ort. Derselbe ging mit den Seinen dorthin, aber es kam anders, als die Heiden gedacht hatten. Kobos Platz liegt über der ungesunden Tiefebene etwas erhaben, hat auch vortrefflichen Acker, auf welchen binnen kurzer Zeit zahlreiche Heiden ihm folgten, so daß er jetzt von einer Menge Kraalen umgeben ist, in denen er eine kräftige Missionsarbeit treibt, fern von dem Häuptling. Knothe besucht den Ort von Zeit zu Zeit, um die Sakramente zu spenden und die Katechumenen zu unterrichten. Den Nationalhelfer Petrus Makopo hat er dem zwar frommen und treuen, aber weniger begabten und unterrichteten Jan Kobo zur Seite gegeben. Dieser Platz war das Ziel unserer heutigen Fahrt.

Die Esel liefen wieder munter, so daß wir hoffen konnten, ihn ohne Ausspannen zu erreichen. Wir fuhren schnell durch das heiße Zebetjelische Land, links die nahen Berge von Mutle, vor uns die langgestreckte Kette des Lolugebirges, dessen einzelne Spitzen uns die Stätten von Arcona, Lobethal und Khalatlolu zeigten; jenseits wohnen meine Kinder und Enkel.

Etwa eine halbe Stunde vor Johannes Platz kam dieser mit einem Begleiter persönlich an. Er war uns entgegengegangen. Bei der Slypsteendrift hatten wir abermals einige Schwierigkeiten, um aus dem Sandfluß den Wagen herauszuziehen; aber unsere Esel zogen wacker — und wir waren hindurch.

Auf der Station angekommen, wurden wir freundlichst empfangen, nicht bloß von den Christen, deren erst einige Familien gesammelt sind, sondern auch von den Heiden, insonderheit von den Katechumenen. — Wir begaben uns, um doch etwas Schatten gegen die brennende Sonne zu haben, in das kleine, aus Bäumen und Zweigen gebaute Kirchlein, in welchem die Thüren und Fenster durch Löcher in den Wänden vertreten werden. Etwa 60 Personen finden in demselben Platz. Uns mußte es zunächst als Wohn- und Schlafraum erwünschte Dienste leisten, denn wir beide waren in der Hitze müde und matt geworden. Maßstab und Winkelmaß durfte man freilich nicht anlegen; die Fensterlein waren unregelmäßige Löcher, die die viereckige Gestalt anstrebten. Der sein sollende Altar die Umfassungsmauern eines hohlen Trapezes; aber dennoch ist das Kirchlein ein Zeugniß für den Liebeseifer eines für Jesum gewonnenen Heiden, — und eins hatte es vor allen Gotteshäusern, die ich bisher gesehen, voraus, nämlich ein in die gemauerte

Altarerhöhung eingegrabenes rund abgeputztes, perennirendes Loch, in welchem der Christbaum seinen Platz findet. Am Christtage nämlich wimmelt die Station von Heiden aus der Umgebung, die von den Christen, zum Gottesdienst gekommen, nicht bloß wie sonst sonntäglich mit Gottes Wort, sondern auch mit Milch und Kost gespeist werden. Aber auch an gewöhnlichen Sonntagen ist die Kirche bereits viel zu klein. Viele müssen draußen stehen, und man versammelt sich alsdann unter dem Schatten des einzigen größeren Baumes in der Nähe.

Als ich am Nachmittag meine Predigt über Hebr. 13, 8 hielt, war die Kirche zum Erdrücken voll und viele standen an Thüre und Fenstern. — Die lieben Leute, Christen wie Heiden, aber erwiesen uns alle mögliche Freundschaft. Baar Geld hatten sie nicht, aber sie brachten, was sie hatten; Petrus ein schönes, großes, fettes Schlachtschaf, Johannes eine Ziege, ein Katechumen ein Huhn; Johannes auch noch ein Huhn; andere brachten große Körbe mit Milis und Kafferkorn, oder grüne Miliskolben zum Rösten; andere süße Milch, Eier, Zuckerrohr, genug und übergenug für uns und unsere Leute nicht nur, sondern auch für unsere Pferde und Esel, und nicht nur für unsern Aufenthalt, sondern auch pad-kost für die Reise. — Nach einer Pause hielt Knothe die zweite Predigt in der Sessutosprache, Katechumenenunterricht und am Abend Beichte und Abendmahl. Zwischendurch kamen allzeit Heiden an den Wagen, uns zu grüßen, auch die kleinsten Kinder hatten alle angeborene Scheu abgelegt.

Aber der Olifant-Fluß war — voll. Zwar berichtete einer, kürzlich habe ein Engländer wandernde Kaffern mit ihren Transportgütern auf einem Floß hinübergebracht, aber was half das unserem Wagen. — Jede Nachricht, er sei bereits etwas gefallen, wurde durch eine entgegengesetzte widerrufen. O wie sehnsüchtig habe ich Herz und Blicke nach den Gipfeln des Lolu hinübergeschickt.

Sonnabend, 17. Januar. Heute war unfreiwilliger Rasttag. Wir hatten Br. Nauhaus den 18. Januar zum Rendezvous an der Slypsteendrift mitgetheilt für den Fall, daß der Olifant voll wäre, damit er mich dann übernähme von Knothe, der nunmehr vier Monate mein Begleiter gewesen war. Uns hatte der Herr so gnädig geleitet, daß wir das vor zweieinhalb Monaten in Potschefstroom aufgestellte Programm fast Tag für Tag genau inne halten, ja bei der Slypsteendrift noch einen Tag früher anlangen konnten. Aber konnten wir darauf rechnen, daß Nauhaus unsern Brief in zehn Tagen erhalten werde? Waren da nicht vielleicht auch angeschwollene Flüsse ein Hinderniß? Er seinerseits hatte ein anderes Programm zu unserer Begegnung aufgestellt. War er nicht vielleicht in Waterberg? Kurzum, wir müssen heute warten auf das Ungewisse, — keine angenehme Situation.

Zunächst hatten wir gestern Abend einen Boten an die Drift beordert, einen unserer Katechumenen. Er brachte heute in früher Morgenstunde die Antwort, Männer wären durchgewatet, aber hätten in der Mitte einen Wasserlauf von 9 Fuß Breite gefunden, in dem ihnen das Wasser bis an die Stirn gegangen sei. Sofort wurden zwei andere Boten geschickt, zu rekognosziren, ob das Wasser ferner falle. —

Noch sind sie nicht zurück — was werden sie bringen? Ich habe das Tagebuch bis zu dieser Stelle fertig gestellt, was thue ich nun? — —.

Eben hatte ich alle Schreiberei beendigt, da schrie es: Kolôi, Kolôi (der Wagen, der Wagen) und in hellem Jubel eilte die Heidenjugend den Weg hinab, auf welchem bald in nächster Nähe die Reisekarre des Br. Nauhaus heranrollte. Knothe eilte aus der Kirche hervor, sein sonst so ernstes Gesicht überflog ein Freudenglanz; seine Heimkehr war gesichert.

Br. Nauhaus hatte auch in besonderer Weise die gnädige Führung des Herrn erfahren. Trotz der Gegenrede der Uebrigen war er einen Tag früher ausgefahren. Heute an einem sich spaltenden Wege angekommen, hatte er den andern bereits eingeschlagen, der auf einem Umwege einen Tag später ihn zu uns gebracht hätte, als Holzbauern ankamen, die ihn genau unterrichteten. In der Nähe unserer Außenstation angekommen, war er rathlos, wie von dem Hauptwege aus zu derselben zu gelangen, als querfeldein ein Kaffer angegangen kommt, den er fragen kann, wo die Gläubigen wohnen und wo ein Weg zu ihnen abdrehe. „Hier ist der Weg" lautete die Antwort „zu Deinen Füßen" und nun erst wird er eines kleinen grasverwachsenen Fußwegs gewahr, der sich später in eine Art Wagenweg verbreiterte und ihn in einer halben Stunde zum Ziel führte. Das war ein Jubel des Wiedersehens — genau an der vor vierzehn Tagen brieflich verabredeten Stelle. Da gab es ein Erzählen und Grüßen, die Heiden, die zum Nachmittagsgottesdienst zahlreich gekommen waren, warteten gern eine Stunde auf dessen Anfang. Am Abend hielt Br. Knothe noch eine Stunde Katechumenenunterricht, und theilte dann den wenigen bisher getauften erwachsenen Gemeindegliedern das heilige Abendmahl aus.

Sonntag, 18. Januar. In den Frühstunden sammelten sich die Heiden, Erwachsene und Kinder, zahlreich in der Nähe des Wagens. Kleine Kinder von 4—6 Jahren sangen in ihrer Sprache „Heil Dir im Siegerkranz." Ich freute mich ihrer lieblichen Manieren, sie spielten gerade so harmlos, wie die weißen Kinder daheim. Auch die Erwachsenen waren freundlich und entgegenkommend. Gab ich einem Kinde einen Löffel voll Zucker in die Hand, dann kamen alle übrigen zu ihm heran, und es wurde redlich getheilt, das ist bei ihnen selbstverständlich.

Die Mutter unseres Johannes Kobo, eine alte, etwas schwachsinnige Frau, trat klagender Miene an mich heran: „de ossen has in de Milis geslap" (die Ochsen sind über Nacht im Milisfelde gewesen). Ich sah den Schaden an, er war nicht unbeträchtlich, und Johannes ist kein wohlhabender Mann. Ich wollte ihm den durch Nachlässigkeit unserer Ochsentreiber verursachten Verlust ersetzen. Er war nicht zu bewegen, etwas anzunehmen. „Du bist zu mir zum Besuch gekommen" sagte er, „wie kann ich Schadenvergütung annehmen? Der Schade kommt vom Herrn, und ich nehme ihn von Seiner Hand." Er war durch nichts zu bewegen. Ich rief Petrus herbei, den Schaden abzuschätzen. Der aber antwortete: „Die Ochsen haben keine Augen, sie haben keine Schuld, wir sind die Augen der Ochsen." Auch er war zur Abschätzung nicht zu bewegen. Als ich später Johannes wieder rufen ließ, ich wolle ihm ein Geschenk machen, lehnte er wieder ab, er

könne und wolle keine Entschädigung annehmen. Erst als ich ihm versichert hatte, ich wolle ihm auch keine Entschädigung geben, sondern ein freies Liebesgeschenk, da ließ er es sich gefallen. Ich gab ihm ein Pfund Sterling, dessen Gleichen er vielleicht lange nicht gesehen hatte. Aus dem Botschabeloer Ochsenwagen, den Nauhaus zur Sicherheit mitgebracht hatte, entnahm ich ein Hemd als Geschenk für seine Frau und ein Bassutho-Gesangbuch. Nun aber war die Freude und Dankbarkeit groß. Was er nur in seiner Armuth bringen konnte, das brachte er, jedes frischgelegte Hühnerei wanderte auf unsern Tisch (eine umgestürzte Stationskiste). Dann versorgte er uns alle (drei Weiße und sechs Farbige) mit frischem Milis, nicht bloß für jetzt, sondern auch für die Reise; auch Bataten, ein Huhn und frische Milch die Fülle folgten.

Gegen 10 Uhr läutete die Picke zum Gottesdienst. Durch das Oehr eines Picke-Eisens wird ein Riemen gezogen und an das hangende Eisen mit einem andern geschlagen. Der Ton klingt glockenartig, etwas dumpf, aber weithin vernehmbar auf den Kraalen der Heiden. Sie sammelten sich so zahlreich, daß in dem Kirchlein der Platz weithin nicht ausreichte, wir mußten unter einen schattigen Dornenbaum mit weitausgebreiteter Krone, aber auch dessen Schatten reichte nicht aus für die Menge der Heiden, die 250 etwa an Zahl gekommen waren. Ich predigte über das Sonntags-Evangelium, diesmal eine wirkliche Missions- und Heidenpredigt, denn unter allen Versammelten waren kaum 6 erwachsene Christen und 20 Katechumenen.

Am Nachmittag predigte Knothe unter demselben Baum vor einer noch viel zahlreicheren Schaar von Heiden. Als er sich eben zum Schlußgebet schickt, sieht er, wie die Augen der Heiden alle erschreckt sich nach Oben richten. Er schlägt ebenfalls den Blick auf und wird nun erst gewahr, daß über seinem Haupt eine $3^1/_2$ Fuß lange graue, giftige Schlange von einem Baumast auf ihn herabzüngelt. Die Heiden hatten das giftige Gethier bald erlegt, Knothe zertrat ihm den Kopf und konnte, während die Schlange zu seinen Füßen sich im Todeszucken wand, nun in besonderer Bewegung sein Schluß- und Dankgebet halten.

47. Nach Botschabelo.

Montag, 19. Januar. In den Frühstunden gab es einen beweglichen Abschied. Es galt das Scheiden von meinem viermonatlichen, treuen Reise-Kameraden, Br. Knothe. Ich habe ihn sehr lieben und schätzen gelernt; seine Arbeit hat der Herr gesegnet, wie kaum die eines anderen Missionars. Ueberall, wo er eine Thür offen fand, hat er nicht Mühe noch Arbeit gescheut, einzugehen und überall — so wie jetzt wieder in Zebedjeles Volk, ist seine Mühe mit reichen Früchten gelohnt worden. Alle mir persönlich geleistete Pflege und Liebe (er hat wie ein besorgter Sohn mich als seinen Vater gepflegt und bedient) lohne ihm der Herr aus Gnaden. Nun kehrte er auf seiner von Nauhaus gebrachten Karre mit dem Malokunger Ochsenwagen, den Moletseschen Ochsen und dem Tschakomaschen und Moletseschen Stationspferde in die Heimath zurück, während — weil der Olifantfluß unpassirbar war — Nauhaus mich denselben entlang stromaufwärts brachte, damit wir

ihn in der Nähe von Botschabelo durchfahren können. Der eine Fluß hat unserer Reise einen Aufenthalt von vierzehn Tagen gebracht, und da wir die große Konferenz in Waterberg doch, falls Aehnliches noch einmal sich ereignet, nicht der Gefahr der Verzögerung überlassen können, wurde der Anfang derselben gleich um drei Wochen, auf den 15. März verschoben. Hoffentlich läßt sich die Versäumniß später in Etwas einholen.

Auf dem guten Wege rollte der von vier Botschabeloer Eseln gezogene Reisewagen schnell dahin, — als ein zweites Reisehinderniß eintrat. Bei Br. Nauhaus stellte sich sein monatlicher Migränetag ein, der ihm das Reisen unmöglich macht. Beim zweiten Ausspannplatz mußten wir den Botschabeloer Ochsenwagen, den er aus Vorsicht mitgebracht hatte, abwarten, und in demselben ein Lager für unsern lieben Patienten aufschlagen. So sitzen wir bei Khogo Pit, einer grasbewachsenen Wasserpfanne, haben eben frischen Kaffee gekocht und ein Huhn geschlachtet. Der Horizont bezieht sich mit Gewittern, der Donner rollt schon in der Ferne. Wir warten, bis der Herr uns weiter über den Weg helfen wird.

Das Wetter zog auf und entlud sich in einem gewaltigen Regen. Es war unser Glück, daß es uns nicht auf dem Wege, sondern an einer Ausspannstelle mit Wasser ereilte; wir hätten doch nicht weiter kommen können. Wir rüsteten uns zur Nacht. Die Botschabeloer Wagentreiber griffen zum Spaten und gruben rings um dem Wagen einen Wasserlauf, so daß die Stelle unter dem Wagen für sie einen trockenen Schlafplatz bildete. Dann nahmen sie ein riesiges Segeltuch, welches rings um den Wagen reichte und an dem Obergestell desselben befestigt, herabhing, bis zur Erde, so daß der ganze Wagen ein 9 Fuß hohes Zelt mit zwei Etagen bildete. Die obere Etage im Wagen selbst bildete wieder zwei Etagen, in der unteren standen die Koffer und das Gepäck; über dieser Etage war die „Katel", ein mit Riemen durchflochtener Rahmen, befestigt, auf welchem für Nauhaus und seinen Sohn Karl das Lager bereitet war. Die Heftigkeit des Regens aber ließ auch den Platz unter dem Wagen nicht ganz trocken bleiben. Die Leute hatten auf diese Weise ein miserables Nachtquartier und suchten zum Theil unter dem vorderen Zeltdach des Wagens zusammenkauernd die Nachtruhe. Der Regen tobte immer heftiger und hörte erst in der Nacht auf.

Dienstag, 20. Januar. Nauhaus Krankheit fesselte uns bis Nachmittags 4½ Uhr. Dann spannten wir ein. Der Weg war furchtbar zugerichtet. Die lehmigen und sumpfigen Stellen Moraft, die sandigen in große Risse ausgespült, die wir mit Mühe umfahren mußten. Selbst der lose Sand war schlammweich, und unsern Eseln wurde es herzlich sauer, den Wagen aus der Stelle zu bringen. Doch erreichten wir mit einbrechender Nacht den Ausspannplatz bei der Klipfontein.

Mittwoch, 21. Januar, setzten wir den Weg durch das tiefliegende Buschfeld fort. Dasselbe bot wenig Abwechselung. Vereinzelt stehende kleine Bäume und Büsche, meist Dornenbäume mancherlei Art, bis zu 30 Fuß Höhe, erhoben sich aus einem weiten Grasgefilde; die gelben reifenden Halme bis zu 6 Fuß Höhe entsprossten grünen Grasbulten, die dem Vieh reichlich Futter darbieten. Die Ebene hat hier und da Senkungen und Stellen, die flachen Gruben, zum Theil 6—800 Fuß

im Durchmesser, glichen. Diese kennzeichneten sich durch grünes frisches Gras und Rohr. Man nennt sie Pfannen. In ihnen sammelt sich Regenwasser, das kürzere oder längere Zeit aushält, dem Reisenden ein willkommener Anblick. Daß Wasser vorhanden ist, verrathen die quakenden Frösche. Die Vertiefungen des Weges fanden wir auch mit Wasser gefüllt. An einer Stelle durchfuhren wir ein drei Fuß tiefes Loch, das unsern Wagen fast zum Umfallen brachte. Nach kurzem Ausspannen wurde der Weg mit gleichen Schwierigkeiten fortgesetzt. Wir begegneten von Zeit zu Zeit Wagen mit Jagd- und Transport-Bauern, die nach Zoutpansberg fuhren, um Milis zu verhandeln. Wir trafen hier auch noch zahlreiche Spuren von Springböcken an, die uns bezeugten, daß das Wild noch nicht ganz weggeschossen ist, und die auch auf Löwen schließen ließen, wie denn auch Bauern uns erzählten, es gäbe deren hier noch, obgleich sie nicht zahlreich sind, und den Menschen scheuen. Nach einer schwierigen Fahrt erreichten wir gegen Abend den Elandfluß, dessen gefürchtete Drift indeß leicht und ohne Schwierigkeit von uns passirt wurde. Wir gönnten unsern Thieren eine kurze Rast und gedachten, da wieder bereits etwas Mondschein war, noch einen Nachtschoft zu machen. Allein der Weg war so verspült und zerrissen, daß uns das bedenkliche Schwanken des Wagens doch schon nach drei Viertelstunden zum Ausspannen nöthigte. Dicht neben uns quakten die Frösche im Elandrivier.

Donnerstag, 22. Januar, wollten wir früh vor Sonnenaufgang aufbrechen. Aber die Esel waren weggelaufen. Wir hatten sie über Nacht „gespannt", d. h. die Vorderbeine aneinander gebunden, so daß sie nur immer einen Schritt weiter hopsen, aber dabei doch die Nacht durch fressen können. Trotzdem hatten sie, wissend, daß der Weg nach Hause führte, also hopsend denselben eingeschlagen und eine halbe Stunde weit verfolgt. Eselsheimweh. Willem brachte die Ausreißer zurück und die Reise konnte fortgesetzt werden bis zu einem kleinen Wasserlaufe, wo wir ausspannten zu kurzer Rast.

In der Nähe unseres Ausspannplatzes fanden wir eine völlig wie eine Laube gestaltete Gruppe von kleinen aber schattigen Bäumen, unter denen wir unser Frühstück verzehrten. In der Mitte der Laube fanden wir einen aufgeworfenen Haufen loser Erde und entdeckten bald ein tief in die Erde führendes Loch und andere ähnliche ringsum, auch waren nach allen Richtungen hin durch das Gras getretene schmale Bahnen. Wir überzeugten uns bald, daß wir über der Höhle irgend eines Raubthieres (wahrscheinlich einer Hyäne) unseren Sitz aufgeschlagen hatten, welches von hier aus seine nächtlichen Streifereien ausführt und in der Höhle seine Tagesrast hält. Da indeß diese Thiere bei Tage nicht aus ihren Löchern kommen, ließen wir uns diese unheimliche Nachbarschaft nicht weiter geniren, sowie denn das Thier darinnen sicherlich ganz froh war, von uns nicht belästigt zu werden. Hätten wir Hunde bei uns gehabt, so hätten wir vielleicht einen Versuch gemacht, sie auszugraben und zu erlegen, da Rauhaus Sohn Carl sein Gewehr mitgenommen hatte.

Bald nachdem wir diesen Ausspannplatz verlassen hatten, änderte sich die Scenerie. Die Dornen des Buschfeldes lagen hinter uns und

wir kamen in einen schönen Buchwald, der die Berge, die wir zu durchfahren hatten, mit so lieblichem Grün bedeckte, daß wir uns lebhaft nach Thüringen versetzen konnten. An einer Stelle öffneten sich die Berge zu einer Pforte Kameelspoort, die eine entzückende Aussicht gewährte. Die Pforte selbst hatte viel Aehnlichkeit mit der porta westfalica, von beiden Seiten mit Buchwäldern eingefaßt. Der Blick entbehrte der Lieblichkeit jenes westfälischen Landschaftsbildes, übertraf aber dasselbe an Großartigkeit. Weite Breiten dehnten sich meilenweit und verloren sich an dem etwa sechs Meilen entfernten Waterberggebirge, das wie blaue Meeresfarbe aussah. Aus der Ebene hob sich die majestätische Felskuppe des Modimulle ab, die Farben malten sich in allen Purpurtinten bis in die weite Ferne hin.

Wir gönnten uns einige Minuten Zeit, um das herrliche Landschaftsbild zu genießen. Dann ging es die Berge hinauf und hinab, in der Tiefe mußten die einzelnen Spruiten überfahren werden, die sich zum Kameel- oder Moos-Rivier sammeln. Die Driften waren zum Theil felsig, wie unser Weg, boten aber nicht allzugroße Schwierigkeiten. Links vor uns sahen wir von den Höhen aus den Rhenosterkop, der in sanfter Wellenlinie sich erhebt und abdacht. Zurückschauend überblickten wir die weit ausgedehnten Buschfeldflächen des zebetjelischen Landes, begrenzt von der Strydpoortgebirgskette, und darüber hinaus die Höhen des Blauberg und des Zoutpansberggebirges, ein herrliches Panorama, in welches wir den ganzen von uns zurückgelegten Weg zeichnen konnten. Dann ging es wieder bergauf, bergab, an 400 Fuß hoch, wieder durch andere zum Theil häßliche Driften und steinige wie sandige Wege wieder hinauf, für unsere Esel ein beschwerlicher Weg, bis wir am Rande eines kleinen Buchenwäldchens ausspannten und unser Nachtquartier aufschlugen. Die afrikanische Buche hat in ihrem Wuchs etwas Ähnliches mit der unsrigen, nur wird sie nicht so hoch, hat eine graue, unserer Eller ähnliche geborstene Rinde und weidenblattähnliche dunkelgrüne saftige Blätter. Das Holz ist rothbraun und sehr werthvoll, weil es im Wasser nicht fault und überhaupt sehr dauerhaft ist.

Freitag, 23. Januar, galt es zunächst, die Höhe der Absenker des Rhenosterkopfes zu erreichen, ein beschwerlicher Weg, um so böser, als man immer wieder und wieder genöthigt ist, die ganze Höhe hinabzufahren, um jenseit der Spruit eine ähnliche zu erklimmen. Nach dem ersten Morgenschoft fanden wir freundliche Aufnahme bei einem Schotten Campbell, der dort ein Bauernhaus bewohnt; er versorgte uns auch, da unser Brod längst verschimmelt war, mit frischem Brod, und erlaubte uns, in seinen Milisgärten so viele Maiskolben zu pflücken, als wir für uns und unsere Leute auf dem Wege gebrauchten. So versorgt, verabschiedeten wir unseren botschabeloer Ochsenwagen, der auf einem näheren, aber beschwerlicheren Wege nach Hause gehen sollte. Wir schlugen einen viel weiteren Weg ein, den wir mit unseren Eseln bewältigen zu können hofften. Derselbe führte zunächst auf das Joch des Rhenosterkopfes, dann gab es eine lange Strecke tiefen Sandes, bis wir an eine Stelle kamen, wo zwei gleich breite, oder vielmehr gleich schmale Wege auseinandergingen. Wir standen rathlos, eine fatale

Situation, denn die Wahl des falschen Weges konnte uns eine neue Versäumniß von vierundzwanzig Stunden, wenn nicht ganz unpassirbare Driften bringen. Schon hatten wir uns für den falschen Weg entschieden, als ein Bauer Engelbrecht, der einzige Mensch, dem wir den ganzen Tag über begegneten, wiederum gerade auf diesen Entscheidungspunkt herangeritten kam, und uns den richtigen Weg zeigte und beschrieb.

Wir dankten dem Herrn auch für diese fast wunderbare Aushülfe und kamen nach kurzer beschwerlicher Fahrt in das Land der Boicen. Ein alter Bauer Boice hatte seinen umfassenden Bauerhof unter seine Kinder vertheilt, so daß nun eine ganze Anzahl Plätze, jeder mit einem Boice bewohnt, gekennzeichnet durch ein Haus und eine Baumgruppe, vor uns lag. Um zu dem ersten zu gelangen, mußten wir wieder eine tief sumpfige Wiese mit Moraſtdriften durchfahren. Unsere tapferen Esel bewältigten sie glücklich, dann beschrieb uns dieser erste Boice genau den Weg, den wir einschlagen mußten, um auf weitem Umwege den festen Transportweg zu erreichen, der von Pretoria nach Middelburg führt. Wir hatten dazu noch zwei verhältnißmäßig breite Flüsse zu durchfahren, den Bronkhorstſpruit und den Wilgerivier. Herzlich froh, sie hinter uns zu haben, erreichten wir am Abend den breiten und guten Transportweg und spannten eine halbe Stunde vor Forster aus. Die Esel hatten wirklich Großes geleistet, an zehn deutsche Meilen, zum Theil recht schweren Weg. Die Aufgabe für den folgenden Tag war noch größer, wir mußten zwölf bis vierzehn deutsche Meilen fahren, wenn wir, was wir doch so sehnlich wünschten, noch vor dem Sonntag Botschabelo erreichen wollten.

Sonnabend, 24. Januar. Es war früh vier Uhr, als wir aufſtanden. Das südliche Kreuz stand aufrecht am Sternenhimmel und gewährte so wirklich den Anblick eines Kreuzes, der Morgenstern funkelte in allen Farben. Aber unsere Esel waren wieder fortgelaufen, so daß wir erst mit Sonnenaufgang die Fahrt beginnen konnten. Nach 1½ Stunden erreichten wir den Platz von Dietrich Müller, demselben Bauer, dessen Schwager, Cornelius Niekerk, bei meiner letzten Reise „onder die leeuws gewest“ war und mir die Oberzähne des Löwen vom Gerippe abgesägt hatte. Leider traf ich ihn nicht zu Hause. Wir fuhren weiter bis zum Platz eines Deutschen, Landsberg, spannten dort aber nur für kurze Zeit aus, um baldmöglichst die Drift des Olifantflusses zu erreichen. Der Fluß hatte mehr als gewöhnlich Wasser, sonst war die Fahrt gut, und so lag denn auch dieses gefürchtete Wasser hinter uns, das uns einen Umweg von vierzehn Tagen bereitet hatte, auf welchem wir drei größere, fünf kleinere Flüsse, deren Wasser ihn füllt, und eine Menge Bäche und Bächlein und eine nicht kleine Zahl von häßlichen Driften zu bewältigen hatten, bis wir endlich die Stelle erreichten, wo wir ihn durchfahren konnten. Freilich hatten wir auch jetzt erst die eine Hälfte des Flusses passirt, den großen Olifantfluß; den kleinen Olifant (Mohlotſi) hatten wir noch vor uns. Dieses Wasser ist oft noch gefährlicher; dem Br. Rauhaus waren bei seiner Rückkehr von Bethanien in demselben neun Ochsen ertrunken.

Unser nächstes Ziel war die Stadt Middelburg. Wir mußten wieder einen hohen Bergrücken überfahren, bis wir sie nach zwei-

stündiger Fahrt erreichten. Als wir von der Höhe herab auf sie hinsahen, bemerkten wir einen Reitertrupp, der, sobald er unser ansichtig wurde, in tollem Carrière auf uns zu sprengte, elf Mann hoch. Es waren die Brüder Trümpelmann, Schultz und Beuster, Meister Sachtleben, unser früherer Missionar, und Söhne von den Missionaren. Meister Sachtleben tummelte sein Pferd im Kreise um den Wagen und saß auf ihm, wie ein Cavalier. Freude und Jubel war groß. In schneller Fahrt ging es bergab bis Middelburg, der neuen Stadt, die, seitdem sie zur Distrikt-Hauptstadt und zum Sitz eines Landdrost-Amts erhoben war, sichtlich aufblüht und schon jetzt schmucke Häuser und Gärten in ziemlicher Anzahl hat. Wir durchfuhren sie in schneller Fahrt ihrer ganzen Länge nach und waren am anderen Ende bei dem gefürchteten Mohlotsi angelangt. Er ließ uns ebenfalls glücklich hindurch; nur noch anderthalb Stunden Fahrt, so war das Ziel erreicht. Wir spannten daher nicht erst aus, sondern mutheten unsern Eseln den ganzen Schoft ohne Unterbrechung zu.

Die auf dem halben Wege nach Botschabelo von Middelburg aus liegende häßliche Drift des Flüßchens Keerom, in welcher vielfach namentlich in Regenzeiten die Wagen im Morast versinken, konnten wir, weil Rauhaus sie vor Kurzem mit Steinen ausgefüllt hatte, glücklich passieren. Noch eine halbe Stunde weiter standen zweihundert Schulkinder (die Hälfte der Gesammtzahl) und die Zöglinge des Nationalhelferseminars, um mich mit Gesang zu begrüßen.

Ich stieg ab und ging mit der singenden Schaar die Viertelstunde bergab. Um eine Ecke biegend, sah ich die Station in vollem Schmuck vor mir liegen. Es war ein überraschender Anblick. Statt des alten kleinen Steinkirchleins eine große schöne Kirche in Kreuzform mit hohem Glocken-Thurm, bis zu der kürzlich erfolgten Einweihung der großen Kirche in Pretoria die größte in ganz Transvaal; statt der kahlen Felsklippen und Grasflächen überall mächtig hohe Bäume, statt der runden Kafferhütten der Farbigen zwei große Dörfer mit vielen viereckigen Häusern, statt der dürftigen Interimswohnungen der Missionare schöne, freundliche, solide Häuser. Unter ihnen die stattlichen Gebäude des Kaufladens, der Schule, der Druckerei und Industrieanstalt, des Nationalhelferseminars, alles in schönster Ordnung. Dazu schöne Gärten mit zahlreichen von Früchten strotzenden Obstbäumen, Pfirsiche, Aprikosen, Granaten, Quitten, Aepfeln, Birnen, sowie mit herrlichen Schattenbäumen, Syringa, Trauerweiden, Bluchumbäumen, alles in so üppigem Wuchs und Pracht, daß die Häuser im Grün verschwanden. Aehnlich die Dörfer der Farbigen, vielfach mit reichen Gärten durchwebt und von großen Feldern mit reifendem Milis umgeben. Die Missionsfeinde und Kritiker, die immer schreien: Civilisation, nicht Christenthum müsse man den Heiden bringen, sollten hierhergehen und sehen, wie das Christenthum Civilisation bringt und solche erstaunlichen Früchte zeitigt, denen selbst die Ungläubigen ihre Anerkennung nicht versagen können, während manche civilisirte Bewohner von Heidenländern vielfach nichts gethan haben, als die Heiden in ihrem elenden Wesen verkommen zu lassen, sie zu knechten, auszubeuten und durch ihr Beispiel in neue Sünden und Laster zu verführen. Sie lassen ihre

Dienstleute in schlechter zerrissener, zum Theil in der alten heidnischen Kleidung halb nackt gehen, während jeder Botschabeloer sein gutes Kleid hat; sie erziehen sie zu knechtischem Sinn und erzeugen Erbitterung, die sich in gegenseitigem Haß und Verachtung bekundet, während auf der Missionsstation eine durch sorgsamen Schulunterricht gepflegte, geistige Bildung je länger je mehr sich Bahn bricht. Die englischen Gouverneure sowohl, als die einsichtigen Bauern haben dies auch lobend anerkannt, — aber der Haß und der Neid des ungläubigen Theils der weißen Bevölkerung ist dadurch nur genährt worden und die Mission hat trotzdem im Lande noch bittere Gegner, die es nicht ertragen können, daß für die Bildung der Eingeborenen durch die Mission mehr geschieht, als für die Bildung der weißen Bevölkerung durch öffentliche Anstalten. Viele sind naiv genug, der Mission einen Vorwurf daraus zu machen, daß sie Schulen für die Eingeborenen und nicht für die Bauern unterhält.

Ich ging geradenwegs in die Kirche, um dem Herrn mein Dankopfer zu bringen; die Kinderschaar und eine Anzahl Gemeindeglieder folgte. Trümpelmann hielt auf Sessuto das Dankgebet.

In meinem Quartier konnte ich mich an den herzlichen Begrüßungen der Missionare und ihrer Familien erquicken, später kamen dahin auch die Kraalhäuptlinge und Gemeindevorsteher, um mich zu begrüßen.

48. Botschabelo.

Sonntag, 25. Januar. Beim Beginn des Gottesdienstes war die Kirche ziemlich leer, sie füllte sich während des Eingangsliedes ein wenig mehr. Während der Liturgie wurden die Thüren geschlossen, weil die Heiden erst nach derselben Zutritt erhalten. Nach Beendigung der Liturgie strömte eine Menge von Hunderten hinein, zum großen Theil Heiden, aber unter ihnen auch viele Christen. Die 800 Sitzplätze füllten sich bis auf wenige Lücken. Ich zog in meinem Herzen eine Vergleichung zwischen sonst und jetzt, früher Fellkleider und Decken, jetzt schöne Kleider insgemein; früher das schlichte Gotteshaus, jetzt die geschmackvolle, geräumige Kirche, — andererseits aber freilich auch früher fast unterschiedslos gnadenhungrige, und gnadensuchende Seelen, jetzt bei der so massenhaft angewachsenen Bevölkerung doch auch manche übersättigte halbe Christen. Die Predigt, die ich über das Sonntagsevangelium, Matth. 8, 1 f. hielt, war sehr ernst.

Durch Beispiele aus dem Leben der botschabeloer Gemeinde und aus der Vergleichung von Sonst und Jetzt, begründete ich die Ermahnung, daß sie nicht die erste Liebe erkalten und laxere Sitten einreißen lassen möchten. Wir müßten auf Heilung des Schadens bedacht sein. Diese könne nur vom Glauben ausgehen. Es sei noch ein beträchtlicher Kern wahrhaft Gläubiger in der Gemeinde; diese müßten sich zusammenraffen und um ihren Lehrer schaaren zu gemeinsamer Bekämpfung des Uebels, das in der jüngeren Generation aufzukeimen droht, damit Botschabelo wieder werde, was es vor Zeiten gewesen ist, eine Stadt auf hohem Berge, die hinausleuchte in die Lande.

Die Versammlung lauschte mit großer Aufmerksamkeit, sie hatte verstanden, was ich sagte, auch die Verächter hatten es verstanden, wie ich an den Blicken und Mienen der Einzelnen wahrnehmen konnte.

Den Sonntag Nachmittag benutzte ich zu Besuchen bei den Familien Trümpelmann, Schulz und Beuster; am Abend waren sämmtliche Familien mit Einschluß des Meister Sachtleben bei Br. Nauhaus zum Abendbrot und blieben im trauten Gespräch bis 11½ Uhr bei einander.

Montag, 26. Januar. Die Kapitäne und Gemeindevorsteher hatten gebeten, ein Gespräch mit mir haben zu können über eine wichtige Angelegenheit. Das war mir willkommen, denn auch ich hatte mit ihnen eine wichtige Angelegenheit zu besprechen. Was die ihrige sein würde, konnte ich ahnen.

Bei einer ähnlichen Versammlung im Jahre 1867 hatte ich mit den damaligen Aeltesten, Kapitänen und Respektspersonen der Gemeinde die Abgabe des Zehnten besprochen und eingesetzt. Derselbe war auch richtig geleistet worden, längere Jahre hindurch, war aber im Verlauf der Zeit eine Quelle des Unsegens geworden. Als der erste Bekennergeist aus der Gemeinde schwand, als von den alten Säulen einer nach dem andern hinstarb, als dann eine neue Generation aufkam, zum größeren Theil aus solchen bestehend, die von den alten Märtyrerzeiten nichts wußten, ja theilweise wohl auch zu bald getauft worden waren, da blieb auch die alte Liebe zur Missionsgesellschaft minder warm. Der Zehnte dünkte vielen eine unerträgliche Last, die festgesetzten Arbeitstage wurden widerwillig und nicht regelmäßig geleistet. Der nöthige Ernst, die Säumigen anzuhalten, wurde nicht immer sofort angewandt. So geschah es in letzter Zeit, daß der Zehnten unregelmäßig gebracht wurde. Männer aus der Gemeinde wurden zur Kontrolle bestellt, ermüdeten aber bald oder wollten sich keine Feindseligkeiten zuziehen; so wurde der Zehnte zum Gegenstand des Murrens und Gezänkes. Man schalt die Missionsgesellschaft einen Tyrannen, daß sie so viel von der Gemeinde verlangte. Die Pietät gegen die „Väter jenseit des Meers" ging in ihr Gegentheil um; „wer ist die genootschap?" murrten manche; die „genootschap plagt uns."

Darüber litt auch das geistliche Leben Schaden; die gemeinsamen Andachten und Erbauungsstunden in den Häusern, die besonders Sonntags Nachmittags gehalten zu werden pflegten, starben hin, ebenso die Hausandachten. Die herangewachsene Jugend, des Gebets und der Zucht entwöhnt, übte nächtlichen Unfug und weder die elterliche, noch die seelsorgerische Zucht vermochte sie von häufigen Wanderungen auf die Diamantenfelder zurückzuhalten, sie gingen heimlich. Dort lernten sie allerlei neue Schande und Laster, hielten sich der Mehrzahl nach von dem Gottesdienst und der Seelenpflege unserer Brüder in Kimberley fern. Es wurde versucht, einen zuverlässigen Mann von Botschabelo nach Kimberley zu schicken, der die dortigen Gemeindeglieder speziell beaufsichtigte. Es gelang dies nur ab und zu auf kurze Zeit. Die Frommen und Ernsteren in der Gemeinde, deren noch eine große Zahl vorhanden war, erkannten und beklagten dies und sehnten sich nach Abhülfe.

Als Nauhaus sein Amt antrat, beschloß er, die eine Quelle des Elends, den Zehnten, sofort zu beseitigen. Er setzte eine regelmäßige Landpacht an seine Stelle und setzte außerdem eine Kirchensteuer ein, die jeder pro Kopf zu zahlen habe. Hierdurch aber fühlten sich viele Gemeindeglieder wieder bedrückt und namentlich die Kapitäne, und ihrem Beispiel folgend viele andere setzten passiven Widerstand entgegen, theils weil die Farbigen in dem bestehenden Alten ein Recht zu besitzen glaubten, theils weil vielen das Gefühl der Verpflichtung, ebenfalls zum Bau der Station mitzuarbeiten, ferner getreten war. — Dies voraufzuschicken war nöthig zum Verständniß der denkwürdigen Gemeindebesprechung, die den ganzen Montag Vormittag von 7 bis 11½ Uhr ausfüllte.

Da ich merkte, die große Sache, die die Versammelten (sämmtliche Kapitäne, Gemeindevorsteher und Aelteste und die einflußreichsten Stimmführer der Gemeinde, etwa dreißig Männer, unter ihnen der eigentliche bessere Kern der Gemeinde, aber auch etliche Widersacher) vorbringen wollten, sei die Abgabenfrage, so suchte ich von vornherein die Besprechung auf das geistliche Gebiet zu lenken, zeichnete ihnen also mit kurzen Zügen, wie ich Botschabelo 1867 und wie jetzt gefunden habe, und wie der jetzige Lauf der Dinge das geistliche Leben der Station gefährden müsse. Sie konnten nicht umhin, zuzugestehen, es sei so, wie ich sage. Darauf suchte ich ihnen klarzumachen, daß weder der Lehrer allein, noch der Kern der Gemeinde allein im Stande sein werde, dem Uebel mit Erfolg entgegenzuarbeiten, sondern eine Besserung nur durch gemeinsames, vertrauensvolles Miteinanderarbeiten beider Faktoren möglich werden werde, und forderte sie auf zu sagen, wie sie dies anfangen wollten. Sie antworteten, sie sähen das Elend, seufzten auch darüber in ihrem Herzen, aber wüßten keinen Rath, ich sollte ihnen rathen. Ich ging darauf speziell auf die einzelnen Schäden ein, verlangte von den Kapitänen, daß sie ihre Schuldigkeit thäten, auf Ordnung im Aeußerlichen zu halten, und von den Gemeindeältesten, sich ihrer Pflicht der Beaufsichtigung der Jugend, der Mithülfe bei der Erziehung der zu Taufenden, dem regelmäßigen Besuch der Gemeindeältesten-Konferenzen nicht, wie sonst vorgekommen sei, zu entziehen, daß sie die Schäden nicht wie bisher vertuschen, sondern zur Kenntniß des Lehrers bringen müßten, und mit diesem unter Gebet Raths pflegen und die Schritte besprechen und thun müßten zur Abhülfe; daß die eingeschlafenen Hausgottesdienste wieder eingeführt würden, daß die Schuljugend regelmäßig zur Schule geschickt werde, dem nächtlichen Umhertreiben der jungen Leute Einhalt gethan werde, daß die eingeschlafene Pflege der Armen und Kranken wieder erweckt werde, daß das Laufen nach den Diamantenfeldern verhindert und überwacht werde; Alles wurde auf das Genaueste einzeln durchsprochen und durch Beispiele erhärtet. Die Anwesenden gaben mir in allen Stücken recht, viele sagten, mein Schmerz sei längst ihr Schmerz gewesen, und sie versprachen, jeden einzelnen meiner Rathschläge zu beherzigen und ihm thatsächlich Folge zu geben. Nur einzelne wollten immer wieder auf ihre „große Sache" abschweifen; ich bedeutete sie aber, daß meine

Sache eine viel größere Sache sei und erst gründlich erledigt werden müsse, bevor ich auf ihre große Sache eingehen könne.

Nach etwa zwei Stunden war endlich dieser Zeitpunkt erreicht, und nun ergossen sich die verschiedenen Geister in beredsamer, wortreicher, oft sich im Kreise drehender Rede. Der langen Reden kurzer Sinn war: Nauhaus wollte neue Ordnungen einführen, die nie Gesetz gewesen seien; er überlaste sie mit Abgaben, an einer Abgabe sei es genug, wozu die vielen anderen? Sie würden gedrückt, wie auf keinem Bauernplatz ꝛc. Ich antwortete den Einzelnen, wies sie darauf hin, daß der Platz nicht dazu gekauft sei, um bloß bürgerliche freie Herren und wohlhabende Leute aus ihnen zu machen, sondern daß die Missionsgesellschaft die großen Opfer für sie nur zu dem Zweck brächte, daß sie eine wirkliche christliche Gemeinde würden; wenn sie sich dem widersetzten, so wären andere Heiden genug vorhanden, die unsere Dienste begehrten; aber die Pflicht einer Gemeinde sei, sich selbst zu erhalten und sich nicht von anderen erhalten zu lassen. Die aufgelegten Abgaben seien im Verhältniß zu den von den Bauern geforderten winzig und gering. Als etliche Rädelsführer immer wieder und wieder mit Winkelzügen und Ausflüchten kamen, nahm ich endlich einen ernsten Strafton an, ging dem Hauptsprecher ernstlich zu Leibe und verlangte von ihm vernünftige und verständige Worte, die einem Manne geziemten. Sie sollten meine grauen Haare ansehen und nicht denken, ich sei ein Kind, das man mit Worten täuschen könne. Ich kenne ihre Bassuto-Art sehr wohl, und sage ihm, dem Rädelsführer, geradezu, daß er mit Bewußtsein Lügen rede wider sein besseres Wissen. Mein Herz sei voller Schmerz; ich hätte geglaubt, Männer von christlichem Charakter vor mir zu sehen, eben hätten sie versprochen, an dem Wiederaufbau der Gemeinde helfen zu wollen und nun suchten sie mit solchen Künsten sich ihrer nächsten Pflicht zu entziehen, ich fordere also die besseren Männer auf, dem Sprecher entgegenzutreten und mit ihrem Ernst jetzt gleich einen Anfang zu machen.

Das schlug durch; ein allgemeiner Schreck ging durch die Versammlung, viele entfärbten sich und sahen ängstlich drein. Endlich ergriff einer der Besseren das Wort; sie seien betrübt zu sehen, daß ihr großer Vater über sie Schmerz empfinde. Die Worte, die ich gesprochen, seien gute Worte, und sie wollten auch nichts mehr dagegen sagen, sondern thun, wie ich gesagt, auch alle Abgaben wirklich leisten. Ihm stimmte Seth, der Bapedikapitän und Josua Ramopudu, der Bakopakapitän, bei; Petrus, der Schanzenkraalkapitän, gab die thatsächliche Antwort dadurch, daß er noch an demselben Tage zu Br. Nauhaus kam, um sämmtliche seit zwei Jahren rückständige Abgaben zu bezahlen. Das thaten außer ihm noch mehrere Gemeindeglieder. Das Eis war gebrochen, alle gaben den Widerspruch auf.

Ich gedachte aber die Sache noch fester zu machen und forderte von sämmtlichen Anwesenden eine klare bestimmte Erklärung, ob sie meinen Worten, sowohl in Bezug auf den ersten, als auch auf den zweiten Gegenstand des pitscho auch thatsächlich Folge zu geben, und auch allen ihren Einfluß auf die ganze Gemeinde aufzubieten, gewillt seien, daß alle anderen Glieder derselben ein Gleiches thun. Die Ver-

handlung sei geschlossen, jeder hätte nur mit einem E (Ja) oder Aoa (Nein) zu antworten. Das Resultat war, daß etwa drei Stimmen mit E und bei der Gegenprobe Keiner mit Aoa antwortete. Einer erhob den Einwand, es werde mancher mit E antworten, der in seinem Herzen ganz anders denke, und das werde die Gewissen drücken. Ich wies ihn zurück mit den Worten, daß dies Jeder hernach mit seinem Gott und seinem Gewissen werde abzumachen haben; ich zwänge keinen Ja zu sagen, wolle aber jetzt die Männer kennen lernen, auf die ich mich verlassen könne. So forderte ich die Einzelnen auf, jetzt einfach E oder Aoa zu sagen. Eine Reihe von E's war die Folge. Hier oder da wollte einer nach Bassutoweise erst noch eine Rede halten; der eine sagte, die ganze Gemeinde sei ja noch nicht befragt worden, ein anderer meinte, wenn erst die von mir angeregte innere Neugestaltung der Gemeinde erreicht sei, würde das Aeußere von selbst folgen; ich schnitt aber diese Reden ab, über die Sache habe nicht die Gemeinde, sondern ich allein Gesetze zu machen, und die innere Besserung der Gemeinde sollte eben dadurch eingeleitet werden, daß sie erst auch äußerlich ihre Pflicht erfüllen lernten. So folgte denn ein allgemeines einstimmiges E; die Leute erklärten sich befriedigt durch meine Worte und versprachen das Alles zu thun. Damit wurde die Versammlung für beendigt erklärt. Trümpelmann schloß mit einem Gebet.

Nun schien aber in der That der Bann gebrochen zu sein. Viele kamen und dankten mir für meine guten Worte, fast alle hatten ein freundlich Angesicht, manche gingen fröhlich davon. Der Haupträdelsführer gestand lachenden Mundes dem Br. Nauhaus, sie hätten eigentlich beabsichtigt, eine Schuld auf ihn zu bringen. Aber nun sei alles ganz anders gekommen. Sie hätten gesehen, daß es dem großen Lehrer ernst sei und daß er gerade so spreche, wie er (Nauhaus), nun wollten sie auch in allen Stücken sich fügen und gehorsam sein.

Wir alle, besonders Nauhaus, waren glücklich über diesen Ausgang. Werden die Abgaben wirklich alle bezahlt, so genügt dies zur Selbsterhaltung der Station. Auf meine Bedenken, ob die Leute auch wirklich Wort halten würden, entgegnete er, das sei Bassuto-Art, daß, wenn eine Sache erst auf diese Weise festgemacht sei, und sie ihr „Ja" gesagt hätten, dann wäre sie auch fest in ihren Augen. Es wurde der 1. Juli als der Termin bezeichnet, bis zu welchem alle rückständigen Abgaben der letzten zwei Jahre bezahlt sein müßten. Von dem Termin ab soll gegen die muthwillig Widerstrebenden mit vollem Ernst, nöthigenfalls mit Verweisung vom Platz vorgegangen werden. Dahin, meinte Nauhaus, werde es aber so leicht keiner kommen lassen, da alle sich der großen Vortheile, die sie von dem Wohnen auf dem Platz haben, sehr wohl bewußt seien.

Am Nachmittag nahm ich die Prüfung des Nationalhelfer-Instituts vor. Es zählte 12 Zöglinge, von denen 2 nächstens ihr Examen machen sollten. Die jungen Leute machten bei der Prüfung einen vortheilhafteren Eindruck, als bei der ersten Begegnung auf dem Wege, wo mir der Charakter eines mechanisch geschulten und selbstbewußten Seminaristenwesens zu sehr entgegengetreten war. Ich fand unter den Zöglingen recht ernste fromme Männer (verheirathete wie

unverheirathete) und konnte mit dem geistlichen Verständniß für die biblischen Geschichten und die Katechismuslehre wohl zufrieden sein; auch in den übrigen Fächern leisteten sie relativ Genügendes. Ich legte also den Gedanken, ob nicht überhaupt das Seminar zu verlegen sein werde, einstweilen zurück.

Dienstag, 27. Januar. Vormittag brachte der Häuptling Seth Kalema mir eine schöne fette Schlachtkuh im Werth von 100 Mark zum Geschenk, — als Antwort auf das gestrige pitscho. Dann hielt ich die Prüfung der aus vier Klassen bestehenden, von über 400 Kindern besuchten, durch Zöglinge des Seminar vornehmlich besorgten Schule, ab. Das Resultat war im Ganzen befriedigend, besonders zeichnete sich Abraham als Lehrer aus. Er soll nächstens seine Prüfung bestehen und dann als ständiger Lehrer der Schule angestellt werden. Die unter seiner Leitung stehende erste und dritte Klasse zeichnete sich durch gesammelte und ordentliche Haltung und gute Kenntnisse aus.

Am Nachmittag besuchte ich die Werkstätten, die Druckerei und die Schmiede, die unter der Verwaltung des Kolonisten, Br. Schulz, stehen. Derselbe arbeitet treu und fleißig, kann aber die Sprache der Bassuto nur schwer erlernen.

Gegen Abend wurden wir erfreut durch die Ankunft der jungen Brüder Walther und Jonas. Sie hatten durch den Regen großen Aufenthalt unterwegs gehabt, und vor dem Vaalfluß acht Tage lang liegen müssen.

Mittwoch, 28. Januar. Vormittag ging ich, da es aufgehört hatte zu regnen, auf den Berg, um eine Skizze der Station aufzunehmen. Ich wählte ungefähr denselben Standort, von welchem aus ich vor achtzehn Jahren gezeichnet hatte. Aber welch verändertes Bild. Die kahlen Flächen und das Felsgeröll bedeckt mit einer dichten Fülle von Frucht- und Waldbäumen, letztere bis zu 70 Fuß Höhe herangewachsen; die große Masse der Pfirsiche, Quitten und Granaten, sowie die das eine Flüßchen einfassenden, hoch herangewachsenen Trauerweiden, ließen nur hier und da die Wohnhäuser oder Theile derselben durchscheinen, die vor der Superintendentur stehenden Bäume mußte ich mit dem Bleistift kappen, um das Haus auch auf das Bild zu bringen. Nur die Kirche und das auf einem Hügel erbaute Schulhaus, sowie die das Ganze beherrschende Schanze als Bergkrone, ragten über dieselbe stattlich empor. Die früheren Dornbäume des Schanzberges hatten einem Pfirsichwäldchen weichen müssen; die Hütten und viereckigen Häuser des Abhanges erstreckten sich bis zur Kirche herab. Die Dörfer der Bapedi und der Bakopa hatten sich um das Doppelte erweitert, ihre kahlen Mauermassen waren ebenfalls durch Fruchtbäume durchbrochen. Hier war das Wort erfüllt, daß die Wüsten grünen sollen.

Zu Mittag war ich bei Br. Beuster. Ich traf bei ihm daselbst auch unseren früheren Missionar Mars, der eine Unterredung mit mir begehrt hatte. Er wohnt jetzt in dem benachbarten Dorf Middelburg, hat dort sein reichliches Auskommen, vermißt aber schmerzlich seine Thätigkeit in der Mission und in der Schule.

Nachmittags ging ich in den Bakopa- und den Bapedi-Kraal, besuchte die Häuptlinge Ramopudu und Seth und eine Anzahl der

hervorragendsten Gemeindeglieder in ihren neu erbauten viereckigen Steinhäusern, was von ihnen hoch aufgenommen wurde. Ich besuchte auch die alte Anna, ein frommes liebes Weib, der Merensky einst den Fuß hatte abnehmen müssen. Ein früherer, später abgesetzter Missionar hatte von ihr berichtet, Merensky habe sie, weil sie nicht bezahlen konnte, in ihrem Elend verkommen lassen. Sie selbst war, als sie unangeregt durch mich von jener Zeit erzählte, voll Lob und Dank und ihre Augen strahlten, als sie von der sorgsamen Liebe und Pflege erzählte, die ihr Merensky und Winter bei jener Gelegenheit haben zu Theil werden lassen, wie sie immer wieder gekommen seien und verbunden und eingespritzt haben, und wie sie, als der Pflege zu viel wurde, sie in die Nähe des Missionarshauses gebracht haben, um öfter verbinden zu können. Und hieraus hatte die Verläumderzunge solches Spukgespenst gemacht. Die alte Anna war übrigens rührend in ihrer Freude im Herrn, sie wird von ihren Umgebungen leiblich und geistlich gepflegt und ist immer fröhlich in ihrem Gott, trotzdem daß sie den ganzen Tag auf ihrer Strohmatte in der Lapa (Vorhof) zubringt. — Einen minder tiefen, so doch auch merkwürdigen Eindruck machten sechs Greisinnen, die Lucas Mamosomoso geistlich und leiblich verpflegt. Wie glücklich waren diese, auch den großen Lehrer zu sehen, sie babbelten aber immer dasselbe: „ich bin blind und kann nicht sehen, ich bin einsam und kann nicht gehen, ich habe weiße Haare, ich bin fröhlich in Gott, die guten Leute verpflegen mich.“ In diesen Gedanken drehten sich ihre Worte immer im Kreise herum, bis ich von ihnen schied. Die Fürsorge des Lucas für diese Armen war rührend, sowie mir auch sonst hier und da in der Gemeinde Zeugnisse dafür entgegentraten, daß der alte gute Geist in Botschabelo keineswegs erstorben sei, und gegen die Erschlaffung der jüngeren Generation kräftig reagirt.

Die beiden Dörfer der Bapedi und der Bakopa bilden übrigens eine für afrikanische Verhältnisse formidable Festung. Sämmtliche runde Hütten sind von Steinen erbaut bis an das Strohdach und untereinander mit vier Fuß hohen Steinmauern verbunden, außerdem hat jedes der beiden Dörfer eine große Steinschanze und das ganze Terrain wird von einem oberhalb der Kirche gelegenen, aus Felssteinen erbauten Fort, „Fort Wilhelm,“ beherrscht, so daß bei einigermaßen umsichtiger Vertheidigung der Ort für Kaffern uneinnehmbar sein dürfte.

Am Abend waren sämmtliche Geschwister bei Br. Beuster versammelt in trauter Gemeinschaft.

Donnerstag, 29. Januar. Vormittag besuchte ich die von Carl Nauhaus geleitete Schule für die Kinder der Missionare. Ich fand ihrer 10 beisammen. Die Prüfung erstreckte sich auf Lesen, Schreiben, Rechnen, die lateinische Sprache, Religion und Singen. Die Resultate konnten befriedigen; der junge Nauhaus scheint für das Unterrichten begabt zu sein. Zu Mittag waren wir bei Br. Schulz. Am Nachmittag wurden die Besuche auf den Kraalen fortgesetzt. Diesmal kamen die beiden Kraale unter der großen Schanze an die Reihe. Auf dem Kraal des Petrus Masserumule fand ich die früheren Dornbüsche durch Pfirsichbäume in dem Maße verdrängt, daß die Bewohner

unmöglich im Stande sind, alles zu verzehren und daß eine reichliche Mast übrig bleibt für die auch in den nicht eingefriedigten Gärten umherlaufenden Schweine. Letztere waren in so reicher Anzahl vorhanden, daß auch für Fleisch genügend gesorgt ist.

Da ich die meisten Bewohner nicht zu Hause traf (sie waren mit ihrer Arbeit in den Gärten beschäftigt), so blieb für den Rest des Nachmittags Zeit genug für die Besichtigung des Kaufladens und der betreffenden Bücher. Weil mir die technische Kenntniß abgeht, so konnte ich mir ein kompetentes Urtheil nicht zutrauen und ging daher lieber in ein tieferes Gespräch ein über die bei der Betreibung des Handelsgeschäfts normgebenden Grundsätze, über das Verhältniß des Kaufmanns zum Comité und zu dem Superintendenten und den Brüdern. Ich fand überall bereitwilliges Entgegenkommen bei dem Br. Beuster, der den Eindruck eines frommen, unbescholtenen und redlichen Mannes machte.

Freitag, 30. Januar. Nachdem ich am Vormittag zur Verpackung meiner Reise-Effekten und zur Sortirung der vorauszuschickenden Gegenstände beschäftigt gewesen war, kamen gegen Mittag die Brüder, um mich zur Kahnfahrt auf dem kleinen Olifantfluß (Mohlotsi) abzuholen. Eine schöne Fahrt. Die steilen Felsen bauen sich auf beiden Ufern zu romantischen Gestaltungen auf; eine verlassene Pulverfabrik, die Merensky mitten in den Felsen erbaut hatte, machte den Eindruck einer alten Burgruine. Zwischen den Felsen wuchsen Bäume und Sträucher aller Art, auch niedrige Palmen mit einem Stamm von etwa 8 Fuß Höhe. Trauerweiden tranken mit ihren Zweigen aus dem Fluß, einzelne Felsen thränten Wassertropfen hinein. Die halbstündige Fahrt führte bis in die Nähe der nicht mehr befahrbaren Stromschnellen zu einem Picknick-Platz, von dem ich eine Skizze aufnahm; eine andere nahm ich in kurzer Zeit von der Pulverfabrik.

Am Nachmittag wollte ich die Mühle besuchen, welche eine halbe Stunde frischen Reitens entfernt in einer Thalschlucht des Mohlotsi-Flusses erbaut ist. Wir sahen sie in der Nähe liegen, mußten aber, weil der Fluß noch immer so viel Wasser hatte, daß er unpassirbar war, an der Drift umkehren. Wir benutzten den Rest des Abends dazu, noch $^3/_4$ Stunden weiter zu reiten zu einem malerisch schönen Wasserfall. Eine ziemlich wasserreiche Spruit stürzt kaskadenartig über eine circa 120 Fuß hohe Felswand herab; das Bett des Flusses ist rechts und links mit schroffen grotesken Felswänden eingeschlossen. Eine Skizze zu nehmen gestattete mir die untergehende Sonne nicht. Bei eingetretener Dunkelheit trafen wir Abends acht Uhr in Botschabelo wieder ein.

Sonnabend, 31. Januar. Br. Nauhaus Geburtstag. Um sechs Uhr wurde er durch den Gesang des Mädchenchors unter Br. Trümpelmanns Führung geweckt.

Von sieben bis acht Uhr hielten wir ein wichtiges pitscho ab, zu dem ich die Kapitäne und die kirchlichen Gemeindevorsteher und die einflußreichen Leute der Station einberufen hatte. Es betraf die neuen Stationsgesetze, die Br. Nauhaus vor zwei Jahren entworfen hatte,

die aber bisher immer nur noch von Einzelnen faktisch befolgt worden waren.

Die Leute hatten erklärt, es müsse alles so bleiben, wie bisher. Sie deuteten dies Wort so, daß, da in letzterer Zeit eine etwas weniger straffe Zucht geübt worden war, dies nun für immer so bleiben solle. Es mußte also eine andere Grundlage geschaffen werden, um wieder geordnete Verhältnisse zu gewinnen.

Diese Grundlage hatte Br. Nauhaus dadurch herzustellen versucht, daß er Platzgesetze entwarf, in welchen die Pflichten der Bewohner und die der Gemeindeglieder scharf formulirt waren. Diese Gesetze hatte er im pitscho (Versammlung) der Aeltesten durchgesprochen, sie waren auch trotz vieler Widerreden schließlich angenommen.

Ich erklärte nun den Versammelten von vornherein, daß hier jetzt nicht ein pitscho sei, in welchem sie ihren Rath und Meinung abzugeben hätten, sondern ich wolle ihnen nur sagen, was in Zukunft als Gesetz und Ordnung auf der Station gelten solle.

Ich hätte mir die von Nauhaus entworfenen und mit ihnen berathenen Gesetze zur Prüfung vorlegen lassen. Denn alle solche Gesetze bedürften der Prüfung und schließlichen Genehmigung des Comité. Im Ganzen und Großen hätte ich befunden, die Gesetze seien gut und zweckmäßig, aber in einzelnen Stücken hätte ich gefunden, daß auch noch Aenderungen und Zusätze nöthig seien. Diese würde ich in Kraft der vom Comité mir ertheilten Vollmacht entwerfen und festsetzen; sei dies geschehen, so habe das Gesetz volle Kraft und müßte unweigerlich von allen denen befolgt werden, die auf dem Platz wohnen wollen. Ich hätte deshalb sie als Kapitäne ꝛc. rufen lassen, damit ich ihnen vorher mittheile, auf welche Punkte sich die Aenderungen und Zusätze bezögen.

Dann hob ich hervor: ad § 14. Die Strafe von 10 Schilling pro Jahr für das unerlaubte Wohnen auf den Diamantfeldern sei zu gering.

ad § 25. Die Strafgelder seien von den „Bewohnern des Platzes" vielfach zu unnützen Zwecken verwandt worden, über ihre Verwendung sei der Lehrer nicht zur Berathung gezogen. Letzteres müsse hinfort unter allen Umständen geschehen, auch dürften die Strafgelder nur zum Besten der Station verwandt werden.

ad § 31. In dem Abschnitt, der von den Pflichten der Gläubigen handle, sei eine Lücke, die nothwendigerweise ergänzt werden müsse. Die Gemeinde sei nicht bloß ein Zusammenwohnen der einzelnen Getauften, sondern sie habe auch ihre Pflichten als Gemeinde. Diese seien besonders ihrer drei:

1) Die Gemeinde hat die Pflicht, selbst zu wachen, daß alles ordentlich zugehe in ihr, daß Zucht und Sitte gehandhabt, daß die Gottesdienste und Schule fleißig benutzt, daß die Armen und Kranken versorgt werden. Diese Pflicht hat sie in Gemeinschaft mit dem Lehrer und unter dessen Aufsicht zu erfüllen, selbst aber die Personen zu finden und zu gestellen, die dazu erforderlich sind. Diesen Pflichten darf sich Niemand entziehen, der Gemeindeglied bleiben will.

2) Die Gemeinde hat die Pflicht, alle die Mittel aufzubringen,

die erforderlich sind, um Gottesdienst und Schule in Gang zu erhalten; sie hat also für die nothwendigen Reparaturen und Neubauten und die Lehrergehälter 2c. selbst zu sorgen. Werden die festgestellten Abgaben wirklich entrichtet, so bedarf es keiner weiteren Zuschüsse, aber dafür ist die Gemeinde verantwortlich, daß die Mittel wirklich zusammengebracht würden.

3) Die Gemeinde hat als Glied der gesammten Christenheit auch die Pflicht, mitzuhelfen, daß das Evangelium auch in weitere Kreise unter die Heiden getragen würde. Dazu hat sie zu sorgen durch Gestellung und Erziehung der nöthigen Personen und Aufbringung der nöthigen Geldmittel.

Endlich erklärte ich es für nöthig, daß, weil auch dies Gesetz Menschenwerk und verbesserungsfähig und bedürftig sei, in einem besonderen Paragraphen gesagt werde, künftige Aenderungen und Verbesserungen würden vorbehalten, daß also Niemand berechtigt sei, wenn späterhin etwa das Comité solche Aenderungen eintreten ließe, etwa zu sagen, dieselben seien unberechtigt, weil sie nicht in dem gegenwärtigen Statut ständen.

Nun werde ich als ihr großer Vater die besagten Aenderungen und Zusätze entwerfen, — und in dieser Gestalt sei dann das Gesetz dasjenige, nach welchem jeder Bewohner der Station sich in Zukunft zu richten hat.

Nach diesem ersten Theil meiner Anrede theilte ich den Versammelten mit, daß ich den Bitten des Br. Nauhaus nachgebend, gern zugestimmt hätte, auch noch am folgenden Tage, als am Sonntag, mit ihnen im Gotteshause zu sein und das heilige Abendmahl zu feiern. Denn ich sei nicht bloß ihr Haupt und großer Vater, sondern auch ihr Bruder, der sich des brüderlichen Verbandes und der Gemeinschaft vor Gottes Angesicht mit ihnen erfreuen und erquicken wolle.

Endlich sagte ich den Versammelten, ich habe ihnen ein großes Geschenk mitgebracht, den eben angekommenen jungen Br. Walther, der in Gemeinschaft mit den anderen beiden Lehrern die Gemeinde weiden und pflegen solle, dem sie also Achtung, Liebe und Gehorsam entgegenbringen müßten.

Hocherfreut schüttelten alle dem Br. Walther und mir die Hand. Damit wurde das pitscho beschlossen.

Br. Nauhaus sprach sich über den Verlauf desselben sehr dankbar und befriedigt aus. Dasselbe sei ein höchst wichtiger Schritt zum Besseren. Nun hätten alle sich überzeugt, daß die Lehrer nicht in ihrem eigenen Interesse, sondern nach Anweisung und unter Aufsicht der Vorgesetzten arbeiten. Besonders war er dankbar, daß ich ohne weitere Verhandlungen ihnen einfach meinen Willen ausgesprochen habe. Hierfür habe der Kaffer nach seiner ganzen Volkssitte und Gewohnheit Verständniß. Jetzt wüßten sie, daß die Anordnungen auf Befehl der höchsten Autorität erlassen seien; dadurch sei der Durchführung des Gesetzes ein großer Vorschub geleistet, und wenn auch noch nicht alle Schwierigkeiten in der Durchführung beseitigt, so sei doch letzterer eine wesentliche Hülfe geboten.

Nach dem pitscho hatten wir eine einfache liebe Familienfeier

für das Geburtstagskind und gingen darnach jeder an seine Arbeit, ich zunächst an die Fortführung des Tagebuchs und die weiteren Vorbereitungen für die Reise.

Am Nachmittag versammelten sich sämmtliche Familien zu einem trauten Kaffeestündchen, zu welchem sich von Middelburg her auch Dr. Mebus und Meister Sachtleben eingefunden hatten. Am Abend machten wir eine Mondschein-Kahnpartie durch die Kloof, bei der nur der Mondschein etwas spärlich vertreten war. Er wollte trotz unseres Harrens nicht über die Felsen hervorkommen.

Sonntag, 1. Februar, nahm ich in der Frühstunde eine zweite Skizze von Botschabelo, etwa von dem Punkt aus, von wo vor Jahren die größere lithographirte Zeichnung aufgenommen war, aber welch anderer Anblick; die Station liegt wirklich landschaftlich schön und die Kraale im Vordergrund, die auf jenem Bilde wie eine Reihe zusammengestellter flacher Zuckerhüte aussehen, bildeten wirklich ein malerisches Bild.

Im Hauptgottesdienst predigte ich über das Sonntagsevangelium von den Arbeitern im Weinberge; ich konnte der Gemeinde ihre Pflicht zur Mitarbeit herzlich und ernst ins Gewissen rufen. —

Gegen Mittag kam Dr. Mebus mit seiner Frau und einem Kinde. Da ich am Nachmittag die Beichtrede zu halten hatte und selbst am Abend mit der Gemeinde zum Abendmahl gehen wollte, konnte ich außer der Stunde des Mittagessens mich ihnen wenig widmen. Zum heiligen Abendmahl hatten sich 369 Farbige und 15 Deutsche angemeldet. Es war eine erquickliche Feier; ich hielt die deutsche, Br. Trümpelmann die Sessuto-Beichtrede. Die Gemeinde füllte das Gotteshaus und machte in ihrer andächtigen Haltung einen guten Eindruck.

Montag, 2. Februar, sollte früh aufgebrochen werden, aber die Vorbereitungen zur Abreise verzögerten letztere so, daß wir noch das Mittagbrot auf Botschabelo einnehmen konnten. Gegen 2 Uhr wurde die Glocke geläutet. Die Leute strömten zu Hunderten aus den Kraalen herbei, um zum Abschied zu grüßen. Es gab einen schweren Abschied von den lieben Geschwistern, beim Kaufmannsladen einen kurzen Aufenthalt, dann gruppirte sich der Geleitszug. Vierzehn Reiter, unter ihnen vier Farbige, bildeten die Front, nach dem Wagen (diesmal wurde um der schwierigen Wege willen ein Ochsenwagen gewählt, Andreas Sekoto gab (gegen Miethe) den Wagen, der treue Tubudi umsonst zwölf Ochsen bis Leydenburg) folgte der Gesangverein der Mädchen, ihrer etwa 60—70, die den ganzen Weg über ihre vierstimmigen Lieder sangen; nach ihnen folgten Hunderte von Männern, Frauen, Kindern, auch die Kapitäne und Gemeindevorsteher bis zum Keeromfluss, etwa 1½—2 Stunden weit. Sie schienen noch weiter mitkommen zu wollen, aber ich zog es vor, sie in einem Kreise zu versammeln und mich mit einer Abschiedsansprache von ihnen zu verabschieden.

Das Scheiden von Botschabelo geschah mit guten Hoffnungen. Ich hatte bei den Gesprächen mit den Männern und Frauen, sowohl in den pitscho's, als in den Einzelbesuchen, die ich erhielt, als auch bei den fröhlichen Angesichtern, mit welchen sie ihre Beisteuergaben zur Reise mir einhändigten (über 200 Mark und ein fetter Ochse), den

Eindruck, als würde das in Etwas gelockerte Pietätsband zur Gesellschaft doch noch wieder hergestellt werden können und würde mit Durchführung der Platzgesetze auch die Grundlage zu einer ernsteren Haltung der Gemeinde wiedergewonnen werden können. Der Herr gebe es. Der Abschied war ein wirklich herzlicher.

49. Fahrt nach Leydenburg.

Wir fuhren vier Stunden mit dem Ochsenwagen, mußten aber, da wir gewahr wurden, einen falschen Weg eingeschlagen zu haben, mitten auf dem Hoogefelde zur Nacht ausspannen. Das Hoogefeld bietet keine angenehme und anziehende Reise-Scenerie — langgestreckte, hohe, wellenförmige Hügel von 3—400 Fuß Höhe steigen sanft auf und ab; jetzt sind sie noch mit grünem Grase bedeckt, wird das später erst abgebrannt, so sind sie schwarz wie der Tod.

Dienstag, 3. Februar, bogen wir zunächst links um, querfeldein durch die Grasflächen, bis wir den richtigen Weg bei dem Bauer Rendsburg wieder faßten. Am Nachmittag kamen wir wieder auf einen falschen Weg und verfolgten ihn eine Stunde weit, bis Willem einen einspurigen Weg mit Bestimmtheit als den Weg erklärte, der von Zoutpansberg nach Neu-Schottland führe, auf dem wir zurückfahren müßten, um den richtigen Weg wieder zu finden. Er war auf diesem Wege vor zehn Jahren einmal gefahren. Die Kunst sich zu orientiren, ist bei diesen farbigen Treibern wirklich erstaunlich. Die Wege gehen mannigfach auseinander, lauter kleine, oft kaum erkennbare, einspurige Graswege, aber die Farbigen kombiniren aus der Beobachtung der Berglinien am Horizont, selbst in unbekannten Gegenden, immer wieder Richtung und Weg. Wir hatten den im spitzen Winkel abliegenden Querweg bereits über eine Stunde verfolgt, mir ward bereits bange, aber Willems triumphirende Sicherheit beruhigte mich. Endlich zeigte es sich, daß er recht gehabt habe; ein schmaler Grasweg durchschnitt den unsrigen, in den bog er ein, es war derjenige, der uns am folgenden Tage sicher zum Ziel führte.

Unterwegs wurden wir von einem heftigen Gewitter überfallen. Zwei Blitze schlugen in geringer Entfernung vom Wagen ein, der doch der einzige aus der Grasebene sich erhebende Gegenstand war.

Nachdem wir eine böse Drift glücklich durchfahren waren, spannten wir aus zum Uebernachten vor einer Bergpforte.

Das Gewitter zog wieder auf; mitten im Regen verstanden die im Feueranmachen besonders geschickten Treiber, ein Feuer anzuzünden und uns das Abendbrot zu bereiten.

Mittwoch, 4. Februar. Wir waren kaum eine Viertelstunde gefahren, als wir in einem Modderloch festsaßen, die Vorderräder bis an die Achsen. Da der Boden oben kiesicht war, versuchten wir den Wagen durch die Anstrengung der Ochsen herausziehen zu lassen, aber das starke Treckseil zerriß zweimal, die Ochsen zerbrachen mehrere Jückscheite. Endlich mußten wir zum Spaten greifen und die Räder herausgraben; so gelang es. Nach einem halben Stündchen hatten wir das Haus des Bauer van Heeren, unser nächstes Ziel, erreicht.

Derselbe ist der Nachbar des uns angehörenden 2700 Morgen großen Platzes Hartebeesthoek, und wir hatten diesen Umweg gemacht, damit ich denselben persönlich in Augenschein nehmen könne. Ich bewegte den Gedanken, ob wir nicht, anstatt ihn für 750 Pfd. Sterl. zu verkaufen, ihn lieber zu einer Abzweigung von Botschabelo machen könnten. Der Bauer nahm uns freundlich und gastlich auf, lieh uns Pferde und begleitete uns persönlich, um uns den Platz nach allen Richtungen zu zeigen.

Der Platz ist Hoogeveld und in der Mitte von einer spruit durchzogen, die wir mit Wasser reichlich gefüllt fanden, und die auch in der trockenen Zeit nach Aussage des Bauern zwar weniger, aber genügendes Wasser hält.

Einzelne Stellen, obgleich geringen Umfanges sind treffliches Garten- und Getreideland, das mit dem Pflug bearbeitet und aus der spruit bewässert werden kann. Der übrige Theil ist steinicht, hat aber treffliche Viehweide und erhebt sich zu einer Höhe (5000 Fuß), auf der die Pferdekrankheit nicht vorkommt. Auch die klippigen Stellen boten treffliche, obgleich nur mit der Picke zu bearbeitende Gärtenländereien für die Kaffern. Milis und Kafferkorn würde gut gedeihen. Verschiedene zerfallene Kaffergärten bezeugten, daß hier früher Kaffern (die von Mapoch) gewohnt hatten.

Der einzige, nach heutigem Begriff freilich durchschlagende Mangel war, daß weit und breit kein Holz wächst. Auf einen solchen Platz würde heut kein Kaffer ziehen (obgleich die Reste der Kraalmauern beweisen, daß sie früher dort gewohnt haben). Eine Missionsstation würde sich unten an der spruit trefflich anlegen lassen, aber die Heiden würden fehlen. Jedoch davon überzeugte ich mich bald, daß bei den jetzt steigenden Preisen der Plätze auf dem Hoogeveld der Platz unter 1000 Pfd. Sterl. nicht verkauft werden müsse.

Nach dreistündigem Ritt kehrten wir zum Wagen zurück. Van Heeren fand ich bald darauf im Kreise seiner zahlreichen Familie — Alten und Jungen (er hat verheirathete Töchter, deren eine mit ihrem Manne auf dem Platz wohnt) — die Geschichte von der Genoveva erzählend. Es war wirklich ein patriarchalischer Anblick, den Alten mitten unter seinen andächtig und gläubig zuhörenden Kindern zu sehen.

Derselbe war auch ein guter Patriot, und sprach mit der Miene selbstverständlicher Sicherheit es aus, daß, wenn die Engländer ihre Truppen in Kimberley jetzt gegen Transvaal rücken lassen würden, sie ihrerseits nun wieder zu den Waffen greifen müßten.

Nachmittags 2½ Uhr setzten wir unsere Reise fort. Wir mußten durch sumpfige Flächen und über etliche Höhen, die die beiden Ursprungszuflüsse des Steelpoortflusses von einander scheiden. Jetzt begannen die häßlichen Driften, die alles, was die bisherigen an Schwierigkeiten dargeboten hatten, weitaus hinter sich ließen, zumal die letzten Regengüsse sowohl die Flüsse gefüllt, als den lehmigen Erdboden durchweicht und an manchen Stellen zu einer Sumpffläche von der Art des Pyritzer Waizackers in Herbstzeit umgestaltet hatten. Glücklich kamen wir durch die erste Spruit, glücklich durch den kleinen Steelpoort, der größere tobte und floß voller, als irgend ein anderes bis dahin von uns durch-

fahrenes Wasser. Die Ochsen gingen mit dem halben Leibe, der Wagen mit der buikplank im Wasser, die Strömung war so stark, daß der Leiter sich nicht gegen dieselbe halten konnte und bereits das Leitseil verloren hatte und begann abgetrieben zu werden; zum Glück folgten ihm die Vorochsen nicht, Nyamane, der Treiber, konnte mit einem glücklichen Griff das Tau wieder ergreifen, und glücklich kamen wir hindurch.

Nach einer Viertelstunde kamen wir an eine andere Drift, die wieder schwierig zu sein schien. Wir kamen auch hier glücklich hindurch; als aber die Ochsen das jenseitige gar nicht übermäßig steile Ufer hinaufziehen sollten, da stand mit einem Mal der Wagen schief zum Umfallen, sonst aber unbeweglich fest, das eine Vorderrad war bis zur Achse in dem Modder. Letzterer war weder Sand noch Moorgrund, sondern der zäheste denkbare thonartige Lehm. Dieser setzte sich so zwischen die Radspeichen, daß dieselben wie Scheiben aussahen. Den Wagen herauszuziehen, war keine Möglichkeit, die armen Ochsen wurden durchgeprügelt, daß es einen Stein hätte erbarmen können; zweimal zerrissen sie die Seile, zerbrachen die Jückhölzer und verwirrten sich so zuletzt in einen unförmlichen Knäuel. Nun war keiner derselben zum Anziehen zu bewegen; war mit Mühe der Zug zum Ziehen geordnet, so war das Zeichen treck für sie nur das Signal zum Umkehren und Ineinanderlaufen.

Als wir erkannten, daß ein Herausziehen des Wagens mit unsern Ochsen unmöglich sei, sah ich mir die Situation an. Vor uns eine halbstündige moraftige Ebene, an deren Rand wir angekommen waren, in dieser Fieberzeit wie geschaffen, um uns alle fieberkrank zu machen. Der Wagen steckte im Modder, also Feuchtigkeit auch von unten für die, welche in demselben ihr Nachtquartier aufschlagen sollten. Tausende von Mücken, gegen welche ich mir aus den eigenen Haaren vergeblich einen Schleier für diejenigen Theile des Gesichts, die der Bart nicht schützte, zu bereiten versuchte, hatten bald mit Hunderten von Stichen Gesicht und Hände in Brand gesteckt. Die Sonne war bereits untergegangen und das Abendroth wurde matter.

Da kam, uns gerade entgegen, ein Bauer angefahren, der, als er unsere Noth sah, sofort vom Wagen absprang und ebenfalls unsere Situation überblickte. Der Biedermann nannte uns auch seinen Namen, den ich jedoch lieber verschweigen will. Er sah mit prüfendem Kennerblick die Drift an, wie er am besten durchkönnte. Dann ging er zu seinem Wagen zurück, und ordnete alles zur Durchfahrt an. Auf unsere Bitte, er möchte, sobald er hindurch wäre, mit seinen Ochsen herüber kommen und auch unseren Wagen herausziehen helfen, erwiederte er, seine Ochsen seien zu wenig eingeübt, und würden doch nicht anziehen. Dann rief er treck, und sein Wagen hatte binnen einer Minute die Drift glücklich durchfahren — aber auch dieser Wagen saß nun drüben fest an einer steilen Uferbank. Wir konnten uns nun gegenseitig beglückwünschen. Er war indeß weniger schlimm daran als wir, das Erdreich war dort trockner; die Steile ließ sich mit einem Spaten abgraben. Binnen kurzem war er hinauf. Noch immer hoffte ich, er werde nun mit seinen Ochsen zu uns kommen, denn ein Benehmen, wie das seine,

ist bei den Buren der Regel nach unerhört. Aber er fuhr weiter und weiter und sein Wagen entschwand unsern Blicken.

Die Nacht brach herein, kein Bauernplatz in der Nähe, von wo Hülfe hätte erbeten werden können. Die Ochsen hatten bereits wiederholt das treck-Seil zerbrochen. Noch immer wollte unser energischer Willem neue Versuche machen, bis ich endlich Halt gebot. Es galt, das Unvermeidliche mit Würde zu tragen. Ein Feuer wurde auf dem nassen Erdboden angezündet, das Theewasser brodelte im Kessel; bald erzählten sich unsere Treiber pad-Geschichten, deren Unterschied von Jagdgeschichten man wohl nicht mit allzu kritischem Maßstabe feststellen durfte.

Nach diesen Geschichten war unsere Lage noch gar nicht so schlimm, sie hatten alle schon viel schlimmeres erlebt. Immerhin stellte sich der Humor wenigstens bei Willem wieder ein und dieselben Leute, die eben so grimmig auf die Ochsen geschrieen und gehauen hatten und sich dabei zu nicht geringem Zorn hatten erregen lassen, lachten jetzt und scherzten und wußten von Nichts. Ich bat den Herrn um gnädige Bewahrung vor dem Fieber für uns und für die Leute, dann schlief ich in Gottes Namen im Ochsenwagen; ich lag in meinen Kleidern, über die ich den Havelock gezogen hatte; in drei wollene Decken hatte ich mich eingehüllt, glaubte mich also vor Kälte gesichert. Trotzdem wachte ich am andern Morgen fröstelnd auf.

Donnerstag, 5. Februar. Früh weckte ich die Leute, die sofort das Spiel von gestern Abend von neuem in Szene zu setzen im Begriff waren. Schon waren alle zwölf Ochsen eingespannt und hatten ebenso vergeblich als gestern Abend angezogen, als ich die Fortsetzung dieses Verfahrens entschieden verbot. Die Spaten mußten genommen und jedes Rad einzeln ausgegraben und mittelst der Wagenschraube gehoben werden; dann wurden glatte Klippen darunter gelegt, die Räder von ihrem Leim gereinigt, Klippen auch noch vor jedes Rad gelegt und wie eine Art Bahn fortgesetzt im Modder, so daß die Räder auf Steinen laufen mußten — treck!! — und es ging, der Wagen war glücklich heraus. — Wohl zwei Stunden hatten die Arbeiten weggenommen, und zwar zwei in Afrika auf der Reise besonders schätzbare Morgenstunden. Die Ochsen zogen dennoch frisch, fast 2½ Stunden hintereinander nur durch tiefen schwierigen Modder. — Dann standen sie vor dem Berge, — nämlich der ersten Reihe des Hügelwellen-Meeres, dessen einzelne Erhöhungen sich bis 1500 Fuß erheben und über deren eine ganze Zahl wir nun hinauf und hinab mußten. Wir gönnten den Ochsen einige Stunden zum Fressen und Ruhen, aber das Erklimmen des felsigen, oft recht steilen, hier 1300 Fuß hohen Randabhangs wurde ihnen blutsauer. Auf der Höhe spannten wir wieder aus und waren nun auf dem Hoogeveld, circa 5000 Fuß hoch über dem Meeresspiegel. Diesmal war der Weg für das Auge etwas weniger ermüdend, weil wir doch hier und da den Blick über Gebirgsketten am Horizont gleiten lassen konnten.

Die Formation dieses Hochfeldes bot dazu hier manche Eigenthümlichkeit dar, namentlich die großen Pfannen fast auf der Höhe, in denen sich das Regenwasser sammelt. Gewöhnlich sehen sie wie Wiesen von

frischestem Grase aus. Die Vegetation in ihnen ist außerordentlich üppig. Ich fand eine wunderbar gestaltete Blume mit vier Fuß hohem rohrartig hartem Stengel, um dessen oberes Ende sich ein starker Kolben von weißen sternförmigen Blüthen (pentandria monogynia) gegliedert hatte, aus welchen heraus palmenartig wieder ein Blätterkranz, genau dem einer reifen Ananas ähnlich, abhob. Der Stengel war etwa einen Zoll dick, die Blätter der Pflanze waren Lilienblättern ähnlich, die Wurzel eine Knolle. Die Flora des Hoogefeldes ist überhaupt sehr reich. Die grüne Grasfläche, durch die man fährt, wird bisweilen unterbrochen durch einen prachtvollen Blumenstrauß, der sich bei näherer Besichtigung in einen einzigen dicken saftigen Stengel verwandelt, auf dessen fußhoher Spitze doldenartig an fünfzig Lilienblüthen sich entfalten, die roth von Farbe, an Größe und Gestalt unserer weißen Lilie nahe kommen. Durch das Gras streifend, gewahrt man, daß auch die Zahl der verschiedenen Arten der Gräser sehr groß ist; eine Art trägt Garben wie der wilde Hafer, eine Art ist unserm Timothe ähnlich, eine andere trägt dreigezackte Frucht in schöner Gestalt, eine Art ist in Stengel und Blüthe purpurroth. Der Blumenreichthum ist ebenso groß; herrliche Gladiolus in allen Farben, seltene Orchideen, dazu Skabiosen, Lobelien, eine Art Zinnia, Strohblumen aller Art bieten binnen kurzer Zeit Gelegenheit, einen Strauß zusammenzustellen, den daheim kein Gärtner aus seinem Treibhaus herrlicher bieten könnte.

Unsere Fahrt durch das Hoogeveld führte immer höher hinauf, leider aber dann auch zu ebenso schwierigen Driften hinab, bei deren mancher ich es für unmöglich erachtete, durch die Felsklippen und schäumenden Fluthen mit dem Wagen hindurchzukommen. Indeß brachte uns unser Ochsenwagen noch immer glücklich hinüber. Meine Hochachtung für den Ochsenwagen steigt überhaupt von Tag zu Tag. Ich glaube, meine jetzige Reise nach Leydenburg, wenigstens auf dem Wege, den wir eingeschlagen haben, wäre ohne ihn unmöglich gewesen. Ueber die schwersten Klippwege stampft er sicher und fest hinweg, tiefe Flüsse durchfährt er, ohne daß seine Insassen naß werden; tiefe Sümpfe sind ihm ebensowenig ein Hinderniß als jähe steile steinichte Wege und der tiefste Sand. Alles überwindet die Zähigkeit und Kraft eines Zuges von 12—16 wohlgelehrten kräftigen Ochsen.

Freitag, 6. Februar. Mit dem ersten Morgenschoft erreichten wir den aus der Ebene markirt hervorsteigenden Zuikerbosh-Kop, an dessen Fuß wir freilich zunächst den ziemlich vollen und reißend strömenden Krokodilfluß zu durchfahren hatten. Indeß war diese Drift gut und leicht. Mit dem zweiten Schoft hatten wir abermals eine Bergeshöhe von 1500 Fuß zu überfahren. Der höchste Punkt, den ich auf derselben maß, war 5400 Fuß über der Meeresfläche, also gegen 500 Fuß höher als die Schneekoppe und fast so hoch als die Pässe des Drakengebirges. Die Luft oben war herrlich und frisch, so daß wir den afrikanischen Sommer durchaus nicht fühlten. Freilich, wo wir in der Tiefe ausspannten, war der Schatten knapp, ich mußte ihn unter oder in dem Wagen suchen, um mein Tagebuch vollenden zu können. Erquicklich war es, daß das Hoogeveld sich immer mehr in ein Gebirgsland verwandelte, in welchem auch wenigstens

zerstreute oder Gruppen bildende Zuikerboshes, ein spärlicher Baumwuchs, dem Auge Abwechselung darboten. Der Weg führte nicht die Thäler entlang, sondern immer über die einzelnen Gebirgszüge bergauf und bergab, eine schwere Arbeit für unsere zwölf Ochsen, trotzdem der Wagen nicht schwer beladen ist. —

Der in diesem Jahre so reichlich fallende Regen hatte die Flüßchen zu wasserreichen Flüssen, die Bäche zu Flüßchen und einfache Regenläufe zu Bächen umgestaltet, so daß die Reise von Botschabelo nach Leydenburg zu den schwierigsten gehörte, die ich je gemacht habe. Namentlich wo die Vleyen (Wiesengründe) mit Wasser durchzogen waren, gab es Strecken, die fast undurchfahrbar schienen. Kurz vor dem ersten Bauerhof, den wir nach der langen Fahrt durch das Hoogeveld, etwa 1000 Fuß hinabsteigend, erreichten, mußten die Ochsen bisweilen bis an den Bauch durch den Modder, aber sie zogen den Wagen tapfer hindurch.

Vor uns lag eine Spruit, zu der die Abfahrt, obgleich sehr steil, doch trocken war; der Wagen schoß schnell hinab und da eine aus losen Steinen gebildete Brücke über diese Modderspruit führte, berechnete ich schon die Länge der Abendfahrt, die es uns möglich machen würde, trotz der vielen Schwierigkeiten, morgen noch das ersehnte Leydenburg zu erreichen. Ich ahnte nicht, daß die größte Schwierigkeit, größer als alle bisherigen, dicht vor mir lag.

Wir waren glücklich über die Brücke, die jenseitige Auffahrt war steil und sumpfig. Bis zur Hälfte waren die Ochsen hinauf, als sie plötzlich den Dienst versagten. Alles Schreien, Schlagen, Treiben war vergeblich. Der Wagen stand mit den beiden Rädern der rechten Seite auf dem Trockenen, mit den beiden anderen fast knietief in dem Modder, so daß jeder Schritt weiter ihn umzuwerfen drohte. Die Treiber boten alles auf, was in ihrer Macht stand; aber zuletzt zogen die Ochsen gar nicht mehr an, sondern verwickelten sich in einen Knäuel und zerbrachen Riemen und Jückscheite.

Der Bauer, dessen Gehöft nur dreihundert Schritt entfernt war, kam an den Wagen, nachdem wir anderthalb Stunden uns abgearbeitet hatten. Auf meine Bitte, uns mit seinen Ochsen herauszuziehen, antwortete der Ehrenmann, heute Abend sei es zu spät, und rührte, während unsere Leute sich mit Ausgraben der Räder und Unterlegen von Steinen abmühten, keinen Finger. Die Treiber waren unter sich uneinig über die beste Weise zu arbeiten, die Vergeblichkeit ihrer Anstrengungen machte sie ungeduldig und hitzig, so daß sie in unverständiger Weise auf die Ochsen einhauend nichts anderes erzielten, als daß diese jeden Dienst versagten und auf die Hiebe nur mit jenem herzzerschneidenden, seufzenden, demüthigen Brummen antworteten. Es blieb uns also nichts übrig, als den ganzen Wagen seiner Ladung zu entlasten und unser Nachtquartier auf der feuchten Erde zu suchen. Der letzte in völliger Dunkelheit gemachte Versuch, den leeren Wagen mit den ausgeruhten Ochsen herauszuziehen, erzielte keinen andern Erfolg, als daß derselbe bis auf den Punkt des Umfallens gebracht wurde, und wir daher jeden andern Versuch untersagen mußten.

Wir bereiteten also eine Art Zelt, indem wir oben auf dem Trockenen die Kisten und Koffer übereinanderstellten, die schweren Stiele der Ochsenpeitschen hinüberlegten und das Segeltuch des Ochsenwagens (den unteren Behang) darüberdeckten. Unter diese etwa fünf Fuß hohe Zeltdecke wurde etwa einen Fuß von der Erde die Katel (Rahmen mit quadratisch geflochtenen Lederriemen) gesetzt, auf welche die Matratze und Betten kamen, so daß doch eine etwa fußhohe Luftschicht uns von der feuchten Erde schied. Dann kochten wir unser Abendbrot, hielten unsere Abendandacht und bestiegen unser improvisirtes Lager. In dem etwa zweihundert Schritt entfernten Bauerhause ein trockenes Unterkommen zu erbitten, verschmähten wir um der Unfreundlichkeit des Bauern willen, der auch am andern Morgen mit keinem Auge nach uns in unserer ziemlich hülflosen Verlegenheit sich umgesehen hat.

Sonnabend, 7. Februar. Mein improvisirtes Zelt bot doch der Annehmlichkeiten nur sehr wenige, und als ich um drei Uhr erwachend den Mond hell scheinen sah, weckte ich die Leute, um mit der Arbeit des Ausgrabens gleich zu beginnen. Es war eine schwere Arbeit und ich konnte nicht genug die treue Zähigkeit und Ausdauer unseres Willem bewundern, der bis an die Knie im Modder stehend fünf Stunden lang nicht rastete, bis das Werk vollendet war. Da am Abend vorher der vorschnelle Elias, Sohn des Tubudi, der uns die Ochsen zur Fahrt geliehen hatte, immer dazwischenredete, mußte ich einen Machtspruch thun; ich hätte jetzt plaan gemaakt und nach dem Plan hätte von jetzt ab jeder ohne Widerrede und ohne Widerspruch zu arbeiten. Willem versprach sofort, dies thun zu wollen, Elias mußte sich fügen. So wurde denn zu den schon Abends zuvor herangetragenen Felsklippen aus dem Fluß noch eine große Anzahl anderer angetragen, sodann die auf dem Festen stehenden beiden Räder soweit ausgegraben, daß zunächst die Gefahr des Umwerfens beseitigt wurde und die Leute an den eingesunkenen Rädern arbeiten konnten, ohne Gefahr, von dem umfallenden Wagen erschlagen zu werden. Dann wurde mittelst der Klippen ein Fundament unter der Achse des Wagens gewonnen, auf der die Domkraft (Wagenschraube) feststand. Mittelst dieser wurden die eingesunkenen Räder allmählich gehoben, und in dem Maß, als sie aus dem Modder herauskamen, mit Klippen unterlegt, bis endlich nach fünfstündiger mühevoller Arbeit der Wagen auf allen vier Rädern gleich hoch stand. Dann wurde die Modderbahn für die Räder mit Klippen und langem, zähem Grase bedeckt, die Erd-Ränder nach Oben abgegraben, sodaß wir hoffen konnten, die Ochsen würden den leeren Wagen herausziehen. Nun erst wurde Feuer gemacht und das Frühstück eingenommen. Dann wurden die sechs störrigsten Ochsen ausgesondert und nur die sechs stärksten und willigsten eingespannt — trek! (oder wie die Zulu kommandiren „hamba“) — die Ochsen zogen an, der Wagen rückte sich, fiel aber mit dem einen Rad mit sammt den Grasbündeln wieder tief ein, und stand. — Zum zweitenmal hamba! — und er stand — zum dritten mal: hamba, — alle Ochsen zogen zugleich an, der Wagen hob sich — eine halbe Minute und er stand auf dem festen Grunde! Wir seufzten auf. —

Um neun Uhr wurden, da ein Stück des Trekseils wieder zerrissen war, zwei Ochsen —, junge Thiere, die eigentlich mehr geplagt als gezogen hatten, ausgemerzt und mußten ledig nebenherlaufen. Die zehn übrigen Ochsen befahl ich unter Willems geschickte Leitung und verbot Elias, sich ferner um das Wagentreiben zu bekümmern — und nun zeigte Willem seine ganze Fahrkunst. Mit Zurufen, Schreien, Peitschenhieben wußte er bald Geist und Leben in die Gesellschaft zu bringen, so daß sie, die bisher nie im Wagenspann, sondern nur vor dem Pflug gegangen waren, merkten, daß eine feste Hand sie trieb. Nun ging es im Trab und schnellen Schritt vorwärts. Freilich kamen noch abscheuliche Strecken Weges, gegen die eine frisch mit den gröbsten Steinen erst belegte Chaussee in Deutschland ein glatter Pfad gewesen wäre; über fest in die Erde gewachsene Steine von einem halben bis einen Fuß Höhe mußte der Ochsenwagen hinwegstampfen, so daß mancher, der mir nöthige Bewegung für die Aufrüttelung der Lebenskräfte gewünscht hatte, seine helle Freude gehabt haben würde, zu sehen, wie ich durchgerüttelt und geschüttelt wurde, bis ins innerste Mark. An zwanzig häßliche und gefährliche Spruiten mußten durchfahren werden, bei mancher ging den Ochsen das Wasser bis über den Bauch — aber es ging rastlos vorwärts $4\frac{1}{2}$ Stunden lang, bis wir wieder in einer lang ausgestreckten Moddervley angelangt waren. Aber die Ochsen waren warm und im Zuge, so ging es hindurch, — einmal durch ein Modderloch, in welches die Ochsen bis an den Bauch, der Wagen bis über die Achsen, einsanken, allein es ging ohne Anhalt hindurch; jenseit eines kleinen Flüßchens in der Vley wurde ausgespannt. Ein Kaffer kam an den Wagen, ein Katechumen von Br. Bauling; er brachte Nachricht, daß wir schon die ganze Woche hindurch, und bestimmt heute auf der Station erwartet würden. Es wurde also bald wieder eingespannt und die Moddervley glücklich überwunden; jenseit derselben erlaubte uns der gute Weg streckenweise einen Trab — nach zwei Stunden Fahrens sahen wir Leydenburg in der Ferne und kamen so nahe heran, daß wir mit Sonnenuntergang die Stadt auf scheinbar eine Viertelstunde Entfernung vor uns liegen sahen. — Da plötzlich wandte sich der Weg rechts, wir mußten hinab und standen bald wieder vor einem angeschwollenen Fluß, in dem, weil der Untergrund platte Klippen waren, die Ochsen ausglitten und den Wagen stehen ließen. Schon machten wir uns wieder auf ein Nachtlager mitten im Fluß gefaßt, als eine geschickte Wendung Willems den Ochsen festen Fuß verschaffte; — hamba! — und sie zogen an und den Wagen glücklich das steile Ufer hinauf. Inzwischen schwand das Tageslicht, wir standen vor einem zweiten tiefen Fluß. Wir durchfuhren auch diesen glücklich, mußten aber, da inzwischen die Nacht stockfinster geworden war, und wir weder Weg noch Drift mehr erkennen konnten, ausspannen und unser Nachtquartier auf freiem Felde, kaum eine Viertelstunde vor Leydenburg, aufschlagen. Wir dankten dem Herrn von ganzem Herzen, der uns über alle Mühen und Gefahren so gnädig hinweggeholfen hatte.

50. Leydenburg.

Sonntag, 8. Februar. Wir spannten mit frühem Morgen ein, mußten aber noch zwei tiefe Flüsse durchfahren, bis uns die letzte Durchfuhrt bis an die Stadt selbst heranbrachte. Wir fuhren durch die Stadt, die, obschon eine Reihe besserer neuer Häuser inzwischen erbaut waren, im Ganzen fast denselben Anblick gewährte, wie vor achtzehn Jahren. Jenseit der Stadt gab es wieder ein Flüßchen zu passiren, bis wir nach einstündiger Fahrt die Station dicht vor uns liegen sahen. Noch eine, zur Zeit nicht allzuvolle kleine Spruit wurde überwunden, um 8 Uhr hielten wir vor der Wohnung des Br. Bauling.

Auf der Station hatte uns heute Niemand mehr erwartet. Br. Bauling stürzte heraus, die Freude beider Seiten war groß! —

Die Gemeinde hatte seit Dienstag uns in Festkleidern erwartet. Die ferner Wohnenden waren auf sechs Meilen weit herangekommen, und hatten bis Donnerstag unser geharrt, etliche bis heute, andere waren dann heimgekehrt, als ein auf acht Meilen weit uns entgegengesandter reitender Bote mit der Nachricht zurückgekehrt war, sie seien bis an den Krokodilrivier geritten; derselbe sei unpassirbar, jenseit desselben hätten achtzehn Ochsenwagen gestanden und hätten auf den Ablauf des Wassers gewartet. Viele selbst unbeladene Wagen hätten im Modder festgesteckt, ohne Möglichkeit, herauszukommen. Dieser Bote war uns auf einem anderen Wege entgegenritten. Es führen nämlich drei Wege von Botschabelo, der obere, den die Post fährt, geht durch den Krokodilrivier unterhalb der Stelle, auf welcher wir ihn, obgleich schwer — doch passiren konnten — der andere Weg führt auch durch tiefe angeschwollene Flüsse. Br. Bauling sagte uns, daß zur Zeit der von uns gewählte mittlere Weg, der wegen seiner Höhen und Klippen fast gar nicht mehr befahren wird, und den wir nur darum gewählt hatten, weil wir von diesem aus Hartebeesthoek besuchen konnten, jetzt von allen Wegen noch der beste sei, und daß auf den beiden anderen Wegen wir vielleicht auf völlig unüberwindliche Schwierigkeiten gestoßen wären und vielleicht noch heute vor einem angeschwollenen Fluß oder im Modder festsitzen würden. So hatte auch hier der Herr gnädiglich über uns gewaltet.

Nachdem wir uns ein wenig ausgeruht, begann der Gottesdienst um elf Uhr, ich predigte Vormittags über das Sonntagsevangelium, Br. Bauling Nachmittags auf Sessuto, Br. Nauhaus auf Holländisch. Die geräumige Kirche war mit andächtigen Besuchern bis auf den letzten Platz gefüllt, sie hörten mit gespannter Aufmerksamkeit zu, ihre Zahl schätzte ich auf 350 Seelen Getaufte, und etwa 100 Heiden.

Nach dem Vormittags-Gottesdienst kamen freudestrahlend Junge und Alte, um mich persönlich zu begrüßen. Ich hatte an 3—400 zum Theil recht kräftige Händedrücke zu bestehen, die ich aber, weil mein verletzter Finger fast ganz hergestellt war, gern erduldete und erwiederte, weil ich die herzliche Freude der Drückenden auf den Angesichtern las.

Gegen Abend wurde die Weiterreise berathen, die dadurch wieder

in Frage gestellt war, daß der Steelpoortfluß unten bei Sekukuni's Land so angeschwollen war, daß selbst kein Fußbote hindurch konnte. Da es nun drei Tage nicht geregnet hat, hoffte man am Montag einen Fußboten hindurchsenden zu können, der Nachricht an Winter's, Posselt's und Kadach's brächte. Bis zum Ende der Woche, hoffte man, werde günstigen Falls das Wasser weit genug abgelaufen sein, um den Ochsenwagen durchzulassen. Wenn nicht, so waren die tüchtigsten und kräftigsten Männer der Gemeinde bereit, an die Drift zu kommen und dort den Wagen in Stücke zerlegt hinüber zu transportiren, die Personen sollten dann auf der zum Floß konstruirten buikplank (das dicke untere Brett des Wagens) hinüber transportirt, die Ochsen durchgejagt, und der Wagen am jenseitigen Ufer wieder zusammengesetzt werden. Die Zwischentage wollten wir benutzen zu einem Besuch auf unserer Außenstation Kriegerspost, und von dort aus zu einem vierstündigen Abstecher nach den Goldfeldern von Pilgrimsrest oder Mac-Mac. — Der Herr, der bisher geholfen hat, wird auch ferner helfen. —

Montag, 9. Februar. Vormittag Revision der Schule. — Vorher kamen die aus der Ferne Gekommenen, zum Grüßen und Ueberbringen ihrer Gaben für die Reise. Alle waren hocherfreut und dankbar, daß ich in meinem hohen Alter die gefährliche und beschwerliche Reise unternommen habe, um sie zu besuchen und sie dankten Gott, daß derselbe mir so glücklich über den Pfad geholfen hätte. —

Nachmittag nahm ich von jenseit des Flusses, den ich durchritt, eine Skizze der Station, deren Gebäude, sonderlich die Kirche, geschmackvoll und solide, zum größeren Theil durch die Hülfe der Stationsbewohner errichtet worden sind und einen lieblichen Anblick gewähren.

Am Abend hatte ich eine durch mehrere Stunden sich ziehende eingehende Besprechung mit den Aeltesten der Station und den Hervorragenden unter den Männern im Schulhause. Etwa 50 Männer waren versammelt. Das Hauptthema bildete bald die Stationsabgabe, die in dreifacher Gestalt als Land-, Schul- und Kirchenabgabe durch Br. Bauling eingeführt worden ist, aber kaum von der Hälfte der Stationsbewohner bezahlt wird. Den Basuto dünkte diese Anordnung eine willkürliche und drückende Neuerung zu sein, und sie vergessen, — selbst die alten treuen Bekenner aus der Verfolgungszeit, leicht die Wohlthaten, die sie von der Missionsgesellschaft empfangen und die namentlich von dem heranwachsenden neuern Geschlecht kaum verstanden werden. Ich mußte alle Beredsamkeit aufwenden, um sie über die wahre Sachlage und namentlich auch darüber zu belehren, daß die festgestellten Abgaben verhältnismäßig geringe, leicht erschwingliche seien und daß es selbstverständlich Pflicht einer leistungsfähigen Gemeinde sei, selbst die mit der Bedienung in Kirche und Schule verbundenen Kosten aufzubringen. Als alles freundliche Zureden nur ein fortgesetztes Drehen in dem alten Gedankenkreise erzielte, mußte ich ernster reden, und sagen, daß es sich um diejenigen handle, die bereits durch die Mission wohlhabend geworden wären, und daß diese die allerunwillfährigsten seien. Für solche Undankbaren, und für solche, die auf der Station nur reich werden wollen, sei die Station nicht gestiftet,

sondern für solche, die gern selig werden wollten. Ich sähe, es gäbe unter ihnen dankbare und undankbare. Letztere wollten wir nicht gleich verstoßen, weil Gott der Herr auch über Undankbare Regen und Sonnenschein sende. Aber auch die Zeit der Gnade würde schließlich ein Ende haben. Ich sei müde, mit den Undankbaren zu reden und wolle nur noch an die Dankbaren Worte herzlicher Liebe reden. So vermahnte ich denn zur brüderlichen Eintracht, Fleiß in der Benutzung der Gnadenmittel und im Gebet, und schloß mit herzlichen Segenswünschen. Bauling betete auf Sessuto, Nauhaus in holländischer Sprache; mit dem Gesang von: „Laß mich dein sein und bleiben" und mit dem von mir holländisch gesprochenen Segen wurde das pitscho beschlossen. Bauling war sehr erfreut und dankbar über dessen Verlauf und hoffte gute nachhaltige Folgen.

Dienstag, 10. Februar, wurde die Angelegenheit eines Kaufladens besprochen, den auf der Station zu errichten, Bauling etwas rasch einem Engländer vorläufig gestattet hatte. Ich redressirte die Angelegenheit.

Im Laufe des Vormittags kamen Gemeindeglieder einzeln, um zu grüßen und ihre Gaben mir einzuhändigen. Einer der lautesten Sprecher von gestern Abend brachte die größte Gabe. Ich hatte große Freude, manche liebe Persönlichkeit von früher her mir bekannt, und auch (aus den Berichten) der Missionsgemeinde bekannt, wieder zu sehen. Besondere Freude hatte ich an Jonas Pudumo, der noch warm und fest im Glauben steht, und an Jakob, dem Vorsteher der Außenstation Booisendal, welche ich, weil sie zu fern vom Wege abliegt, leider nicht persönlich besuchen kann. Auch Nicodemus und Martha, Andries Moloi und andere grüßten. Ich konnte manches eingehende Gespräch mit ihnen pflegen.

Am Nachmittag machten wir einen Besuch auf dem eine halbe Stunde entfernten Dorf Leydenburg, um unsere dortigen drei Erben zu sehen. Auf dem einen derselben wohnt ein Kaffer, der die Steinmauern bewahrt, andere Vortheile haben wir bisher nicht von dem Erbe, das heute einen Werth von 100 Pfd. Sterl. repräsentirt. Die andern zwei Erben dienen für die Hoffnung; auf ihnen ist ein Schulhäuschen, in welchem alle vierzehn Tage von der Station aus Gottesdienst gehalten wird für die auf dem Dorf wohnenden Dienstkaffern. In der Woche wird es von einem Engländer benutzt, welchem auf dem Goldfelde ein Arm zerschmettert worden war, und der nun durch Errichtung einer Schule für die englischen Dorfkinder mühsam seinen Unterhalt erwirbt. Er bezahlt monatlich 15 Shilling Miethe an uns. Wir fanden ihn mitten in der Arbeit mit 26 Schulkindern. Er war verlobt, als ihn jener Unfall traf; seine Braut machte sich, als sie davon hörte, in England sofort auf den Weg, um das Unglück mit ihm zu theilen. Außerdem besuchten wir an dem Nachmittag zwei Schwiegersöhne unseres Missionar Güldenpfennig. Herrn Schultz und Herrn Oppermann, beides redliche Männer, die durch die neuesten politischen Ereignisse außer Amt und Brot gekommen waren. Herr Oppermann war früher clerc in unserem Bethanischen Kaufladen, Herr Schultz Landdrost gewesen, jetzt verdient er sein Brot als Agent. Beide waren

über unsern Besuch hoch erfreut, und borgten uns ihre Pferde, um einen Besuch auf den Goldfeldern zu ermöglichen.

Am Abend hatten wir auf der Station eine sehr bewegte und reich gesegnete Versammlung. Der alte treue Jonas Pudumo hatte mir gleich bei meiner Ankunft einen sehr beweglichen Brief gebracht, in welchem er über das Erlöschen der ersten Liebe, und über allerlei schmerzliche Vorkommnisse in der Gemeinde sein Herz ausschüttete. Natürlich sind, seit diese auf ca. 400 Seelen herangewachsen ist, auch allerlei träge, halbbekehrte unlautere Elemente in dieselbe hineingekommen, deren die Besseren nicht allzeit Meister werden können. Nun kam er am Abend noch einmal, um mündlich mit mir besprechen zu können, wie wohl dem Uebel gesteuert werden möchte. Ich ließ deshalb nach 8½ Uhr eine Versammlung der Gemeindeältesten berufen, zu denen sich noch eine Anzahl treuer Männer gesellten, in Summa 9 Mann. Nie werde ich den tief christlichen Ernst vergessen, der sich in ihren Klagen, Bitten und Rathschlägen kund that. Man fühlte es ihnen an, wie ihnen der Aufbau der Gemeinde Herzens- und Gewissenssache geworden ist. Auf die von mir gegebenen Rathschläge gelobten Alle neue treue Mithülfe zur Erbauung der Gemeinde. Etliche von ihnen bezeichnete Br. Bauling als goldtreue Männer. Aber sie waren auch Männer von klarem Blick und tiefer Einsicht in das Wort Gottes und ernste Beter. Wie glücklich würde sich mancher Landpastor schätzen, wenn er 9 solche Männer in seinem kirchlichen Gemeinderathe hätte, zu dem er mit Kummer und Mühe seine 8 „rechtschaffenen" Leute zusammenfindet, die die dürftigen Forderungen für die Befähigung zu sochem Amte auch nur dürftigst erfüllen. Die alte Christenheit hat wahrlich nicht Ursache, auf unsere Gemeinden aus den Heiden von oben herabzublicken. Legt man das Maß der apostolischen Gemeinde an, so sind uns die Gemeinden aus den Heiden weit vorauf.

Am Abend kamen die Kinder des Herrn Schultz und brachten 1 Pfd. Sterl. und einen großen Korb mit Weinflaschen „für den pad."

51. Reise von Leydenburg nach dem Steelpoort. Die Goldfelder.

Mittwoch, 11. Februar. Schon am frühen Morgen erschien Herr Oppermann auf der Station, um von sich und aus den Sparbüchsen seiner Kinder reiche Spende zu meiner Reise, und zugleich sein Pferd zur Benutzung für Br. Nauhaus zu dem Besuch der Goldfelder zu bringen.

Wir reisten etwa gegen 8 Uhr ab, passirten nach zwei Stunden den Spekboomrivier, an dessen baumbestandenen steilen Ufern wir uns erfreuten. Etwas unterhalb hatte der unglückliche Johannes Dinkoanyane sein Felsennest gebaut, in dem er seinen Untergang durch die Swazi fand. Bald nach Mittag trafen wir in Kriegerspost ein, woselbst wir eine nicht unbedeutende Außengemeinde für Leydenburg haben. Etliche Mitglieder derselben stellten sich ein, um mich zu begrüßen und

ihre kleinen Geschenke als Reisebeitrag zu bringen, in Summa 1 Pfd. Sterl. Wir sprachen bei dem bekannten Native-Kommissionar Abel Erasmus vor, er war aber verreist. Die Gegend wurde immer wild-romantischer; wir durchfuhren und überfuhren die Ausläufer des Drakengebirges, in welchen steile wilde Felskränze mit alpenartigen Bergabhängen und grünen Thälern wechseln. Am Abend erreichten wir den Platz des Kommandanten Dietrich Müller, unweit dessen wir am Fuß eines hohen Berges in einem baumbestandenen grünen Thalkessel ausspannten. Da der Weg zu den Goldfeldern von Pilgrimsrest, der über diesen Berg führt, uns als entsetzlich geschildert worden war, hatten wir die Pferde mitgenommen, um über ihn zu reiten. Der Thalkessel selbst, in welchem wir übernachteten, war großartig schön. —

Donnerstag, 12. Februar. Morgens um 7 Uhr begannen wir unsern beschwerlichen Ritt. Der Weg spottete aller Beschreibung durch seine steilen, zerrissenen, mit großen Steinen bedeckten Abhänge. Ich würde es für unmöglich erklären, selbst mit dem Ochsenwagen diesen Theil des Weges zu fahren, trotzdem wir doch am vorigen Tage bereits fast unglaubliche Strecken zurückgelegt hatten. Aber doch wird er befahren, und zwar ziemlich stark befahren, um die Goldgräber auf Pilgrimsrest mit den nötigen Lebensbedürfnissen zu versehen. Auf dem Wege und oben auf der Höhe hatte man die herrlichsten schweizartigen Gebirgslandschaften, steile romantische Felsen neben saftigen Wiesen und Waldschluchten. Ueber 1500 Fuß mußten wir dann hinab in das heiße Kesselthal des Blyde-Flusses.

Die Goldfelder boten einen kläglichen Anblick dar. Wiesenabhänge, die früher mit den Zelten der Goldgräber bedeckt waren, zeigten von letzteren keine Spur mehr. Sie waren durchzogen von langen Wasserleitungen, die den Diggers am Fluß das Wasser zu ihren Goldwäschereien zuführen. In den abschüssigen Ufern des Flusses waren viele viereckige 12 Fuß tiefe Löcher, abgearbeitete claims. Einzelne wenige derselben wurden noch von Diggers bearbeitet. Das viereckige, etwa 20 Fuß im Quadrat messende Loch des claims ist 7—10 Fuß tief in brauner Erde gegraben; wo diese aufhört, stellt sich eine Kiesschicht ein; beides in Erde und Schicht findet sich das Gold, theils als Staub, theils in kleinen Stücken, theils in seltenen Klumpen von mehreren Pfunden Gewicht. Letztere sind die Lockvögel für die Unglücklichen, die zu Tausenden herbeigeströmt sind, um schnell reich zu werden, aber thatsächlich binnen Kurzem meistens zu Bettlern werden. Einem solchen Elenden begegneten wir auf dem Wege. Er hatte in Australien durch Goldgräberei etwas verdient, wandte, durch die prahlerischen Zeitungs-Berichte verführt, das Ersparte auf die Reise, und wollte nun, nachdem er alles verloren, zu Fuß nach Hamburg, seiner Heimath, zurückkehren. Einen anderen fragten wir, wie viel er täglich verdiene, er antwortete: „An einzelnen Tagen eine Unze (63 Mark werth), an anderen keinen Pfennig werth, er verdiene so viel, daß er einigermaßen davon leben könne." Dafür stehen diese Armen den ganzen Tag über arbeitend im Schlamm. Die abgegrabene Erde wird durch den kleinen theuer erkauften Strahl der Wasserleitung ausgewaschen und das Gold

setzt sich zu Boden. Der Ablauf geschieht in mancherlei Abtheilungen, doch geht hier manches verloren. Unter der braunen Erde findet sich Kies und Kiessand, der die meisten und größten Stücke enthält, unterhalb desselben findet sich eine weißliche Erdschicht, die sie den „Boden" nennen, in und unter welcher sich kein Gold mehr findet. Ist diese erreicht, so wird mit dem Graben innegehalten.

Seit einigen Jahren hat eine Company (meistens Juden) die Einzel-Diggers verdrängt. Sie haben eine Goldwäscherei nach anderen Prinzipien eröffnet, nämlich also, daß sie das im Quarz und anderem Gestein enthaltene Gold auswaschen und zu dem Ende dieses Gestein mittelst großer Stampfen zuerst in Staub verwandeln. Dieses mit Wasser vermischt fließt über wollene Tücher, die mit einer Queckfilberauflösung überzogen sind. Das aufgelöste Queckfilber verwandelt sich unter dem überfließenden Wasser in einen weißlich scheinenden Ueberzug. Fließt nun der Goldschlamm über diesen schräg langsam hinweg, so verbindet sich das Queckfilber mit dem Gold zu einem weißen breiartigen Stoff, der 30% Goldstaub und 70% Queckfilber enthält. Mittelst einer Säure wird aus diesem Brei das Queckfilber gesondert und das reine Gold bleibt übrig. Die Tücher sind in treppenartig unter einander liegenden Lagen gelegt, so daß die unteren das oben noch vielleicht nicht abgelagerte Gold auffangen. Die untersten Lagen sind nur wollene Decken, die von Zeit zu Zeit ausgewaschen werden, um nichts zu verlieren. Die ganze Maschinerie wurde zuerst mit Dampfkraft in Bewegung gesetzt. Wegen der Theurung des Holzmaterials aber ist diese jetzt durch ein großes Wasserrad ersetzt worden. Auch die Compagny hat keine glänzenden Geschäfte gemacht. Man sagte uns bei unserer Abreise, sie sei bankerott und habe ihre Arbeit eingestellt. Wir waren bereits darauf gefaßt, noch 1½ Stunden weiter nach der Diggerei von Waterfall, oder nach Mac-Mac reiten zu müssen, als wir in dem Hotel von Pilgrimsrest, wo wir ein Frühstück einnahmen, zu unserer Freude vernahmen, daß noch eine der beiden großen Maschinen in Arbeit sei. Wir nahmen also diese in Augenschein, nahmen mit Erlaubniß des Aufsehers einige Proben von dem goldhaltigen Felsgestein mit, ich kaufte im Laden einige Proben ausgewaschenes Alluvial-Gold, und so begaben wir uns auf den Rückweg. Der Weg war steil und beschwerlich, wir sattelten daher auf der Höhe ein wenig ab, dann wurden wir vom Gewitter überfallen, erreichten jedoch glücklich mit dem Beginn des starken Regens den Wagen.

Da es erst vier Uhr Nachmittags war, fuhren wir noch einen Schoft mit dem Ochsenwagen und schlugen bei eingebrochener Dunkelheit im Dornenfelde unser Nachtquartier auf.

Freitag, 13. Februar. Unser Morgenschoft brachte uns zu einem freundlichen Bauer, Namens Breitenbach, dessen Vorfahren aus Thüringen stammen. Es waren drei Brüder von gesunden Ansichten und frommem Gemüth, Freunde von Winter und Bauling. Sie wußten nicht, was alles sie uns an Liebe erweisen sollten, bepackten unseren Wagen mit Brod, Butter, Milch, Feigen und Pfirsichen, besserten unser Remmholz aus, und waren besorgt alle unsere Wünsche zu erfüllen.

Es wurde spät, bis wir einspannten. Wir mußten eine Anhöhe hinauf, von welcher wir eine großartige Gebirgslandschaft überschauten. Das Lolugebirge mit seinen kühnen Zacken und Spitzen lag in ganzer Länge vor uns. Wir unterschieden deutlich die Höhen von Khalatlolu und Cha Ratau in nicht großer Ferne, und sahen bereits den Ort, wo am Steelpoort, so der Herr will, meine Lieben auf mich warten. Dann ging es in romantisch grüne Gebirgsthäler hinab, über recht holprige Wege, bis wir nach Durchfahrung eines Flüßchens unsere späte Mittagsrast hielten, und ich mein Tagebuch bis hierher vervollständigen konnte.

Die Reise von Breitenbach's weiter nach dem Spekboomfluß zu führte zwar durch prachtvoll romantisch schöne Gegenden, aber auf einem Wege, der aller Beschreibung spottet. Grüne bewaldete, theilweise mit spärlichen Bäumen bestandene Abhänge begrenzten eine enge Kloof, die Klipkloof, in deren Sohle sich über Felsen hin ein Wässerlein ergoß. Rechts und links ragten Klippen hervor aus einer Mannigfaltigkeit von prachtvollen Dornbäumen; auch Aloe, Myrthen, Laubbäume aller Art standen am Wege, theilweis dichtes Unterholz und Schlinggewächse zu Gruppen sich gestaltend, die an den Urwald im Holzbusch erinnerten, großartig schöne Baumlandschaften. Aber der Weg führte Hügel auf, Hügel ab, über große Felssteine, über die der Ochsenwagen mit mächtigen Sätzen hinwegstampfte; tiefe Risse im Wege brachten ihn oft in eine Lage, daß das Umfallen unvermeidlich schien. Einmal — die Brüder Bauling und Nauhaus gingen gerade zu Fuß, während ich im Wagen saß — schwebten die Räder der einen Seite bereits in der Luft, so daß die Brüder es für ein spezielles Wunder und gnädige Bewahrung erklärten, daß der Wagen durch eine geschickte schnelle Wendung Willems wieder zum Stehen kam. Den Augenblick werde ich nie vergessen, denn auch ich hielt hier das Umfallen des Wagens für unvermeidlich, und das ist bei dem schweren Ochsenwagen lebensgefährlich. Es geht selten ohne zerbrochene Glieder ab, und selbst wenn dies geschehen wäre, so wäre sicher der Wagen zerbrochen und hätte uns hülf- und obdachlos in der Wildniß im Stich gelassen. Auf solcher Reise ist eben der Ochsenwagen alles in allem, Hotel, Speisekammer, Regenschutz, Schatten gegen den Sonnenbrand, und wer weiß was noch, und ein Reisender neben dem zerbrochenen Ochsenwagen, mit zerbrochenen oder heilen Gliedmassen, mitten in der afrikanischen schönen Wildniß, ist eins der hülflosesten Individuen in der Welt. So war ich denn herzlich dankbar, als nach mehr als dreistündiger Fahrt, die nur noch selten von Jagdbauern benutzte Klipkloof hinter uns lag, und wir mit eingebrochener Dunkelheit in der Nähe des Spekboomflusses ausspannen konnten. Derselbe rauschte in mächtigen Fluthen, ein hingesandter Bote brachte die Nachricht, er sei über die Ufer getreten, und ihn zu durchfahren, sei unmöglich.

52. Am Steelpoortfluß.

Sonnabend, 14. Februar. Geburtstag meiner lieben Frau. Nauhaus, mein treuer Schlafkamerad im Ochsenwagen, brachte mir die ersten Glückwünsche. Zu denselben gesellte Bauling die seinigen; im Morgengebet und bei einem Glase Kapwein wurde der Lieben daheim gedacht. Das nächste Geburtstagsgeschenk war die Nachricht, der Spekboom sei zwei Fuß gefallen und eine Durchfahrt möglich. Bauling durchritt ihn zuerst, wir folgten seiner Spur und kamen glücklich hindurch. Der Weg führte zwischen den Vorbergen des Morone-Gebirges, eine herrliche Gebirgslandschaft, von der Kultur durchaus nicht beleckt. Ganze Wälder von hochstämmigen Aloes, die ausgebeutet enorme Summen ergeben würden, wechselten mit Myrthengebüsch, wilden Oelbäumen, wilden Feigen und mächtigen Dornbäumen.

Wir machten einen langen Schoft, der uns zu Mittag in die Nähe des Steelportflusses brachte. Bauling ritt vorauf und brachte nach einer Stunde die Jubelnachricht zurück, er sei bei der Drift gewesen und habe über dieselbe hin mit meinen Kindern, Br. Winter und meiner Tochter Liesbeth, gesprochen, auch meine Enkelkinder, Christian, Anna und der kleine Johannes seien dort. Mir klopfte das Herz — aber die Schreckensnachricht folgte, der Steelport sei voll und ströme in hohen gelben Fluthen einher, undurchfahrbar.

Bevor wir an die Drift kamen, sahen wir zu unserer Rechten die niedrigen Reste des Fort Bürgers und in ihrer Nähe einen Dornbaum, in den eine Gedenktafel eingeschnitten war mit den Buchstaben „LHROSX, den 8/8 1876", vor demselben bezeichnete ein aus rohen Steinen zusammengelegtes Kreuz im Grasboden die Begräbnißstätte des Hauptmann von Schlieckmann, der im Kampf gegen die Sekukuni'schen tödtlich verwundet, mit 10 anderen Gefallenen dort beerdigt worden war.

Noch wenige Minuten — und wir standen, nur durch den breiten reißenden Strom getrennt, unseren Lieben gegenüber. Winter hatte die Possoanischen mitgebracht, geübte Schwimmer, die uns bei der Durchfahrt behiflich sein sollten. Sie schossen zur Begrüßung ihre Gewehre ab, aber an Durchfahrt war nicht zu denken; denn obschon auch hier das Wasser zwei Fuß gefallen war, so schlug es doch über den Köpfen der Leute zusammen.

Die Leute waren des Schwimmens mächtig, und kamen bald herüber uns zu grüßen. Aber auch für sie war die Expedition gefährlich, weil der Steelport gerade in diesem Jahre mehr als gewöhnlich von Krokodilen besetzt war, die ab und zu sich einen der Durchgehenden zum Opfer erlesen. Erst in der letzten Woche hatten drei Swazikaffern versucht, den Fluß zu durchschwimmen, kaum zweihundert Schritt von unserer Drift. Der eine sieht seinen Gefährten lautlos in die Tiefe versinken und an seiner Stelle eine Blutlache aufsteigen. Einige Tage später versucht ein Kaffer zu Pferde die Drift zu durchreiten, ein Krokodil packt ihn am Bein, reißt ihn in die Tiefe und er ist nie wieder gesehen worden. Auf diese Weise sind in diesen letzten sechs

Wochen schon fünf Menschen an jener Stelle von Krokodilen gefressen worden, so daß selbst die tapferen Männer von Possoane etwas scheu geworden waren. Aber sie haben eine merkwürdige, auf einer Art Fatalismus beruhende Kaltblütigkeit. Als ich sie fragte: Fürchtet ihr euch nicht vor den Krokodilen? antworteten sie: „Nein, das Krokodil sucht seinen Mann!" Andere antworteten: „Nein, wir fürchten uns nicht, das Krokodil (Kóéna) ist ein Feigling (das Sessuto-Wort lepóéxa bedeutet in wortgetreuer Uebersetzung ein Sch...kerl)." Nicht jedes Krokodil greift an, man sagte, von Hunderten nur eins; bisweilen treten die Kaffern beim Durchwaten auf solches Ungethüm, dann wagen sie nicht den Namen Krokodil auszusprechen, sondern rufen: „Ich habe auf einen Balken getreten", und die übrigen flüchten. Das Thier soll, obgleich hier nur 10—12 Fuß der Regel nach messend, eine furchtbare Kraft haben. Den Ochsen, der an das Ufer zum Saufen kommt, packt es bei der Nase und zieht ihn ins Wasser, ebenso den Löwen. Bauern versichern, sie hätten zwei Gespann Ochsen nöthig gehabt, um ein an einem starken Anker-Haken gefangenes Krokodil aus dem Wasser zu ziehen. Nur der Elefant raakt ihm baas (wird seiner Meister), der packt es mit seinem Rüssel um den Leib und schleudert es aus dem Wasser, trägt es dann bis zu einem Baum mit zweispaltigem Stamm, klemmt es hinein und läßt ihm Zeit, über sein Schicksal nachzudenken. Bisweilen findet man solche Krokodilsgerippe in den Bäumen. Zur Vorsicht nehmen die Kaffern an gefährlichen Stellen einen Hund mit, den sie preisgeben. Hunde scheinen sie sehr zu lieben, sie verfolgen und fangen sie selbst auf dem Lande. Vor einiger Zeit hatte ein Krokodil im Spekboom, da wo wir ihn durchfuhren, ein Kafferkind gepackt, ihm Kopf und Arme abgebissen und den geretteten Rumpf mitten aus dem Kraal heraus in der nächsten Nacht sich geholt, ohne daß es den Leuten gelungen war, es zu erlegen. Die Eingeborenen scheuen indeß auch den Kampf mit diesen Ungethümen nicht, sie gehen ihm mit ihren Assagaien und Messern auf den Leib und erlegen es. Passiren sie des Nachts eine gefährliche Stelle, so nehmen sie zur Vorsicht einen Feuerbrand in den Mund oder schießen ihr Gewehr ab, um das Ungethüm zu erschrecken.

Diesmal mochte die Begrüßungssalve vielleicht ihre Wirkung gethan haben, denn die 13 Schwimmer schwammen ohne alle Furcht hinüber und herüber, um unsere Sachen zu transportiren.

Auch mein Schwiegersohn Johannes Winter versuchte es, den reißenden Strom zu durchschwimmen, um mich beim Wagen zu begrüßen. Er hätte den Versuch fast mit seinem Leben gebüßt. Seine Kräfte reichten nicht aus gegen den in gewaltigen Fluthen einherbrausenden Strom; dicht am diesseitigen Ufer schrie er um Hülfe, dann vergingen ihm die Sinne und er sank unter; die wackeren Schwimmer von Passoane aber erfaßten ihn sofort und brachten ihn glücklich an das Ufer. So war unser Wiedersehen in Afrika durch eine gnädige Bewahrung gekennzeichnet.

Inzwischen wurden die Berathungen von hüben und drüben gepflogen, wie den Wagen hinüberzubringen. Ich hatte Zeit, mein Kind und meine drei Enkel durch das Fernrohr, welches sie dicht an meine

Seite rückte, zu betrachten, und durch die Hand rufend mit ihnen zu sprechen. Meine Sehnsucht hinüber wuchs. Es wurde beschlossen, da das Wasser sichtlich fiel, der Wagen sollte in seine Stücke zerlegt, durch die Schwimmer hinübertransportirt werden, die Personen entweder auf der zum Floß gemachten buikplank (das starke Unterbrett des inneren Ochsenwagens), oder durch je zwei Schwimmer, denen sie die Hände auf den Rücken legten, durchgeflößt werden, die Ladung des Wagens sollte ebenfalls durch die Schwimmer herübergebracht werden. Während dieser Verhandlungen konnte ich sehen, wie meine Tochter jenseits unter einem Dornbaum Kaffee kochte. Ich ritt zunächst zu Fort Bürgers zurück, um für die Angehörigen des Herrn von Schlieckmann eine Skizze von seinem Begräbnißplatz zu nehmen. Dann stand ich wieder sehnsüchtig am Ufer der Drift und schaute und sprach hinüber.

Endlich konnte ich es nicht mehr halten, denn zu der Sehnsucht nach meinen Kindern und Enkeln kam noch die wichtige Erwägung, daß inzwischen 200 weither zusammengekommene Christen, unter ihnen 20 Missionare, meiner Ankunft zur Synode in Waterberg harrten, die ich, falls ich genöthigt wäre abermals einen Umweg, wie beim Olifantfluß zu machen, acht Tage hätte vergeblich warten lassen müssen. Ich faßte also einen schnellen Entschluß. Ermuthigt durch das furchtlose Schwimmen der Possoane'schen, beschloß ich von meiner früheren Fertigkeit im Schwimmen Gebrauch zu machen und in Gottes Namen den Strom zu durchschwimmen. Die beiden geübtesten Schwimmer, der Häuptling Passoane und sein Bruder David (derselbe, der den Lieutenant von Schlieckmann, als er seine Kloof stürmen wollte, mit der tödtlichen Kugel getroffen hatte, beides tapfere Kriegsleute, die tapfersten unter Sekukunis Volk) wollten mir als guarde bei der Schwimmfahrt dienen, fünf andere Farbige bildeten die arrière-guarde. So befahl ich mich denn im Gebet in die gnädigen Hände des Herrn, daß er, wie einst den Löwen bei Daniel in der Löwengrube, so jetzt den Krokodilen den Rachen zuhalten möge, damit sie mich nicht schädigen dürften und stieg hierauf getrost und völlig unbesorgt in das Wasser. Da ich regelrecht schwamm, während das Schwimmen der Schwarzen eine Art Wassertreten und Pudeln ist, so konnten sie nicht mitkommen und ich schwamm ihnen bald vorauf; meine guarde löste sich zur Verwunderung der Eingeborenen bald in einen langen schwarzen Schweif auf. Nauhaus sagte, es habe ausgesehen wie ein Komet mit hellem Stern und dunklen Schweif. Wenige Minuten und ich stieg unter dem Freudenjubel aller athemlos Wartenden durch des Herrn Gnade unversehrt an das Land, zog die von den Schwimmern trocken hinübertransportirten Kleider an, und umarmte und herzte meine geliebte Tochter und meine drei Enkelkinder. Das war einer jener Augenblicke im Leben, die sich unauslöschlich einprägend zu immer neuem Lob und Preis gegen den Herrn treiben.

Mein Schwiegersohn J. Winter hatte die Rückkehr über den Strom durch Schwimmen nicht gewagt. Zwei sichere Schwimmer brachten ihn leicht hinüber, sie schwammen zu beiden Seiten, während er seine Hände auf ihre Schultern legte.

Nun gab es eine fröhliche Geburtstagsfeier beim Familienkaffee. Ich hatte die Packete, in denen die Geschenke für meine Kinder und Enkel verpackt waren, durch Schwimmer herüberholen lassen, jetzt wurde vertheilt. Der kleine Christian jubelte über seinen von zwei Pferden gezogenen mit Bonbon gefüllten Kisten schwer beladenen „Ochsenwagen", die kleine Anna über ihre Puppe, die ihr die Bassuto-Dienstmägde bald nach Bassutoweise in einem Schurzfell auf dem Rücken gebunden hatten, der kleine Johannes über seine Soldaten, Peitsche und Gummiball — nur daß sie das Alles in der Sessutosprache thaten, weil ihre Eltern zur Vermeidung der Sprachverwirrung sie nur diese hatten sprechen lassen — war mir, dem Großvater, doch etwas wehmüthig. Doch wurden die ersten Brocken in deutscher Sprache bald genug aufgefaßt und es giebt außer der Sprache mit Worten noch eine andere. So verging der Nachmittag, während Nauhaus und Bauling noch auf jener Seite des Flusses darauf warteten, daß das Wasser fallen würde.

Das Nachtquartier im Mossegu'schen Ochsenwagen gestaltete sich inzwischen wunderlich. In demselben sollten meine Tochter mit ihren drei Kindern, ihr Mann und ich schlafen, die drei Bassuto-Mädchen unter, die Treiber neben dem Wagen. Die Aufgabe wurde so gelöst, daß zwei Matratzen der Länge nach auf die buikplank des mehr als zwölf Fuß langen Ochsenwagens gelegt wurden, auf deren einer Joh. Winter mit seinem Sohn Christian, auf der anderen ich, schlief, mit dem Kopf nach dem Ende des Wagens, so daß die Füße in der Mitte sich fast berührten. Ueber sämmtliche Füße hinweg war die „Katel" (Rahm mit Lederriemengeflecht) mit dem nöthigen Bettzeug etwa zwei Fuß höher angebracht, auf welcher meine Tochter mit den zwei anderen Kindern schlief. Wir schliefen, obschon im Fieberloch, sanft und ruhig.

Sonntag, 15. Februar, wurden wir beim Erwachen durch die Nachricht erfreut, der Fluß sei wieder um einen Fuß gefallen, also vielleicht schon am Mittag oder Nachmittag die Durchfahrt zu versuchen. Als sich aber das Wetter änderte, erklärten die Possoane'schen, jetzt werde der Fluß nicht weiter fallen, sondern bald wieder zu steigen beginnen; wir mußten einen anderen Plan machen. Zuerst wurden drei dicke Baumstämme zu einem mit der buikplank zu überdeckenden Floß zurechtgezimmert. Als dies unpraktikabel erschien, wurde anders Plan gemacht. Der von den Leydenburger Ochsen bis zum Steelpoort gezogene Ochsenwagen sollte mit einem Treiber nach Hause zurückgeschickt werden, der ganze Rest der Ladung sollte mit Br. Nauhaus und unserem Willem durch die Schwimmer über den Fluß geholt werden, und Nauhaus sollte mit uns auf dem Mossegu'schen Wagen nach Taba Mossegu weitergehen. Bauling war bereits zu Pferde nach Leydenburg umgekehrt. Im Verlauf einer Stunde war das Werk gethan; Nauhaus war mit Hülfe zweier Schwimmer auf dieselbe Weise wie Tags zuvor Joh. Winter über den Strom transportirt worden.

Die Schwimmer waren mit Ausnahme von 3—4 Ungetauften, Gemeindeglieder von Winter. Unter ihnen waren ernste, fromme Männer, insonderheit ein kleiner Kapitän Namens David (nicht zu verwechseln mit jenem David, dem Bruder von Possoane), der durch sein ernstes Bekennen selbst den Heiden so imponirt hat, daß sie dem heid-



Station Mossegu am Modimulle-Berg.

Reisetagebuch S. 249.

nischen Bruder des Kapitäns, der ihm die Häuptlingsschaft zu entreißen trachtete, widerstanden, und sich den Christen als Kapitän gefallen ließen; ein seltenes Beispiel. Er war lange Zeit der intimste Freund des Sekukuni, bis ihm dessen Stellung zum Christenthum die Wahl ließ zwischen dem Häuptling und dem Heiland. Er entschied sich für den Herrn. Auf Davids Kraal sind bereits eine ziemliche Menge von Katechumenen. — Die Farbigen, Christen und Heiden, saßen im Schatten eines andern Dornbaumes, um ihre Mahlzeit zu verzehren. Sie hatten einen Rooibock geschossen und mir als Oberhäuptling, der Sitte des Volkes gemäß, ein Viertheil davon überbracht. Schade, daß das Kudu, das sie jagten, ihnen entgangen war, ich hätte das Geweih gern mitgenommen.

Ich erquickte nach treulich und wohlvollbrachtem Werk sämmtliche Schwimmer jeden mit einem Glase Wein. Dann vertrat das Schlagen mit einem Messer gegen einen leeren Kaffeekessel die Stelle der Glocke, und die ganze Gesellschaft, Groß und Klein, sammelte sich unter dem Schatten eines anderen Dornbaumes zum Sonntagsgottesdienst. Nach dem Eingangsliede begrüßte ich die Versammelten mit einer Ansprache; nach dem Hauptliede hielt Br. Winter die Predigt über das Sonntags-Evangelium in der Sessuto-Sprache; die Angesichter der kühnen Schwimmer waren ernst und andächtig und sie empfingen dankbar als königliche Belohnung jeder zum Andenken eine bunte Blumenkarte, die Hervorragenderen meine Photographie und eine vom Missionshause.

53. Mossegu.

Nachmittags 4 Uhr wurde eingespannt, wir machten noch einen Abendschoft durch die schöne, von zackigen Höhen umgebene Buschfeld-Ebene, eine köstliche Gebirgsgegend, begrenzt von den Gipfeln und dem Rücken des Lolu-Gebirges. Gegenüber von Khalatlolu und den Ruinen von Cha Ratau schlugen wir unter einem mächtigen, reife Früchte auf uns herabregnenden Morula-Baum unser Nachtquartier auf.

Montag, 16. Februar. Nachdem ich in den frühen Morgenstunden eine Skizze vom Lolu-Gebirge aufgenommen hatte, brachen wir auf. Der Weg war eben, aber sandig, eine schwere Arbeit für die Ochsen, für uns im Wagen nach der früheren Klippenfahrt um so leichter. Wir mußten eine schwierige, aber wunderbar schöne Stelle passiren, bei welcher der Sicherheit halber alle Passagiere ausstiegen. Der Weg macht eine scharfe Drehung, kaum 1—2 Fuß entfernt von einem tiefen senkrechten Felsabhang, aus welchem heraus hohe Bäume ihre Wipfel bis an den Weg hinauf uns entgegenstreckten. Kommt man von jener Seite, so führt der Weg in jähem Abhang gerade auf den Abgrund hin. Hat man einen geschickten, vorsichtigen Treiber und Leiter, so ist keine Gefahr; so bestiegen wir denn wohlbehalten oben auf der Höhe wieder den Wagen, vor uns den schönen Spitzkopf des Modimulle, an dessen Fuß die Station Taba Mossegu angelegt ist. Eine Stunde vor der Station spannten wir noch einmal aus, um die durstenden Ochsen aus dem von Cha Ratau herabfließenden Fluß zu tränken. Ich be-

nutzte die Zeit zu einer Skizze vom Modimulle. Bald nach Sonnenuntergang hatten wir die Station erreicht.

Dienstag, 17. Februar. Da das Schicksal und fernere Bestehen der Station Mossegu noch an mancherlei Bedingungen geknüpft ist, waren zunächst nur provisorische Gebäude aufgeführt und die Station machte einen dürftigen Eindruck. Meine Kinder müssen sich kläglich behelfen im Vergleich zu anderen Missionsstationen. Sie sind aber an Entbehrung und Armuth gewöhnt und ertragen gern und willig die großen Beschwerden und Mängel der Gebäude. Mir als Vater wurde es schwerer, ich durchbrachte eine schlaflose Nacht.

In den Frühstunden gab es eine neue wichtige Berathung. Sichere Nachrichten waren eingetroffen, daß der Olifant-Fluß noch immer voll und undurchfahrbar sei, daß also kaum etwas anderes übrig bleibe, als abermals bis Botschabelo zurückzufahren, und dann auf dem bereits früher von uns zurückgelegten schweren Weg nach Neu-Halle und dann nach Waterberg zurück zur Generalsynode zu fahren. Dadurch wurden, da der Termin zur Synode bereits feststand, die wenigen Tage des Aufenthalts bei meinen Kindern abermals verkürzt. Um dies zu vermeiden, wurde zunächst beschlossen, daß ich den schwierigen Gebirgsweg nach Khalatlolu zu Pferde machen sollte. Auf diesem Wege konnte ich diese Station, anstatt mit dem Ochsenwagen in drei Tagen, in vier Stunden erreichen. Sodann aber wurde die Möglichkeit erwogen, ob ich nicht eine tiefer gelegene Drift des Olifant per Kahn überschreiten könne, in Mutles Land. Ein Eingeborner daselbst sollte einen Kahn haben, aber Niemand wußte genau, ob der Kahn noch benutzbar sei; durch Boten dies zu erfahren, war zu unsicher; deshalb mußte sich Br. Winter zu Pferde aufmachen und in dieser schrecklichen Hitze einen ganzen Tag weit reiten, um Sicheres zu erfragen. Bejahenden Falls sollte Br. Kahl in Neu-Halle durch einen Boten angewiesen werden, auf jener Seite des Flusses 4—5 Tagereisen weit seinen Ochsenwagen bis an die bezeichnete Drift uns entgegenzuschicken, damit wir mittelst dieses Gefährtes auf jener Seite des Olifant die Reise machen könnten.

Br. Winter ritt ab, nach kurzer Zeit kehrte sein Pferd allein lahm zurück. Wir vermuthen also, daß er auf dem Steinesel weitergeritten ist; möge der Herr ihn sicher zurückbringen.

Donnerstag, 19. Februar. Erst heute Mittag kam Johannes von seiner Rekognoszirungsreise nach dem Olifantflusse wieder. Er hatte einen schweren Ritt zwei Tage lang durch die Sonnengluth der Lolu-Thäler gemacht. Nach einer halben Stunde Reitens war sein Pferd lahm geworden. Er hatte es durch einen Kafferjungen zurückgeschickt und dafür seinen Steinesel holen lassen, auf dem er den weiten, beschwerlichen Ritt zurücklegte. Aufs Aeußerste erschöpft kam er an. Er brachte gute Nachricht. Der Olifant war so weit gefallen, daß ein Kind ihn durchwaten, also der Ochsenwagen ihn durchfahren könne. Sollte aber auch das Wasser steigen, so sei ein Mann bereit, einen Baumstamm so zuzurichten, daß er auf demselben uns und unsere Sachen durchflößen könne.

So wurde denn sofort ein Bote nach Neu-Halle geschickt, um Br. Kahl anzuweisen, daß er zu einem bestimmten Tage auf jener Seite

der Olifant-Drift ankommen solle, um uns in drei Tagen nach Neu-Halle zu bringen; während wir sonst, abermals genöthigt, den Umweg zu machen, dazu 10—12 Tage nöthig gehabt haben würden. So gewinne ich durch diese Rekognoszirungsreise an sechs Tage, und kann fast zwei Wochen bei meinen Kindern und Enkeln sein.

Im Verlaufe des Donnerstags kamen mehrere Häuptlinge aus dem Wirkungskreise der Station, David Ntompe, der liebe treue Christ, Freund des Sekukuni, Leute von Possoane, dem Schwimmer; mit einem andern größern Häuptling Pasha (Mashupje) kam ein Katechumen persönlich, um mich zu begrüßen. Der Katechumen Matoane, ein lieber, freundlicher Mann, schenkte mir eine Ziege und ein Pfd. Sterl. zur Reise; der Häuptling Pasha, noch ein junger Mann, ein Freund Winters, legt dessen Predigten und Besuchen nichts in den Weg; ein anderer Häuptling, ebenfalls Passoane genannt, hat unter seinem Volke eine von dem Nationalhelfer Job geleitete Außenstation, beide, Passoane und Job, kamen, mich zu begrüßen. Andere Häuptlinge, die nicht persönlich kamen, schickten an ihrer Statt ihre Söhne. Ich hatte große Freude an allen diesen Besuchen und Begrüßungen. Ich gewann den Eindruck, daß wir im Bopedi ein großes Arbeitsfeld haben, das, wenn auch noch nicht reif, so doch hoffnungsvoll für die Ernte ist, und freute mich herzlich über die intimen Beziehungen, in die Br. Winter zu der Bevölkerung getreten war.

Aber auch an einzelnen lieblichen Früchten fehlte es nicht. Bei allen Gemeindegliedern, die zum Theil aus großer Ferne zu meiner Begrüßung herbeieilten, sprach sich nicht bloß eine Jubelfreude über mein Kommen, sondern bei vielen auch ein tiefes, ernstes Erfaßtsein von dem Evangelio aus. 23 Katechumenen harren der Taufe. Unter den nahewohnenden Gemeindegliedern erwähne ich nur eine Sterbende und einen Krüppel.

Die Sterbende hatte, als Br. Winter ihr das heilige Abendmahl heute darreichte, den dringenden Wunsch geäußert, mich zu sehen. Ich besuchte sie nach Sonnenuntergang. Sie ließ sich in ihrer Decke bis an die Thür ihrer Hütte tragen, wo ich niederhockte, damit sie mich sehen könne. Sie bemühte sich vergeblich, ihre Finger zum Gruß zu bewegen. Aber ihre Augen strahlten von himmlischem Glanz, als sie von der Liebe des Herrn Jesu sprach und von ihrem Glück, bald bei ihm sein zu sollen. Meinen Zuspruch aus Gottes Wort nahm sie andächtig und in Stille auf. Sie wird vielleicht eher im Paradiese sein, als ich in Deutschland.*)

Der Lazarus war ein Lazarus, ein Krüppel, der auch den Namen führte. Er kam von seinem Kraal her auf allen Vieren gekrochen. Der war ein wahrer Ausbund von Freude über das Glück, ein Kind Gottes zu sein. Bei jedem Wort lachte er über das ganze Gesicht, eine wirklich rührende Erscheinung. Auch mancher andere ernste Mann grüßte. Besonders lieblich war David, der christliche Häuptling und auch der andere David, Passoane, des Schwimmers Bruder, machte einen guten Eindruck, ebenso die beiden frommen, lieblichen Töchter des Häuptlings

*) Ist also geschehen.

David, die jede einen schweren, großen Korb auserlesener Pfirsiche auf dem Kopf, fünf Stunden lang durch die Sonnengluth getragen hatten, um mich damit zu erfrischen. Sie sind treue, ernste Bekennerinnen. Andere brachten Bataten, Kafferkorn, ein Huhn, Waffen und Geräthschaften und was sie in ihrer Armuth besaßen, um mich damit zu erfreuen. In den Gesprächen mit den Einzelnen hatte ich viel Freude und Erquickung, mir traten überall Spuren von tiefer gehender Arbeit des heiligen Geistes an den Herzen entgegen. — Auch die beiden Frauen von Satan kamen, um zu grüßen, liebe, fromme Christen, Satan selbst (ein besonders grimmiger Heide und Feind der Christen, der sich, um dies zu bekunden, selbst den Namen Satan beigelegt hatte) hat seinen früheren Haß und Ingrimm aufgegeben und kommt öfters zur Kirche, so daß Winter Hoffnung hat für seine Bekehrung. — Der Sauerteig gährt im Bapedivolk. —

Sonnabend, 21. Februar. Am Vormittag planten wir einen Besuch auf fighting hill (Fechtkopf), dem kleinen von den Engländern erstürmten Felshügel, durch dessen Einnahme Sekukuni überwunden war. Als wir ausritten, kamen uns eine Anzahl Kaffern entgegen, in denen Winter den Kollokoe, Sekukuni's Bruder und Nachfolger (heute ist er der Vornehmste und das Oberhaupt aller Häuptlinge in Sekukuni's Lande), außer ihm seinen fast ebenso angesehenen Bruder, den Häuptling Moreoane (gewöhnlich General genannt) und Salomo Motlane, den obersten Rathgeber von Kollokoe, erkannte. Wir ritten an sie heran und grüßten sie, und sagten ihnen, wir würden sie nach der Rückkehr von unserem Morgenritt auf der Station sehen.

Fighting hill ist ein langer dachartiger, kaum 50 Fuß hoher Felshügel, eigentlich ein Gerölle von mächtigen übereinandergethürmten Granit-Blöcken, die bei ihrer Aufhäufung größere und kleinere Höhlen bilden. Diesen Platz hatte Sekukuni mit seinen Tapfersten besetzt. Sie hatten die Eingänge in die Höhlen mit Schanzmauern befestigt, und konnten aus denselben heraus die Gewehrläufe nicht bloß um sich, sondern auch über sich gegen die stürmenden Feinde richten, so daß sie dieselben, als sie bereits den Gipfel erreicht hatten, noch einmal zum Rückzug zwangen. Aber die Kanonen und Dynamitpatronen warfen nicht bloß die Schanzmauern nieder, sondern richteten auch in den Höhlen arge Verheerungen an (wir sahen ihre Spuren an den Felsen), so daß den Vertheidigern der Muth entsank und sie übermannt wurden. Sekukuni selbst saß während des Kampfes im gegenüberliegenden Gebirge, und wurde erst nach etlichen Tagen in einer Höhle gefunden und gefangen genommen.

Ich stieg etwa zwanzig Fuß den Hügel hinauf bis zum Eingang zu einer der größeren Höhlen von fighting hill. Wir erkletterten sie mit einiger Mühe, ich mit äußerster Erschöpfung. Drinnen war es herrlich kühl, aber ein entsetzlicher Anblick. Neben vielen Schädeln und Gebeinen lag lang ausgestreckt das Gerippe einer Frau mumienartig zusammengetrockenet, dazwischen Reste von allerlei Geräthschaften, Perlen, Hülsen von Patronen, ein grausiges Bild. Ich nahm einen alten Topf; einige Hülsen von Patronen und einige Glasperlen zum Andenken mit. Meinen treuen muthigen Willem, der gegen alle seine Kaffernatur trotz

seiner Furcht und Entsetzens über diesen Aufenthalt der Todten, mir treulich bis in die Höhle hinein gefolgt war, konnte ich nicht bewegen, diese Sachen anzufassen.

Unser Weg führte bei der Gerichtsstätte vorbei, auf welcher Sekukuni in der Verfolgungszeit die Gläubigen „in den trunk (Gefängniß) gesteckt" und blutig geschlagen hatte. Dieselbe ist gar nicht weit von fighting hill, wo der Herr nun über den Peiniger selbst zu Gericht gesessen und seine Helden durch blutigen Tod dezimirt hatte und von der Gebirgshöhle, aus welcher herausgeschleppt er selbst in den „trunk" nach Pretoria abgeführt wurde. — Gott läßt sich nicht spotten! — Nicht weit davon war der Platz des englischen Lazarethzeltes, in welchem die vor zwanzig Jahren blutig geschlagenen Christen aus Sekukunis Volk jetzt ihre Christenrache also übten, daß sie die Wunden ihrer heidnischen Peiniger verbanden.

Da die Sonnenhitze an diesem Tage mehr als gewöhnlich drückend war, kehrten wir alle völlig erschöpft von dem kurzen Ritt zurück. Ich bedurfte sowohl nach dem Ersteigen der Höhle, als nach dem Herabsteigen einer halben Stunde Zeit, um Luft zu schöpfen. Nach Hause zurückgekehrt, war ich nach dreistündiger Ruhe frisch und munter zu einem der wichtigsten Gespräche, die ich je mit Heiden und Christen gehalten habe. —

Vor mir saß Kollokoe, der mächtigste Herrscher in Bopedi, Sekukunis Bruder und von den Bauern anerkannter Oberhäuptling des Bapedivolkes, neben ihm sein Bruder Moreoane, zwar kein regierender Fürst, aber dem ersteren an Rang und Ansehen fast gleich. Er war Sekukuni's tapferer General, der den Engländern übel zugesetzt hat. Bei einer späteren Gelegenheit wurde er dieserhalb von denselben selbst hoch gefeiert, mit Geschenken (sogar von einem Pferde) reichlich bedacht, von den Damen zum Thee eingeladen und auf alle Weise geehrt. Jetzt kam er im heidnischen Hemde, welches er ebenfalls auf meine Bitte theilweis ablegte, um mir seine vielen, zum Theil schweren Wunden zu zeigen, eine kräftige, wohlgenährte Gestalt. Neben diesen beiden Heiden saßen zwei Christen, der eine Kollokoes angesehenster Rathgeber, Salomo Motlane, — vor achtzehn Jahren von mir in Botschabelo getauft, später mit Dinkoanyane in die Trennung gegangen, einer der gefürchtetsten Feinde der Engländer und der Bauern, und Lucas, unser Gemeindeglied, der Rath und vertraute Dolmetscher des Abel Erasmus, des Regierungs-Bevollmächtigten dieses ganzen Distrikts. Diese vier repräsentirten die größte Autorität unter den Farbigen im Bopedi. Für den weitern Verlauf unserer Bapedi-Mission war deshalb das Gespräch dieses Nachmittags von der größten Wichtigkeit.

Salomo nämlich, dessen Feindschaft gegen Botschabelo mit der Zeit fast in Erbitterung überging, war die Haupttriebfeder geworden, um den ordinirten englischen Nationalhelfer Letschelebe in das Land zu rufen, der bekanntlich eine drohende Gegenmission zu stiften unternahm, und von den Wesleyanern, trotzdem er ursprünglich nicht ihnen angehörte, als Werkzeug in Beschlag genommen war. Die betreffenden Manipulationen waren bereits so weit gediehen, daß Kollokoe auf Anstiften Salomo's den Letschelebe gerufen hatte, als Missionar bleibend

bei ihm zu wohnen. Der Anschlag war nur dadurch vereitelt, daß Abel Erasmus, Winter's Freund, einen Brief an Kollokoe schrieb, wenn derselbe sein Freund sein wolle, dürfe er den Letschelebe nicht nach Bopedi kommen lassen. Abel vermuthet nämlich in demselben ein Werkzeug der Engländer, deren geschworener Feind er ist. Es kam alles darauf an, Kollokoe und womöglich Salomo umzustimmen.

Die Begrüßung der Häuptlinge war freundlich, fast herzlich; ich sprach von den nunmehr fast ein Vierteljahrhundert umspannenden Arbeiten unserer Missionare unter den Bapedi und fragte, ob einer von denselben jemals sich als Feind des Volks erwiesen habe. Er antwortete, alle seien ihre Freunde gewesen und sie lieben sie alle. Er sprach dann seine große Freude über mein Kommen aus und bedauerte, daß fast all sein Vieh an der Lungenseuche gefallen sei und er nur noch sehr wenig habe. Er hätte mich gern mit einem großen Ochsen begrüßt, aber er habe keinen solchen daheim. Doch habe er sich besonnen, daß er jenseit der Berge noch ein Kälblein habe, das werde morgen erscheinen. Ich ließ ihm antworten, daß ich ihn, den großen Häuptling, auch gern mit einer großen würdigen Decke geehrt haben würde. Da aber auf meinem Wagen nicht Platz wäre für die den Häuptlingen zugedachten großen Decken, so habe ich dieselben nach Waterberg zur großen Generalsynode beordert und er werde sie von dorther erhalten, was er mit großem Wohlgefallen hörte und dankend annahm. Dann zog ich den Vergleich zwischen Sonst und Jetzt, meinem Besuch von 1867 und heute, wie alle Häuptlinge jetzt eine freundliche Stellung zu der Mission annähmen. Es war ihm interessant, von den Häuptlingen der Batlokoa, der Bawenda, derer in Bolubedu und anderer Stämme zu hören, die ich besucht habe und die mich alle mit Freuden und Ehren empfangen hätten, und mit den Missionaren in guter Freundschaft lebten. Daß er das mit mir ebenfalls wolle, erkenne ich aus seinem Besuch und knüpfe die Hoffnung daran, daß unsere Freundschaft eine feste und dauernde sein werde. Er stimmte freundlich zu und versicherte, dies sei auch sein Wunsch.

Dann wandte ich mich an den General, ließ mir seine Wunden zeigen und sagte ihm, ich habe mit Freuden von seiner Tapferkeit gehört, die allerwärts gerühmt werde. Beiden Häuptlingen sagte ich dann, daß wir Berliner unsere Getauften nicht lehrten, ihren Kapitänen ungehorsam zu sein, sondern in allen Dingen, die nicht wider Gottes Wort streiten, ihnen Gehorsam und Dienste zu leisten, ja auch ihr Leben für sie zu wagen. Das habe auch Boleo (Maleo) leider zu spät erkannt; denn nachdem er sie ungerechter Weise bis aufs Blut gepeinigt, seien gerade die Christen unter seinem Volk die tapfersten Krieger gewesen und haben in der ersten Reihe der Kämpfenden gestanden und seien für ihren König im gerechten Kampf gefallen. Das habe Boleo vor seinem Tode noch selbst bekannt, und versprochen, er wolle hernach die Christen auch ehren und nicht mehr verfolgen; das sei aber zu spät gekommen, denn die Swazi wären herangestürmt und hätten ihn niedergemetzelt mit seinem Volk. Deshalb freue ich mich über Kollokoe, daß er klüger sei und zu rechter Zeit anfinge, dem Wort Gottes unter seinem Volke Eingang zu verschaffen. Darin solle er fortfahren, so

würde Gott ihn dafür segnen. Dann wandte ich mich an Salomo, und fragte ihn, ob er sich wohl noch daran erinnere, daß ich ihn vor achtzehn Jahren getauft habe. Er wußte es sehr gut. Als ich aber ihn fragte, warum er denn nicht in unserer Gemeinde das heilige Abendmahl empfange (er empfängt es von Letschelebe), antwortete er, er besuche ja auch unsere Gottesdienste, ließe seine Kinder bei uns unterweisen, und zum Abendmahl gehen, aber daß er selbst nicht könnte, das käme von seinem Schmerz. Befragt, welches dieser Schmerz sei, verwies er mich auf Br. Winter, dem er alles gesagt habe. Dieser erzählte, Merensky habe ihn den Engländern als Spion angezeichnet und seinen Aufenthalt angezeigt, darauf hätten sie ihn gefangen und in den trunk (Gefängniß) gesteckt und dort härter behandelt als alle andern Gefangenen; aber nicht allein dies, sondern er habe auch den Aufenthalt seiner Mutter und seiner Frau den Engländern angegeben, so daß sie diese auch gefangen genommen und in den trunk gesteckt hätten. Daß er selbst hart behandelt sei, darüber wolle er nichts sagen, denn er habe seine Strafe als Rebell verdient. Aber wenn die Lehrer auch Frauen und Kinder verriethen, so könnten das keine Lehrer sein, die Liebe zum Volk hätten. Das sei sein Schmerz, der ihn bisher verhindert habe, zu uns zum heiligen Abendmahl zu kommen. Doch wäre der Schmerz bereits etwas gelinder geworden. Ich sagte ihm, ich glaube, er sei in Betreff Merensky's falsch unterrichtet, aber selbst wenn Merensky dies gethan habe, dessen er ihn beschuldige, so sei er doch nicht Merensky's, sondern mein Kind, ich hätte ihn getauft; auch sei Merensky gar nicht mehr Lehrer in diesem Lande, er sei nach Deutschland gegangen und werde schwerlich wieder hierherkommen, warum er denn, da ich andere Lehrer hierhergesandt, auch deren Gemeinschaft verachte, und sein eigenes Vaterhaus flöhe. Er hörte aufmerksam zu und antwortete dann nur — in tiefem Ernst — die Worte: Ich habe dich verstanden! —

Dann wandte ich mich wieder an die Häuptlinge und sagte, ich hätte bei aller Freude über das Fortschreiten der Mission im Lande doch einen tiefen Schmerz, den ich ihnen nicht verhehlen könne, nämlich daß Fremdlinge in unser Werk eindrängen und Feindschaft säten. Als er (Kollokoe) fragte, welche? nannte ich die Wesleyaner, die gern schnitten, da wo sie nicht gesät, die in unsere Gemeinden eingedrungen seien und die Leute im Widerspruch mit uns lehrten. Kollokoe antwortete, er habe geglaubt, Lehrer sind Lehrer, und sähe keinen Unterschied. Ich antwortete ihm, ob er es gern sähe, wenn er einen Milisgarten gepickt hätte und sähe die Saat aufgehen, ein Fremder das Land wieder umpickte, um andern Milis darauf zu säen? Ob er dann auch sagen würde: Milis ist Milis. — Er antwortete, die Sache verstände er nicht, die müßten die Lehrer unter einander ausmachen. Ich: Ja wenn das die andern wollten, dann könnten wir unter dem einen und die anderen unter dem andern Volk arbeiten, aber wenn zwei Gärtner denselben Garten, ein jeder als den seinen bearbeiten wollten, so gäbe das Zank und Unfrieden. Die Wesleyaner kämen auch nicht als Freunde zu Freunden, sondern kämen hinter unserem Rücken, um in unsere Gemeinden einzubrechen, und lögen unsern Gemeindegliedern

vor, wir hätten nicht das rechte Christenthum. So verführten sie eine Zahl, die andern blieben bei uns, und damit sei der Samen der Zwietracht und des Streites ausgestreut. Rechtes Christenthum aber sei Liebe und Einigkeit, und durch solche zweierlei Lehrer werde der Friede gestört — Kollokoe verlangte darauf Namen — wahrscheinlich in der Meinung, ich werde Letschelebe nennen. Das that ich aber nicht, sondern nannte Loto, und die Häuptlinge der Batlokoa, und erzählte von dem Thun der Wesleyaner bei Mutle und auf Warmbad, worauf Kollokoe antwortete: Du redest wahre Worte. Nachdem noch etliche allgemeine Freundschaftsworte gewechselt waren, wandte ich mich noch einmal an Salomo mit der Frage: Ich habe dich gezeugt, du bist mein Kind; morgen werde ich mit allen meinen Kindern hier das heilige Abendmahl empfangen. Wirst du darunter sein oder nicht? Still und nachdenkend ging er hinweg, noch einmal sagend: „Ich habe dich verstanden!“ Winter gab ihm das Zeugniß, daß er, abgesehen von seiner Freundschaft mit Letschelebe, einen ernsten christlichen Wandel führe vor Christen und Heiden.

Am Abend hatte ich die große Freude, aus Br. Winter's Munde zu vernehmen, daß Salomo unter vielen Thränen sich zum heiligen Abendmahl gemeldet habe. Das war ein großes Gnadengeschenk vom Herrn. —

Sonntag, 22. Februar. Am Sonntag Vormittag sammelte sich eine ziemliche Schaar von Christen und Heiden unter einem großen schattigen Morula-Baum, der Kirchenraum war viel zu klein. Unter den Anwesenden waren eine ganze Anzahl Heiden, obenan Kollokoe und Pasha, die mächtigen Häuptlinge, mehrere Unterkapitäne und viele Männer und Frauen. Ich predigte über die Versuchungsgeschichte, die mir Veranlassung gab, über den Kampf zwischen Jesu und dem Teufel zu sprechen, ein rechtes Gotteswort zu einer Heidenmissionspredigt. Ich wies nach, wie der Herr Jesus seinerseits den Teufel überwunden habe, und wie er auch uns anweise, ihn zu überwinden, namentlich in den drei Hauptversuchungen, der Fleischeslust, Hoffart und Augenlust. Da mir die Geschichte der Bapedimission auch in ihren Einzelheiten klar vor Augen steht, konnte ich meine Beispiele aus dem Gebiet der Personen entnehmen, die sie alle kannten. Sämmtliche Versammelten hörten aufmerksam und gespannt zu. Einzelne kamen, mir mit wärmsten Worten und unter Thränen zu danken und neue Treue zu geloben, andere berichteten, auch die Heiden hätten sich in Gruppen zusammengesetzt, und alle meine Worte sich wiederholt und hernach gesagt, das seien Worte der Wahrheit. Besonders lieblich war Matuane, der Schwager des großen Häuptlings Pasha. — Nun, sagte er, sei er fest, nun wolle er drei von seinen vier Frauen entlassen und nur eine behalten und sich taufen lassen. Seine Augen und Angesicht funkelten vor Freude, als er mir sagte, er habe sein Herz nicht mehr in sich, ich habe ihm sein Herz genommen, er wolle mit mir nach Deutschland gehen. Auf meine Antwort, ich habe sechs Monate gebraucht, hierher zu reisen, erwiederte er: „O wir dienen wohl zehn Monate unter den Bauern, die Zeit ist mir nicht zu lange. Meine Frau hat sich auch schon vorgenommen, sie will kommen dich zu sehen und dir schöne Wassermelonen zu bringen.“ (Matuane wohnt etwa vier deutsche

Meilen entfernt von der Station.) Besonders innig und dringlich war auch der christliche Häuptling David Ntompe und mancher andere, mit dem ich die lieblichsten seelsorgerischen Gespräche führen konnte. David gab seinem heute (mit zwei anderen Kindern) getauften kleinen Sohn die Namen Theodor Wangemann.

Auf die Feier unter dem Baum folgte nach kurzer Zwischenpause die Feier im Hause, Taufe dreier Kinder, Beichte und Abendmahl mit 57 farbigen Kommunikanten. Ich schloß mich mit meinen beiden Kindern demselben an.

Nach der Kirche präsentirte sich denn auch bald Kollokoe's „Kälblein", ein stattlicher Ochs, den ich gern für unser Gespann reservirt hätte. Aber heute sollte er wichtigere Dienste thun. Eine wohlgezielte Kugel des selten fehlenden Lucas streckte ihn gegen Abend todt nieder. Bald war er enthäutet, zerlegt, der Häuptling Kollokoe erhielt nach Bassuto-Sitte sein Häuptlingstheil, die anderen je nach der Sitte, und für die Küche meiner Kinder blieb auch noch ein redliches Theil übrig, selbst nachdem die Fernhergekommenen versorgt worden waren. Nichtberauschendes Bier aus türkischen Feigen (eine Art Limonade) war ebenfalls reichlich geschenkt worden. So wurden alle befriedigt und fröhlich; am Abend streckten sich gruppenweise die von fern hergekommenen Kirch- und Abendmahlsgäste auf Matten unter den Bäumen zur Nachtruhe, und erzählten noch lange von dem schönen Tage.

Br. Winter meinte, dieser Tag sei von großer Bedeutung für die Stellung des Volks zu unserer Mission. Daß zwei große Häuptlinge drei Tage auf der Station gewesen, und dem Gottesdienst andächtig beigewohnt haben, werde manchen Zaghaften ermuthigen und manchem Feinde den Mund schließen; und durch Salomo's Rückkehr zu unserer Gemeinde sei den Bestrebungen der Wesleyaner im Bopedi die Wurzel abgeschnitten. Der Herr helfe in Gnaden weiter. Salomo's Augen glänzten vor Freude und sein Angesicht war wie verklärt. Als ich ihm mit den Worten, der Vater wolle dem verlorenen Sohne, der in das Vaterhaus wiedergekehrt sei, ein Feierkleid schenken, das Fell des geschlachteten Ochsen schenkte, wußte er vor Freude sich kaum zu halten.

Montag, 23. Februar. Von früh ab kamen die Grüßenden, um sich zu verabschieden, nachdem sie nach Bassutositte schon gestern Abend bei mir, als dem großen Häuptling, die Erlaubniß zur Heimreise erbeten hatten. Allmählich wurde es wieder still auf der Station. Wir sattelten die Pferde, um einen Felskopf mit Buschmannszeichnungen in der Nähe zu besuchen, wurden aber durch den Regen genöthigt, umzukehren.

Dienstag, 24. Februar. Johannes Winter war zu einem sterbenden Kinde des Häuptlings Passoane gerufen worden, und machte den Ritt dorthin heute auf schwierigem Wege. Auf meine Frage, ob er für solche Gelegenheit einen ganzen Tag seiner Zeit verwenden dürfe, antwortete er, das seien die besten Gelegenheiten, um zu Christen und Heiden zu sprechen, sie kämen dazu zahlreich und seien dann am leichtesten zugänglich für Gottes Wort.

Während seiner Abwesenheit habe ich, da auch Rauhaus an der Migräne krank lag, mit meiner Tochter und Enkelkindern geplaudert,

und dabei die bereits verwischenden Bleistiftszeichnungen meiner Mappe nach Kräften aufgefrischt. Zwischendurch kamen den ganzen Tag Männer und Frauen, Jünglinge und Mädchen, mich zu sehen und zu grüßen. Ihr ganzes Benehmen zeugte von einem Band der Vertraulichkeit, das zwischen ihnen und der Missionarsfamilie geknüpft war. Mehrfach brachten sie Geschenke von Pfirsichen, Hühnern und Früchten. Gewöhnlich brachten sie ein besonderes Körbchen für Winter's vierjähriges Töchterchen Anna als Huldigungsgabe. Sekukuni hatte sie von Winter als Frau begehrt, und unter der Bedingung erhalten, daß nach sechszehn Jahren sie selbst sich entscheiden solle, ob sie wolle. Seitdem gilt sie im Volke als Sekukuni's große Frau, und nach Sekukuni's Ermordung als dessen Wittwe. Sie nennen sie Mochlolochadi, d. h. Wittwe, oder auch „Mochatscha Kosch" (Frau des Häuptlings), oder „Mochomachadi" (Große Frau), und bringen ihr ab und zu ein Huldigungsgeschenk, das sie mit mütterlicher Sorgsamkeit, aber königlichem Anstand unter ihre Geschwister und an ihre Eltern vertheilt. Dem Rechte nach hat Kcholokoe sie geerbt und sie ist nun dessen Frau. Denn nach dem Recht der Bassuto hat das Mädchen keinen Willen, sondern der ausgesprochene Wille des Vaters macht die Sache perfekt. Auch Kollokoe verfehlt nicht, von Zeit zu Zeit ihr ein Böcklein zu schicken, das die Familie sich wohlschmecken läßt. — Die Sache könnte bedenklich werden, aber es wird sich seiner Zeit schon ein Ausweg finden.

Die Besuchenden hatten ihr großes Wundern an dem großen Lehrer und dessen schönem stattlichen Bart. Die Frauen fanden natürlich sämmtlich, daß ich meiner Tochter und deren Jüngster, Johannes, mir ähnlich sei zum Sprechen. Eine Frau pries mich als einen Mann der Schönheit, Kraft und Güte. Andere knüpften an die gehörte Predigt an, wiederholten einige Stellen und sagten, das seien Worte der Kraft und der Wahrheit gewesen, die sie nie vergessen würden. In der That scheint meine Predigt von ihnen als eine That von der höchsten Wichtigkeit aufgefaßt zu sein. Noch jetzt, so berichtet Winter, der um fünf Uhr von seinem Ritt zurückkehrte, säßen Heiden und Christen gruppenweise zusammen, um über den Inhalt der Predigt zu sprechen. Der christliche Häuptling David hatte sofort Christen und Heiden versammelt, ihnen die Hauptgedanken meiner Predigt wiederholt und hinzugefügt, heute hätten sie den ganzen melaos (Inbegriff des göttlichen Willens) gehört, nun dürften sie nicht länger widersprechen; die Heiden hätten dann gesagt, das sei ein großes Wort, sie hätten den großen Lehrer durchweg verstanden, er habe Worte der Kraft und der Wahrheit gesprochen.

Selbst von Kollokoe, der die ganze Zeit seines Hierseins von außerordentlicher Freundlichkeit und Freude war, sagten Gläubige, es scheine ihnen, als ob ältere Eindrücke, die er einst von Gottes Wort empfangen hatte, wieder lebendig geworden wären. Am meisten erfreut war Salomo, der Wiedergewonnene; sein ganzes Antlitz strahlte den ganzen Tag, es schien eine schwere Last von ihm genommen zu sein. Als ich ihm aber das Fell des von Kollokoe geschenkten Ochsen schenkte mit den Worten: „Der Vater schenkt dem verlorenen Sohne bei seiner Rückkehr in das Vaterhaus ein Feierkleid", da leuchteten seine Augen

und seine Freude war vollkommen! — Die Freude der wesleyanischen Verführer und Eindringlinge wird wohl minder groß sein, denn Salomo ist ein Mann von Charakter und Energie.

Einen Haufen Heiden hatte Winter in lebhafter Diskussion angetroffen über das Thema, ob ich ein Mann der Güte sei. Einstimmig hätten alle gesagt: „Ja, der große Lehrer ist ein Mann der Güte," nur einer hatte eingeworfen: „Ja freilich, er ist ein Mann der Güte, aber was hilft uns das? Er ist alt, und wie lange werden wir an seiner Güte uns erfreuen können?"

Mittwoch, 25. Februar. Heute früh galt unser Ritt dem etwa 80 Fuß hohen kleinen Felsköpfchen Suadschane, der aus der Ebene vor dem Missionarshause charakteristisch sich abhebend, alle Tage meine Blicke auf sich zog. Da ich hörte, auf den Felsklippen seien noch alte Buschmanns-Malereien zu sehen, konnte ich dem Reiz nicht widerstehen, diese selbst anzusehen und zu skizziren. Wir ritten an den schroffen Abhängen des Mossegu-Berges, dieser geschichtlich denkwürdigen Stätte vorüber; mir wurde die Stätte gezeigt, wo Kathedi gewohnt und Martinus Sebuschane geschmiedet hatte und dabei erweckt worden war, wo Sekoati begraben war und wo Sekukuni gewohnt hatte.

Nach einer starken halben Stunde erreichten wir — Winter hatte in den Dornen seine Beinkleider zerrissen — den Felskopf, auf dessen (etwa) halber Höhe unter hervorragenden überhängenden den Regen abhaltenden Felsklippen die Felsblöcke liegen, auf denen die Malereien zu finden sind. Ich unterschied drei Farben, eine blutrothe — vielleicht wirkliches Blut, eine bräunlich-gelbe und eine rothbraune. Die Figuren waren nicht groß, die größte, eine Frau mit einem Bogen, maß kaum einen Fuß, ein langer hagerer Mann hatte sechs lange ausgespreizte dünne Finger an der Hand. Die menschlichen Gestalten waren am wenigsten gelungen, lang, klapperdürr und mit verzerrten Gliedmaßen; von den Thierarten konnte man eine jede einzelne ziemlich erkennen, Springbock, Löwe, Elefant, namentlich letzterer war so korrekt gezeichnet, daß ich auf meiner Skizze nicht im Stande war, ihn ebenso korrekt nachzubilden; leider hatte ein Streif triefenden Wassers die Mitte verwischt, Rüssel, Kopf und Hintertheil aber waren deutlich zu erkennen. Nach früher gesehenen Abbildungen scheint es mir, die Bilder haben bereits in den letzten zwanzig Jahren erheblich vom Regen gelitten, manche Thiere sind kaum noch zu erkennen, und ihr früheres Vorhandensein nur an einem verschwommenen Farbenfleck zu ersehen.

Ich nahm, so gut ich vermochte, eine Skizze, und dann eine zweite von der ganzen Lage des Lolugebirges mit all den denkwürdigen Stätten der neusten Geschichte des Bapedivolks. Auf dem Blatt konnte ich vermerken im Mittelgrunde den bekannten Thaba Mossegu, Sekukuni's einstmaliges Felsennest, links davon den höheren Modimulle, an an dessen Fuß die jetzige Station Thaba Mossegu liegt. Weiterhin die Stelle, wo Sekukuni im englischen Kriege wohnte, das Lager der Engländer und den hochberühmten fighting hill, den Illustrationen englischer Zeitungen einstmals als eine Felsspitze von 1000 Fuß wiedergegeben hatten, den aber Lanyon's spätere Messung auf das bescheidene Maß von 50 Fuß reduzirt hat. Ferner der Ort von Sekukuni's Er-

mordung. — Alle diese wichtigen Erinnerungsstätten, unter denen auch der Fleck, wo Sekukuni in den ersten Verfolgungszeiten die Gläubigen hatte blutig peitschen lassen, nicht zu vergessen ist, konnte ich sämmtlich auf ein Blatt zusammenbringen.

Gegen Mittag kam auf meine Anordnung Martinus Sewuschane von Lobethal. Ich hatte wegen seiner bevorstehenden Ordination mit ihm ernste und eingehende Gespräche. Mit Nauhaus und Winter pflog ich auf Grundlage einer von Br. Winter gezeichneten Spezialkarte eingehende Berathungen über die künftige Gestaltung der Bapedi-Mission. Definitiv läßt sich nichts festsetzen, bevor das Bauernregiment sich über unsern Besitz im Lande, den die Engländer geschenkt haben, schlüssig gemacht haben wird. Ich traf daher zunächst die nöthigen Anordnungen, um die derzeitige provisorische Station zu einer ohne Gefährdung der Gesundheit bewohnbaren zu machen. Zu einem neben dem Hauptgebäude zu errichtenden größeren Rondabel, das Winter als Studier- und Schlafstube benutzen soll, muß der Dachstuhl sofort in Botschabelo angefertigt und hertransportirt werden, desgleichen muß von der Küche die Speisekammer abgegrenzt und mit Wandbrettern versehen und ein ordentlicher Feuerherd gebaut werden.

Donnerstag, 26. Februar. Vormittags ritten wir zu dem alten eingestürzten Hause des Br. Winter, das in eine Felsschlucht etwa 150 Fuß hoch mitten in unwegsame Felsklippen hineingebaut war. Unser Weg führte durch reiche Milisgärten, in denen hier und dort Gerüste erbaut waren für die Knaben, die durch Rufen, Schreien, und Peitschenklappen die Vögel, die von der reifenden Saat sonst nichts übrig lassen würden, verscheuchen. Die Vögel sind so schlau, daß sie, die nur weiche Körner fressen, wenn letztere hart werden, ihre Flügel ins Wasser tauchen und damit die Aehren befeuchten, um sie zu erweichen. Ist das Korn erst trocken, so schaden diese kleineren Vögel nicht mehr, dann werden sie aber von den Tauben abgelöst, die massenhaft vorhanden sind. So dauert die Zeit des Vögelscheuchens wohl vier bis sieben Wochen und nimmt viel Zeit und Kräfte in Anspruch.

Die Vley, durch welche wir ritten, war durch den Regen eines einzigen Tages in einen Sumpf verwandelt worden, in welchem das Wasser theilweise rieselte, die Hufen der Pferde aber bis über die Fesseln einsanken. Das schnell verdunstende Wasser erzeugt eben die hier so gefährliche Fieberluft. Mitten in diese Vley hatte Br. Winter sein erstes Haus, ein großes Rondabel, gebaut, dessen Fundamentmauern ich mit Schrecken ansah. Durch Regen und Sumpf vertrieben, flüchtete er unter einen Morulabaum, von dem es aber nun bissige Ameisen herabregnete, bis ihn endlich die Verzweiflung trieb, oben in der Höhe zwischen Felsklippen sein Steinhaus zu erbauen. Durch viele Dornen und eine ganz schaurige Wildnißkloof ritten wir hinauf. Der Ritt durch diese kleine Kloof war der beschwerlichste, den ich je zurückgelegt; die mächtigen Felsblöcke waren mit Gebüsch und mannshohem Grase so überwuchert, daß die Pferde bisweilen durchaus nicht weiter wollten. Der Platz dort oben war einer der seltsamst-romantischen, die je bebaut worden sind. Ringsum steile wilde Felsklippen,



Eingestürztes Wohnhaus des Kr. Winter im Lolu-Gebirge.

Reisetagebuch S. 261.

Dornen und Gestrüpp, eine Kloof nebenan konnte an die Felsgebilde der Roßtrappe erinnern; prachtvoll groteske Felsgebilde, — aber wie man dort wohnen könne, verstand ich nicht. Jeder Eimer Wasser zum Bau mußte mit vielen Kosten und Mühe hinaufgetragen werden. Dann mußte der Missionar drei Monate lang mühsam Klippe auf Klippe setzen, den Dachstuhl mühsam anfertigen und aufsetzen. Nachdem er dann acht Tage sich des Hochgenusses eines wohnlichen Hauses erfreut hatte, stürzte in Folge heftigen Regens der Dachstuhl mit dem einen Giebel über die schlafende Familie herab. Durch des Herrn Barmherzigkeit war es so gefügt, daß meine Tochter ihren ältesten Sohn Christian eben aus der neben ihrem Bette stehenden eisernen Bettstelle genommen hatte; die Bettstelle wurde von den herabstürzenden Felsblöcken zerschmettert. Ueber das Bett meiner Tochter hatten sich herabstürzende Balken schräg wie ein Dach gelegt, so daß die Felsenstücke über sie her glitten oder abprallten.

Ich nahm von dieser denkwürdigen Stätte ein Skizze; unser Rückweg führte uns bei dem Wasserloch vorbei, in das Sekukuni die Christinnen gejagt hatte, dann vorbei an dem Fußpfade, auf dem ich vor achtzehn Jahren Sekukuni's Berg zu erklimmen begonnen hatte, vorbei an Mukir's Kraal, durch die Hecke von wilden Feigen, die die Swazi vergeblich zu durchbrechen versucht hatten. Jetzt gehört alles der Geschichte an. — Aber welche reiche Geschichte bezeugt diese Felsengegend.

Freitag, 27. Februar. Der letzte Tag bei meinen Kindern. Gegen Abend schickten wir den Ochsenwagen, so weit er fahren konnte, etwa eine kleine Meile vorauf, damit wir in demselben übernachten und dadurch der anstrengenden Aufgabe, die Kloof des Lolu zu überreiten, wenigstens eine Stunde vorweg nehmen konnten. Wir selbst bestiegen 5½ Uhr unsere Pferde. — Abschied von meiner Tochter und deren Kindern, — — — ob auf Wiedersehen?!! —

54. Von Mossegu zum Olifantfluß. Khalatlolu. Lobethal. Arrona.

Gegen Sonnenuntergang hatten wir den Wagen erreicht, das Biwak-Leben begann von Neuem. Der Thee wurde bereitet, Martinus Sewuschane, der bis dahin bei uns geblieben war, verabschiedete sich, um in der Mondschein-Nacht durch eine andere Kloof des Lolu nach Lobethal zurückzukehren. Der Blick in die Kloof war malerisch und großartig.

Sonnabend, 28. Februar. Der Ritt durch die Kloof Matakane ersparte uns zwei volle Tage. Daß er uns aber eine so herrliche Gebirgspartie einbringen werde, hatte ich nicht geahnt. Ich möchte sagen, ich hätte nie zuvor etwas Aehnliches von Gebirgsbildung gesehen, als diese grotesken kühnen Felsen, diese duftenden Bachbüsche, diese zerklüfteten Stein- und Erdbildungen im Vordergrund, diese steilen malerischen Abhänge, unter deren Laubdach tief unten die Gebirgsbäche rauschten, dieser üppige Pflanzenwuchs, der den Vordergrund zu immer neuen überraschenden Gruppen gestaltete; darüberhin,

sich einer auf den andern aufbauend, die Bergzüge des Lolu, alle in steilen Felsbildungen gipfelnd, bis zu den obersten Felskränzen hin.

In diese Landschaft zeichnete sich nun hinein eine lebendige Staffage von 16 Kaffern, von welchen der eine nahewohnende heidnische Häuptling 8 unentgeltlich gestellt hatte, um dem großen Lehrer über den Weg zu helfen. Unsere ganze Ochsenwagenladung mit Betten und Geschirr, Koffern und Reisetaschen trat also, in 16 Theile zerlegt, auf den Köpfen der Kaffern zu Fuß ihren Weg über das steile Gebirge an. Br. Winter's Esel hatte den Löwenantheil bekommen, er ging mit zwei schweren Säcken hart beladen munter seinen Schritt. Zwischendurch wir drei Reiter, Br. Nauhaus, Winter und ich. Nauhaus ritt den Rothschimmel, von welchem in der Woche zuvor das Krokodill einen Kaffer beim Passiren der Steelpoortdrift herabgebissen hatte. Der Häuptling Passoane hatte ihn uns geborgt. Den Schluß der Eskorte bildete Willem, mein Treiber, der kontrolliren mußte, falls etwas von den doch sehr eilig verpackten Sachen verloren ginge. Die Windungen des Gebirgspfades ließen diese Kavalkade in immer neuen malerischen Bildern sich gestalten.

Der Weg führte zuerst auf und ab, oft an ganz schroffen Abhängen dicht vorbei, dann auf Klippen hinauf, bei denen es fast unmöglich schien, daß das Pferd seinen Reiter hinaufschleppte. Das Schlimmste waren aber die Bachübergänge, theils wegen ihres Modders, theils wegen ihres zerklüfteten Gesteins; einmal sah ich mich selbst genöthigt, abzusteigen, weil mein Pferd absolut weigerte, mich hinüberzubringen. Meine Unfähigkeit, viel zu gehen und viel zu klettern, zwang mich aber, auch auf den schwierigsten Stellen den Sattel nicht zu verlassen. Gottes Gnade half über dieselben glücklich hinweg. Eine große Hilfe war mir Jngo, Br. Winters Pferd, welches, solche Felsenwege gewöhnt, mit großer Vorsicht jede Felsklippe, die bedenklich schien, zuvor mit dem Vorderhuf prüfte.

Nach $2^1/_2$ Stunden mühseligen und gefährlichen Reitens sattelten wir fast auf der Höhe des Lolu unter zwei mächtigen Bäumen ab. Die Hitze begann und wir beschlossen, da wir Khalatlolu dennoch zu erreichen hofften, dieselbe dort oben abzuwarten. Der Schatten der Bäume und ein kleines Lüftchen (wir waren bereits 1700 Fuß gestiegen) erfrischte und labte uns. Mich reizte ein schöner Blick in die unter uns sich aufthuende Berglandschaft zu einer Skizze. — Etwa fünf Stunden hatten wir gerastet, als wir aufbrachen. Ein heftiges Gewitter entlud sich über uns. Wir suchten unter einem Baum Schutz gegen den Regen. Aus einem Sacke wurde mein Havelock und Br. Winter's neuer Ueberzieher hervorgezogen. — Aber o weh! Die Kaffern hatten den Mehlsack für die beste Emballage angesehen, und die Kleidungsstücke hätten nun jedem Müller im Arbeitskostüm Ehre gemacht. Wir packten sie daher schnell wieder ein, um den Regen von den neu Vermehlten abzuhalten, und ließen uns lieber selbst etwas naßregnen. Der Weg bergab war noch viel beschwerlicher als der bergauf. Es ging über ganz steile Abhänge und Klippen, so daß mir's manchmal doch bedenklich werden wollte. Ganz widerwärtig wurde die Situation, wenn der schmale Kafferpfad zwischen einer Felsklippe und

einem Dornstrauch so hindurchführte, daß man nur die Wahl hatte, das Knie zu schinden oder die Kleider zu zerreißen — und öfters ließen sich solche Stellen nicht einmal auf Umwegen umreiten. Immerhin hatte der steile Pfad den großen Vortheil, daß wir bald am jenseitigen Fuß des Lolu, der wohl 1200 Fuß höher als die Ebene von Mossegu ist, anlangten. Wir mochten auf dem Grat des Gebirges in Summa 2000 Fuß aufgestiegen sein, die Spitzen mochten noch 5 bis 800 Fuß höher sein.

Auch in der Ebene konnten wir der Träger halber nur Schritt reiten, bis der nahende Sonnenuntergang uns veranlaßte, sie ihrem Schicksal zu überlassen; denn wir hatten dicht vor der Station noch einige häßliche Schloten und Sumpfstellen zu überwinden. Br. Kadach hatte indeß Vorsichts halber dorthin Posten voraufgeschickt, die uns glücklich durch diese bösen Stellen eskortirten, so daß wir mit einbrechender Nacht die Station Khalatlolu erreichten. Unsere Leute mit den Sachen kamen eine Stunde später ebenfalls wohlbehalten an. Nur Willem hatte sich den Fuß verstaucht. Eine bedenkliche Sache, denn der Wagentreiber ist auf afrikanischen Wegen die Hauptperson.

Sonntag, 1. März. Die Gemeindeglieder kamen von nah und fern, um zu grüßen. Da aber Job mit seiner Außengemeinde durch ein Mißverständniß von Rachlachane nicht herangekommen war, so gab dies einige Störung. Ein Deutscher, Herr Engelbrecht, mußte hinüberreiten, um sie zum Nachmittag zu rufen.

Die Station selbst steht leer. Br. Otto Posselt III. hatte sie vor zwölf Tagen verlassen, um nach Amerika überzusiedeln. Die Gebäude sind ein Zeugniß seiner Energie und Tüchtigkeit in äußeren Arbeiten, sie hätten jedem deutschen Handwerker Ehre gemacht durch ihre Sauberkeit und Festigkeit. Auch im Garten hatte er wacker gearbeitet, so daß er die Station in gutem Stande seinem Nachfolger übergeben konnte. Ich verwandte die vakant gewordene Vormittagszeit zu einer Skizze. Nachmittags gegen 3 Uhr kam endlich Job mit seiner Gemeinde (35 Seelen) und wir konnten den Gottesdienst in der ganz gefüllten Kirche abhalten. Das Kirchlein ist von Strauchgeflecht, das mit Lehm überworfen ist; sie drohte zu fallen. Aber solche Interimskirche genügt, bis die Gemeinde im Stande ist, sich selbst eine neue zu erbauen. Ich predigte über das Sonntagsevangelium und freute mich über die aufmerksamen ernsten Gesichter. Unsere Bewirthung auf der leeren Station hatte Br. Kaddach übernommen, der zu diesem Ende von Lobethal mit seinem Ochsenwagen herübergekommen war. In diesem nahm er uns

Montag, 2. März, auch mit hinüber nach Lobethal. Auf der kleineren Hälfte des Wegs kamen die Getauften der Außenstation bei Lekcholane an den Wagen heran. Johannes Madingoane, unser dort stationirter tüchtiger Nationalhelfer, hatte viel zu klagen über die Zähigkeit, mit der die Häuptlingin Lekcholane, eine Schwester Sekukuni's, der Christengemeinde Schwierigkeiten in den Weg legt. Auch dort haben die Wesleyaner einzusetzen versucht und sich dazu eines früheren botschabeloer Gemeindegliedes bedient, dem unsere ernstere Zucht nicht behagte. Das ist überhaupt die Praxis der Wesleyaner in Transvaal, daß sie derartige Leute an sich heranzuziehen bemüht sind, ihnen vor-

halten, wir seien zu strenge, forderten zu viel Vorbereitung von den Neubekehrten, ehe wir sie zur Taufe ließen, legten überhaupt zu viel Gewicht auf Unterweisung in Gottes Wort, während der heilige Geist alles doch selbst machen und sich in lauten begeisterten Gebeten bekunden müsse, und also kleine Gegengemeinden bilden. Diese laxere Weise gefällt den Oberflächlichen unter unsern Katechumenen, die nun plötzlich sich der Mühe des ferneren Unterrichts überhoben und auch die Möglichkeit sehen, etliche Reste des Heidenthums — bis zur heimlichen Polygamie, Zaubereisünden und Biergelagen hin, ungestraft beibehalten zu können. Mit dieser laxeren Praxis sind auch die heidnischen Kapitäne wohl zufrieden, die allmählich einsehen, daß sie dem Andrang des Christenthums doch nicht auf die Dauer widerstehen können, und deshalb gern laxere oder ausgeschlossene Christen an sich ziehen, und ein neues Christenthum im Gegensatz zu uns schaffen möchten, mit dessen Hilfe sie wenigstens Reste des Heidenthums zu konserviren hoffen. So hat es Mamobolo mit Kamelo Raphela versucht, so Matsebe auf Tutloane, so auch der Häuptling Maritschane, dessen Leute den größten Theil unserer Gemeinde von Lobethal ausmachen.

Dieser Maritschane ist ein Unterkapitän von Moreoane, dem Schwiegervater von Martinus Sewuschane, der sich diesem seinem Oberhäuptling gegenüber selbständig zu machen bemüht ist, trotzdem daß letzterer von den Bauern als Kapitän anerkannt worden ist. Zu diesem Ende bediente er sich eines andern kleinen Kapitäns Motyatye, Sohnes des älteren Bruders von Moreoane (Namens Makchoete oder Makelepe (Maklipp). Letzteren hatte Sekukuni, der Moreoane begünstigte, in dem Kriege, in welchem unser Erstling Jan Mafadi fiel, ausgemordet, weil derselbe auch Mampuru, Sekukunis Nebenbuhler, insgeheim anhing, und hatte Moreoane (1862) als Kapitän eingesetzt. Nun aber hatte der Sohn des Getöteten, Motyatye auch noch seinen Anhang im Volk, dem sich Maritschane anschloß, um ihn zum Oberhäuptling zu machen. Als nun dieser Maritschane in der Anhänglichkeit der Gläubigen an Martinus Sewuschane ein Hinderniß zu sehen glaubte, bediente er sich eines Getauften aus seinem Volk, Namens Loto (Lot), um eine Gegengemeinde zu bilden.

Dieser Lot war von einem farbigen ordinirten Nationalprediger der Londoner Missions-Gesellschaft Namens Letschelebe auf den Diamantfeldern getauft worden, und hatte, von dort zurückgekehrt, Aufnahme in unsere Gemeinde begehrt. Br. Winter hatte sie ihm, weil seine Papiere nicht genügend erschienen, für das erste vorenthalten, bis er ihn genauer geprüft haben würde, dann aber hatte er, seinen flehentlichen Bitten nachgebend, ihn zum heiligen Abendmahl zugelassen. Wenige Tage darauf gewann ihn Maritschane für seine Pläne. Sofort schrieb er einen Schmähbrief an Br. Winter, und Maritschane ließ ihm mit Hülfe der heidnischen Beschneidungsjünglinge eine Kirche erbauen, in ganz geringer Entfernung von der unsrigen. Etliche Unlautere aus Martinus Katechumenen wußte er für sich zu gewinnen und unterrichtete sie.

Nach einiger Zeit kam Letschelebe selbst, trieb einen oder zwei Tage Handelsgeschäfte im Volk und taufte am folgenden Tage aus

Lotos Anhang ohne Weiteres 40 Personen, die zur Taufe weder genügend vorbereitet, noch überhaupt innerlich reif waren.

Sobald die Wesleyaner hiervon hörten, sandten sie einen Prediger Franklin, der trotz der Gegenvorstellungen unserer Missionare das Verfahren Letschelebe's guthieß und nun den ganzen Haufen — trotzdem daß Letschelebe doch von Hause aus ein Londoner war, in die Gemeinschaft der Wesleyaner aufnahm; es scheint bei dieser Gelegenheit geschehen zu sein, daß auch Letschelebe von den Wesleyanern annektirt wurde. Auch der Vorsteher der wesleyanischen Mission, Mr. Watkins, hieß das geschehene Verfahren gut, und von nun an bildete sich der Gegensatz der Loto'schen zu unserer Gemeinde in offenbarem Haß und Feindseligkeiten aus. Maritschane sandte einen Haufen von 18 Mann aus, der unsere Gläubigen blutig schlug und Martinus seiner Habe beraubte. Durch eine andere Gesandtschaft von 15 Mann, an deren Spitze Loto selbst stand, befahl er unter schweren Drohungen Martinus, das Land zu verlassen; derselbe wich indeß nicht, sondern hielt standhaft aus. Von den Loto'schen Christen wurde bald kund, daß unter ihnen Polygamisten waren und solche, die sich an der heidnischen Regenjagd betheiligten.

So standen die Sachen, als der Aufstand Mampuru's gegen Sekukuni und die Bauern der Sache eine unerwartete Wendung gab. Maritschane plante einen Feldzug gegen Sekukuni und nahm den geächteten Mampuru bei sich auf. Der Augenblick war kritisch für die ganze Transvaal-Republik; Mampuru hatte soviel Anhänger, daß Sekukuni in größter Gefahr schwebte. Er wandte sich an seinen Freund Br. Winter und beschwor ihn, die Bauern zu seiner Rettung herbeizurufen. Winter benachrichtigte sofort den Bauern-Kommissar Abel Erasmus, der auch ungesäumt mit einer Anzahl Bauern und der verfügbaren Mannschaft Sekukuni's in der Nacht herbeieilte und vor Maritschane's uneinnehmbarer Felsenfestung erschien. Auf die Aufforderung zur Verhandlung vom Felsen herabzusteigen, antwortete Maritschane ausweichend, so daß Abel zu dem Häuptling, begleitet von Winter, hinaufritt, aber so empfangen wurde, daß er hernach herzlich froh war, wieder mit heiler Haut zurückgekommen zu sein. Mampuru war oben bei Maritschane gesehen worden; trotzdem leugnete letzterer sein Vorhandensein ab. Nun wollte Abel den Felsen mit Sturm nehmen. Martinus, der die furchtbare Festigkeit der mit Schanzmauern noch mehr befestigten Felsenfestung kannte, beschwor ihn, davon Abstand zu nehmen, weil der Angriff mit einer vollständigen Niederlage der Angreifer endigen mußte. So schloß denn Abel den Felskopf Maritschane's von allen Seiten ein, um einestheils ein Entweichen Mampuru's unmöglich zu machen, und anderentheils die Belagerten vom Wasser abzuschneiden. Mampuru jedoch wußte die Belagerer zu täuschen und brach an einer unvermutheten Stelle durch und flüchtete zu Mapoch. Die Belagerten aber, die zuerst von den Felsen herab gehöhnt und zum Kampf herausgefordert, auch die ersten Schüsse abgegeben hatten, wurden sammt ihrem Vieh bald von einem so unerträglichen Durst geplagt, daß sie sich ergeben mußten. Maritschane wurde als Hochverräther zu fünf Jahren Gefängniß abgeführt, sein gesammtes Vieh als Beute unter die Sieger ver-

theilt. Mampuru, der zu Mapoch geflüchtet war, wurde nach Ueberwindung des letztern durch die Bauern gefangen und in Pretoria durch den Strang hingerichtet. Motyatye flüchtete zu den Swazi. — Die Wesleyaner hielten trotz alledem ihre Verbindung mit Loto fest. So fand ich die Angelegenheiten bei meiner Ankunft in Lobethal in großer Verwirrung. Br. Kaddach hatte jedoch bereits so viel Einfluß auf die Gemeinde gewonnen, daß der Loto'sche Anhang immer schwächer wurde. Der wesleyanische Prediger fragte bei dem Regierungs-Kommissarius Abel Erasmus, was Loto für ein Mann sei. Dieser antwortete: „Frage Herrn Winter, der kennt ihn genau und wird es dir sagen können, soll ich aber meine persönliche Meinung sagen, so sage ich: „Er ist ein Teufel." Trotzdem und trotz unserer Gegenvorstellungen suchten die Wesleyaner ihn zu ihren Zwecken auszubeuten.

Dienstag, 3. März. Heute vor achtzehn Jahren wurde mir, während ich in Afrika reiste, mein Sohn Adalbert geboren. Wir tranken bei Tisch auf seine und seiner Mutter Gesundheit. Den ganzen Tag über kamen und gingen die Gemeindeglieder, um mich, den großen Lehrer, zu grüßen, auch etliche kleinere Häuptlinge kamen. Einige brachten Geschenke von Honig, Zuckerrohr, Hühnern, Milis. Geld ist im Lande fast nicht vorhanden, trotzdem brachten etliche einen Schilling zu meinen Reisekosten.

Am Vormittag besuchte ich Martinus auf seinem Kraal. Bald hatte sich eine große Anzahl Gemeindeglieder versammelt, mit denen ich vertraulich verschiedene Gemeinde-Angelegenheiten besprechen konnte.

Am Nachmittag kam der Nationalhelfer Petrus Thungoane vom Häuptling Pokoane mit seinem Gemeindlein, den Resten unserer früheren Patametsane'schen, lieben ernsten Christen. Mit Petrus und Martinus konnte ich tief eingehende Gespräche führen. Sie sind ernste fromme, um die Bekehrung ihres Volkes herzlich sorgende und eifrig sich mühende Christen. Martinus, der eigentliche Stifter der Gemeinde Lobethal, der größten in Bopedi, hatte bereits über 200 Seelen zur Taufe vorbereitet. Er ist ein treuer begabter Zeuge. Für sein Gemeindlein hat er eine Kirche gebaut, und als diese zu klein wurde, eine zweite größere, in der gegen 400 Personen Platz finden.

In dieser anspruchslosen, aber für ihren Zweck völlig ausreichenden Kirche versammelte sich in der Abendstunde die bereits auf 333 Seelen (mit Einschluß der etwa 70 Seelen zählenden Außengemeinde bei Pokoane) angewachsene Gemeinde. Die große Kirche war bis auf den letzten Platz gefüllt. Ich predigte über Offenb. 3, 11. „Halte, was du hast, auf daß dir Niemand deine Krone nehme," und ging dabei auf alle die schwierigen Verhältnisse der Gemeinde ein. Die Gemeinde lauschte mit gespannter Aufmerksamkeit. Nach beendigtem Gottesdienst hielt ich noch eine Versammlung mit den Aeltesten und Kapitänen ab. Samuel, der oberste, obgleich nicht recht energische und darum weniger Ansehen genießende Kapitän, ist getauft. Ich theilte ihnen mit, wie der Weggang des Br. Posselt eine Versetzung des Br. Kadach nach Khalatlolu nöthig mache, daß Martinus ordinirt werden solle und daß wir im Begriff ständen, zur Sicherung der Station den Bauernplatz, auf dem die Station steht, käuflich zu erwerben, daß sie aber im letz-

teren Fall durch Landabgaben die Renten des Kaufkapitals aufzubringen hätten. Zu letzterem waren alle gern bereit, dagegen äußerten einige ein Bedenken, ob es rathsam sei, dem Br. Winter die Oberaufsicht über die Station, in der Martinus als ordinirter Unter-Vorsteher bleiben solle, zu übertragen. Br. Winter sei als Abel Erasmus Freund, ihr Feind und manche von Maritschanes Volk würden deshalb an seiner Person Anstoß nehmen. Andere, namentlich Martinus, widersprachen dem lebhaft und meinten, unter Herrn Winter's Oberleitung werde die Gemeinde wachsen. Nachdem dann auch andere Gemeinde-Angelegenheiten besprochen waren, wurde die Versammlung, die mehrere Stunden in Anspruch genommen hatte, und bei der sämmtliche (etwa 15) Anwesende sich ausgesprochen hatten, spät Abends geschlossen.

Mittwoch, 4. März. Am Vormittage ließ ich Martinus die Schulprüfung abnehmen. Er fragte, obschon nicht zum Lehrer vorbereitet, geschickt ab und die Kenntnisse der Kinder in der biblischen Geschichte und im Katechismus waren durchaus befriedigend. Schwächer war die Fertigkeit im Lesen, noch schwächer im Schreiben und Rechnen; Geographie hatte er nicht getrieben. Der Gesang konnte genügen. Nach Martinus hielt Petrus Thungoane mit etwa 12 Schulkindern, die er von Pokoane mit hinübergebracht hatte, eine Prüfung ab, die ich auf die Biblische Geschichte und den Katechismus beschränkte. Auch diese Prüfung gewährte einen befriedigenden Eindruck.

Gegen Mittag kamen unsere ausgesandten Boten mit der unerfreulichen Nachricht vom Olifantfluß zurück, daß derselbe wohl zu Pferde, aber nicht mit dem Ochsenwagen passirbar und durch Krokodile gefährdet sei. Wir standen abermals vor der Aussicht, ihn bis zu seinem oberen Lauf bei Botschabelo hinauf zurückzufahren. Es wurden allerlei Pläne gemacht, ein Floß oder einen Nachen aus Baumrinde zu zimmern, oder abermals ihn zu durchschwimmen. Morgen früh soll es dann weiter nach Arcona gehen — dort werden wir ja sehen, was der Herr über uns beschlossen hat. Er hat so weit gnädig geholfen, und wird weiter helfen. —

Donnerstag, 5. März. Um für Arcona und den beabsichtigten Flußdurchgang auf alle Fälle die nöthige Zeit zu gewinnen, brachen wir früh auf, spannten gegenüber einem hohen Felsberge aus und kamen bereits um 1½ Uhr in Arcona an. Die Gegend trug wiederum einen andern Charakter als alle früheren. Eine weite Ebene war rechts begrenzt von einem ganzen Rande von höheren und niedrigeren Felsklippenhügeln. Diese werden gebildet von lauter lose auf einander gethürmten Granitblöcken, die aber sowohl oben als unten glatt abgerundet sind, wie die erratischen Blöcke in Norddeutschland. Sie sind größer und kleiner, bis zu 30—50 Fuß Höhen- und Breitendurchmesser, und belassen daher im Innern größere und kleinere Höhlen. Manche der Felshügel erinnerten mich an den Prudelberg bei Stohnsdorf oder an die Steinstadt (Louisenburg?) im Fichtelgebirge; nur daß die Massen viel großartiger sind. Ein Berg war wie ein babylonischer Thurm; so lagen fast wagerecht die Felsklötze treppenartig sich zu einer abgestumpften Pyramide gestaltend, regelrecht, als hätten Riesen sie aufgebaut, übereinander. Oft lag ein Felsklotz mit der Spitze auf einem

andern und hing so über, daß man hätte denken können, ein Kind könnte ihn mit dem Finger herabstürzen. Unser Weg führte am Fuß dieser Steinhügelkette beim Beginn der Thalsohle, theils durch Sand, theils durch Sumpf. Euphorbien mancherlei Art füllten ganze Flächen, baumartig bis zu 20—30 Fuß üppig aufgeschossen. Die hochstämmige Aloe mit sternartiger Blätterkrone habe ich nirgend so schön gefunden wie hier. Die Stämme waren bis 8 Fuß hoch und unten bereits hart verholzt.

Auf dem höchsten der Felshügel bei Lobethal hatte der Häuptling Maritschane seine Festung etablirt und ihn mittelst Steinschanzen zu einem mächtigen Fort umgestaltet, das selbst dem muthigen Abel Erasmus, als er ihn ausgehungert hatte, und er hernach die 30 Fuß hohen steilen Felsklippen mit den schmalen Gängen zwischen denselben besichtigte, Achtung und Entsetzen einflößte. Aehnliche Hügel sahen wir massenhaft. Die Kaffern bauen sich gern in denselben oder an seinen Abhängen an. Der höchste dieser Felsköpfe (etwa 400 Fuß hoch) ist der Piring (beim Wolf), auf welchem sich Sekwati, Sekukuni's Vater, in früheren Zeiten festgesetzt und eine Belagerung der Bauern siegreich bestanden hatte. Seine Leute hatten nur sieben Gewehre; Sekukuni nahm die sieben Tapfersten (unter ihnen unseren Jonas Pudumo), eine Anzahl Weiber bildete eine durch diese Tapferen beschützte Kolonne und sie schöpften für die oben auf den Felsen Durstleidenden frisches Trinkwasser, bis die Bauern abzogen. Später verlegte Sekwati von diesem zackigen Felskopf seine Wohnung nach dem Mossego, wo unsere ersten Brüder ihn vier Wochen vor seinem Tode trafen. Jetzt wohnt auf ihm der Häuptling Tseke, ein Sohn der alten Hanna, die als Schwester (oder Frau?) von Tulare, Sekwati's Vater, eine der angesehensten Personen im ganzen Bapedivolk ist, und selbst dem Kollokoe an Ansehen gleichkommt. Sie ist getauft.

Gegenüber diesem Piring unter einem jener mächtigen Steinhügel ist unsere Station Arcona angelegt.

Als wir beim Piring anlangten, wurden wir in lieblicher Weise begrüßt. Andreas, der Nationalhelfer, war uns mit den Schulkindern entgegengekommen, welche alle im Sonntagsstaat, die Mädchen mit einem saubern rothen und weißen Tuch um den Kopf, — Zeichen, daß sie Gläubige seien — in Reihe und Glied standen, jedes einen Stab in der Hand, an dessen oberen Ende ein Büschel von grünen Zweigen eine Art Palmkrone bildete. Vor der Front stand ein allerliebstes Mädchen mit einer Standarte, die ein schwarzes Kreuz auf weißem Grunde zeigte. So empfingen sie mich singend. Weiterhin stand die ganze Gemeinde, bereits auf mehr als 260 Seelen herangewachsen und empfing mich in ähnlicher Weise.

Wir waren noch ziemlich weit von der Station entfernt, als unser Weg sich in einen schönen gelben Parkweg verwandelte, 10—12 Fuß breit, sauber und klar in dem abgestochenen Rasen, aus dem rechts und links Aloe und Euphorbien aus einzelnen Laub- und Dornenbüschen hervorragten. Aehnliche Parkwege führten von der Station aus nach verschiedenen Richtungen zu den Kraalen der Christen. Auch die Kirche war sauber und ordentlich, sie faßt 2—300 Personen.

Das Wohnhaus des früheren Missionars wurde jetzt von dem außerordentlich tüchtigen Nationalhelfer Andreas bewohnt, der zur Zeit 60 Katechumenen zur Taufe vorbereitet. Neben demselben hat sich Br. Kaddach ein größeres und ein kleineres Rondabel zum Absteigequartier für seine Besuche reservirt.

Als wir angekommen waren, wurden wir von einer Anzahl Christen und Heiden begrüßt und mit einer großen Masse Zuckerrohr, Milis, Tabak, Hühner und anderen Geschenken — auch einige Schillinge brachten sie aus ihrer Geldarmuth — bewillkommt. Die oben erwähnte Hanna, Tulare's Schwester, brachte mir einen schönen Kaffertopf.

Unserere erste Sorge war die Frage, wie durch den Olifantfluß zu kommen. Zwar meinten einige Gemeindeglieder, er sei flach genug, um mit dem Ochsenwagen hindurchzufahren; allein andere widersprachen. Wir hielten also ernste Berathung. Die einen meinten, wir sollten drei größere Baumklötze absägen, auf dieselben die Buikplank des Wagens nageln, und mittelst dieses Flosses die Personen hinüberbringen. Martinus schlug vor, wir sollten einen großen Morula-Baum fällen und aus dessen Rinde einen Kahn anfertigen, mittelst dessen wir gefahrlos den Fluß bei Mutle überschreiten könnten. Er wußte uns die Sache so plausibel zu machen, daß wir bereits darauf eingingen.

Zuvor aber wurde eine allgemeine Rekognoszirung der hiesigen Drift beschlossen. Etwa 10—15 Schwimmer gingen dorthin (drei Stunden weit), die Brüder Kadach und Nauhaus ritten, und nun wurde, während ich die Zeit zur Aufnahme einer Skizze von der Station benutzte, alles gründlich untersucht. Die Schwimmer mußten zuerst einzeln, dann eine breite Kette bildend (um zu sehen, ob auch Löcher vorhanden wären), den Strom durchwaten. Auf geradem Wege ging es nicht. Auf einem Umwege gelang es, eine Fuhrt zu finden, in deren tiefster Stelle das Wasser etwas über den Rücken der Ochsen ging. Jubelnd kehrten die Brüder mit der guten Nachricht zurück.

Abends 8 Uhr wurde dann der Gottesdienst gehalten; ich predigte über Eph. 2, 11; die Gemeinde, welche die geräumige Kirche ganz füllte, hörte mit großer Andacht zu. Nach dem Gottesdienst hielt ich eine Versammlung mit den Gemeindeältesten, die mir von dem Wachsen der Gemeinde und den Plagereien der Heiden erzählten.

Freitag, 6. März, hielt ich am Vormittag die Schulprüfung ab. Der Nationalhelfer Andreas überraschte mich bei der Prüfung in der biblischen Geschichte und dem Katechismus durch die geschulte Schärfe und Korrektheit seiner Fragestellung, die Kinder durch die Klarheit ihrer Antworten und die Gediegenheit ihres Verständnisses der durchgenommenen Pensen (Schöpfung bis Abraham und Neues Testament) und der vier ersten Hauptstücke des Katechismus. Die Leistungen im Lesen konnten genügen, die im Rechnen und Schreiben waren, vornehmlich aus Mangel an Lehr- und Lernmaterial, geringer. Beim Gesang kamen, namentlich in den Mittelstimmen des Quartetts, unreine Töne vor; besonders schienen die halben Töne des Ueberganges Schwierigkeiten zu machen. Die ganze Haltung der Kinder war musterhaft. Sie verwandten keinen Blick vom Lehrer und folgten der

Prüfung mit innerer Theilnahme und Verständniß. Andreas ist ein tüchtiger Lehrer und wohlgeeignet, der Station als Nationalhelfer vorzustehen. Seine Gesichtszüge sind fast europäisch, seine Haltung ehrerbietig und freimüthig.

Nach dem Mittagessen wurde aufgebrochen nach der Drift. War das Wasser wirklich flach genug, so war dies eine seltene Ausnahme, da sie gewöhnlich erst Mitte April durchfahrbar wird. Wiederum gingen eine Anzahl Schwimmer hindurch und transportirten das ganze Gepäck des Ochsenwagens mit Ausnahme der hochaufgebundenen Katel im Wagen und der darauf gepackten Sachen trocken hindurch. Um eine Ausfahrt auf jener Seite zu gewinnen, mußten einige Männer zunächst das etwa 4 Fuß hohe steile Sandufer abgraben. Dann ging es in Gottes Namen, freilich nicht mit ganz ruhigem Herzen, hinein. Ich befestigte meine Uhr am Halse für den Fall, daß ich durchwaten mußte. Eine Reihe von Schwimmern mit langen Ruthen ging an der Seite der Ochsen, um sie in Reihe und Glied zu halten und zu gleicher Zeit anzutreiben. Zwei kräftige Männer faßten das Lenkseil der Vorochsen. Wir saßen auf der Katel, die vier Nationalhelfer (Martinus Sewuschan, Andreas, Petrus Thuloane und Johannes), die uns zur Waterberger Synode begleiteten, saßen halb entkleidet unten im Wagen — und trek! — ging es hinein in den gefürchteten Fluß. Glücklich erreichten wir eine Sandbank in der Mitte, bogen dann stromaufwärts ab, fuhren um eine kleine Insel und passirten dann die tiefe Rinne des Stroms, in welcher je vier Ochsen schwimmen mußten, während die übrigen sechs vor ihnen und hinter ihnen festen Grund zum Ziehen unter den Füßen hatten. So erreichten wir fast das jenseitige Ufer, die Ochsen standen zum Theil schon auf demselben, die Hinterochsen im Wasser, welches hier wieder tiefer war. Plötzlich stockte der Zug, zwei Ochsen hatten bei der schweren Arbeit das starke Jochholz zerbrochen. Sie mußten ausgespannt werden, damit die übrigen acht den Wagen herauszögen. Da derselbe eine nicht ganz korrekte Richtung genommen hatte, mußte wieder noch ein anderer Theil der Uferbank abgegraben werden — Minuten bangen Harrens — endlich war alles geordnet. „trek“ und in einer Minute war das jenseitige Ufer glücklich erreicht. Der Sorgenstein, der sechs Wochen auf uns gelastet hatte, war hinweggenommen. Von ganzem Herzen konnten wir unser Dankgebet thun.

Die Angesichter der Schwimmer glänzten nach wohlvollbrachtem Werk vor Freuden noch mehr, als ich ihnen sagte: „Kia lebocha kakudu!“ (Ich danke euch sehr), und als ich nun gar noch zur Belohnung jedem Einzelnen eine Blumenkarte mit einem Bibelspruch zum Andenken verehrte, da strahlten alle vor Glück und traten den nassen Rückweg an.

Wir fuhren durch das mannshohe Gras und das doppelt so hohe Rohr des Ufers eine Strecke hindurch bis zu einer sandigen Höhe, auf welcher wir ausspannten und unser Nachtquartier aufschlugen.

55. Vom Olifantsfluß nach Waterberg. Neu-Halle.

Sonnabend, 7. März. Heute war unsere große Sorge, wie die beiden Wagen des Br. Kahl, mit denen er uns an die untere Mutle-Drift entgegengekommen war, wieder zu erreichen, denn zwischen beiden Driften ist eine Entfernung von einer oder anderthalb reichlichen Tagereisen mit dem Ochsenwagen. Wir hatten zwar Boten zu ihm geschickt, um ihn an die obere Drift zu rufen, aber keine Nachricht, ob sie ihn gefunden hätten. Wir beschlossen, ihn hier abzuwarten, und ich benutzte den Vormittag dazu, um an den Fluß zurückkehrend, eine Skizze von dieser denkwürdigen Drift aufzunehmen. Endlich aber, zu Mittag, beschlossen wir, Kahl auf halbem Wege entgegenzufahren bis zur Slypsteen-Drift, die bereits vier Stunden näher nach Neu-Halle gelegen ist. Wir erreichten sie noch vor Untergang.

Kaum hatten wir ausgespannt, als Jan Kobo, der treue Vorsteher der in der Nähe gelegenen Außenstation, mit einigen Schulkindern herankam. Er hatte von seinem Hügel aus den Wagen aus der Ferne kommen sehen, und war, hoffend, derselbe werde Lehrer bringen, noch am Abend gekommen, uns zu grüßen. Wir verabredeten mit ihm den Gottesdienst für den folgenden Tag.

Schon war es ganz dunkel geworden, als Nauhaus plötzlich ausrief, ob wir nicht die Ochsenpeitsche in der Ferne hörten. Richtig, sie schallte deutlich von der Richtung her, wo Kahl kommen mußte, wir konnten bald auch das Rufen der Leute von zwei Wagen vernehmen. Ich antwortete mit dem Turnerruf, der Kahl von unseren Zöglings-Exkursionen her bekannt sein mußte. Da die Ochsenpeitsche weit schallt, verging fast eine Viertelstunde gespannten Harrens. Willem meinte, die Stimmen wären Bauernstimmen. Endlich kam der erste Wagen an. Schlimme Enttäuschung; es waren Bauern mit Holzwagen, acht Stück; bald loderten ihre Wachtfeuer, die unschöne Ziehharmonika ergötzte jene und störte unsere Nachtruhe; ebenso wie ihr Aufbrechen 3 Uhr Morgens unseren Morgenschlaf. In der Nacht hatte ich auch noch einen Kampf zu bestehen. Ich hatte mit Nauhaus bis dahin völlig friedliche Schlafkameradschaft gehalten. In dieser Nacht aber, wo der Wagen schief stand, war ich mit meinem schweren Körper dem seinen bis zu einer die Grenzen des Anstandes und der Gemüthlichkeit weitaus hinter sich lassenden Linie genähert. Wir lagen dos-à-dos. Plötzlich fühlte ich mich durch einen mit anerkennenswerther Geschicklichkeit ausgeführten kräftigen Stoß in mein Grenzgebiet zurückgeschnellt. Ich maß oben am Segel die Hälfte des Wagens ab und überzeugte mich, daß der im Schlaf ohne Bewußtsein geführte Stoß durchaus den Gesetzen der Billigkeit entsprach und eigentlich ein Akt der Nothwehr war. So suchte ich mich denn wieder zu etabliren, und freute mich zu sehen, wie der schnarchende Nauhaus von dem ganzen Vorgang keine Ahnung hatte.

Sonntag, 8. März. Wir beschlossen, unsere Sonntagsrast dazu zu verwenden, um bei dem benachbarten Jan Kobo einen Besuch zu machen, so daß die vier Nationalhelfer, die uns nach Waterberg begleiteten, dem dortigen Gemeindlein Gottes Wort verkündigten. Ein

Heidenknabe, den Jan Kobo mit einer Flasche frischer Milch zu uns sandte, war unser Führer zu dem etwa eine halbe Meile entfernten Kraal und Kirchlein.

Ich hatte die Entfernung von der Slypsteendrift, unserem Ausspannfleck, zu Jan Kobo unterschätzt. Die Sonne begann bereits 8½ Uhr heiß zu scheinen, so wurde ich denn trotz des langsamen Tempo, das ich „vorlegte" (wie Reuter sich auszudrücken pflegte), doch herzlich müde, freute mich aber doch wieder, so weit gekräftigt zu sein, daß ich den Marsch wirklich zu Ende bringen konnte. Unseren Ochsen hatte ich ihre Sonntagsruhe nicht verkürzen wollen.

Der Weg führte durch Dornen und große Kafferkornfelder an verschiedenen heidnischen Kraalen vorüber. Die Kinder spielten ihre Spiele, unter anderen auch das bei uns bekannte, daß zwei Knaben ein langes Seil schwangen, unter dem oder über welches die anderen während des Schwingens hinweghüpften. Die meisten der Heiden trugen ihre altheidnische Kleidung, die Männer und Knaben um den Leib einen Schamgurt, der nach unten reichend die Schamtheile bedeckte und hinten wie ein Lederstreif aufgebunden war, dazu Büschel von Federn, auch einzelne Federn im Haar, das zum Theil geschoren war, bei den Weibern umgrenzte ein Streifen von Haaren eine kahl geschorene Platte. Außerdem trugen die Männer Schnüre von schwarzen und gelben Perlen, zu der Form eines Strickes zusammengeflochten, auch einen ¼ Zoll dicken Streifen von blank gescheuertem Messingdraht um den Hals, um das untere Handgelenk und unter dem Knie und an den Fußknöcheln Drahtringe, einen neben den andern gereiht, manche wohl fünfzig nebeneinander, so daß die Unterarme fast bis an den Ellenbogen und die Unterschenkel eine große Strecke hinauf damit bedeckt wurden. Die Weiber verzierten ebenso ihre Stirn, Hals, Fußgelenke und den Theil zwischen Knie und Waden mit Ringen, nur daß sie um den Hals auch länger herabhängende Schnüre von kleineren Perlen trugen. Die uralten schwarzen und gelben unregelmäßig geschliffenen mattglänzenden Perlen schätzen sie so hoch, daß sie solch altes Halsband nicht um einen Ochsen verkaufen würden. Spekulanten haben sie täuschend nachgemacht, so daß es mir absolut unmöglich wäre, sie von den alten zu unterscheiden. Aber die Bassuto haben darin einen solchen Kennerblick, daß sie sofort die nachgemachten, wie der Juwelenhändler den Diamant unter den Simili, herauskennen; dieselben haben nicht den zehnten Theil des Werths der alten, die Jahrhunderte hindurch vererbt worden sind und trotzdem nie eine Aenderung an Farbe und Gestalt erfahren haben.

Bei den Weibern findet man außer genannten Stücken zur Bedeckung der Scham einen Streifen von vorn lang herabhängenden Franzen und nach hinten einen längeren in zwei Zipfeln endigenden Lederschurz, so daß bei jeder Körperbewegung dennoch die zu bekleidenden Theile bedeckt bleiben, dagegen sind die Brüste und die übrigen Körpertheile völlig unbedeckt, so daß man von vorn den ganzen oberen Theil der menschlichen Gestalt sehen kann. Einzelne — Frauen und Männer, — haben wirklich schönen Körperbau, namentlich Männer und Jünglinge; unter den Frauen und Mädchen sind dies doch nur sehr verein-

zelte Ausnahmen. Namentlich machen die zumeist tabaksbeutelartig herabhängenden Brüste einen degoutanten Anblick, obschon bei einzelnen jüngeren auch hier schöne Körperformen vorkommen. Je mehr nun aber die Heiden, namentlich die Arbeiter in den Diamantengruben, mit civilisirten Leuten in Berührung kommen, desto mehr vertauschen sie ihre ursprüngliche, zum Theil wirklich kleidsame Nationaltracht mit europäischen Kleidern, oder sie verhüllen den Leib mit einer großen Decke, oder Theile desselben mit einem Tuch. Auch Fellkleider oder nach vorn und hinten herabhängende Fellschürzen legen die Weiber an. Manche verschaffen sich Hemden und Kleider. Männer tragen alte abgeschabte rothe Soldatenröcke, die die Rooi-batjes (Rothröcke) um ein billiges verkauften, oder andere abgelegte Kleider, Beinkleider, Westen und Röcke, — auch Schnürstiefeln, Gamaschen und Schuhe. An diesem Tage fand ich beim Gottesdienst zwei elegante Herren, mit sauberem Plätthemde, schneeweißen Stulpen, sauberem Oberrock, und Gentleman-Beinkleidern und Stiefeln; sie waren Heiden, die diesen Sonntagsstaat, der dem meinigen gegenüber elegant zu nennen war, doch auch beim Gottesdienst den staunenden Heiden zu zeigen begehrten. Bei diesen ist das genannte Motiv zunächst das einzige, das sie zu den Gottesdiensten zieht. Hoffentlich bleibt gelegentlich ein Wort als Haken sitzen.

Als wir oben auf Jan Kobo's Kraal ankamen, war allgemeine Freude; sie brachten uns, was sie hatten, Honig, Milis, Milch, Wassermelonen in Fülle. Wir zogen uns in das kühle schattige Kirchlein zurück. Dasselbe war aber abermals zu klein, wir mußten zum Gottesdienst unter den großen schattigen Dornbaum gehen, woselbst sich etwa 100 Zuhörer, zumeist Heiden, einfanden und andächtig und still zuhörten. Diesmal hatte ich keinen Dolmetscher, Br. Nauhaus beherrscht die Bassutosprache noch nicht genügend, so daß diesmal die Nationalhelfer die Predigten halten mußten. Am Vormittag predigten Martinus Sebuschane und Andreas, am Nachmittag Petrus und Johannes. Ich wohnte nur dem ersten Gottesdienste bei und kehrte nach Beendigung desselben mit Nauhaus zum Wagen an der Drift zurück. Beide Nationalhelfer, die ich hörte, sprachen mit großer Freimüthigkeit und Wärme, Nauhaus sagte, auch in anregender und ansprechender Weise. Der ganze Gottesdienst, den Nauhaus mit Vater Unser und Segen beschloß, war mir sehr ergreifend, die Kräfte des Lebens arbeiten sichtlich unter diesem Heidenvolk. —

Als wir in glühender Mittagshitze zum Wagen zurückkehrten, hörten wir auf dem Wege von unserer Olifantdrift her wiederum Peitschenknall. „Br. Kahl," dachten wir beide. Aber es war eine abermalige Täuschung. Es waren Heiden, die mit Rufen und Peitschenknallen die Vögel vom Getreide verscheuchten. Wir labten unsere durstigen Zungen mit reichlichem Kaffee und warteten weiter.

Neue Pläne wurden geschmiedet. Vor allen Dingen kam es uns darauf an, zu erfahren, wo Kahl sei. Jan Kobo sagte, er sei mit zwei Wagen vorbeigefahren nach der unteren Olifant-Drift bei Mutle. Wir hatten unsererseits bereits von Lobethal aus zwei Boten geschickt. Anderthalb Tagereisen weit sollten sie bis Zebediele's Hauptstadt gehen, um womöglich Kahl zu benachrichtigen, daß wir wahrscheinlich bei Ar-

cona den Olifant durchfahren würden, er also statt zu Mutle, an die dortige Drift kommen möchte. Die Boten waren zurückgekommen nach Arcona, und hatten unsern Brief zurückgebracht, weil der Olifant zu voll für sie gewesen sei, ihn zu durchwaten. So hatten wir sofort Freitag früh von Arcona aus zwei andere Boten geschickt nach der Mutle'schen Drift, um Kahl hierher zurückzurufen. Nach unserer Meinung konnten sie am Abend Kahl treffen, und wir ihn dann am Sonnabend Abend oder Sonntag früh hier erwarten. Nun erfuhren wir, daß diese Boten einfach bei der Slypsteen-Drift übernachtet und am Sonnabend Vormittag ihren Tabak verhandelt hatten, und erst am Sonnabend Nachmittag ihren Weg zu der von hier noch eine Tagereise weit entfernten Mutle-Drift fortgesetzt hatten. Wir wußten also immer noch nicht, ob Kahl von unserem Verbleiben unterrichtet war. Wir schickten also

Montag, 9. März, früh einen anderen Boten nach der Mutle-Drift mit einem Briefe Kahl entgegen, damit dieser wenigstens genau unterrichtet werde. Wir aber warteten inzwischen ruhig weiter.

Wäre ich nun ein Maler, so hätte ich die Gruppe am Wachtfeuer aufgenommen. Hier unsere vier Nationalhelfer, dort unser Willem und die beiden Wagentreiber von Arcona, hockend, sitzend, liegend um das Feuer, in mancherlei Bekleidung. Der Grapen brodelt, dürres Holz ist genügend angetragen. Da kommt ein Mann und eine Frau von Jan Kobo gesandt, die Frau einen großen Korb mit Wassermelonen, den größten, die ich gesehen, auf dem Kopf, der Mann mit einem großen Bündel Zuckerrohr (eine Abart desselben, die hier reichlich gefunden wird), die Stengel werden abgeschält und das Mark zerkaut und ausgesogen, der süßsäuerliche Saft ist ein treffliches Mittel gegen den Durst und viel gesunder als der allerdings auch höchst erquickliche Saft der schaumartigen inneren Theile der Wassermelone (deren Genuß aber bei Fieberzeiten bedenklich ist); eine andere Frau bringt zwei große Schleifsteine, die Johannes und Martinus gewünscht hatten. — Jan selbst hatte gestern Abend mit Petrus auch noch einen Abschiedsbesuch am Wagen gemacht und ein Huhn gebracht, welches Willem soeben zur Mittagsmahlzeit bereitet. Vorüber gehen von Zeit zu Zeit Heiden, Weiber, mit Milis gefüllte Körbe auf dem Kopf, Männer mit Zuckerrohrbündeln oder Beilen und anderem Geräth. Gewöhnlich kamen sie an uns heran, um zu grüßen. Das Alles bietet mannigfache Scenerien. Die Landschaft selbst bietet nichts Sonderliches. Es ist Busch- und Dornenfeld, am Horizont begrenzt von den Bergen Zebediele's, in die die Strydpoortkloof tief einschneidet. Zwischen den Dornenbüschen blüht reichlich, zum Theil ganze Flächen erfüllend, eine Art Aloe mit gesprenkelten, 1 Fuß hohen und langen Blättern und hochstengligen verästeten Blüthen, die fleischfarben ungefähr an die Gestalt der Blüthe der einseitigen convallaria erinnern.

Inzwischen schreibe ich das Tagebuch und wir — warten auf Br. Kahl. —

Dienstag, 10. März. Als ich früh Morgens mein Bad im Ingumpe genommen hatte, hörte ich Peitschenknallen von der Gegend her, von wo wir Br. Kahl erwarteten, bald schimmerten zwei Tente vom Ochsenwagen durch die Büsche. Ich jubelte: Br. Kahl! — Ich

kam heran; wiederum waren es Bauernwagen. Nun wurden wir bedenklich wegen der Weiterreise. Am Montag früh hatten wir einen unserer Treiber mit einem Brief ihm nach der unteren Olifantsdrift entgegengeschickt. War dieser nicht angekommen? Hatte er Br. Kahl verfehlt? Es wurde Kriegsrath gehalten. Uns schien nichts übrig zu bleiben, als unseren Weg direkt nach Waterberg zu nehmen. Aber wenn dann Br. Kahl ankam und traf die leere Stelle, und war vergeblich acht Tage lang in der Wüste umhergefahren? Wir beschlossen, noch bis zum Abend zu warten. — Wiederum kam der treue Jan Kobo, brachte ein Huhn, Wassermelonen, Milis und Zuckerrohr. Unsere Kost neigte zu Ende, Kaffee höchstens noch zu zweimal, Zucker ebenso, das Brod begann zu schimmeln. Drei lebende Hühner hatten wir noch und etwas amerikanisches Fleisch in den Büchsen und Biscuit — aber wie weit sollte das reichen? So verging der Vormittag.

Bald nach Mittag hörten wir wieder Peitschenknall, aber von der entgegengesetzten Seite her, von der Olifantdrift her, die wir durchfahren hatten. Wer sollte von der Seite her kommen? Sollte Br. Kahl doch einen anderen Weg dorthin gegangen sein? Bald riefen unsere Leute: „Da kommt Mynheer Kahl mit seinem weißen Hut und weißen Rock!" Richtig, er war es! Das war ein Jubel! Schnell wurde unser Gepäck auf seinen Wagen umgeladen, unser Wagen der Obhut von Jan Kobo und Petrus übergeben, welche versprachen, ihn bis durch die Drift zurückzubringen, und nun ging es vorwärts, direkt auf Neu-Halle zu. Wir fuhren in der Richtung nach Zebedieles Hauptstadt, von wo ein direkter Transportweg, freilich im spitzen Winkel zurückbiegend, nach Neu-Halle führt. Eine Stunde vor der Hauptstadt versuchten wir den spitzen Winkel abzuschneiden; zwei Kaffern zeigten uns gegen je einen Schilling Entschädigung den Weg durch Gras und Büsche, auf welchem wir am folgenden Tage den Transportweg fassen sollten. Mitten in den Büschen ohne Weg und Steg spannten wir aus und machten Nachtquartier.

Mittwoch, 11. März. Wir hatten noch Stunden lang ohne Weg zu fahren, bis wir endlich den gewünschten Transportweg erreichten. Nun ging es im beschleunigten Tempo, um an dem Tage noch einen Ausspannplatz mit Gras und Wasser zu erreichen. Der Weg durch das Buschfeld war gut, wir konnten auch ein Rudel Springböcke sehen, denen unsere Treiber vergebens nachjagten. Aber zehn Minuten vor dem Ausspannplatz nöthigte uns ein heftiges Gewitter, ohne Wasser in den Büschen in rabenschwarzer, nur durch die hellen Blitze erleuchteter Nacht, unser Quartier zu nehmen.

Donnerstag, 12. März. Um Neu-Halle noch frühzeitig zu erreichen, brachen wir bereits Nachts um 2 Uhr auf. Der Weg war aber durch den Regen so aufgeweicht, daß die Ochsen den Wagen nur langsam fortschleppten und wir auf den drei Stunden langen ersten Schoft volle fünf Stunden verwandten. Wir erreichten das Bauergehöft von van Zyl, der dort mitten im Buschfelde mit seinen zwei Schwiegersöhnen ein ärmliches Leben führt. Aber er fühlte sich zufrieden, obgleich die Tasse Kaffee, die wir ihm vorsetzten, seit Wochen die erste war, die er zu sehen bekam. Er war mit Br. Kahl befreundet, versorgte

uns mit frischer Milch und legte, ohne etwas zu sagen, eine saftige Springbock-Keule auf den Wagen, die uns zu Mittag trefflich mundete.

Wiederum eine Tagesfahrt durch das Buschfeld. Es streckte sich; die Sonne war nahe am Untergehen, als wir die Grenze unseres Stationslandes von Neu-Halle erreichten. Das Land war weit und breit ebene Fläche, nur ab und zu hob sich am fernen Horizont das Waterberg-Gebirge und der schmale Felsrücken des Modimulle matt ab; auch das Buschfeld wurde kahler, nur hier und da ragten einige Dornbäume aus der bereits gelb werdenden Grasfläche hervor.

Beim letzten Ausspannfleck sahen wir einen Grasbrand entstehen, wahrscheinlich durch die Unvorsichtigkeit eines Transportbauern angefacht, der zu nahe an dem dürren Grase sein Feuer angezündet hatte. Dasselbe griff, da der Wind sich beständig drehte, bald nach allen Himmelsgegenden um sich und wir sahen Rauchwolken bis zum Horizont aufwirbeln; bisweilen loderte die Flamme mannshoch auf und verwandelte das grüne Gras nicht minder als das dürre in eine öde schwarze Fläche. Sie verzehrte auch die kleineren Bäume und Büsche und bedrohte selbst unseren Wagen. Wir konnten indeß, da in der Nähe das Gras etwas niedriger war, die Flamme mit Grasbündeln und Laubbüschen mit Leichtigkeit niederschlagen. Merkwürdig war es, daß sofort über die abgebrannten Stellen eine Menge von Störchen sich niederließ (wir zählten über fünfzig), die den durch den Brand ihres Schutzes beraubten Schlangen nachstellten.

Als wir bei Sonnenuntergang die Grenze der Station erreichten, flatterte hoch am Dornbaum ein Banner, das höchste und mittlere zwischen zwei anderen. Sie trugen die Embleme von Glaube, Liebe, Hoffnung. Unter ihnen stand der Lehrer mit der gesammten Schulkinderschaar, die, grüne Zweige hoch emporhebend, uns mit Gesang begrüßten. Wir stiegen ab und schüttelten den mit glänzenden Augen uns empfangenden Kindern die Hand. Weiterhin standen den ganzen Weg entlang einzelne Gruppen von Gemeindegliedern, die uns grüßend empfingen. Da die Dämmerung in dieser Gegend nur kurze Zeit dauert, war es doch schon ziemlich dunkel geworden, als wir vor dem Missionarshause anhielten. Auch hier warteten Massen von Gemeindegliedern, um zu grüßen: „Dumäla Mynheer“ (ich grüße, Herr), oder tamáchĕschu Mynheer, oder tama koosch, oder tama Morena (gegrüßet seist Du, Herr, oder gegrüßet seist Du, König). Aller Angesichter glänzten, ja strahlten vor Freude, den Vater der Lehrer willkommen zu heißen.

Am Abend 8½ Uhr, zu der den Leuten genehmsten Stunde, füllte sich die große schöne geräumige Kirche, die wohl 400 Menschen faßt, zum Gottesdienst. Ich predigte über 2 Cor. 13, 13. Dann saßen wir plaudernd im trauten Missionarshause. Mitternacht war längst vorbei, als wir uns zur Ruhe begaben, der Tag hatte seine vollen 23 Stunden gedauert.

Freitag, 13. März. Br. Nauhaus feierte seinen 24. Hochzeitstag traurig. Er hatte betrübende Briefe bekommen und war selbst bedenklich erkrankt mit allen Anzeichen des Fiebers, wie es mir schien. Es waren die Folgen einer durch ein Bad im Ingumpe entstandenen

Erkältung, die sich auf den Magen geworfen hatte. Er konnte an den Akten der Visitation sich nicht betheiligen, sondern saß oder lag mit heftigen Kopfschmerzen im Wagen oder im Bett. Er fühlte sich unfähig, die Reise nach Waterberg zur Generalsynode fortzusetzen, und es wurde beschlossen, daß ich Abends 5 Uhr allein weiterreisen solle, weil Br. Kahl zu seiner Pflege bei ihm bleiben wollte. Die bereits gestern mit dem Pferdewagen aus Botschabelo angekommenen Brüder Schulz und Jonas sollten dann mitreisen..

Da mein Aufenthalt in Neu-Halle durch die ungewünschte Verzögerung an der Slypsteen-Drift so sehr verkürzt war, drängte sich alles zu ungemüthlicher Hast. In den frühesten Morgenstunden hatte ich eine Skizze von der Station aufgenommen. Nach dem Frühstück wurde in der Kirche die Schulprüfung vorgenommen, zu der von etwa 100 Kindern 80 sich eingefunden hatten. Br. Kahl, der selbst die Schule (mit Hülfe eines Jünglings aus der Gemeinde) verwaltet, prüfte selbst. Ich fand die Schule in erfreulichem Zustande, Kenntniß und Verständniß von der biblischen Geschichte alten und neuen Testaments, sowie der drei ersten Hauptstücke des Katechismus waren durchaus befriedigend, ebenso in der Geographie. Die Leistungen im Lesen und Schreiben waren genügend, im Rechnen gingen sie über das Maß anderer Bassutoschulen hinaus. Die Haltung der Kinder war bescheiden und geordnet. Die Gemeinde ist soeben daran, ein neues Schulhaus auf eigene Kosten zu erbauen. Der Mangel an Lehr- und Lernmitteln, sowie an Bänken und Subsellien, stellte sich aber fühlbar heraus.

Gegen das Ende der Prüfung fand sich auch — wohlgekleidet — der heidnische Häuptling Andries Maubane ein, ein merkwürdiger Mann, in dem Anfänge der Civilisation ein wunderliches Gemisch bildeten mit Ueberresten heidnischen Wesens. Die Umwandlung der Bassutohäuptlinge seit den letzten achtzehn Jahren ist eine sichtliche und wesentliche. Sie haben bereits die Ueberzeugung gewonnen, daß das Christenthum unter ihrem Volk eine Macht geworden ist, der sie Rechnung tragen müssen. Von Andries etwa 3—4000 Seelen zählendem Stamm sind bereits 450 getauft. Er sieht ein, daß er die Christen nicht mehr mit offenbarer Gewalt zwingen kann, und begnügt sich daher mit heimlicher Gegenarbeit, von der er aber nicht Wort haben will, weil er den bereits sich fühlbar machenden Gegendruck der Christen fürchtet. Deshalb sucht er die Freundschaft des Missionars, deren er bedarf, um sein Häuptlingsansehen zu retten.

Die Macht und das Ansehen der Häuptlinge in denjenigen Theilen der Republik, in welchen die Bauern stark genug sind, die Eingeborenen im Zaum zu halten, kann als fast gebrochen angesehen werden. Sie stehen mit ihrer Tyrannei und Willkür unter dem Zwang und der Oberherrschaft der Regierung. Die Heiden sehen es mit Augen, daß nicht der Häuptling, sondern der Distrikt-Kommissarius das letzte Wort spricht. Der Aberglaube, als ob der Häuptling Regen zaubern könne, ist durch die eindringende Macht des Christenthums erschüttert, so daß er im Ganzen nur noch bei dem absterbenden Geschlecht gepflegt wird, während von der heranwachsenden Generation der eine Theil für Freigeisterei und Unglauben, der andere für das Christenthum sich ent-

scheidet. Weil nun die Gewalt der Regierungsbeamten eine diskretionäre ist, so steht es in ihrer Macht, Häuptlinge und Stämme bei Einforderung der Abgaben (10 Mark pro Hütte jährlich) und bei Verhängung von Geldstrafen für Säumnisse zu drücken oder zu begünstigen. Die heidnischen Häuptlinge (an welche die Regierung allzeit unmittelbar Regreß nimmt) müssen also darauf Bedacht nehmen, mit den betreffenden Beamten in gutem Vernehmen zu bleiben, was ohne Opfer aller Art nicht abgeht. Das Beamtenthum ist aber wohl nirgend schlechter bestellt, als in einer Republik. Die Thatsache liegt vor Augen da, daß wenig gebildete Leute, die bisweilen kaum richtig schreiben können, dem früheren tüchtigen Beamten, weil sie die Gunst der Mächtigen besitzen und „Patrioten" sind, supponirt werden, der Tüchtige muß weichen, weil er „ein Ausländer" ist, und kann sich noch glücklich fühlen, wenn ihn der unkundige Landdrost als „clerc" (Sekretair) um ein Geringes behält, und durch ihn die Geschäfte besorgen läßt. Dabei liegt die andere Thatsache vor Augen, daß Bauern, die in dürftigen Verhältnissen lebten, nach fünfjähriger Verwaltung solches Amtes reiche Leute werden. Einige haben es so arg getrieben, daß man mir bei meiner Anwesenheit in Pretoria erzählte, drei hohe Beamte säßen soeben wegen grober Betrügereien und Erpressungen im Gefängniß.

So sitzt nun der arme Heiden-Kapitän in der Klemme. Von der einen Seite weigert ihm sein Volk, das Nöthige zu leisten, von der anderen zwickt und drängt ihn der Regierungsbeamte (aus dem kleinen Stamm der Bakhatla unter Andries Maubane sind im letzten Jahr allein 30000 Mark in Baar herausgezogen), die frühere Einnahme aus der Regenmacherei will auch nicht mehr fließen; bezahlt der Häuptling nicht sofort, so werden ihm schwere Geldstrafen auferlegt. So muß er denn nach neuen Mitteln suchen, das Geld aus seinem Volk herauszupressen; das geschieht durch schwindelhafte Manipulationen. Dazu aber kann er in diesem Falle guten Gebrauch vom Missionar machen, der seinen christlichen Volksunterthanen das Wort klar machen soll: „Gebt dem Kaiser, was des Kaisers ist," damit der Kapitän Geld bekomme.

So wird allmählich in den Augen des heidnischen Häuptlings die Mission und das Christenthum eine ganz angenehme und ausnutzbare Institution. Andries liest in der Bibel, und weiß sie für seine Zwecke gut zu zitiren, ja selbst fromme Bauern mit Bibelsprüchen in Verlegenheit zu setzen. Um den Missionar nicht wider sich zu haben, legt er dem Christenthum scheinbar nichts in den Weg, denn derselbe soll ihm helfen, den schwindenden Gehorsam auch seiner heidnischen Unterthanen durch das Wort Gottes wieder zu wecken — natürlich vorausgesetzt, daß das Christenthum ihn selbst persönlich nicht inkommodire oder in seinem Lasterleben beschränke.

Eins der merkwürdigsten Exemplare dieser Art von Heiden-Kapitänen saß nun in der Person des Andries Maubane am Schluß der Schulprüfung vor mir, eine wohlgemästete, herkulische Gestalt von über 6 Fuß Höhe, mit gutmüthigem, glattem Gesicht, als sei er aus lauter Wohlwollen zusammengesetzt. Er wollte mich in einer schwierigen Angelegenheit sprechen und war nicht wenig überrascht und erfreut, als ich

ihn mit der Bemerkung begrüßte, ich hätte die Absicht, ihn in seinem Hause auf seinem Kraal zu besuchen.

Zunächst kam er mit ins Missionarshaus, wo ihm als Kapitän ein Platz am Tische gewährt wurde. Dann wurden die Pferde gesattelt und wir ritten, um Zeit zu ersparen, in starkem Galopp die Viertelmeile hin zu seinem Kraal. Er führte mich in ein europäisch gebautes Haus mit neun Zimmern, von denen eins, das Empfangszimmer und ein zweites, das Cantoor, einigermaßen möblirt waren. Ein schmutziger Heide präsentirte eine Tasse Kaffee ohne Zucker, die ich mit Ueberwindung trank. Ich saß auf einem Lehnstuhl, Kahl und der Häuptling auf gewöhnlichen Stühlen. Ein berüchtigter Zauberer in phantastischem Anzuge setzte sich zur Erde neben mich, verließ aber auf den Wink des Häuptlings das Zimmer. Andries (der Häuptling) begann mit Betheuerungen, daß er der Freund der Missionare und der Mission sei, aber zu klagen habe über seine christlichen Unterthanen, daß sie ihm nicht das gewährten, was er als Häuptling zu fordern habe, und daß ihrem Beispiele folgend, auch die heidnischen Unterthanen ihn weder durch Abgaben noch durch Ehrerbietung ehrten. Er sah die Missionare als seine Helfer an, die ihm zu seinem Recht helfen möchten, vergaß aber hinzuzufügen, daß er vielmehr durch seine Willkür, Winkelzüge und Betrügereien selbst sein Ansehen verscherzt hat. Er verlangte die Vermittelung der Missionare, speziell die meinige, um zu seinem Recht zu gelangen. Dabei versicherte und versprach er, dem Missionswerk unter seinem Volk keinerlei Hinderniß in den Weg zu legen, vergaß aber hinzuzufügen, daß er insgeheim Vieles thut, um das Heidenthum zu stärken und die Christen zu beengen. Besonders betheuerte er, es sei ihm schrecklich, zu denken, daß die Christen in Deutschland von ihm meinten, er widerstrebe dem Evangelio, und schon aus diesem Grunde würde er nie etwas gegen das Evangelium thun. Ich erwiderte ihm, die vorliegende Streitsache zwischen ihm und seinem Volk könnte ich weder ohne Beisein des Superintendent Rauhaus, noch ohne das pitscho, d. h. die Versammlung des Volks gehört zu haben, schlichten. Rauhaus sei krank und zum pitscho wegen meiner baldigen Abreise keine Zeit, ich könne ihm also nur im Allgemeinen sagen, wir Lehrer wiesen unsere Gemeinden an, dem Kaiser zu geben, was des Kaisers ist, und Gotte was Gottes ist; darum verböten wir ihnen zu gehorchen, wenn er heidnische Sachen von ihnen verlangte, beföhlen ihnen aber, Achtung und Ehrerbietung vor ihm zu haben, als ihrem gottgeordneten Kapitän, soweit er nach den bestehenden Gesetzen etwas anordne, was ihm nach seiner Befugniß als Häuptling zustände. Die vorliegende Streitsache werde ich Rauhaus beauftragen, genau zu untersuchen und zu entscheiden; sein Spruch solle dann gelten, als habe ich selbst gesprochen. Er dankte und erklärte sich damit zufrieden.

Bald nach dem Mittagessen versammelte ich die Gemeindeältesten und Hausväter der Gemeinde zu einem pitscho (Versammlung), um ihnen einestheils die Grüße und Theilnahme der heimischen Missionsgemeinde zu überbringen, anderntheils sie zu christlicher Liebe und Gemeinschaft zu ermahnen. Ich kam auf die vorliegende böse Sache. Der Fall ist ein zwiefacher; das Begehren des Häuptlings nach einer beson-

deren Abgabe von den Christen, und die Weigerung der Farbigen, die Pacht für unser Gemeindeland zu zahlen. Auf den ersten Fall werde ich später zurückkommen.

Der zweite Fall betraf Philippus, den mächtigsten Unterhäuptling von Andries, welcher, obgleich getauft, sich weigert, die der Missionsgesellschaft von ihrem Grund und Boden geforderte Landabgabe zu zahlen. Als Vorwand gebrauchte er den Umstand, daß Andries ein gewisses Viertel des Platzes, welches wir von ihm gekauft hatten, wieder zurückkaufen gewollt habe. Zu diesem Ende habe er dem Häuptling Andries Geld gegeben, also könne er doch nicht an uns noch einmal bezahlen. Andries aber hatte das empfangene Geld unterschlagen und zu anderen Zwecken verausgabt. Es war also wichtig, von dem Häuptling, der ebenfalls zum pitscho gekommen war, eine Erklärung zu erlangen, ob das betreffende Stück Landes ihm oder uns gehöre. Ich präcisirte meine Fragen so, daß er nicht ausweichen konnte, und so gab er wirklich die Erklärung ab, das betreffende Stück Land sei Eigenthum der Missionsgesellschaft. Als nun unsere Gemeindeglieder, um sich der Abgabe zu entziehen, andere Ausflüchte suchten, die Sache müsse erst zwischen Herrn Nauhaus und Andries geordnet werden, schnitt ich das ab. Die Grenzbaken stehen für Jedermann sichtbar da, um zu beurteilen, wem das Stück Landes gehöre, und es könne nicht geduldet werden, daß Christen sogar die gesetzliche Landpacht zu zahlen weigerten.

Darnach kehrte ich auf das geistliche Leben in der Gemeinde zurück, ermahnte die Einzelnen, Vorsteher, Alte, Kapitäne 2c. zur treuen Erfüllung ihrer Christenpflichten, den Häuptling, daß er endlich Ernst mache mit seiner Bekehrung, ehe die Gnadenzeit für ihn verflossen sei. Endlich gab ich meinen Segenswünschen für die Gemeinde einen warmen Ausdruck. Mehrere standen auf und dankten und erwiederten die Segenswünsche, sprachen aber zugleich von ihrer „Krankheit und Schmerzen", d. h. den oben erwähnten beiden Fällen und bedauerten, über den ersteren Gegenstand aus Mangel an Zeit sich nicht aussprechen zu können.

Ich mußte eilen, denn 5 Uhr, die für meine Abreise bestimmte Zeit, rückte näher. Im Hause fand ich Nauhaus etwas wohler, so daß er hoffte, am folgenden Tage mittelst des Pferdewagens nachkommen zu können. Hierauf hin, weil mir der Gedanke, abzureisen und ihn krank zurückzulassen, allzu schmerzlich war, beschloß ich denn, ebenfalls noch über Nacht zu bleiben und am folgenden Tage mit ihm die Reise zu machen.

56. General-Synode und Festwoche in Waterberg.

Sonnabend, 14. März. Ganz in der Frühe kam ein lieber, gläubiger Christ und weinte seine hellen Thränen über den Schmerz der Gemeinde und beklagte es, mir denselben nicht spezieller darlegen zu können. Gegen 9 Uhr wurde aufgebrochen, Nauhaus konnte mitfahren. Der Weg führte durch Buschfeld zum Morulakopf, einem niedrigen Felshügel, um welchen her viele Heiden wohnen, dann an Modimulle vorbei zur Rildrift. Als wir diese bereits fast erreicht

hatten, berichteten uns Boten von Br. Krause, die Drift sei unpassirbar, wir müßten eine obere nehmen, die die Boten uns zeigen würden. Der Umweg von mehr als einer halben Meile war mir besonders um des kranken Br. Nauhaus willen schmerzlich, dessen Kräfte kaum noch ausreichten, die Fahrt zu bestehen. Eine halbe Stunde vor der Station begrüßten uns sechs Brüder aus der Nordsynode zu Pferde. Gegen Sonnenuntergang kamen wir an. Alle Brüder außer Kahl, Kadach und Winter waren schon da. Letztere beiden hatten zu Pferde kommen wollen. Br. Nauhaus Krankheit steigerte sich unter erschrecklichen Schmerzen.

Sonntag, 15. März. Nauhaus fühlte sich ein wenig leichter, aber die Krankheit schien immer noch nicht gebrochen zu sein. Er konnte den Eröffnungsgottesdiensten der reich besetzten Festwoche nicht beiwohnen. Ich hielt die häusliche Morgenandacht über Psalm 46. Dann gingen wir Geistliche unter dem Gesange: „Jesu geh voran" in die Kirche, wo zunächst das Eröffnungsgebet durch Br. Knothe gehalten wurde. Wir sangen: „Allein Gott in der Höh' sei Ehr", dann begab sich die ganze Festgemeinde (für die die mit 500 Menschen gestopft gefüllte Kirche nicht ausreichte, so daß Hunderte draußen blieben) unter Gesang auf einen schattigen Grasplatz im Garten. Es war herzbewegend, diese 7—800 Menschen mit farbigen Angesichtern, unter denen nur wenige Heiden waren, zur Anbetung versammelt zu sehen. Br. Trümpelmann hielt die Liturgie und die Predigt über 1 Petri 1, 3 ff.

Am Nachmittag hielt der erste der beiden farbigen Ordinanden, Timotheus Sello, seine Ordinationspredigt. Ich konnte von derselben, weil sie in Sessuto gehalten wurde, natürlich nichts verstehen, freute mich aber an der Wärme des Vortrages und an dem liturgischen Anstande. Der erste unserer Missionare, den ich nach Inhalt und Form der Predigt fragte, antwortete: „Das war prächtig!" mehrere ältere Brüder sagten: „Eines solchen Amtsbruders werden wir uns nicht zu schämen haben." Andere schwiegen still; es schien, als müßten sie sich in die Thatsache, daß auch die Farbigen ordinirt werden, erst mit der Zeit finden lernen.

Die Station Waterberg hat durch die Festwoche — als welche sie von Farbigen und Weißen angesehen wird — das Ansehen eines Jahrmarktes bekommen. Eine lange Reihe von Ochsenwagen steht unter den Bäumen. Außer den Nationalhelfern und Aeltesten sind auch viele Gemeindeglieder aus der Ferne gekommen, 80 allein von der Station Mp'hôme, in Summa über 180. Ein alter, seit zwei Jahren ausgedienter Stationsochse, über zehn Jahre lang die Zierde unter seinen Genossen, der in der zweijährigen Ruhezeit fett geworden war, hatte sein Leben lassen müssen. Er führte den hohen Namen Har majesteit (Ihre Majestät), den ihm Br. Koboldt seiner Zeit gegeben hatte. Er war nämlich durch einen Landdrosten mit einem der früheren schlechten Gesetze inkommodirt worden und hatte gesagt: „Das ist ein schlechtes Gesetz." Der Landdrost, vielleicht nicht der einsichtigste unter seinen Kollegen, hatte die Sache als Majestätsbeleidigung aufgefaßt, weil ihre Majestät, die Republik, doch das Gesetz durch ihre Vertreter erlassen hatte, und er hatte deshalb den Br. Koboldt zu 25 Pfd. Sterl.

(500 Mark) Strafe verurtheilt. Koboldt lachte ihn aus, mußte aber die Strafe und an jeden der Richter 60 Mark Gebühren zahlen. Der Präsident Bürgers, vor den die Sache kam, lachte ebenfalls den Landdrosten aus und vernichtete dessen Urtheil. Strafgeld und Gebühren mußten zurückgezahlt werden. Als der Landdrost später selbst seine Thorheit einsah, bat er Br. Koboldt, der Sache doch nicht weiter zu gedenken oder sie zu erwähnen. Dieser aber hatte inzwischen dem prachtvollen Ochsen, dem Stolz aller Vorochsen, den Namen Har majesteit (Ihre Majestät) gegeben, den er auch bis zu diesem Tage geführt hat. Die Hörner, besonders schöne Exemplare, will ich mit nach Deutschland nehmen.

Die von fern gekommenen farbigen Gäste sitzen in Gruppen um ihre Wagen, oder sammeln sich zu kleinen Gesellschaften, die mit einander singen und beten, oder ihre Erfahrungen austauschen. Die von Mp'hôme haben eine Fahrt von fünf Tagen, die von Blauberg (etwa 20 an der Zahl) eine von fast sechs Tagen bis hierher zurücklegen müssen. Aber dergleichen wird, da, wo es etwas gilt, in Afrika nicht sonderlich geachtet. Ebenso läuft recht gern ein Bote, — da eben die Post fünf Stunden vor der gesetzten Zeit durchgefahren ist, seine 15—20 deutsche Meilen nach Pretoria — und zwar unentgeltlich — um für mich einen wichtigen Brief dorthin zu besorgen.

Den farbigen Gästen aus der Ferne habe ich einen zweiten alten, ausgedienten Stationsochsen geopfert. Diese Tage sind für sie ein Fest, an welches sie nicht nur selbst bis ins Greisenalter gedenken werden, sondern welches auch eine Predigt für ihr ganzes Volk und über die Grenzen desselben hinaus sein wird. Heute Abend nun wird für uns deutsche Brüder deutscher Gottesdienst sein.

Durch die Festfreude geht leider ein tiefer Schmerz. Die Krankheit des Br. Nauhaus nimmt einen hartnäckigen Charakter an; ab und zu ist etwas Linderung des Fiebers, aber auf gründliche Beseitigung der Krankheit können wir noch nicht hoffen; er selbst hat Todesgedanken. Herr sei uns gnädig! —

Br. Knothe predigte am Abend über die Losung des Tages Ps. 69, 10, ein warmes, erweckliches, kräftiges Zeugniß. Nach dem Gottesdienst ordnete und vollendete ich meine Briefe und Tagebücher.

Montag, 16. März. Die Krankheit des Br. Nauhaus nimmt einen bedenklichen Verlauf, er spricht vom Sterben, sowohl wach, als in Fieberphantasien. Auch die Brüder Winter und Kadach, die zu Pferde kommen wollten, waren nicht angekommen; nach der Seite ihres Weges hin hatten sich starke Wetter entladen, wir waren ohne alle Nachricht und darum besorgt. So begannen die Verhandlungen der vereinigten Synode ziemlich beengt.

Drüben in der Kirche hielten die Farbigen unter einander Frühmette, in welcher ein Nationalhelfer die Predigt hielt. Uns hielt Br. Köhler die Morgenandacht. Ich eröffnete die Verhandlungen mit einer Ansprache, worauf der erste Gegenstand der Tagesordnung: „Nebenerwerb der Missionare in Rücksicht auf § 22 der Missionsordnung," durch ein Referat des Br. Beuster und ein Korreferat des Br. Düring eingeleitet wurde. Bei der Diskussion ergab es sich, daß der § 22 nach zwei Seiten hin mißverstanden war, da-

durch, daß man dem Begriff „Nebenbeschäftigung" den anderen „Nebenerwerb" supponirt, also gemeint hatte, der Missionar solle Erlaubniß haben, neben der eigentlichen Missionsarbeit auch allerlei Beschäftigung ausüben zu können, die für ihn einen Gewinn abwürfen; einer hatte einen dahin bezüglichen Passus der „Erläuterungen und Motive" dahin mißverstanden, daß dem Missionar gestattet sein solle, so viel, als er für den Bedarf seiner Person und Familie Mehreinnahme nöthig habe, also ca. 60—100 Pfd. Sterl., nebenher zu erwerben, und erst betreffend das Mehr des Nebenerwerbs sei er verpflichtet Anzeige zu machen und die Bestimmung der Synode und des Comité einzuholen. Doch blieb er vereinzelt mit seiner Deutung, die von sämmtlichen übrigen Consynodalen entschieden verworfen und gemißbilligt wurde. Etliche waren mit dem Paragraph darum unzufrieden, weil er überhaupt Nebenbeschäftigungen neben der amtlichen Thätigkeit gestatte, da doch der Missionar seine ganze Zeit und Kraft seiner Missionsarbeit widmen müsse. Ein ernster Ton zog sich durch die ganzen Verhandlungen. Von einer Seite wurde auch die ärztliche Praxis der Missionare, die ja doch nur Pfuscherei sei, verworfen. Es war daher meine Aufgabe, zunächst den Wortlaut von § 22 klar zu stellen, und nachzuweisen, wie allerdings neben der eigentlichen Missionsarbeit (Predigt und Sakrament, Pflege der Gemeinden, Reisen ꝛc.) gewisse Beschäftigungen vorkommen, denen der Missionar sich nicht gut entziehen könne, z. B. Beförderung der Post, da, wo in der Wildniß keine zweite Person dazu geeignet sei, Theilnahme an der Beaufsichtigung und dem Unterricht in städtischen Schulen, Predigt und Seelenpflege der Deutschen im Bezirk, Aushülfe in Krankheiten und dergl., in Bezug auf welche Beschäftigungen der Paragraph Grenze und Norm festzusetzen bestimmt sei. Die Diskussion ging sehr detaillirt in die einzelnen vorgekommenen Fälle ein, und es ergab sich, daß allerdings etliche Missionare früher die Grenzen nicht innegehalten hatten, und namentlich durch allerlei Handelsgeschäftchen sich einen Vortheil zu verschaffen gewußt hatten. Das Verderbliche dieser Praxis wurde allgemein anerkannt und es konnte berichtet werden, daß seit Erlaß der Missionsordnung dieselbe eingestellt worden sei. Es wurde allgemein anerkannt, daß jede Art von Handelsgeschäften, als einmal das Gemüth der Missionare von ihrem Beruf abziehend, und zum anderen den guten Ruf der Mission gefährdend, durchaus verboten bliebe; unter diese Handelsgeschäfte sei es aber nicht zu rechnen, wenn der Missionar seinen Bedarf an Lebensmitteln mit Picken und Decken bezahle, weil dies bei den Farbigen die üblichen Bezahlungsmittel seien. Der tiefe Ernst um Wahrung der Berufstreue, der sich in der Diskussion kundgab, war mir sehr wohlthuend.

Der zweite Gegenstand war: „der gleichmäßige Gebrauch der Liturgie in unseren Gemeinden." Br. Knothe verlas das Referat des immer noch recht kranken Br. Nauhaus, Br. Krause sein eigenes Korreferat. Die mancherlei Abweichungen in der Praxis wurden beleuchtet, und der Wunsch verlautbart, daß auf Grund der offiziell eingeführten Bachmann'schen Agende eine einheitliche, einfache Form hergestellt, die spezifischen Bedürfnisse für die Arbeit unter den Heiden

durch Ergänzungen befriedigt und ein Gemeinsames gedruckt, auch den Gemeinden zugänglich gemacht werde in Betreff der Liturgie und Abendmahlsfeier. Die Vorarbeiten zur Erlangung eines gemeinsam anzuwendenden Formulars sollten hier in Afrika gemacht und dem Comité eingesandt werden.

Am Nachmittag wurde zunächst das Thema: „Erziehung der Missionarskinder," eins der schwierigsten im Missionarsleben, warm und eingehend besprochen und die Nothwendigkeit dargethan, in ausreichenderer Weise Hülfe zu schaffen. Da alle anderen gemachten Versuche sich als praktisch undurchführbar erwiesen hatten, kam man darauf zurück, daß in jeder Synode an einem Ort eine Art Erziehungsschule einzurichten sei und womöglich durch einen besonderen Lehrer, und da, wo dieser nicht zu beschaffen sei, durch eine Lehrerin, die aus Deutschland zu senden sei, verwaltet werde.

Das zweite Thema: „Gewinnung und Vermehrung der nationalen Kräfte in unserer Mission," wurde durch die Brüder Knothe und Trümpelmann eingeleitet und gab einen erfreulichen Einblick in das Große, das in diesem Punkt bereits erzielt sei, aber freilich noch lange nicht das vorhandene Bedürfniß befriedige. Es wurden über die Höhe der Gehälter, sowie über die Art der Ausbildung der Nationalhelfer, wichtige Gesichtspunkte vereinbart.

Die ganzen Verhandlungen verliefen würdig; sie waren ein Zeugniß von der Treue, mit der die Brüder beider Synoden fast ausnahmslos ihres Amtes gewartet hatten, und überhaupt dessen Bedeutung und Aufgabe erfaßten und verfolgten. Der Druck, der auf den Versammelten durch die Krankheit des Br. Nauhaus und die Abwesenheit der Brüder Winter und Kadach lastete, wurde heute nicht gehoben. Ich selbst konnte wegen einer durch Erkältung bewirkten Lähmung des einen Beines mich nur mühsam mit Hülfe zweier mir unter die Arme greifenden Brüder von der Stelle bewegen. Auch andere Brüder fühlten in Folge der feuchten Luft in Waterberg rheumatische Beschwerden.

Dienstag, 17. März. Fortsetzung der gemeinsamen Besprechungen. Der erste Gegenstand war: „Unsere Stellung zu den übrigen evangelischen Missionsgesellschaften, welche in Transvaal arbeiten." In Betracht kamen besonders die Schweizer, die Holländisch-Reformirten, die Wesleyaner und die Hermannsburger. Während wir mit den Schweizern in brüderlicher Eintracht und Gemeinschaft leben, haben wir seitens des reformirten Missionar Hofmeyer manche Angriffe zu erdulden. Die Wesleyaner aber haben, ausgehend von dem Gedanken, sie allein seien die wahre Kirche, scharfe Angriffe nicht bloß auf unsere Gemeinden, sondern auch auf die der Schweizer und der Holländisch-Reformirten gemacht, und bedienen sich dazu so unwürdiger Mittel, daß man, obgleich absehend von Repressalien, doch energisch auf Defensivmaßregeln Bedacht nehmen müsse. Anstatt Gegenden aufzusuchen, wo Heiden zu bekehren sind, senden sie Emissäre in unsere Gemeinden und Außenstationen, die mit allerlei verlogenen Vorstellungen — leider nicht ohne Erfolg — unsere Gemeindeglieder verführen und von uns weglocken. Es wurde beschlossen, daß Superintendent Knothe im Namen der Synode ein Anschreiben an sämmtliche

Missionsleitungen in Afrika richten solle, um eine Vereinbarung über gewisse Grundsätze zu erzielen, die ein friedliches Nebeneinander- und Miteinanderarbeiten ermöglichten; ich wurde beauftragt, einen in der Warneck'schen Missions-Zeitschrift veröffentlichten, von Wahrheitsentstellungen durchwobenen Aufsatz wesleyanischen Ursprungs zu berichtigen, die Brüder versprachen, mir dazu das geschichtliche Material zu liefern.

Der zweite Gegenstand der Tagesordnung betraf den Gebrauch des Kafferbiers. Br. Schlömann wies in einem trefflichen, den Gegenstand erschöpfenden Vortrag nach, daß das starke Kafferbier thatsächlich der Ruin der Heiden und derjenigen christlichen Gemeinden sei, in denen es nicht verboten werde. Es wurde unterschieden zwischen dem starken, berauschenden Kafferbier, das, da die Heiden dasselbe im Uebermaß zu genießen, sich nicht beherrschen können, ähnliche Folgen erzeugt, wie der im Uebermaß genossene Branntwein, und einzelne wie ganze Stämme sittlich und körperlich entnervt; und einer Art schwachen Kafferbiers, das mäßig genossen ein gesunder Trank ist. Darin waren alle Anwesenden einig, daß das starke Kafferbier unter keinen Umständen in unsern Gemeinden zu dulden sei, deren etliche durch dasselbe bereits zerrüttet worden sind. Aber über zwei Punkte gingen die Meinungen auseinander; die Strengeren wollten, daß auch, wenn der Häuptling einen Trunk starken Biers anbietet, und es unhöflich sein würde, nicht wenigstens ein klein wenig davon zu trinken, oder wenn auf Reisen solch starkes Bier die einzige erreichbare Erquickung sei, man sich doch um des Beispiels willen auch in solchen Fällen enthalten müsse; dieser Ansicht neigte sich die große Mehrheit zu. Die andere Frage war, ob nicht auch das schwächere Kafferbier, wenngleich für den Einzelgebrauch zu gestatten, doch bei gemeinsamen Gelagen, wie bei Hochzeitsfesten oder bei Feldarbeiten, zu verbieten sei. Diese Anschauung fand lebhafteren Widerspruch, da ja auch bei solchen Gelegenheiten das Bier an sich keinerlei schädliche Folgen habe, letztere aber nur bei übermäßigem Genuß zu befürchten seien. Deshalb sei nicht der Trank an sich bei solchen Gelegenheiten zu verbieten, sondern nur der übermäßige Genuß zu kontrolliren, resp. unter Zucht zu stellen.

Nach der Vormittagssitzung trafen endlich die heißersehnten Nachrichten von Br. Winter und Kadach ein. Sie waren beunruhigender Natur. Ein Swazi-Kommando von 8000 Mann sei eingebrochen, habe bereits gebrannt, geplündert und gemordet, bis in die nächste Nähe von Thaba Mossägu (am Berge Serafu), alle Bewohner seien in die Höhlen geflüchtet, Kollokoe habe einige Tausend Mann zur Abwehr gesammelt; die Swazi seien im Bunde mit Zebediele, der bereit sei, gegen die Bauern aufzustehen. Auch Winter habe bereits eine Höhle aufgesucht, in welche er seine Familie flüchten könne, und gedächte bei stärkerer Gefahr nach Botschabelo zu flüchten.

Obgleich die Veranlassung zum Aufgeben der Reise der beiden Brüder betrübend genug war, wußten wir doch aus Erfahrung, daß solche Nachrichten meistens übertrieben werden und befahlen die lieben Brüder in Gottes Schutz. Br. Nauhaus war auch so weit genesen, daß er, obgleich mit Anstrengung, sich an den Verhandlungen theilweise be-

theiligen konnte. Auch mein Bein wurde sichtlich besser, so daß ich mit Hülfe des Stockes doch allein gehen konnte.

Am Nachmittag wurde das Thema: „Welche Grund- und Kirchensteuern sind unseren Stationen und Gemeinden aufzulegen zum Zweck der Selbsterhaltung?" durch die Brüder Beuster als Referent, und Bauling als Korreferent, eingeleitet. Es stellte sich heraus, daß eine ganze Anzahl von Gemeinden, namentlich auf Dörfern, durchaus im Stande seien, mehr als bisher zu den Kirchen- und Schulbedürfnissen beizutragen und daß ihre Ungeneigtheit dazu nicht bloß auf unzulässigen Motiven beruhe, sondern auch in Bezug auf Erweckung christlichen Lebens sehr schädlich wirkte, und daß gegen diejenigen, welche sich muthwillig ihrer Pflicht entzögen, selbst der Ernst der Zucht anzuwenden sei. Dagegen wurde ebensosehr erkannt, daß manche, namentlich die entfernter liegenden Gemeinden durchaus nicht im Stande seien, die üblichen Abgaben zu bezahlen, obschon es ihnen an Willigkeit nicht fehle, mancher Vater ginge 3—4 Tage auf die Jagd, um die Taufgebühr entrichten zu können. Es wurde erkannt, daß für alle Stationen gleichmäßige Tarifsätze sich nicht aufstellen ließen, ebensosehr aber auch das erkannt, daß von vornherein die Gemeinden auch zur Mithülfe auch in äußeren Dingen heranzuziehen und heranzubilden seien. Könne dies nicht durch baares Geld erzielt werden, müsse dasselbe durch Arbeitsleistungen und Naturalabgaben ersetzt werden.

Ueber das zweite Nachmittagsthema: „Uebersetzungsarbeiten und Druck von Sessutho-Büchern" gab Br. Knothe das Referat, Br. Grünberger das Korreferat. — Es stellte sich heraus, daß die bisherige Verwaltung der Druckerei die Arbeiten zu einem so hohen Preise liefere, daß die eigentliche Aufgabe, billige Lehrbücher zu erlangen, nicht erreicht werde, daß im Gegentheil auf anderem Wege bezogene, resp. in Deutschland gedruckte Bücher für den dritten, ja vierten Theil erlangt werden könnten. Der größte Nachtheil aber sei hierbei nicht der unnöthige Geldaufwand, sondern die Unmöglichkeit für viele ärmere Gemeindeglieder, ihren Bedarf an Schul- und Gesangbüchern ꝛc. zu beschaffen, wodurch namentlich der Schulunterricht sehr beeinträchtigt werde. Da als Hauptursache die hohen Löhne in Botschabelo angegeben wurden, so wurde beschlossen, die Druckerei nach Waterberg zu verlegen, woselbst nicht nur billigere Löhne gezahlt werden, sondern auch die nöthigen Räumlichkeiten bereits vorhanden seien. Dagegen sei die Uebersetzung des neuen Testaments, zu der Br. Knothe das Manuskript zum Theil fertig habe, zum Theil bald fertig zu stellen gedachte, in Deutschland zu drucken.

Nachdem dieser Gegenstand erledigt war, beschloß Br. Nauhaus die Verhandlungen der vereinigten Synoden mit einem innigen Gebet. Er fühlte sich soweit hergestellt, daß eine ernstere Gefahr nicht mehr vorhanden zu sein scheint.

Mittwoch, 18. März, fand die Versammlung der Nationalhelfer und Gemeindeältesten statt im Beisein einer Zahl von Gemeindegliedern. Von außen waren 26 Nationalhelfer erschienen, unter ihnen bekannte liebe Namen wie: Martinus Sewuschane, Timotheus Sello, Petrus Tulare, Petrus Tuloane, Paulus Makchoka, Jacob Tserere,

Johannes Kobo. Die übrigen waren: Charles Ratsebilo aus Makotopong, Salomo Tao aus Blauberg, Petrus Mahome aus Chananoa, Abraham von Mapene, Johannes Sedibo von Khalatlolu, Daniel Lechapo aus Leschoaane, Andreas Matschie aus Arcona, Johannes Madinate, Hosea von Leydenburg, Johannes von Tseane, Jacobus Moyetsi, Samuel Nakedi von Manake, Nicolaus Lepachoe von Dsanane, Hiskias Mampe von Mooifontein, Franz Maluleke von Georgenholtz, Timotheus Sekele von Leydenburg, Jacob Lechadimane von Booisendal, Hiskias Ramasodi von Marapjane, David Molluane von Mp'hôme. Zu diesen 26 Nationalhelfern kamen 42 Gemeindeälteste aus Waterberg, Botschabelo (Andries Sekoto), Leydenburg, Lobethal, Pretoria, Wallmannsthal, Mp'hôme (14 an der Zahl), Mamaila, Medingen, Blauberg, Moletse, Malokung, Georgenholtz, Marapjane (Neu-Halle), Motolodi. Außer diesen waren eine größere Anzahl von Gemeindegliedern gekommen, so daß von Außen her in Summa circa 150—180 Gemeindeglieder (zum Theil 6—8 Tagereisen weit) herangekommen waren, deren Zahl bei den Verhandlungen durch Waterberger Gemeindeglieder sich auf gegen 200 Personen vermehrte. — Mein Herz wallte über von Dank gegen den Herrn, als ich diese Versammlung vor mir sitzen sah.

Ich leitete die Verhandlungen nach dem Eingangsgebet des Br. Krause durch eine Ansprache ein, in welcher die Vergleichung der Zustände, die ich bei meiner Reise von 1867 mit denen, die ich jetzt vorgefunden habe, mir den Grund darbot, einmal den Dank gegen den Herrn und dessen große Wunderthaten auszusprechen, anderentheils auch die Verpflichtung, daß sie nun auch selbst energisch weiter mitzuarbeiten haben, den Versammelten an das Herz zu legen. —

Darauf wurde als erster Gegenstand „Der Genuß des Kafferbiers" besprochen. Br. Knothe theilte den Versammelten die Resultate des in der Generalkonferenz Beschlossenen mit und forderte sie auf, auch ihrerseits die mit dem Genuß des Biers zusammenhängenden Gefahren und Verderbnisse darzulegen. Sie thaten dies in beredten Worten, deren bei einigen vorkommende Weitschweifigkeit man um der Wärme und des Eifers willen, mit dem sie gesprochen wurden, gern in den Kauf nahm. Unter etwa acht Rednern fand sich nur ein einziger, der dem mäßigen Gebrauch des Biers das Wort redete, alle übrigen wiesen unter Anführung von Thatsachen die Verderblichkeit des Genusses für Heiden und Christen und die absolute Nothwendigkeit der gänzlichen Abschaffung nach, und baten um Hülfe: „Das Kafferbier mordet die Leute, zerrüttet die Gemeinden, vernichtet das geistliche Leben, helft uns; wenn nicht, so geht das ganze Werk zu Grunde." Ich antwortete, daß die Aeltesten und Helfer den Lehrern zur Hand gehen müßten, damit diese da, wo Bitten, Ermahnung und Gebet nichts ausrichteten, mit der ganzen Wucht der Zucht den Feind niederschlagen könnten. Auch in Betreff des schwächeren Biers verlangten sie die Abschaffung, auch bei Hochzeiten und Feldarbeiten und anderen größeren Zusammenkünften, weil, wo Viele zusammen seien, doch der Regel nach nicht Maaß gehalten werde, und dann ähnliche Folgen kämen wie beim starken Bier. Ich konnte mich nicht entschließen, in diesem Punkt dieselbe Strenge zu empfehlen, weil hier die Gefahr und die Sünde nicht

in dem Stoff selbst, sondern in denen liegt, welche ihn mißbrauchen, und weil Fälle angegeben wurden, wo auch bei Hochzeiten und Feldarbeiten die Grenzen des Erlaubten nicht überschritten werden, und die Zucht daher gegen die Ueberschreitung, nicht gegen den Stoff selbst angewandt werden müsse. —

Am Nachmittag wurde zunächst „Das Verhalten gegen die in unsere Gemeinden eindringenden Verführer" besprochen. Ich leitete den Gegenstand ein mit Anknüpfung an den mir von der Synode ertheilten Auftrag, die Unwahrheiten und Verdächtigungen eines von den Wesleyanern in der Warneck'schen Zeitschrift veröffentlichten Aufsatzes zu widerlegen, der es mir wünschenswerth mache, ganz genaue und zuverlässige Nachrichten über das Treiben jener Verführer zu empfangen. Eine große Anzahl Redner verbreiteten sich über die von ihnen selbst gemachten Erfahrungen. Es kamen haarsträubende Dinge zu Tage; farbige Nationalhelfer anderer Denominationen gehen mit Verleumdungen, Verdächtigungen und Schmähreden gegen uns vor, machen, um die Heiden zu gewinnen, heidnische Dinge mit, leben zum Theil unsittlich (einer der Häupter, Raphela, ist zu einer Frau mit ehebrecherischen Gelüsten gekommen und hat ihr gesagt, der Geist Gottes habe ihm offenbart, sie solle ihm zu Willen sein); trotzdem aber, daß unsere Brüder dem Missionar Hofmeyer, der sich dieser Abgeirrten annimmt und sie zu eigener Gegenkirche sich hat gestalten lassen, das Treiben dieser Leute mitgetheilt haben, hat derselbe gegen sie weder Zucht noch Ermahnung angewandt, sondern stärkt ihnen den Rücken. In Betreff der im obengedachten wesleyanischen Bericht erwähnten Unwahrheiten konnte Timotheus Sello (der morgen ordinirt werden soll, ein durchaus glaubhafter Mann) als Augenzeuge das berichten, was ich aus vieler Anderer Munde bereits gehört hatte, daß bei Mutle, woselbst nach dem Bericht der Wesleyaner eine Kirche für 600 Plätze gebaut sein solle, überhaupt nur zwei kleine Gebetskapellen gebaut worden seien, die erste, ein Pfahlhäuslein, dessen Dach man mit den Händen fassen könnte und die etwa 30 Personen faßte, und ein zweites von Padischane erbautes ganz schmales niedriges Kirchlein von Felssteinen, welches nach Sello's Berechnung kaum mehr als 40 Personen faßte. Die von den Heiden abgebrannte Kirche sei aber nicht diese, sondern jene erste Pfahlkirche.

Auf die Bitte der Versammelten um Anweisung, was zu thun, gab ich folgenden Bescheid: „Der Herr hat uns geboten zu wachen gegen diejenigen, die nicht durch die Thür in den Schafstall eingehen wollen; der beste Schutz ist, daß die Gemeinden selbst zu solchem Grade christlichen Ernstes und biblischen Wissens erzogen werden, daß sie den Irrlehrer erkennen und abweisen können, hierzu sei es nöthig, sowohl in den Gemeindevorstandsversammlungen, als in Vorträgen an die Gemeinde selbst, die nöthige Belehrung zu ertheilen. Sodann aber sei es Pflicht, die geheimen Verführungskünste zu überwachen und die solchen Verführungskünsten besonders ausgesetzten Gemeindeglieder zu warnen und zurechtzuweisen; die erkannten Irrlehrer aber, mögen sie weiß oder farbig sein, nicht in den Versammlungen reden zu lassen, sondern sie zu meiden. Dabei müsse das Bewußtsein erhalten bleiben, daß

unser Feind nur dann überwunden werden könne, wenn wir unseren Kampf in Gebet und dem Glauben führen, daß die Sache des Herrn sei, der selbst über Seine Gemeinde wachen werde und sicherlich den von Ihm bestellten Wächtern, falls sie nur im Glauben kämpfen, den Sieg verleihen werde."

Ueber den dritten Punkt „Die Bethätigung der Gemeinde in persönlicher Mitarbeit" sprach Br. Nauhaus die Hauptgedanken aus den Verhandlungen der vereinigten Synode resümirend, warme, eindringliche Worte, denen auch ich in gleichem Sinne eine Ansprache hinzufügte.

Das Anfangs- und Schlußgebet der Versammlungen wurde durch einen weißen Lehrer gesprochen, zum Schluß der Vormittagsverhandlungen und zum Beginn der Nachmittagsverhandlungen betete ein Farbiger. Zwischen den einzelnen Thematen wurde gesungen.

Die ganze Haltung der Versammlung hat einen tiefen Eindruck auf mich gemacht. Ich habe manchen Synodalversammlungen und Pastoralkonferenzen beigewohnt in Deutschland und England, aber in keiner derselben ein größeres Maß von Andacht, heiligem Ernst, tiefer Einsicht und Verständniß für den vorliegenden Gegenstand, von klarer durchdachter Rede und warmer Beredsamkeit gefunden, als in dieser. Man ist in Deutschland gewohnt, die bekehrten Kaffern und Bassuto als Christen niedrigeren Grades anzusehen. Man thut damit groß Unrecht. Denn was wir Deutschen an Gelehrsamkeit und wissenschaftlicher Bildung voraus haben, wird bei den hiesigen Christen mehr als aufgewogen durch ihre große Opferfreudigkeit, Treue und Bekennermuth. Dem Herrn sei Preis und Dank auch für diese Gabe.

Donnerstag, 19. März. Für Donnerstag und Freitag waren die Spezialverhandlungen der beiden Transvaalsynoden angesetzt. Da dieselben sich vornehmlich auf das Geschäftliche, die Prüfung der Rechnungen, Anträge, Verlesung der Antworten des Comité, auf die eingesandten Protokolle ꝛc. bezogen, wohnte ich nur hier und da als Gast auf kürzere Zeit den Verhandlungen bei und benutzte die Zeit theils zum Aufnehmen einer Skizze von der Station, theils zur Vollendung des Tagebuchs. Am Vormittage kam zu aller Freude Br. Kadach zu Pferde an mit der Nachricht, daß jene Berichte über den Einfall der Swazi übertrieben zu sein schienen. Hinzu fügte er die schmerzliche Nachricht, daß Br. Winter durch die Verschlimmerung eines Leidens am Knie außer Stande gesetzt worden sei zu reiten, also nicht mehr zu erwarten sei. — Am Abend hielt uns Br. Reuter eine erweckliche deutsche Predigt.

Freitag, 20. März. Wiederum ein reich gesegneter Tag. Wir hielten am Nachmittag ein putecho (Versammlung) mit den Nationalhelfern und Aeltesten und den Gästen aus der Ferne im Freien. Etwa 400 Farbige mochten sich unter den hohen Gummibäumen gelagert haben. Da waren mit Ausnahme der Koranna und Buschleute und eigentlichen Betschuanen alle Nationalitäten versammelt, unter denen wir in Afrika arbeiten. Br. Krause führte den Vorsitz. Nach einleitendem Gesang und Gebet des Br. Kadach eröffnete Br. Knothe die Versammlung mit einer längeren Ansprache in Sessuto. Dann folgten

nacheinander fünf Ansprachen in fünf verschiedenen südafrikanischen Sprachen, gehalten von Eingeborenen, je von etwa einer Viertelstunde. Zuerst sprach Paulus Makopa von Waterberg in der Matebelensprache, dann Daniel Machale von Leschoaane auf Sesfuto, dann Petrus Masenki von Makatopong in der Knopneusensprache (Sekoapa), dann Jesaias Mokoke von Modimulle auf Kapenaar-Holländisch, endlich Franz von Makoarele auf Setsoetla. Den Beschluß machte ich in einer deutschen Ansprache, und vertheilte sodann an jeden der gekommenen Nationalhelfer und Gemeindeältesten meine Photographie. Das Schlußgebet hielt Br. Krause auf Sesfuto.

Dieser Nachmittag war mir der Höhepunkt der Festwoche. Er war mir ein sichtlicher Beweis von dem tief einschneidenden Wirken unserer Mission in Süd-Afrika. Der Same ist ausgestreut und wächst in herrlicher Ernte. Der Sauerteig gährt in den Herzen der Völker, das Heidenthum fühlt je länger je mehr seine Widerstandslosigkeit. Die Ansprachen, frei aus dem Herzen gethan, bekundeten, daß in den Bekehrten selbst eine Macht vorhanden ist für ihre Völker. Es waren wirklich Zeugen, zum Theil Blutzeugen, die von dem inneren Leben in Gott, von dem Gähren in ihren Umgebungen, von den Siegen des Herrn, von den Leiden um des Herrn willen mit inniger, zum Theil feuriger Beredsamkeit zeugten; ruhige, besonnene, tapfere, opferfreudige Männer, deren Auge glänzte und deren ganzer Leib mitredete, und deren Zeugniß sichtlich bis ins innerste Herz der athemlos lauschenden Zuhörer eindrang. Mir war es wie ein Nachklang des Pfingstfestes, diese Treuen in der Mannigfaltigkeit der Sprachen und Gaben, aber in der Einheit des Geistes aus der Fülle von Schrift und Erfahrung heraus von den großen Thaten Gottes zeugen zu hören.

Sonnabend, 21. März. Früh Morgens wurden die Protokolle verlesen. — Am Nachmittag war zunächst Beichte für die Basfuto, am Abend hielt ich die Beichte mit den Amtsbrüdern.

Sonntag, 22. März. Geburtstag unseres alten Kaisers. Gott der Herr segne ihn und erhalte ihn noch lange zum Segen für sein Volk. — Am Vormittag predigte Br. Kadach unter den hohen Gummibäumen auf Sesfuto. Dann begab sich die ganze Versammlung in die Kirche, die sich bis auf den letzten Raum füllte. Es war ein wichtiger Tag, der einen bedeutungsvollen Fortschritt in unserer Missionsarbeit bezeichnet. Die beiden ersten Basfuto wurden für das heilige Predigtamt ordinirt. Da saßen sie vor dem Altar, die beiden lieben treuen Bekenner, Martinus Sewuschane, der Blutzeuge aus Sekukuni's Zeit, und Timotheus Sello, der hochbegabte, wohlunterrichtete und doch so bescheidene Mann, der lange sich geweigert hatte, die hohe Gabe der Ordination anzunehmen, für welche er sich durchaus unwürdig fühle, und der schließlich nur dem direkten Befehl seines Superintendenten Gehorsam leistend, sich bereit finden ließ. Da saßen diese beiden lieben Treubewährten im pastoralen Kleide, ihre Brüder aus den Nationalhelfern um sie her, die Gemeinde gespannten Blickes sie betrachtend, Alle fühlten: Heute ist ein großer Tag!

Die Ordinationshandlung selbst, die ich in Gemeinschaft mit den beiden Superintendenten Knothe und Nauhaus vollzog, hatten wir so unter uns vertheilt, daß ich die zum eigentlichen Akt gehörenden Worte deutsch sprach, und Nauhaus diese, sowie andere Gebete in Sessuto-Uebersetzung verlas, daß die einleitende Anrede von Knothe auf Sessuto gehalten und die Bibelstellen abwechselnd von beiden Assistenten auf Sessuto gelesen wurden. Die Rede des Br. Knothe soll sehr schön gewesen sein. Der ganze Akt machte auf alle Anwesenden einen tiefen Eindruck, es war etwas zu spüren von dem Wehen des heiligen Geistes. Als dann die beiden Neuordinirten unter der Zahl der auf der Altarerhöhung sitzenden Prediger ihren Platz einnahmen, um dort das heilige Abendmahl zu empfangen, da versetzte mich der dicht vor mir bei den Gebeten knieende Martinus Sewuschane in die Verfolgungszeiten früherer Tage zurück, denn auf seinem Haupte waren noch deutlich die Malzeichen Christi zu erkennen, die er an seinem Leibe trug, die Narben von den Keulenschlägen, unter denen dieser todesmuthige Bekenner einst in seinem Blute gelegen hatte. —

Als wir aus der Kirche traten, traf ich zu meiner Freude und Verwunderung Herrn Möschke, meinen Schiffsreisebegleiter; er hatte in Ermangelung anderer Beschäftigung mit Herrn Kaufmann Kaufmann, einem Deutschen, eine Reise nach dem Norden gemacht, und hatte nun eines früheren Versprechens eingedenk, sich zur Synode in Waterberg eingefunden, um in zwei Gruppenbildern die Missionare und die Nationalhelfer photographisch aufzunehmen.

Am Nachmittag hielt Martinus Sewuschane seine erste Predigt als Neu-Ordinirter. Sie war, wie er selbst, ungeschult, aber voll Kraft und Bekenntniß, ein Zeugniß seiner Demuth, an welchem mancher, der da meint, der eigentliche Schwerpunkt der Pastorenbildung liege in der wissenschaftlichen Tüchtigkeit, wohl viel zu mäkeln gefunden haben würde, das aber denen, die in der Schule des heiligen Geistes studirt haben, ein erquickliches Angeld dafür war, daß Martinus sein Amt wohl ausrichten werde. Nach einer Pause versammelte sich die Gemeinde wieder unter den Gummibäumen zu einem „putecho", in welchem mehrere Redner aus den Eingeborenen freie kurze Ansprachen hielten. Ihre Namen waren: Paulus von Bolubedu, der Freund und Kampfgenosse Kaschane's; Charles Rasebilo aus Makotopong, Job Pududu aus Khalatlolu, Johannes Makoatla aus Waterberg und Petrus Thuloane von Pokoane. Einzelne Ansprachen waren für die, welche Sessuto verstehen, zu denen ich leider nicht gehöre, ergreifend. Hinreißend soll die einfache schlichte Weise gewesen sein, mit der Paulus den Märtyrertod seines Häuptlings Khaschane aus eigener Anschauung berichtete, und die sinnige Art, in welcher ein anderer Redner das Thema: „Steht auf aus dem Schlaf" behandelte. Mir lachte das ganze Herz, als ich abermals mit eigenen Augen schauen durfte, daß das Evangelium eine Sauerteigsmacht unter den Farbigen Süd-Afrikas geworden war. Tief bewegt im Herzen hielt ich die Schlußansprache, in welcher ich dem Herrn mein Dankopfer brachte, und dann auch allen Versammelten, unter denen kaum einer war, der mir nicht auf eine oder die andere Weise persönlich Liebe erwiesen und Freude bereitet hatte,

meinen besonderen Dank abstattete. Daran knüpfte ich die Ermahnungen zur Treue, Warnungen zur Wachsamkeit gegen die Irrlehrer und Verführer, und Segenswünsche. Sämmtliche 400 Versammelte beteten miteinander das Vaterunser und sangen — wie ein Lied im höheren Chor — nachdem ich den Segensspruch gethan, vierstimmig gemeinsam: „Die Gnade unsers Herrn Jesu Christi." Es war dunkel geworden, die Töne rauschten geheimnißvoll aus den Wipfeln der 120 Fuß hohen Gummibäume zurück.

Am Abend wurde noch im geselligen Kreise der Geburtstag von Kaiser Wilhelm mit Ansprachen und Toasten gefeiert, bei denen seitens ihrer dankbaren Kinder nie die Missionshausmutter daheim vergessen wird. —

Damit schloß die denkwürdige Woche von Waterberg ab, ein wichtiger Knotenpunkt in der Entwickelung der Berliner Mission. Daß die Zahl ihrer Getauften seit meiner letzten Reise in achtzehn Jahren sich verzwölffacht, die der Stationen verdreifacht hat, rechne ich als den geringeren Segen. Aber daß die Saat so herrlich aufgegangen ist, daß nun aus dem Volk selbst freiwillige, begabte, geisterfüllte Männer sich finden, welche zum Theil ganz unentgeltlich, zum Theil gegen eine ganz geringe Geldunterstützung ihr Leben und ihre Kraft dem Werk der Bekehrung ihrer Landsleute widmen, daß sie muthig und siegesgewiß die Waffen des heiligen Geistes führen und daß der Herr ihnen ein Häuflein nach dem andern zuführt, welches zunächst als Außengemeindlein von 30—100 Getauften gesammelt, der Grundstock zu einer neuen Station wird, daß sich also das Netz unserer Stationen und Predigtplätze immer enger zusammenzieht und die Heiden selbst bereits fühlen und aussprechen, auf die Dauer werden sie dem Evangelium nicht widerstehen können, das hat mich mit innigem Dank gegen den Herrn und mit großen Hoffnungen für die Zukunft erfüllt. Dazu habe ich mit Augen gesehen, daß die landläufige Anschauung, die Kaffern und Betschuanen seien Naturvölker untergeordneten Ranges, grundfalsch ist. Sie entwickeln, wenn man näher mit ihnen bekannt wird, ein solches Maß von Schärfe des Verstandes und des Denkens, von Beredsamkeit und Schriftkenntniß, von Energie des Willens und von geisterfüllter Hingabe an den Herrn, daß weitaus die meisten Deutschen, die hochmüthig auf sie herabsehen, von ihnen überragt werden dürften. Ich habe kaum jemals in Deutschland so herrliche Früchte des heiligen Geistes gesehen, als unter den südafrikanischen Gemeinden, in denen durchschnittlich viel mehr wahres und lebendiges Christenthum gefunden wird, als in der Heimath.

Die Tage in Waterberg waren aber auch im Uebrigen lieblich und schön. Auf der einen Seite des Hauses standen in langer Reihe achtzehn Ochsenwagen, von welchen zwei den Farbigen gehörten. Die übrigen waren die Stationswagen unserer Missionare in Transvaal, welche mit ihren Ochsen ein Kapital von 60000 Mark repräsentiren. Bei der Konferenz waren sie die Schlafsäle der Brüder, die ich des Morgens ab und zu, wie früher im Missionshause, revidirte, um die säumigen Schläfer herauszurufen. Um die Wagen her gruppirten sich die Hunderte von Farbigen, die unter ihrem Schutze mit herangekommen

waren. Man konnte sie dort oft in lebhaftem Gespräch über geistliche Dinge, oder in der Bibel und dem Gesangbuch lesend antreffen; am liebsten hätten sie vielleicht den ganzen Tag geistliche Lieder gesungen, aber das wäre für die Berathungen der Missionare störend gewesen. Bemerkenswerh aber war in vielen Getauften der veredelnde Einfluß, den das Evangelium nicht bloß auf Haltung und Gebehrden, sondern auch auf den Gesichtsausdruck ausgeübt hatte, in welchem das alte rohe starre Heidenthum überwunden war, so sehr, daß man — von der Hautfarbe absehend, hätte glauben können, mit gebildeten und frommen Europäern zu thun zu haben. Ja bei denen, die längere Zeit europäische Kleider und Sitten angenommen hatten, war selbst die Hautfarbe sichtlich heller geworden. Die bescheidene, herzgewinnende Weise ihres Benehmens und ihrer Reden, die fromme Begeisternng für die Mitarbeit in der Mission, die Entschiedenheit, mit welcher sie den Kampf gegen das Heidenthum in jeder Gestalt aufnahmen, hat mir in vielen Einzelgesprächen geradezu imponirt.

Auf der andern Seite des Hauses war ein Platz unter schattigen hohen Syringabäumen, in deren Wipfeln Dutzende von kleinen grünen (amerikanischen) Pagageien und Spottvögeln (eine kleine Art Kakadu, dessen Geschrei dem spottenden Mäckern der Ziege glich) nisten, oder eine schattige Laube am Bach unter einer riesigen Trauerweide, der Sammelplatz, auf welchem die Brüder aus dem Missionshause saßen oder auf- und abgingen. Mancher fand seinen Alters- und Kursusgenossen zum ersten Mal wieder, da wurden persönliche und amtliche Erfahrungen ausgetauscht und auch die heiteren Gespräche durchzog der volle Berufsernst, welcher die Berathungen in den Konferenzen durchwehte. Es waren köstliche Stunden des Beisammenseins, welche die Herzen wieder aneinander erwärmten, und in welchen manche Mißverständnisse, die durch die Trennung beider Transvaalsynoden und durch falsche Nachreden entstanden waren, gehoben wurden, so daß beide Synoden sich wieder wie ein einiger Körper fühlten, dessen Glieder zu der gemeinsamen Aufgabe, die Bekehrung der Farbigen auch in Zukunft in brüderlicher Gemeinschaft anzugreifen, von Neuem sich vereinigten. Allgemein wurde der Wunsch geäußert, daß doch alle fünf Jahre solche gemeinsame Synode möchte abgehalten werden.

Der Einfluß aber, den diese Festwoche auf die Gemeinden weithin durch das ganze Land üben wird, ist unberechenbar. Nach Weise der Bassuto wird jeder Festgenosse ein beredter Zeuge sein für seine Landsleute und wird von der Einigkeit des Geistes, in welchem die Herzen zusammengeschlagen haben, und von der Größe und Ausdehnung unseres Werks, das bereits über alle Stämme sich verzweigt hat, ein Zeugniß ablegen, das nicht wenig dazu beitragen wird, in den Heiden die Ueberzeugung zu wirken, daß ihr Kampf gegen das Evangelium doch schließlich mit dem Siege des letzteren enden wird. So bildeten die Tage in Waterberg den Höhepunkt meiner Reise. Am liebsten wäre ich mit Einem Schlage nach Deutschland zurückversetzt worden; allein wichtige Aufgaben warten meiner auch auf der Rückreise, das sollte gleich der folgende Tag bekunden.

57. Reise von Waterberg nach Pretoria. Neu-Halle.

Montag, 23. März. Da die Brüder Kuschke (Heidelberg) und Düring (Woyenthin), die mit dem Ochsenwagen gekommen waren, frühestens drei Tage nach mir, der ich mit Nauhaus Pferdewagen reiste, diese ihre Stationen erreichen konnten, mußte ich meine Rückreise verzögern, und beschloß, die Zeit zu der Entwirrung der schwierigen Verhältnisse in Neu-Halle zu benutzen und also mit einem Umwege zunächst diese Station zum zweiten Mal zu besuchen, um die dort obschwebende Streitfrage womöglich persönlich zu Ende zu bringen.

Der Abschied von Waterberg war herzbewegend. Hunderte von Männern, Frauen und Kindern drängten sich um den Wagen, um „den alten Vater" noch einmal zu sehen und zu grüßen, und ihm zum Abschied die Hand zu reichen, zu danken und Segenswünsche auf die Reise und Grüße an die Gläubigen in Deutschland mitzugeben. Der liebe Timotheus drückte seine Wünsche in deutscher Sprache aus. Als der Wagen sich in Bewegung setzte, folgten Hunderte singend anderthalb Stunden weit. Bei der zweiten Drift des Nilflusses nahmen die meisten Abschied. Sechs der deutschen Brüder, die uns zu Pferde begleiteten, sangen: „Jesu geh voran" und „Zieh in Frieden deine Pfade", die Farbigen sangen: „Ach mein Herr Jesus, wenn ich dich nicht hätte," und „Wenn alle untreu werden, so bleiben wir doch treu" und „Laßt mich gehn" und „Jerusalem du hochgebaute Stadt". Am Nil gab es noch ein letztes Händedrücken, dann ging es glücklich hindurch durch die Fuhrt. Eine Anzahl Schulkinder ließ sich auch durch dies Hinderniß nicht abhalten, sie wateten durch den Fluß und folgten wohl eine halbe Stunde noch weiter, dann stimmten sie wieder ihr chotté re dumelisha (Wir alle grüßen dich) singend an und kehrten querfeldein nach der Station zurück.

Ein Gemeindeglied hatte, um die Kräfte unserer Esel zu schonen, sechs frische Ochsen vor unsern Wagen gelegt, die zum Theil in scharfem Trabe uns vier Meilen weit bis über den Morulakopf brachten, wo wir dann unsere frischen Esel vorlegen konnten, die uns um 4½ Uhr nach Neu-Halle brachten.

Hier fand sich denn auf das Zeichen der Glocke das „putêcho" (Gemeindeversammlung) in der Kirche ein, um den erwähnten wichtigen Gegenstand, der seit Monaten die Gemeinde so erregt hatte, daß die Meisten sich sogar vom heiligen Abendmahl fern hielten, zu erledigen.

Der Gegenstand war ein schwieriger, durch vieles Hin- und Herreden fast zu einem gordischen Knoten verwickelter, über ihn waren nicht bloß unsere sämmtlichen Gemeinden, sondern auch viele heidnische Häuptlinge in heftige Aufregung gerathen, und erwarteten mit großer Spannung die Lösung.

Der Gegenstand hatte sich meiner Anschauung erst nach und nach, zuletzt völlig erst in Waterberg erschlossen. Es war folgender. Der Häuptling der Bakhatla, Andries Maubane auf Marapjane (Neu-Halle) ist immer in Geldverlegenheit und sucht für die Tilgung seiner Schulden und für seine oft nicht sparsamen Ausgaben neue Erwerbsquellen. Nun gedachte

er die etwa 450 Seelen zählende Christengemeinde seines Volks mit einer neuen Abgabe zu belasten und besuchte zu dem Ende den unlängst von Kafferland her in diese Gegend gekommenen Superintendent Nauhaus, um ihn zu überlisten. Er stellte ihm vor, daß er der Verbreitung des Evangeliums unter seinem Volke durchaus nichts in den Weg lege, aber leider an den Christen erfahren müsse, daß dieselben, sobald sie getauft seien, ihm ungehorsam würden und die als Häuptling ihm zukommenden Abgaben verweigerten; er möchte doch die Christen an ihre Pflicht erinnern. Nauhaus, der unter verschiedenen Kafferstämmen gearbeitet hatte, wußte, daß überall auch die getauften Unterthanen der Häuptlinge diesen die üblichen Abgaben und Leistungen nicht entzögen. Er antwortete also, er werde den Br. Kahl beauftragen, die Sache recht zu machen, da es überall in den Gemeinden Recht und Brauch sei, daß auch die Christen den Häuptlingen ihre Gebühr in Ehre und Gehorsam und Abgaben und Dienstbarkeit nicht entziehen. Durch die Braut- und Hochzeitreise des Br. Kahl trat eine Verzögerung der Angelegenheit ein, und der abgabendurstende Häuptling nahm daher in Abwesenheit des Missionars die Sache selbst in die Hand. Er berichtete in einer Volksversammlung über sein Gespräch mit Nauhaus also, daß sie übereingekommen seien, er, der Häuptling, solle diejenigen seiner Unterthanen, die bisher unter allerlei Vorwänden sich geweigert hatten, die Landpacht für die Benutzung der der Missionsgesellschaft eigenthümlich gehörenden Ländereien mit je 10 Schilling jährlich zu entrichten, hierzu anhalten, dagegen würde er, Nauhaus, die Christen dazu anhalten, dem Häuptling eine Abgabe zu zahlen, eine halbe Krone (2 Mark 50 Pfennig) für den Kopf. Die Christen, ungehalten über diese Auflage, die nur sie und nicht die heidnischen Unterthannen treffen solle, fragten nach dem Grunde. Der Häuptling antwortete: Die heidnischen Unterthanen brächten schon ohnehin eine Abgabe — jährlich eine Hand voll Korn, — welche die Christen nicht zahlten. Diese Abgabe ist nämlich ein Entgelt dafür, daß der Häuptling ihnen Regen zaubere, und die die Christen, um nicht indirekt die Zauberei zu sanktioniren, weigerten. Sie entgegneten: „So sollen also die Christen die Regenabgabe in Geld zahlen, die die Heiden in Korn entrichten? das ist gegen unser Gewissen.“ Der Häuptling antwortete: Wenn ihr selbst die Abgabe als eine Regenabgabe bezeichnet, so mag es immerhin eine Regenabgabe heißen. Hierauf fußend verweigerten die meisten Christen die Abgabe, manche von ihnen aus Geiz, manche aus Gewissensdruck, um nicht an heidnischem Wesen sich zu betheiligen.

Br. Kahl, der die Sache nicht durchschaute und nicht einzusehen schien, daß es sich hier wirklich um eine Regenabgabe handle, suchte zu begütigen, man könne doch dem Häuptling wohl dies kleine Geschenk machen, etliche seiner Gemeindeglieder bequemten sich also wirklich dazu und entrichteten die halbe Krone. — Nun griff der Zwiespalt in der Gemeinde um sich, die einen schalten die andern als Verleugner. Da Br. Nauhaus durch seine Reise nach Bethanien verhindert wurde, nach Neu-Halle zu kommen, griff das Feuer um sich, die schwersten Beleidigungen wurden selbst von Christen über Kahl und Nauhaus ausgestoßen, sie wollten, um die Hülfe des Häuptlings zur Eintreibung der

Landabgabe zu erkaufen, die Christen wieder ins Heidenthum zurückführen und sie unter die Willkür des heidnischen Häuptlings verkaufen. Diese Rede verbreitete sich bald unter alle Gemeinden Transvaals, die Aufregung stieg von Woche zu Woche, fast alle Gemeindeglieder von Neu-Halle hielten sich vom heiligen Abendmahl zurück und nahmen gegen Br. Kahl eine solche Haltung ein, daß dieser meinte, wenn nicht Remedur geschaffen würde, könne er auf der Station nicht verbleiben. Andererseits wurde unter den heidnischen Häuptlingen das Gerücht verbreitet, die Christen verweigerten den heidnischen Häuptlingen ihre Gebühr und viele von ihnen nahmen deshalb zu den Christen eine so abwehrende Stellung ein, daß sie den Nationalhelfern und den weißen Missionaren die Predigt des Evangeliums unter ihrem Volk verwehrten. So mußte also die Entscheidung nach beiden Seiten hin verhängnißvoll werden, denn die Gährung hatte bereits in bedenklichem Grade um sich gegriffen; Alles wartete mit Spannung der endlichen Entscheidung. Mein Besuch auf Neu-Halle sollte der Termin sein zur Erledigung dieser Angelegenheit.

Ich muß es als eine gnädige Fügung des Herrn ansehen, daß bei meinem ersten Besuch in Neu-Halle wegen der schweren Erkrankung des Br. Nauhaus das letzte Wort noch nicht gesprochen werden konnte, denn weder Kahl, noch Nauhaus, noch ich selbst waren damals über die Sache klar genug unterrichtet; sie meinten, und ich mit ihnen, daß nicht Gewissensbedenken, sondern Geiz die letzte Triebfeder sei, und sicherlich würde die Sache nach diesem Gesichtspunkt behandelt worden sein. Damals klagten die frommen Gemeindeglieder über die Krankheit in ihrer Gemeinde, einer von ihnen, einer der Frommsten, Namens Johannes, weinte beim Abschied seine hellen Thränen darüber, daß sie mir nicht hätten von ihrer Krankheit erzählen können, damit ich Heilung brächte.

So fügte es der Herr, daß ich in Waterberg, wo selbst die Meinungen der Brüder sehr getheilt waren, bei den Nationalhelfern der verschiedenen Bassutostämme genau über die Rechte der Häuptlinge und die Natur der von ihren Unterthanen zu gewährenden Leistungen und das alte Bassutorecht mich informiren konnte und also die Grundlage zu der Endentscheidung gewann. Nach ihren Mittheilungen bestehen die schuldigen Leistungen der Unterthanen in vier Stücken: 1) der lekcheto la massogana, die Abgabe eines Ochsen oder 4 Pfd. Sterl., die der Jüngling zu entrichten hat bei dem Termin, wo er herangewachsen ist zu arbeitsfähigem Alter; 2) aus der mokodi oa pula, der Regenabgabe, die in einer Hand voll Korn, etwa 25—30 Pfennig werth an den Häuptling dafür entrichtet wird, daß er Regen zaubert; 3) in Dienstleistungen von Feldarbeit, Botengängen und dergl.; 4) freiwillige Geschenke.

Es stellte sich bald die Thatsache heraus, daß die Christen von Neu-Halle die sub 1), 3) und 4) genannten Abgaben willig und reichlich geleistet hatten, ja in höherem Maße als die Heiden, und daß sie nur die Regenabgabe um der Gewissensbedenken willen weigerten. Es mußte also in dem putecho vor allem konstatirt werden, ob jene vom Häuptling geforderte halbe Krone wirklich als Regenabgabe anzusehen sei oder

nicht. Da Br. Nauhaus als Geschmähter gleichsam Partei war, so übernahm ich persönlich die Leitung der Angelegenheit.

Ich begann meine Ansprache mit den Worten: „Bei meiner letzten Anwesenheit habt ihr viel von eurer Krankheit erzählt und getrauert, daß ich dieselbe nicht geheilt habe. Jetzt bin ich gekommen, um euch Medizin zu bringen. Ich kenne keine andere Medizin als Gottes Wort, den heiligen Geist und das Gebet. Zunächst aber muß ich euch sagen, was eure Krankheit ist. Eure Krankheit ist, daß ihr Lästerworte über euren Lehrer und den großen Lehrer (Nauhaus) geredet und die Landabgabe an die Mission aus Geiz unter nichtigen Vorwänden geweigert habt. Dadurch habt ihr eine große Schuld, von der wir hernach sprechen werden, denn wer sich an dem Diener Gottes und seinem geistlichen Vater versündigt, der begeht eine schwere Sünde gegen den Herrn selbst. Weiter besteht eure Krankheit darin, daß unter euch Lügen und Wahrheitsentstellungen vorgekommen sind. Deshalb muß ich auf die Wurzel der Krankheit zurückgehen. Es wird auch im Lande umher erzählt, daß ihr eurem Häuptling nicht das an Abgaben und Diensten leistet, was ihr als Unterthanen ihm schuldig seid und als Christen doppelt gewissenhaft zu leisten verpflichtet seid. Darüber ist ein großes Geschrei im ganzen Lande." Der Häuptling nickte mir freundlich zu. Er meinte, er habe nun gewonnenes Spiel. Ich fuhr dann fort:

„Es ist euch vorgelogen worden, Herr Nauhaus habe mit eurem Häuptling einen Vertrag gemacht, er solle euch zu den Abgaben an die Lehrer nöthigen, so wollen die Lehrer euch zu der Abgabe von einer halben Krone an ihn nöthigen. Von einer halben Krone aber ist zwischen Herrn Nauhaus und dem Häuptling gar nicht die Rede gewesen, auch nicht von einem Vertrag, sondern der Häuptling hat dem Herrn Nauhaus gesagt, ihr Christen bezahlt an den Häuptling gar keine Abgabe, und Herr Nauhaus hat gesagt, das sei unrecht, und er werde euch an eure Pflicht erinnern, und dazu anhalten. Was anderes geredet worden ist, das ist Lüge. (Andries, der Häuptling, der die Lüge ausgebreitet hatte, saß daneben, konnte aber in Nauhaus Gegenwart kein Wort erwidern.) Nun frage ich dich, Andries: Sind meine Worte Wahrheit oder nicht? Er konnte nicht anders, als gestehen, ich habe die Wahrheit geredet. Ich antwortete: So hast du, Andries, also deine Leute belogen." Dann fuhr ich fort: „Nun frage ich euch, ihr Männer: Habt ihr an den Kosch (Häuptling) den lekcheto la massigana regelmäßig entrichtet?" Sie antworteten: „Ja." Der Häuptling konnte nicht umhin, ebenfalls die Frage zu bejahen. Zum anderen frage ich: „Habt ihr ihm, wenn er euch zu Arbeiten und Diensten rief, den Gehorsam verweigert?" Antwort: „Niemals, wir haben dem Häuptling williger und mehr geleistet, als die Heiden." Der Häuptling mußte dies zugestehen. Zum dritten: „Habt ihr ihm freiwillig auch Geschenke gebracht?" Auch dies konnte der Kosch nicht leugnen. — Ich antwortete: „So hast du also gelogen mit der Aussage, die Christen weigerten sich, überhaupt Abgaben an den Häuptling zu zahlen." Dann fuhr ich fort: „So bleibt also schließlich nur noch die halbe Krone übrig, und die Frage, ist das Regenabgabe oder nicht? Der Kosch möge selber sprechen."

Er antwortete: „Die Christen haben sie so genannt, so nenne ich sie auch so.“— So fragt es sich, fordert der Kosch die halbe Krone auch von den Heiden? — „Nein, die bringen mir Korn.“ Also soll die halbe Krone der Ersatz sein für das Korn? „Ja.“

Nun so steht es also fest, daß die halbe Krone eine Regenabgabe ist und Bezahlung für geleistete Zaubereidienste. Diese aber ist gegen Gottes Wort; du Kosch hast mir selbst versprochen, du wolleſt den Christen nichts zumuthen, was gegen Gottes Wort ist, also verbiete ich euch Christen, diese halbe Krone an den Häuptling zu zahlen. Wollt ihr aber unabhängig von dem Regenzauber, wie üblich eurem Kosch freiwillige Geschenke bringen, so seid ihr auch dazu verpflichtet und ich erwarte, daß ihr in dem Stück euch nicht von den Heiden überbieten lasset. — Ja, antworteten die Christen, das wollen wir gern thun, nur daß es nicht eine Abgabe sei, die wir regelmäßig zahlen müssen dafür, daß wir Christen sind. Ich entschied: Eine regelmäßige Abgabe habt ihr nur dann zu zahlen, wenn die Heiden sie auch bezahlen, denn die Erlaubniß Christen zu sein, sollt ihr nicht mit Geld erkaufen.

Hierauf ergriff der Kosch das Wort: „Du hast dein vonniss (Richterspruch) gethan, ohne erst über den Gegenstand andere sprechen zu lassen. Aber nachdem du dein Wort gegeben, so beuge ich mich darunter, ich bin zufrieden. Wenn aber die halbe Krone gegen Gottes Wort ist, so ist es Sünde, sie von denen zu behalten, die sie bereits bezahlt haben, ich werde sie also diesen zurückzahlen.“ — „Warte doch erst ab, ob sie dieselbe fordern werden!“ — „Nein, ich werde sie zurückzahlen.“ — (Er denkt nicht daran, einen Dreier herauszugeben; es war eitel Großthuerei und Einleitung zu ferneren Forderungen.) Er fuhr dann fort: „Aber ich muß doch Geld haben. Wenn meine Leute mir nicht geben wollen, was ich bedarf, so muß ich meinen Dienst aufgeben, ihr Lehrer lebt auch von eurem Gehalt. Wenn ich deshalb von der Regenabgabe abstehe, so setze ich eine andere Abgabe fest, die die Christen an mich zu zahlen haben, die nichts mit dem Regen zu thun hat.“ Ich merkte seine Schlauheit und antwortete: „Ja, es ziemt sich, daß die Unterthanen ihren Häuptling nicht im Stich lassen, darum fordere ich euch Christen auf, ihn mit Gaben zu unterstützen, so viel ihr vermögt.“ — „Ist eine regelmäßige Abgabe gemeint oder freie Geschenke?“ fragte einer aus dem putecho. „Nein, freie Geschenke!“ — Diese Antwort hatte der Kosch nicht gewollt, er wollte vielmehr immer wieder mich darauf hindrängen, eine bestimmte Abgabe festzusetzen, bis ich ihm erwiderte, es sei nicht Aufgabe der Lehrer, Häuptlingsabgaben festzusetzen, glaube er das Recht dazu zu haben, so möge er das allein thun; auch das cantoor (die Bauernbehörde) sei dazu da, über Recht oder Unrecht seiner Forderung zu entscheiden. Aber solche Abgabe könne doch nur dann von ihm erhoben werden, wenn auch die Heiden dasselbe zahlten.

Als der Kosch sah, daß alle seine Bemühungen, die Lehrer zur Auferlegung einer Christenabgabe zu mißbrauchen, vergeblich waren, wurde er zornig und meinte: „Wenn er das alles zuvor gewußt hätte, so würde er keinen Missionar in sein Volk eingelassen haben,“ worauf ich ihm erwiderte: „Das ist gar nicht deine Sache, der Herr Jesus ist

auch dein Herr, er hat befohlen, daß das Wort allen Völkern gepredigt werde; dieser ist es, der die Lehrer hierhergesandt hat und nicht du"; — und als er dann andeutete, er werde seine Stellung zu den Lehrern und Christen jetzt ändern, so warnte ich ihn: „Sieh dich vor, was du thust! So hat Sekukuni gesprochen, so hat Boleo (Maleo) gesprochen, so hat Mapoch gesprochen, wo sind sie jetzt? Nimm dich in Acht, daß es dir nicht ergehe wie diesen, denn wenn du auch Kosch über dein Volk bist, ist doch der Herr Jesus Kosch über dich, und wird es dir nicht so leicht hingehen lassen, wenn du seine Gläubigen plagst. Nachdem dann auch Br. Nauhaus noch in gleichem Sinne zu den Leuten gesprochen hatte, ging ich auf die Landpachtfrage über, welcher, seit vor zwei Jahren durch Nauhaus die Abgabe von 10 Schilling festgestellt war, die Leute, auch die Christen unter allerlei Vorwänden sich zu entziehen versucht hatten."

Deshalb sprach ich: „Ich gebe hiermit ein Gesetz, daß auf Gesellschaftsgrunde Niemand picken darf, als der dazu vom Lehrer Herrn Kahl die Erlaubniß geholt hat und dafür 10 Schilling zahlt. Vom nächsten Jahre ab darf also Niemand auf unserem Grunde picken, der nicht für dies und das vergangene Jahr 1 Pfd. Sterl. entrichtet. Sollte aber einer permantig sein und ohne Erlaubniß des Lehrers dort Milis bauen, so soll derselbe sich nicht wundern, wenn er eines Tages das Vieh des Lehrers in seinem Landstück sieht, wie es den Milis abfrißt, der Lehrer wird es nicht herausjagen. Dazu brauchen wir die Hülfe des Kosch nicht, sondern werden gegen permantige Leute den Feldcornet rufen, der sie über ihre Schuldigkeit belehrt. Auch verbiete ich dem Lehrer, wenn Jemand statt 10 Schilling nur 5 bringt, diese anzunehmen."

Nachdem so die Hauptsachen gesprochen waren, erhob sich der Kosch; er habe nun genug gehört, mein vonnis habe er verstanden, aber erfreut sei sein Herz darüber nicht, ich würde erfahren, daß er auch ein Mann sei, ich würde von ihm hören. Ja, antwortete ich, Mynheer Kahl wird es mir berichten, und ich werde mich freuen, wenn er berichtet: Der Kosch hat sich bekehrt und ist ein Christ geworden mit seinem ganzen Volk. Du wolltest ein Gesetz haben für deine Abgabe. Wir Christen kennen ein höheres Gesetz, das Gesetz der Liebe. Habe du dein Volk lieb und sei gerecht gegen dasselbe, so werden sie dich wieder lieb haben und dir mehr bringen, als was du durch Gesetze erzwingen wirst. Werde ein Christ, so wirst du Frieden haben in deinem Herzen und mit deinem Volk. Wir aber wollen Freunde bleiben. Darauf erwiderte er: „Ja, ich hasse dich nicht, ich will auch dein Freund sein. Ich wünsche dir Gottes Segen zu deiner Reise, aber viel Freude wünsche ich dir nicht, denn was du hören wirst von mir, wird dich nicht erfreuen." Ich antwortete ihm: „Nun ich werde das alles den Christen in Deutschland weiter berichten." Er hat nämlich eine sonderliche Angst davor, daß die Christen in Deutschland von ihm denken sollten, er verfolge die Christen.

Damit erhob sich der lange starke Mann, der Nauhaus, welcher vor ihm auf der Stufe des Altars stand, noch überragte, er lehnte es ab, dem Schlußgebet und Gesang beizuwohnen, er war, wie die Leute

sagten, obgleich gemäßigt in Haltung und Stimme, sehr zornig. Draußen sagte er zu seinen Räthen: Die Lehrer haben es sich diesmal gut überlegt, was sie sagen wollten.

Vor dem Schluß der Verhandlung aber erhob sich nun ein Mann aus der Gemeinde, um im Namen der letzteren eine Ansprache an Br. Nauhaus zu richten, des Inhalts, daß die Gemeinde in hohem Grade betrübt sei, darüber, daß sie irre geführt, böse, harte Worte über ihn und Br. Kahl gesprochen hätten; sie sähen ein, das sei eine große schwere Schuld, über die sie von ganzer Seele Leide trügen, sie bäten um Verzeihung und versprächen in Zukunft den Lehrern Treue und Gehorsam. In ähnlicher Weise sprachen sich an dem Abend noch eine ganze Anzahl Gemeindeglieder aus. Der Mann, der uns am folgenden Tage den Weg durch die Gärten zeigte, sprach: Wir danken euch, nun haben wir es gesehen, ihr seid unsere Lehrer. Johannes aber, die treue Seele, die bei meinem letzten Abschied geweint hatte über „die Krankheit in der Gemeinde", fuhr uns vier Meilen weit mit seinen Ochsen durch schweren Sand, um die Kräfte der Esel zu schonen. Nun war er fröhlich und jubelte und sagte, dies sei die Stimmung der ganzen Gemeinde. Der Bann wäre gebrochen und die Last fortgenommen. Ich fragte Martinus: Was wird nun der Häuptling thun? Er antwortete: Er wird eine Weile quad (böse) sein, dann aber wird er den pad open laten (den Pfad offen lassen). Kahl fragte die Gemeindeglieder beim Ausgang aus der Kirche: Was werdet ihr nun thun? Werdet ihr jubeln und höhnen: Der Häuptling hat verspielt? Sie antworteten: „Nein, wir werden für ihn beten." Johannes drückte mir beim Abschied fröhlichen Auges die Hand und sprach: „Die Medizin, die du uns gegeben hast, war gut!"

Keiner war froher als Br. Kahl und Nauhaus darüber, daß diese schwere und wichtige Sache so schnell und glücklich beendigt worden war. Mit Dank gegen den Herrn beschlossen wir in Gemeinschaft mit den Brüdern Walter, Bauling, Schulz, Trümpelmann, die uns Abends mit dem Ochsenwagen einholten, den Tag.

Dienstag, 24. März. Die dankbare neuhallesche Gemeinde stellte uns sechs Ochsen, um den Reisewagen vier bis fünf Meilen weit durch den schweren Sand fahren zu lassen; vom zweiten Ausspannfleck ab machten wir noch einen Abendschoft mit den Eseln, der uns bis an den Eland-Fluß brachte, woselbst wir übernachteten, weil wir vor uns schlechten Weg vermutheten, den wir in der Nacht zu fahren besorgt waren.

Mittwoch, 25. März. Um womöglich noch heute Pretoria zu erreichen, fuhren wir bereits 5 Uhr in der Nacht ab. Aber zum Laufen hilft nicht schnell sein. Willem hatte den eisernen Dreifuß vergessen, es kostete eine halbe Stunde Zeit ihn zu holen. Hernach ging es in schnellem Tempo mit kurzen Rasten bis Wallmannsthal, wo wir bald nach 1 Uhr wohlbehalten ankamen. Daselbst hatte sich diesmal auch Jan Kekane eingefunden, der bei meiner ersten Durchfahrt durch seine Kraale sich so ungebührlich benommen hatte. Wahrscheinlich ist er damals angetrunken gewesen. Denn bereits einige Tage später schickte er ein Schaf an Br. Kühl, um, seine Schuld bekennend, Verzeihung zu bitten.

Jetzt, als er hörte, ich werde wieder durch Neu-Halle kommen, war er bereits Abends zuvor dorthin gegangen, und wartete dort, um mich ja nicht zu verfehlen. Er kam sehr demüthig; er bedauere sehr, mich damals nicht gesehen zu haben. Ich antwortete, ja ich bedauere auch, daß du damals so verkehrt und sinnverwirrt gewesen bist, bin aber nun froh, daß du doch wieder zur Vernunft gekommen bist, und will dir deshalb Alles vergeben. Als ich dann obendrein als Zeichen der Vergebung ihm meine Photographie gab, da war er ganz glücklich.

Um über den ersten holprigen und steilen Theil des Weges leichter hinwegzukommen, spannten wir sechs von den wallmannsthaler Stationsochsen ein, die uns zwei Stunden Weges vorwärts brachten. Vor uns regnete und wetterte es stark. Der Junge, der unsere Esel vorauf trieb, hatte es vorgezogen, in einem eine achtel Meile vom Wege entfernten Kraal Schutz gegen den Regen zu suchen. Das Luchsauge unseres Willem erkannte die dort stehenden Thiere als die unsrigen, während ich nicht unterscheiden konnte, ob es Pferde oder Rinder seien. Lucas mußte hinüber, sie zu holen. Sie wurden eingespannt und fort ging es auf dem sonst so schönen und harten, jetzt aber völlig durchweichten Wege Schritt für Schritt.

Die Sonne senkte sich, die Nacht brach herein, ein kalter Sturmwind raste durch den Wagen, aber immer noch lag Petoria anderthalb Meilen weit vor uns. Das Wetter ereilte uns, die Blitze fuhren garbenweise herab, ein schwerer Schlag dicht vor unseren Pferden, Gott sei Dank, sie standen. Die Nacht war pechschwarz, so daß selbst das geübte Auge unseres Willem vom Wege keine Spur entdecken konnte. Nur die hellen Blitze erleuchteten auf Augenblicke die Conturen der Berge, an denen Willem sich zurecht fand. Die Esel stapften langsam, dann standen sie still und ließen sich durch Schläge und Zurufe nur ab und zu dazu bewegen, einige Schritte weiter zu gehen. Wir wußten, daß vor uns eine häßliche tiefe Schlot auf dem Wege war, konnten aber weder von Schlot noch von Weg etwas sehen. Wollen wir nicht lieber ausspannen und übernachten? fragten wir Willem. „In dem Modder können wir ja doch nicht schlafen, lautete seine Antwort, ich denke, wir sükeln weiter."

So ging es Zoll für Zoll weiter. Allmählich legte sich das Ungestüm des Gewitters, obschon es rechts und links, vorn und hinten noch heftig blitzte, bisweilen auch ein Blitz in unserer Nähe fiel. Aber auch der Regen ließ nach, die dunkeln Wolken zogen vorüber, der Mond, obschon am Himmel nicht sichtbar, erhellte uns doch den Pfad, der zuletzt ebenfalls fester wurde, so daß wir traben konnten, fast bis vor Pretoria.

Hier ein neues Hinderniß. Der Apiesfluß schien voll zu sein nach dem heftigen Gewitterregen. Willem mußte ihn durchwaten, um die Tiefe zu erproben. Es ging, wir kamen hindurch; aber in der Viertelstunde, deren wir zur Durchfahrt durch die Stadt bedurften, stiegen neue Gewitter auf. Mitten im Regen erreichten wir 9½ Uhr das gastliche Haus des Br. Grünberger. Alles, auch die Geschwister Köhler, war schon zur Ruhe. Wir plauderten bis 11 Uhr.

58. Von Pretoria nach Heydelberg. Woyenthin.

Donnerstag, 26. März. Schöne Nachtruhe. Br. Grünberger besorgte, was zu besorgen war, und vermittelte die Besuche, die ich hier zu machen gedenke. Am Nachmittag machte ich den hervorragenden Persönlichkeiten meine Aufwartung, zunächst einem jungen Holländer Namens Lyd, welcher in Holland durch die größten Autoritäten als außerordentlich tüchtiger Jurist empfohlen, in Pretoria die Stellung des höchsten Beamten nächst dem Präsidenten, die eines Staats-Prokureur, bekleidet. Er ist Stellvertreter des Präsidenten, Mitglied des ausführenden Raths, und ohne seinen Rath darf kein Gesetz erlassen werden. Er war ein Mann von gefälligen Sitten, sprach fertig deutsch und beherrschte mit Geschick die Konversation.

Nach meinem Besuch beim Staats-Prokureur besuchte ich den Präsidenten des Volksraads, Herrn Bodenstein. Dieser ist ein ältlicher, freundlicher, kluger Herr deutschen Geblüts und urdeutschen Gepräges, der den deutschen Theil der Transvaal-Bevölkerung, welchen er für den überwiegenden hält, wohl zu schätzen wußte. Er gedachte, nächstens eine Reise nach Deutschland zu machen, um dort die Heimath seiner Vorfahren (Osnabrück) noch einmal aufzusuchen. Von unserer Mission und unsern Brüdern sprach er mit großer Achtung und Anerkennung, sowie von ihren großen Verdiensten um das Landeswohl. Auch Merensky's frühere Verdienste erkannte er an.

Auch bei dem Staats-Sekretär Herrn Bock begnügte ich mich, einen persönlichen Besuch zu machen. Er ist ein Holländer, der vor acht Jahren in das Land gekommen ist, er scheint ein gewandter, auch unserer Mission wohlwollender Herr zu sein. Unser Gespräch bewegte sich aber mehr in allgemeinen Angelegenheiten.

Am Abend traf ich, nach Hause zurückgekehrt, den alten lieben hermannsburger Br. Kaiser, auch unseren früheren Missionar, jetzigen Bauerhofsbesitzer Herrn Lademann. Außerdem war Herr Möschke und ein Kompagnon von Herrn Kaufmann gekommen, so daß wir einen angenehmen Abend verleben konnten.

Freitag, 27. März. Heute in das achtundsechzigste Lebensjahr eingetreten. Hilf, Herr, in Gnaden hindurch, oder heraus! —

Wir kamen 7¾ Uhr auf den Weg. Die Maulesel liefen frisch, wir hofften noch am Abend das ca. 13 deutsche Meilen entfernte Heydelberg zu erreichen. Es ging von Pretoria an 1400 Fuß hoch aufwärts auf das Hoogeveld, dessen Eintönigkeit aber hier und da durch ferne Gebirgsränder, rechts den Wittewater-Rand, vor uns den Zuikerbosh-Rand, ein wenig gehoben wurde. Hinter dem letzteren liegt das Städtchen Heydelberg.

Als wir etwa acht Meilen gefahren waren, neigte sich die Sonne zum Untergang und wir machten uns daher bereits mit dem Gedanken vertraut, noch einmal vorher zu übernachten, zumal einzelne recht schwere Stellen im Wege, sowie die häßliche Rietspruit-Drift mit tiefem Moorgrund vor uns lag. Da berichtete uns ein Kaffer am Wege, vor uns bei einer anderen Spruit warteten unser frische, von

Br. Kuschke entgegengesandte Pferde. Ein Reiter, Jacobus, der uns entgegenkam, bestätigte die Nachricht. Wir fanden wirklich die Pferde bei der Klipspruit, und hatten dieselben nur einzuspannen. Unsere Esel ließen wir mit Lucas zurück, damit derselbe sie am folgenden Tage in aller Frühe nach Heydelberg lose nachbrächte. Br. Kuschke hatte mir durch Jacobus einen Brief geschickt, ich möchte doch bei der Nachtfahrt diesem die Zügel zur Lenkung der Pferde überlassen, da er als alter Postkutscher jeden Stein und jedes Loch im Wege genau kenne. Die Pferde waren stattliche, frische, muthige Thiere, nur meinte Jacobus, die Vorpferde seien lange nicht eingespannt gewesen. Dies zeigte sich denn auch in der ersten Minute. Sie sprangen mit allen vier Beinen zugleich in die Luft und wichen aus; Jacobus sichere Hand bändigte sie zwar, aber doch erst, nachdem sie etwas am Siedelzeuge zerbrochen hatten, was erst ausgebessert werden mußte. Dann ging es vorwärts, wohl zehn Minuten lang im anhaltenden Galopp, bis der Muth der Thiere etwas abgekühlt war. Im schnellsten Trabe ging es dann weiter, denn Jacobus hatte Auftrag bekommen, uns auf alle Fälle noch heute nach Heydelberg zu bringen. Für die gefürchtete Rietspruit hatte Jacobus schon am Vormittage eine neue Drift aufgesucht, durch welche wir völlig ungefährdet glücklich hindurchkamen.

Dann aber war der Weg durch frischen Regen aufgeweicht und sehr schwierig. An einer Stelle waren soviel häßliche Löcher, daß es uns unmöglich schien, hindurchzukommen, zumal da die Vorderpferde wieder unruhig wurden und dem Zügel nicht folgten. Der Wagen war dicht am Umfallen, aber Willem's sichere Hand verhütete auch dies Unglück, wir athmeten tief auf, als die gefährliche Stelle hinter uns lag. — Noch hatten wir eine Pforte zwischen zwei Berghöhen zu passiren, da leuchteten uns die Lichter von Heydelberg entgegen, es mochte $9^3/_4$ Uhr sein, in einer Viertelstunde konnten wir unter Dach sein.

Feierlich schallte uns schon eine halbe Stunde früher auf freiem Felde mitten in der Nacht der Gesang von einer Anzahl von Mitgliedern unserer heydelberger Gemeinde entgegen, die eine Stunde weit hinausgegangen waren, um die ersten zu sein, die den großen Lehrer grüßten — ein schöner Willkomm. — Er sollte nicht der letzte des Tages sein.

Die Häuser des Dorfes lagen dicht vor uns. Die Vorpferde wurden wieder wild und schlugen immer gegen die Hinterpferde und ließen sich nicht lenken, so daß ich den Kutschern Jacobus und Willem sagte, sie sollten die Vorpferde ausspannen und mit den beiden anderen allein fahren. Dieselben hatten aber alle ihre Aufmerksamkeit auf die Pferde zu richten und die Augen von dem völlig ebenen glatten Wege abgewandt. Ich forderte Jacobus abermals auf, die Vorpferde lieber abzuspannen. Keine Minute war vergangen nach dieser Aufforderung, da plötzlich ein furchtbarer Stoß, — der Wagen war heftig gegen einen weißen Stein gepralt, hob sich — ein Krach — Geklirr der Teller und Schüsseln und er war mit Gewalt auf die Seite gestürzt, ich kam unten zu liegen, mit der Schulter an die Erde, festgeklemmt in die Reifen des Wagentents, die Füße eingewickelt in den Havelock. Nauhaus hatte während des Falles nur die Sorge, mich nicht zu drücken und zu treten,

und konnte den Körper nach oben auf die Seitenlehne sich stemmen, ohne mich auch nur zu berühren. Aber ein Ruck der wilden Pferde — und ich wäre wohl kaum je wieder in der Lage gewesen, einen Bericht zu schreiben. Des Herrn Engel hielt sie auf, auch die beiden Kutscher waren nicht verletzt. Nun eilte Alles, mich aus meinem Kellerloch zu befreien. Ich rief ihnen zu, ich sei unbeschädigt, sie sollten mir nur Zeit lassen. So wickelte ich zuerst meine Füße los, dann gelang es mir meine Schulter zu befreien; so kroch ich heraus. Nauhaus, der bereits vorher an seinem alten Kopfleiden schwer gelitten hatte, zitterte wie Espenlaub und war kreideweiß. Er konnte sich nicht entschließen, den wieder aufgerichteten Wagen, an welchem die starke eiserne Deichselzarge quer durchgebrochen war, wieder zu besteigen. Wir gingen also, geführt von einem Jungen, einen etwa zehn Minuten langen Fußweg längs des Dorfes bis zur Station. Es war 10 Uhr geworden.

Wir wurden von der festlich geschmückten Gemeinde vor einer Ehrenpforte mit Gesang empfangen. Ich schüttelte Jedem die Hand und sprach einige Worte der Begrüßung. Dann begaben wir uns sämmtlich in die Kirche. Die Gemeinde hatte sie fast überreich mit Kränzen und Guirlanden festlich geschmückt, und für die Fenster neue Vorhänge besorgt, so daß sie aussah wie ein Schmuckkästchen. Wir sangen, Kuschke hielt das Dankgebet für meine glückliche Ankunft. Somit endete mein achtundsechzigster Geburtstag mit Lob und Preis gegen den Herrn. — Wunderbar, am ersten Tage des Jahres bewahrte mich der Herr vor dem Blitzstrahl, am ersten Tage meines neuen Lebensjahres vor einem noch schrecklicheren Tode. Ihm sei Lob und Preis für Alles!

Sonnabend, 28. März. Die Vormittagsstunden benutzte ich zu einer Skizze von Station und Dorf; zwischendurch kamen die einzelnen Gemeindeglieder hellstrahlenden Angesichts, um ihren „Altvater" zu grüßen. Am Nachmittag hielt ich die Schulprüfung ab. Sie gewährte im Ganzen günstige Resultate. Br. Kuschke arbeitet sichtlich mit Liebe und Freundlichkeit an der kleinen Gesellschaft, die munter und geweckt, an seinen Augen und Lippen hingen, ein lieblicher Anblick. Ein freundliches Bassutokind sieht doch gerade so schön aus, wie ein deutsches, wenn man fühlt, daß der heilige Geist an dem Herzen gearbeitet hat und arbeitet. Die ganze Haltung der Schule war stramm, obschon nicht eingeschüchtert, sondern offen und vertraulich. Die Leistungen in dem Hauptfach, der biblischen Geschichte, dem Katechismus, Aufsagen von Bibelsprüchen befriedigten durchgehend. Schwächer waren sie in den Elementargegenständen, Rechnen, Schreiben und Lesen; beim Gesange waren die Stimmen noch nicht genug gemildert. — Blumenkarten, die ich zum Schluß der Prüfung an die besten Schüler vertheilte, erregten großen Jubel. —

Sonntag, 29. März. Ausnahmsweise ging ich auch in den Bassutogottesdienst, und konnte mich, obschon ich nichts von der Predigt verstand, doch an der Liturgie und dem schönen Gesang erfreuen. Unter den zwischen 70—80 gekommenen Zuhörern waren auch 10 aus der Station Woyenthin, die bis hierher geritten waren, um den großen Lehrer zu grüßen. Am Nachmittag predigte ich holländisch über das

Sonntags-Evangelium (Palmarum), es mochten etwa 100 Personen die schön geschmückte Kirche füllen.

Nach dem Gottesdienst wurde schnell eine Karre angespannt, die vier Botschabelo'schen Esel zogen mich zum letzten Mal. Die ganze Gemeinde stand grüßend an der Thür und brachte mir trotz ihrer geringen Zahl und ihrer Armuth 85 Mark Reisebeitrag. Willem fuhr mich zum letzten Mal eine Strecke weit aus dem Dorf. Die Gemeindeglieder und Schulkinder folgten, so weit sie konnten, die Kinder versuchten, als wir ein schnelleres Tempo vorlegten, auch dann noch trabend mitzukommen, bis ihre Kräfte ermatteten. Der Weg war stellenweis recht schlecht und wir hatten die schlimmste Drift dicht vor der Station Woyenthin zu erwarten nach Sonnenuntergang. Zehn Männer zu Pferde aus Woyenthin ritten vorauf, um uns sicher über die schlimmsten Stellen zu bringen.

Als wir die Grenze unserer Station erreichten, empfing mich eine lange Reihe von berittenen Stationsbewohnern (Br. Düring an der Spitze) mit Gruß und Gesang und bildete bei meinem Einzug in die Station, die wir gegen 7 Uhr erreichten, die Ehrengarde. Auf der Station selbst war die ganze Gemeinde (etwa 350 Seelen) versammelt, mich mit Gesang empfangend; ich schüttelte Jedem zum Gruß die Hand. Nachdem wir uns ein wenig erquickt hatten, ging es $8^3/_4$ Uhr in die große geräumige Kirche, die die Leute sich auf eigene Kosten erbaut hatten. Sie hatten dazu alle Steine herangefahren und zurechtgehauen und für 200 Pfd. Sterl. einen Maurer die Arbeit thun lassen. Sie sind ihrem Lehrer mit Dank zugethan, haben alle Dienste bei dessen Hausbau und alle Felssteine dazu angefahren und den Stationsgarten — etwa so groß wie der Gendarmenmarkt in Berlin und größer, mit einer sauberen Feldsteinmauer unentgeltlich eingefriedigt. So thun sie bereitwillig und fröhlich alle Arbeiten und bezahlen außerdem gern und prompt ihre Kirchenabgabe und Landpacht, so daß wir hoffen dürfen, bei wachsender Seelenzahl werden sie bald im Stande sein, sich selbst zu erhalten. Nur wird bei der wachsenden Zahl der Zuziehenden das vorhandene Ackerland bald zu klein sein. Ich hielt an diesem Sonntags-Abend noch eine Predigt über die Sonntags-Epistel, es war ziemlich Mitternacht, als wir uns zur Ruhe begeben konnten.

Montag, 30. März. In der Frühe ging ich aus, um einen passenden Fleck zu finden, von wo aus ich eine Skizze aufnehmen könnte. Ich kam in die bereits ziemlich geräumige Stadt, die seit wenigen Jahren wie aus der Erde gezaubert war. Die Farbigen hatten sich viereckige zierliche Häuser gebaut und angefangen, Gärten mit Pfirsichbäumen zu bepflanzen. Sie kamen zutraulich heran, strahlenden Angesichts, daß der große Lehrer gekommen sei. Nachdem ich meine Skizze vollendet hatte, ging es abermals in die Kirche, um mit der 180 Kinder zählenden Schule die Prüfung abzuhalten. Sie war in zwei Abtheilungen getrennt; die jüngeren Kinder unterweist Paulus, ein Gemeindeglied, welches ernst und gediegen in seiner Frömmigkeit, obgleich nicht zum Schulhalten vorgebildet, doch gern diese Mühe auf sich genommen hat; er ist auch Mitglied des Gemeindekirchenraths. Die

obere Abtheiluug unterrichtete Br. Düring selbst. Die Haltung der Kinder war gut, sie folgten, in guter äußerlicher Zucht sich haltend, mit Theilnahme dem Unterricht und gaben in der biblischen Geschichte alten und neuen Testaments und im Katechismus gute Antworten, sie wußten auch eine ganze Anzahl Bibelsprüche sicher herzusagen. Auch im Lesen waren die Leistungen befriedigend, weniger im Schreiben und Rechnen, besonders darum, weil es an Lehr- und Lernmitteln, Schreibebüchern und selbst an Schiefertafeln mangelt. —

Am Nachmittag gab es einen bewegten Abschied von meinem lieben Reisekameraden Br. Nauhaus. Ich habe ihn auf der Reise innig lieb gewonnen und hochschätzen gelernt. Wir beteten miteinander, dann bestieg er thränenden Auges die Karre, die ihn nach Heydelberg zurückbrachte. Von da fährt er mit seinem Reisewagen und mit Willem nach Botschabelo zurück.

Am Abend hatte ich mit den Männern der Gemeinde ein putecho. Ich war in der erfreulichen Lage, nicht strafen zu dürfen, sondern nur liebende väterliche Worte an die Versammlung zu richten. Eine Anzahl von ihnen, Joh. Seboko, der treue ernstfromme Mann, der seine Kapitänschaft niedergelegt hatte, um nur als Evangelist und Nationalhelfer dienen zu können, Paulus, das Mitglied des Kirchenraths, welches gern in der Schule mithilft, Joh. Thupe, die tiefe von der Liebe Christi glühende Seele und mehrere andere sprachen zu mir wie die Kinder zu ihrem Vater.

Der Hauptinhalt ihrer Ansprachen war tiefgefühlter Dank dafür, daß wir Lehrer uns ihrer angenommen hätten, so daß sie hier in der Freiheit, gelöst von der harten Behandlung der Bauern, sich um Gottes Wort zu einer Gemeinde sammeln durften und nun so reichlich mit dem gespeist wurden, das allein den Durst ihres Herzens stillen könne. „Früher war ich ein wildes Thier, das Wort hat mich zum Menschen gemacht; ich habe aus dem Wort Gottes die schöne weiße Milch getrunken," sagte der eine von ihnen, und ich bedaure nur mein schwaches Gedächtniß, daß ich die oft so schlagenden Vergleiche, die Zeugnisse tief innerlich gegründeten Christenthums und die warmen Herzensergüsse nicht dem Papier wiedergeben kann. Der Hauptinhalt ihrer Reden war dankbare Freude über mein Kommen, Dank für die Gesellschaft, besonders für die fromme Dame, die zu dem Ankauf des Platzes eine so große Summe geschenkt habe, Gebetswünsche und Grüße für die ganze Missionsgemeinde daheim und Segenswünsche für meine Weiterreise. Ich bekam von den frommen, verständigen, warmen Reden und den leuchtenden Angesichtern und von den trauten ehrerbietigen Begrüßungen einen tiefen Eindruck, und dachte: Wie viele Gemeinden wären wohl in der Heimath zu finden, die sich dieser vergleichen ließen!

Der Mossuto ist ein ernster in sich verschlossener Charakter, der das, was er erfaßt hat, zähe und mit großen Opfern festhält, Schmerzen Leibes und der Seele trägt er mit solcher Selbstbeherrschung, daß so leicht keiner davon etwas wahrnimmt; er kann auch schwere Seelenkämpfe lange mit sich herumtragen, ehe er sich dem Lehrer offenbart und selbst dann geschieht es nicht mit jenen lebhaften Gefühlsäußerungen, welche

von oberflächlichen Christen so gern als der Gradmesser des Christenthums angesehen werden. Aber tief im Herzen trägt er sein Heiligthum, welches bei besonderen Gelegenheiten auch hellglänzend sich in Wort und That, besonders in opferfreudigem Leiden und kräftigem Bekenntniß kundgiebt. Das Wort: „Nehmen sie uns den Leib, Gut, Ehr', Kind, Weib, laß fahren dahin" haben wir in Deutschland oft gesungen; die Bassuto haben es mit der That bewiesen, und mancher, der naserümpfend daheim auf diese jungen Christen aus den Kaffern und Hottentotten hinsieht, als gezieme sich ein besseres Missionsmaterial, als diese elenden Völker Süd-Afrikas, würde mit manchem von ihnen auf die Wagschaale zur Prüfung ernsten Christenthums gesetzt, „zu leicht erfunden" werden und hoch emporschnellen. Hier in Afrika habe ich es mit Augen sehen dürfen, daß das Evangelium eine Macht geworden ist in den Völkern und in den Herzen der Einzelnen, ein Sauerteig, der bereits beginnt, die ganze Masse zu durchsäuern. Dem Herrn sei Dank, der mir auf der letzten der Transvaalstationen, die ich besuchen durfte, noch solche Freude und Erquickung bereitet hat.

59. Hin zum Drakengebirge.

Dienstag, 31. März. Es war mir doch recht schwer, heute früh meinen lieben treuen Reisekameraden Br. Nauhaus nicht mehr bei mir zu sehen. Gott lohne ihm alle Liebe und Fürsorge, die er 2½ Monate lang auf der Reise mir erwiesen hat. Auch Willem fehlte mir sehr. Ich hatte durch Br. Nauhaus ihn fragen lassen, ob er nicht noch bis Königsberg mitgehen möchte. Er hatte aber bereits in Pretoria andere Arbeit angenommen. So wurde denn der ebenso treue und geschickte Jacobus, der unseren Pferdewagen umgeworfen, mein Ochsenwagentreiber für die fernere Fahrt. Jacobus wurde Leiter und Jeremias Helfer, der Wagen wurde mit allem Nöthigen reichlich durch die lieben Geschwister Düring versehen und am Vormittage gepackt. Die Leute kamen fast sämmtlich zum Abschiede, schenkten mir 110 Mark, 3 Schafe und 8 Hühner zur Reise, außerdem stellten sie unentgeltlich 10 stramme Ochsen auf die achttägige Fahrt über das Drakengebirge. Es wurde gegen 1 Uhr, als Br. Kuschke von Heydelberg zurückkam. Er hatte Br. Nauhaus auf den Weg nach Botschabelo gebracht. Er erzählte von der leuchtenden Freude, die unser Willem über eine Sesutobibel gehabt hatte, die ich ihm zum Andenken verehrte und von seinem Jammern, daß er mich nicht habe bis D'Urban bringen können. Aber er war in Pretoria gebunden. Später schrieb mir Nauhaus, Willem habe, wenn er auf dem Ausspannplatz zu den Mahlzeiten deckte, mein Couvert immer mit hingestellt, und habe feuchten Auges gesagt, es sei ihm doch allzuschwer, daß er den Ou Mynheer nicht mehr bedienen könne, so wolle er ihm wenigstens Teller, Messer und Gabel hinsetzen.

Gegen 3 Uhr umstand die ganze Gemeinde meinen Reisewagen und sang Abschiedslieder. Mit mir kam Br. Kuschke und für eine kurze Strecke Br. Düring, den ein an der Diphteritis erkranktes Kind-

lein verhinderte, die ganze Fahrt nach Königsberg mit mir zu machen. Diese Aufgabe fiel Br. Kuschke zu. Wir machten an dem Abend noch zwei Schofte. Br. Düring blieb über Nacht bei uns und fuhr erst

Mittwoch, 1. April, mit einer nachgekommenen Karre nach Woyenthin zurück. Unser Weg schlängelte sich durch die Roodekopjes, zerstreut liegende Felsberge, theils einzelne Köpfe, theils längergestreckte Felsberge. Es war Hoogefeld, der Baumwuchs hörte auf, das Feld war herbstlich fahl, wo nicht eine Stelle bereits schwarz gebrannt war, um Wintergras zu gewinnen. Einzelne dieser abgebrannten Flächen waren bereits mit frischem grünen Gras bestanden. Bei einer Spruit spannten wir aus zur Nachtruhe. Die Schwester Düring hatte für eine weiche Matratze gesorgt und für so reichliche Decken, daß ich seit langer Zeit einmal wieder entkleidet in meinem Wagenhotel schlafen konnte, dem die frische Luft nicht mangelte. Br. Kuschke hatte seine Matratze unter der Katel.

Donnerstag, 2. April, Gründonnerstag. Wir verlebten ihn auf dem Wege. Der letzte der Roodekoppe lag hinter uns, vor uns die lange einförmige Linie des Hoogefeldes. Eine langgestreckte Thalsenkung folgte auf die andere, ein Bült (sanft anschwellende Höhe) nach dem anderen. Da lernt man Geduld. Man denkt die Höhe in einer Viertelstunde zu erreichen, aber bisweilen bedarf man drei Viertelstunden, um 2—300 Fuß hinaufzufahren. Oben, denkt man, wird man doch einen Blick in das jenseitige Land haben, aber oben angelangt, sieht man wiederum nichts, als den nächsten Bült. So geht es auf und ab, in den Tiefen geht der Wagen durch morastige Driften, von Wasserläufen gebildet, die von Zeit zu Zeit austrocknen, aber bei denen man froh ist, wenn der Wagen glücklich hindurch ist, ohne im Modder stecken geblieben zu sein.

Gegen Mittag sahen wir den langgestreckten Tafelberg von Standerton in der Ferne, aber schwere Gewitter, die rings um uns aufstiegen und Blitzgarben mit entsetzlichem Gekrach herniedersendeten, hielten uns auf. Als wir weiterfuhren, war der Weg vom Regen aufgeweicht und gestattete uns nur langsame Fahrt, so daß es dunkel wurde, bevor wir Standerton, eine unbedeutende Stadt, deren Häuser kahl und weit verstreut daliegen, erreichten. Mit hereinbrechender Nacht fuhren wir durch die hier sehr schöne Drift des Vaalflusses und spannten, da abermals ein furchtbares Wetter auf uns zu kam, an jenem Ufer des Flusses aus. Das Wetter entlud sich mit schweren Schlägen und starken Regengüssen in unserer nächsten Nähe. Es wurde aber durch den Fluß abgehalten, uns zu erreichen, und zog sich langsam den Vaalfluß hinauf in die Ferne. Der Mond brach durch die Wolken, wir konnten still unser Abendbrot genießen und unsere Abendandacht halten. Aber während wir beide Weißen unter dem sicheren Zeltdach des Wagens ein bequemes und sicheres Lager fanden, mußten die armen drei Farbigen mit dürftigem Deckgut sich bergend auf der durchweichten Erde ihre Ruhestätte suchen. Als ich sie darüber beklagte, lachten sie und meinten, das wären sie gewohnt. Am anderen Morgen meinten sie aber doch, sie hätten gefroren, denn die Nächte werden bereits herbstlich kalt.

Am Wachtfeuer des Abends erzählte Jacobus, der früher vielfach mit Bauern auf die Löwenjagd gegangen war, höchst interessante selbst erlebte Löwengeschichten, von denen Br. Kuschke die eine zu Papier brachte.

Vier Bauern sind mit einem Ochsenwagen, zwei Pferden und zwei Dienstjungen, Jacobus und Absalom, in das Jagdfeld gegangen, um sich mit Fleisch zu versorgen. Ein Wildebeest haben sie bereits erlegt und aufgeladen, aber mittlerweile ist es auch Abend geworden und sie müssen in der Nähe einer Wasserpfanne übernachten. In der Nacht hören sie mehrere Löwen bei der Pfanne brüllen, und zwei von den Bauern beschließen, dieselben am nächsten Morgen zu jagen, um die werthvollen Felle zu bekommen. Gesagt, gethan. Die beiden Bauern steigen zu Pferde und lassen den Wagen langsam nachkommen. Die Reiter stoßen bald auf die Löwen und zwar auf drei. Zwei davon entweichen schnell, der dritte jedoch nur langsam. Die Bauern folgen ebenso langsam. Endlich bleibt der Löwe stehen und der ältere der beiden Bauern steigt vom Pferde, um sich schußrecht zu machen. Als der Löwe dies sieht, geht er weiter. Der Bauer steigt wieder auf das Pferd und folgt. Zum zweiten Male bleibt der Löwe stehen, indem er sich nach dem Bauer umsieht, zum zweiten Male steigt der Bauer vom Pferde. Doch der Löwe geht wieder langsam weiter und der Bauer muß wieder aufs Pferd und hinterher. Da bleibt der Löwe zum dritten Male stehen und zum dritten Male steigt der Bauer ab. Doch diesmal verstand der Löwe keinen Spaß, sondern drehte sich um und kam mit großen Sätzen auf den Bauer zu. Im Nu ist letzterer oben auf seinem Pferde und jagt, was er kann, dem Wagen zu, der zurückgebliebene andere Jäger ebenfalls — der Löwe hinterher. Als die beim Wagen sich befindenden Leute die gefahrvolle Lage der Dinge erkennen, überfällt sie Zittern und Beben. Mit einem Satz ist der Bauer, der den Wagen treibt und nebenher läuft, hinten auf dem Wagen und ebenso Jacobus, der Erzähler dieser Geschichte, sie rollen sich vor Angst kopfüber nach vorn, wo der vierte Bauer sitzt, das Gewehr mit beiden Händen krampfhaft auf die Buikplanke (Bodenbretter) des Wagens gestemmt, zitternd und bebend wie ein Espenlaub, während der vom Löwen verfolgte Bauer bei den Ochsen vorbeijagt. Als die Vorderochsen den Löwen ankommen sehen, springen sie (und der dieselben an einem Riemen leitende Absalom) erschreckt zur Seite und eilen im wildesten Lauf, die Schwänze hoch, nach der entgegengesetzten Richtung — alles das Werk einiger Augenblicke. Vor Wuth brüllend springt nun der Löwe mit seinem Vorderkörper hinten auf den Wagen und beißt mit seinen Zähnen so tief in das abgeschlachtete Wildebeest ein, daß dieselben bis in die Bodenplanke des Wagens dringen und einer darin abbricht. Mit den Hintertatzen schleifte der Löwe auf der Erde und hätte als lebendiger Hemmschuh den Wagen fast zum Stehen gebracht, trotzdem die Ochsen in rasender Eile davongingen. Nach einem Weilchen scheint's ihm jedoch genug des grausamen Spiels: er läßt los, zieht sich ein Stück seitwärts zurück und legt sich nieder, um auszuruhen. Die beiden Bauern zu Pferde haben immer noch zu thun, um die Ochsen vor dem Wagen wenigstens einigermaßen am gänzlichen

Davonlaufen zu hindern; endlich beruhigen sie sich. Nun reiten die beiden Bauern abermals dem Löwen nach. Er bleibt diesmal ruhiger liegen und eine Kugel streckte ihn auf der Stelle nieder. Der Wagen mußte nun wieder zurückkommen und Alle besehen den überwundenen Feind mit wohlgefälliger Freude. Absalom, der Ochsentreiber, wollte endlich gar zu gern dem Löwen ins Maul sehen und dessen Zunge befühlen. Als er eben seinen Rachen mit der Hand öffnet, veranlaßt ein schelmischer Bauer, durch einen plötzlichen Fußdruck auf den Löwen am entgegengesetzten Ende, einen Ton, der den armen Absalom glauben läßt, der Löwe werde wieder lebendig. Er wurde kreidebleich und floh, so schnell er konnte, während die Uebrigen in ein schallendes Gelächter ausbrachen. Selbigen Tages haben die Bauern dann noch den zweiten Löwen erlegt; der dritte ist entkommen.

Freitag, 3. April, Charfreitag. Wir fuhren früh aus, aber die von jetzt ab gegen den Drakenberg hinansteigenden Wege waren so vom Regen durchweicht, daß wir nur langsam vorwärts kamen. Bei einigen Kuilen (Vertiefungen), die Wasser hatten, machten wir Halt und hielten unsere Charfreitagsandacht damit, daß ich das 26. Kapitel des Matthäus abschnittsweise verlas und kurz auslegte, zwischen den Abschnitten wurden Passionsliederverse gesungen, und am Beginn und Schluß des Gottesdienstes hielt Br. Kuschke ein holländisches Gebet. Gegen Abend spannten wir noch einmal ein und fuhren beim Mondschein noch einen Abendschoft. Wir erreichten einen Tafelberg, der bereits der Kette des Grasneck angehörte, einem der Züge des Drakengebirges. Ich lag während des Nachtschofts und des frühen Morgenschofts des andern Tages auf meiner Katel. Aber ein furchtbares Gewitter ließ mich keine Ruhe finden. Alle drei Sekunden folgte ein weitgestreckter Blitz und ein Donner, dessen Brüllen mit denen der vorhergegangenen Schläge sich zu einer schrecklich großartigen Symphonie vermischte, ein Wetter, wie ich keins zuvor erlebt habe. Bei jedem Schlage mußte ich denken, der nächste Schlag müsse doch nothwendig den Wagen treffen, in dessen nächster Nähe sich das Wetter entlud. Aber der treue Herr hat auch diesmal mein Gebet gnädig erhört und uns verschont.

Sonnabend, 4. April, Stiller Sabbath. Das Wetter hatte sich entleert, die Sonne brach hervor. Wir gingen nach dem Morgengebet eine Höhe hinauf, wo der Barometer 643 *mm* (circa 5600 Fuß) zeigte, der höchste Punkt, den ich beim Ueberfahren des Drakenberges auf diesem Uebergang angetroffen habe. Von dort senkte sich der Weg 450 Fuß in sanfter Neigung, um dann fast ebenso hoch wieder aufzusteigen. Unten in den Thalsenkungen gab es Wasserläufe, in denen wir den bis an die Achsen eingeschnittenen Moorgrund nur mit Mühe überwanden, ganz schreckliche Driften. Um uns her die felsigen Höhen des Drakengebirges, die nach der Fahrt durch das eintönige Hoogefeld das Auge anmuthig ergötzten. Der Weg führte bergauf, bergab; zum Glück war er trocken, sonst wäre es eine mühsame und gefährliche Fahrt geworden, wie wir an den Stellen sehen konnten, wo Ochsenwagen, die bis über die Achsen eingesunken waren, hatten herausgegraben werden müssen.

Bei der Drift des Sandrivier spannten wir aus. Vor einigen Wochen hatte ein durch eine von oben herabschießende Wasserfluth überraschter Bauer dort 11 Ochsen verloren, jetzt war sie so eben und flach, daß wir ohne die geringste Beschwerde hindurchfuhren. An jener Seite wohnte der sogenannte Wunderdoktor, ein getaufter Jude, der fabelhafte Kuren gemacht haben soll, von Vielen aber für einen Schwindler gehalten wird. Die Spuren von zahllosen Bauernwagen, welche vor seinem Hause ausgespannt hatten, bekundeten, daß es Leute genug unter den Bauern giebt, die seiner Wunderkraft Glauben schenken. Wir hatten dort unsere Morgenandacht, in welcher ich Matth. 27 mit Nutzanwendungen verlas und wir dabei mit Gesang und Gebet unsern Gottesdienst feiern konnten. Nachher mußten wir eine schlimme Moddervley passiren, in welcher ein scharfer Abhang wohl 3 Fuß tief in einen Modderlauf den Wagen stoßen ließ, den Ochsen wurde aber nicht Zeit zur Besinnung gelassen, sie zogen den Wagen ebenso plötzlich wieder heraus, sonst säße er vielleicht noch heute darin.

Um eine Bergspitze biegend, fuhren wir einen langgestreckten Hügel hinauf, von welchem aus man bereits den Amajuba-Berg schauen konnte. Es war schon dunkle Nacht geworden, als wir oberhalb des neu angelegten Dörfchens Coldstream an der Grenze von Natal ausspannten. Ich schlief dort meine letzte Nacht in Transvaal.

Vierte Abtheilung.

Vom Fels zum Meer.

60. Erster Uebergang über das Drakengebirge.

Sonntag, 5. April. Ein herrlicher Ostermorgen. Die Sonne beschien unumwölkt die felsig spitzigen Höhen des Oudhontboschberges, eines der Querzüge des Drakengebirges. Es war bitterkalt. Einer unserer Leute brachte uns ein ziemliches Stück Eis an einer Grashalmspitze. Mir war aber trotzdem feierlich österlich zu Muthe. Ich hielt die Ostermette mit Verlesung des 28. Kap. Matthäi und vertheilte den von Schwester Kühl zu meinem Geburtstag gebackenen Festkuchen als Osterfladen. Wir spannten ein, um einen Morgenschoft zu halten. Zuvor aber nahm ich noch eine Skizze von der durch die Sonne herrlich beleuchteten Berglinie des Drakengebirges. Wir befanden uns bereits auf klassischem Boden. Links in der Nähe sahen wir die Gebäude von Meeks, woselbst das Feldlazareth der Bauern im Kriege aufgeschlagen war; vor uns Laingsneck mit der Stätte des Bauernlagers, links der Amajuba-Berg, das Grab des englischen Kriegsruhms in Afrika, wie ein Riesensarg.

Nach einigen hundert Schritten abwärts erreichten wir das bis jetzt etwa von vier Familien bewohnte, neu angelegte Dorf Coldstream zu beiden Seiten eines Flüßchens gleichen Namens gelegen, der mir als Grenzfluß zwischen Natal und Transvaal bezeichnet wurde.

Wir fuhren nur einen kurzen Schoft, bis wir die berühmten Stätten des Bauernlagers bei Laingsneck erreichten. Dieser höchste Neck des eigentlichen Drakengebirges war nicht ganz so hoch als der Grasneck. Br. Kuschke verließ hier den Wagen, um den Amajuba zu erklettern. Wir konnten von unten deutlich erkennen, wie in dem unter dem Gipfel die Spitze bekränzenden Felsklippenkranze eine Lücke war, durch die ein Fußpfad führte, derselbe, den auch die Bauern bei ihrem Angriff benutzt hatten. Wie dieselben aber überhaupt im Stande waren, diesen uneinnehmbaren Berg zu erstürmen und zwar nur mit Verlust eines einzigen Todten, das vermag kein Menschenwitz auszudenken, das war Gottes Hand, die über dem Stolz der Engländer zu Gericht gehen wollte. Der Höhenmesser hatte an dem Bächlein am Fuß des Berges 665 *mm*, auf der Spitze 637 *mm* angegeben, so daß dessen Erhebung aus dem Lande 1232 Fuß beträgt. Br. Kuschke lieferte von seinen Aufzeichnungen folgenden Bericht:

„Der Amajuba ist physisch und historisch der (bedeutendste) hervorragendste Berg des nördlichen Drakengebirges und liegt im Norden von Natal, hart an der Grenze von Transvaal. Der große Verkehrsweg zwischen beiden Ländern windet sich unmittelbar am östlichen Fuße des Berges hin. Bei einem am nördlichen Abhange liegenden Zulu-

kafferndorfe vorbei führt ein schmaler Fußsteig an schwindelnden Abgründen vorüber zur ersten und zweiten Terrasse, auf welcher Schafe und Pferde weiden, und bis wohin man mit einem frommen Pferde noch reiten kann. Von hier an bis zum Gipfel wird der Aufstieg jedoch so steil, daß man auf Händen und Füßen gehen muß, um nicht rückwärts oder seitwärts hinüberzufallen und an den Felsenabhängen zu zerschmettern, die hier senkrecht abfallen. Oben angelangt, fällt zuerst die mehrere Hundert Schritt lange und 10—15 Fuß tiefe muldenförmige Einsenkung des Gipfels auf, die rundherum mit einer Kette kleiner Felsenhügel bekränzt ist. Eine kleine Wasserpfanne befindet sich etwa in der Mitte der ovalen Senkung. Am westlichen Ende derselben steht ein aus mittelfeinem Sandstein gearbeitetes 7 Fuß hohes Monument mit den Namen der hier oben am 27. Februar 1881 im Kampfe mit den Transvaalbauern gefallenen Hochländer (Bergschotten) vom 58. Regiment. Unmittelbar daneben liegt ein Grabhügel, unter welchem die Gebeine des englischen Hauptmanns Maude ruhen, wie die Aufschrift des auf seinem Grabe stehenden Sandsteinkreuzes meldet. Auf der Rückseite desselben befinden sich die Worte: For Queen & Country Jesus Mercy. Dicht dabei liegt der Begräbnißplatz der gefallenen englischen Soldaten mit einer 12 Schritte langen und 10 Schritte breiten Steinmauer umgeben. Ueber die Zahl der hier Gefallenen von den verschiedenen Truppenkörpern findet sich keine Notiz, denn das obenerwähnten Monument zeigt nur die Namen der Gefallenen vom 58. Regiment, und zwar 39 an der Zahl, darunter 1 Hauptmann, 1 Sergeant, 3 Korporale, 1 Trommler, 33 Mann. Die Namen der hier oben gefallenen und begrabenen Mannschaften anderer Truppentheile scheinen für die Mit- und Nachwelt weniger von Interesse zu sein oder sollen wohl vergessen werden, sonst hätte man dieselben gewiß auch in Stein gegraben. Auf einem der Grabeshügel innerhalb der Kirchhofsmauer befindet sich ein hölzernes, bald verwittertes Kreuz, und seine halbverblichene Inschrift erzählt dem Besucher, daß 21 Mann Marinesoldaten unter demselben gebettet liegen. —

Der Amajuba ist vielleicht der höchstgelegene englische Kirchhof in Süd-Afrika, auf dem nicht nur eine große Anzahl englischer Soldaten, sondern auch ein gut Theil von Englands Größe begraben liegt, und auf dem die Süd-Afrikanische Republik ihr Auferstehungsfest gefeiert hat. Der Amajuba erreicht, von einem Bächlein an seinem nördlichen Fuße an gerechnet bis zum Sockel des Sandsteinmonumentes auf seinem Gipfel, die Höhe von 1232 Fuß. Seine absolute Höhe beträgt etwa 7000 Fuß."

Beim Absteigen vom Berge hatte Br. Kuschke einen Bauern O'Neil' besucht, der die ganze Begebenheit miterlebt hatte. Die Engländer hatten nach dessen Bericht in der Nacht und Morgenfrühe mit vollem Gepäck unter unsäglichen Mühen und Anstrengungen den Berg erklommen und waren todtmüde oben angelangt. Ein Vorposten verrieth durch einen verfrühten Schuß, was geschehen war. Die Bauern, kurz entschlossen, ritten die Höhe hinan, so weit die Pferde gehen konnten, und schossen dann in die durch die Ermattung fast wehrlosen Engländer hinein, so daß die Todesangst ihnen neue Kräfte zur Flucht verlieh.

Die denkwürdige Schlachtstätte von Laingsneck ist wohl ebenfalls einer besonderen Beschreibung werth:

Einen Neck (Hals) nennt der Afrikaner eine Senkung im Gebirge, welche zu beiden Seiten mit sanft ansteigenden Höhen begrenzt ist, selbst aber aus der Fläche aufsteigt und auf der andern Seite wieder abfällt. Solcher Neck ist auch der Laingsneck, abgesehen von Grasneck auf diesem Wege der höchste Uebergangspunkt über das Drakengebirge; er führt seinen Namen von einem Bauer Laing, dem der anstoßende Platz gehört. Der sanft anschwellende Hügel, der dem von Transvaal Kommenden zur Rechten liegt, führt in seiner Verlängerung zu höheren Hügeln und Bergen, die den Fuß des Amajuba-Berges bilden. Zur Linken des Weges erhebt sich ein langgestreckter, etwa auf 3—400 Fuß Höhe steigender, am anderen Ende schärfer abfallender und in einer kleinen Spitze endender Berg, der abermals nach dieser Seite hin eine Thalsenkung oder vielmehr einen Neck begrenzt. Kommt man nun aus Transvaal, so hat man etwa 1500 Schritt vor Laingsneck zur Rechten des Weges eine Fläche, auf dem das Wagen-Lager der Bauern stand, während das Pferde-Lager auf halber Höhe des oben erwähnten langgestreckten Berges zur Linken aufgeschlagen war; auf der Stelle steht jetzt ein mit Zinkeisen gedecktes Haus. Zwischen dem Wagenlager und dem eigentlichen Laingsneck macht der Weg wieder eine Senkung von etwa 150 Fuß (nach dem Augenmaß geschätzt) und steigt auf dieser Seite sanft an, während er nach Natal zu etwa 100 Fuß tief ziemlich steil, dann aber sanfter abfällt. Die Erhöhung, die (von Transvaal kommend) zur Rechten des Weges sich erhebt, ist kaum in einem Winkel von 10 Grad aufsteigend; sie bildete die eigentliche Verschanzung der Bauern. Letztere bestand aus zwei einfachen geraden Linien. Auf der höchsten Linie des Hügels hatten die Bauern 1—2 Fuß hohe Felsklippen zu einer Steinmauer von etwa 3 Fuß Höhe aufgebaut, welche den Schützen Deckung gab. Etwa 100 Schritt tiefer (nach Transvaal zu) hatten sie einen 3—4 Fuß tiefen Schützengraben ausgehoben, dessen Erd-Material nach der Transvaalseite hin einen kaum 2 Fuß hohen breiten Erdwall bildete, dessen loses Geröll den Pferden, die etwa den Schützengraben überspringen, verderblich werden konnte. Diese doppelte Linie war nach dem Amajuba zu etwa 800 Schritt lang, an dem Berge auf der andern Seite des Weges unvollendet etwa 200 Schritt, so daß sie leicht umgangen werden konnte. Dies war die ganze Verschanzung der Bauern; die Hauptstärke der Position bestand darin, daß der Weg nach der Natal-Seite hin steiler abfällt. — Die Engländer nun hatten versucht, diese Position zu umgehen, indem sie in einer nicht eben steil begrenzten Thalsenkung um dies andere Ende des genannten Bergleins hin aufstiegen. Die Bauern hatten die Spitze desselben besetzt und richteten mit ihren wohlgezielten Kugeln unter den kolonnenweise anrückenden Engländern ein solches Blutbad an, daß bald der dritte Theil der aus etwa 900 Mann bestehenden Angriffstruppe in ihrem Blute lag und die übrigen in jäher Flucht zurückgingen. Ein großer, mit einer Steinmauer umfaßter Friedhof in der Nähe birgt die Gebeine der Gefallenen. Letztere hatten den Bauern, denen es durchaus an Munition fehlte (P. Krüger meint, sie hätten pro Mann nur 5 Schuß

gehabt), reichlichen Vorrath für die fernere Aktion geliefert. Wäre der Angriff gelungen (und das Terrain hätte dies bei einiger Vorsicht sehr möglich erscheinen lassen), so hätten die Engländer, den kleinen Berg umgehend, sowohl das Pferde-Lager, als auch das Wagen-Lager mit einem Schlage in ihrer Gewalt gehabt, und damit wahrscheinlich den Krieg beendet. Aber Gott der Herr hat in diesem Kampfe selbst gekämpft und die Engländer mit Blindheit geschlagen, daß sie planlos in den Guerilla-Krieg gingen und ihre ungedeckten Kolonnen den sicheren Schützenkugeln der Bauern zur leichten Zielscheibe boten. Die weißen Helme der Soldaten gaben den Schützen einen leicht erkennbaren Zielpunkt. Auf einem gegenüberliegenden Berge, auf welchem wir Sonntagsrast hielten und nach Kuschke's Rückkehr vom Amajuba unser Osterfest feierten, konnte man das ganze Terrain und alle gedachten Punkte mit einem Blick überschauen; etwas hinterwärts konnte man den jetzt ebenfalls durch ein Haus mit Zinkdach bezeichneten Platz erkennen, wo der englische General Colley auf einem Hügel sein Hauptquartier aufgeschlagen hatte, rechts davon bezeichnen zwei auf einem andern Hügel stehende hohe Gummibäume den Begräbnißplatz der englischen Offiziere und des Generals Colley selbst. —

Wir hielten beim nächsten Ausspannfleck unseren Ostergottesdienst mit Gesang und Gebet und Auslegung von Joh. 20, eine erhebende Feier in dieser denkwürdigen Gegend. Dann machten wir noch einen kurzen Abendschoft, der uns bis in die Nähe eines anderen Schlachtortes, des Flusses Ingogo führte. Wir hatten schwere Wege zu bestehen, bergauf, bergab; sie waren nicht mehr so sanft ansteigend wie in Transvaal, zum Theil vielmehr ganz steil und mit großen Felssteinen besät mit tiefen Regenschloten an der Seite, so daß ich das Fahren in der Dunkelheit gern vermied, trotzdem unser Jacobus versichernd, daß gar keine Gefahr vorhanden sei, durchaus noch durch den Ingogo auf den gegenüberliegenden Berg fahren wollte. Wir spannten aber aus; dichte Rauchwolken von Grasbränden durchzogen die Thäler, hier und da zeigte ein Feuerschein den Ursprung. Neben uns vorbei zogen mit schrecklichem Geschrei die Transportfahrer, einmal 18 Wagen hintereinander, und erklommen die gräßlichen Felsenhöhen. Neben uns hatte ein Bauernwagen ausgespannt; die Noois (Bauerfrauen) schwatzten und störten uns in unserem Abendgebet. Endlich senkte sich der Schlaf über die müden Augenlieder und beschloß unseren ersten Ostertag.

Montag, 6. April. Der Weg führte nicht bloß über Steilen hinweg, sondern machte auch weite Schlangenwindungen, durch welche sich die Differenz zwischen der Wegeslänge und der scheinbaren Entfernung zwischen New Castle und Laingsneck auf der Landkarte erklärt. Nachdem wir abermals durch eine Thalsenkung gefahren waren und auf der andern Seite einen Berg überstiegen hatten, lag das breitere Thal des Ingogoflusses, ebenfalls der Schauplatz einer furchtbaren Niederlage der Engländer, vor uns. Colley hatte nach dem Schlage von Laingsneck frische Zufuhr an Kriegsmaterialien und Truppen erhalten und nach seinem oben erwähnten Camp beordert. Diese Truppen hatten die furchtbaren Wegschwierigkeiten von Schuinshoogde überwunden und waren bis Mount pleasant vorgedrungen, als sie von den Bauern

plötzlich angegriffen wurden. Der Angriff hatte denselben Erfolg, wie bei Laingsneck. Die Engländer mußten den Rückzug antreten. Daß in den steilen Hohlwegen nicht auch der letzte Mann gefallen ist, das ist zu bewundern. Endlich erreichten sie die ebene Fläche des Ingogo. Aber hier schossen die Bauern ihre Kanonen-Pferde nieder und machten die Artillerie kampfesunfähig. Ein eingetretenes Regenwetter entmuthigte die Engländer noch mehr, hinderte aber auch die Bauern an der ferneren Aktion. Sie glaubten ohnehin, am folgenden Tage die gesammte Macht der Engländer in ihre Gewalt zu bekommen, da der angeschwollene Ingogo ihrem weiteren Rückzug eine unüberwindbare Schwierigkeit entgegenstellte. An der Stelle, wo der Weg über den Ingogo führt, fließen dessen beide Zuflüsse zusammen. Der Weg führt über beide Zuflüsse kurz vor ihrer Vereinigung, weshalb die Bauern den Fluß auch Zwillingsfluß nennen. Die Lage der Engländer am Abend des ersten Schlachttages war furchtbar; die Verzweiflung gab ihnen Muth, selbst den angeschwollenen Fluß unter dem Schutze der Nacht zu passiren und sogar ihre Kanonen hinüberzubringen, so daß die Bauern, die ihrerseits den Fluß nicht zu überschreiten wagten, am folgenden Tage von der Verfolgung abstanden. So wurde wenigstens der größere Theil der englischen Armee gerettet.

Nachdem wir die beiden Zuflüsse des Ingogo durchfahren waren, hatten wir auf der anderen Seite die Hochfläche der Schuinshoogde zu erklimmen. Von dieser Seite her war der Weg nicht allzu steil, obschon wir ziemliche Zeit bedurften, bis wir die etwa 600 Fuß aus dem Flußbette sich erhebende Höhe erreichten. Oben fuhren wir eine nicht allzu lange Strecke, bis wir bei dem Schlachtfelde der Hauptaktion anlangten. Sie ist durch zwei große Kirchhöfe und durch einen Denkmal-Obelisken bezeichnet. Hier war, soweit mein Verständniß reicht, das Terrain für die Engländer so günstig, daß sie einem dreifach an Zahl überlegenen Feinde hätten die Spitze bieten können. Die Artillerie hatte die Höhen des mit Felssteinen bedeckten Abhanges besetzt, an dessen Fuß auf etwa 500 Fuß Entfernung sich eine Art Mauer von 3—4 Fuß hohen Felsklippen befindet. Hinter diesen hatten sich die Bauernschützen so gelagert, daß sie von oben herab kaum sichtbar blieben, und schossen aus gesicherter Stellung Pferde und Bedienung der Artillerie zusammen, ohne durch deren Feuer merklich belästigt zu werden. Ihre Reihe war so wenig ausgedehnt, daß sie durch Kavallerie oder Schützen leicht umgangen und sie auch von Hügeln hinter ihnen aus leicht im Rücken gefaßt und dadurch zum Rückzug gezwungen werden konnten. Anstatt dessen bombardirten die Kanonen, so lange sie aktionsfähig blieben, ihre fast wirkungslosen Geschosse auf die Bauern, bis sie so weit geschwächt waren, daß sie auf eine etwa 300 Schritt weiter sanft nach oben führende Anhöhe retirirten und dort abermals Posto faßten. Die Bauern rückten nach und setzten auch hier ihr mörderisches Feuer fort, bis die Engländer in hastiger Flucht nach der anderen Seite hin retirirten. Beide Positionen der englischen Artillerie sind heute durch die Begräbnißstätten der Gefallenen gekennzeichnet.

Ich nahm auch von diesem denkwürdigen Platz eine Skizze. Br. Kuschke schrieb die Inschriften der Denkmäler auf.

Inschriften
vom Kirchhofe und Denkmal auf Schuinshoogte.

Auf dem Kirchhofe ist in der Umfassungsmauer auf einem Stein die Inschrift zu lesen:

Consecrated
by the
Bishop of P. M. Burg
20. October
1881.

Auf einem großen Grabeshügel innerhalb des Kirchhofes trägt ein hölzernes Kreuz die Inschrift:

In Memory of
24 N. C. O. (not commissioned officers) & Men of 3rd Battn 60th Royal Rifles, who fell in action near this spot 8th Febr. 1881.

Auf einem kleineren Grabhügel steht eine hölzerne Tafel, worin folgende Worte eingeschnitten sind:

In Memory of
Pte G. Steer 3rd Battn 60th Rifles, who fell in action near this spot 8th Febr. 1881. Age 21 years.

Erected by his brother
Eduard Steer.

Auf dem Denkmal in unmittelbarer Nähe des Kirchhofes stehen außer den Namen der gefallenen Mannschaft folgende Worte:

This monument is erected by the Officers, and commissioned Officers and men of the 3rd Battn 60th Royal Rifles in memory of their comrades, who were killed or died of wounds received in action near this spot on the 8th February 1881.

Lieut. Garrett
„ O'Connell
2nd „ Haworth.

Also of
Lieut. and Adjt E. O. H. Wilkinson drowned crossing the Ingogo after rendering aid to the wounded.

Wir fuhren die Breite der Schuinshoogde entlang bis zum jenseitigen Abfall, der 5—600 Fuß tief so steile Weg-Stellen in das unten gelegene Thal hinabführt, daß wir vorzogen, den Weg zu Fuß zu machen. Denn obgleich die steilsten Stellen seit meiner Reise von 1867 bereits durch Umwege entfernt waren, so war der Weg doch so gefährlich, daß es mir schwer verständlich ist, wie beladene Transportwagen ihn passiren können. Als am Fuß der Schuinshoogde der Wagen ausgespannt hatte, fuhr die Post, welche die Briefe nach Deutschland befördert, vorbei. Ich vollendete also schnell mein Tagebuch, um es noch in New Castle aufgeben zu können. Dann hielten wir unsere Osterandacht und legten den letzten Schoft nach New Castle in etwas mehr als drei Stunden zurück. —

Vor dem Dorfe angekommen, sahen wir zwei Reiter den Hügel herabsprengen. Es war Br. Procesky mit seinem Sohn, die uns entgegengeritten waren. Die Freude des Wiedersehens war groß; dem alten lieben Br. Procesky stürzten die hellen Thränen über die Backen und er weinte sich an meinem Halse aus.

Wir überschlugen die Möglichkeit, ob wir nicht noch heute seine Station erreichen könnten. Es war möglich, wenn ich mit ihm ritt. Er bestieg daher das Pferd seines Sohnes und gab mir das seinige, ein sehr starkes, aber etwas ungemächliches Thier. Wir ritten über die schöne neue Brücke und passirten einen Theil des seit achtzehn Jahren mächtig aufgeblühten Dorfes. Zur Zeit hatte es auch an der allgemeinen afrikanischen Kalamität gelitten; zwei der größten und blühendsten Kaufgeschäfte mußten ausverkaufen.

Aus dem Dorfe gekommen, legten wir ein schnelles Tempo vor, und legten die erste Hälfte des Weges, bis zum Bauer Adendorf (etwa 1½ Meilen) in 54 Minuten zurück. Hier sattelten wir ab und verbrachten bei den lieben Leuten, die mich vor achtzehn Jahren so freundlich beherbergt, mir auch den Ort gezeigt hatten, wo die beabsichtigte Station Königsberg angelegt werden konnte, ein trauliches Stündchen. Auch der alte brave Dr. Aveling lebte noch.

Aber inzwischen war es dunkle Nacht geworden. Vom Wege konnten wir wenig erkennen, mein Pferd stolperte wohl zwanzig Mal über Steine und Rasenbüschel, so daß wir Schritt für Schritt reiten mußten; einen Kaffer hatte Herr Adendorf uns mitgegeben, der mit der Laterne uns den Weg zeigen sollte; wir ließen sie aber nicht anstecken, um nicht geblendet zu werden. Der Weg dehnte sich und wir brauchten anstatt der zweiten 54 Minuten mehr als drei Stunden. Eine Viertelstunde von der Station entfernt, hörten wir die Glocken zu unserm Willkommen läuten. Ein Kaffer, der unterwegs ausgespannt hatte, war spornstreichs voraufgelaufen, um unsere Ankunft zu melden. Der Dreiklang der vom alten Vater Grunewald geschenkten Glocken klang feierlich durch die Nacht. Bald sahen wir die ersten Lichter; ein Mann kam uns mit der Laterne entgegen und bald darauf Kinder und Erwachsene, die uns singend begrüßten. Wir restaurirten uns ein wenig und begaben uns dann in die schön geschmückte und hell erleuchtete Kirche, um unsern Dankgottesdienst zu halten; die ganze Gemeinde hatte sich dazu eingefunden. Die Angesichter glänzten, als sie ihren Vater von

jenseit des Meeres begrüßen durften. Im Missionarshause, das solide und geschmackvoll und zweckmäßig durch Br. Procesky angelegt ist, fand ich drei Briefsendungen aus Deutschland vor, die letzten Nachrichten hatte ich vor vier Wochen in Pretoria erhalten. Ich las bis 1 Uhr in der Nacht und — fand dann keinen Schlaf. — —

61. Königsberg.

Dienstag, 7. April. Als ich aufstand, waren meine Glieder wie zerschlagen, der dreistündige Ritt im Schritt war mir zu viel geworden. Ich mußte also einen Ruhetag machen. Ich benutzte ihn, um eine Skizze von der Veranda des Hauses aus aufzunehmen und den Rest der Briefe zu lesen, und den Reiseplan für die Weiterreise zu entwerfen. Br. Glöckner war mit einem spider von Hoffenthal gekommen in Begleitung des Bauer Jordan, um mich abzuholen. Am Vormittag kam Br. Kuschke mit dem Ochsenwagen nach.

Den ganzen Tag über kamen die Zulu, Christen und Heiden, Erwachsene und Kinder, um den großen Lehrer und Vater zu grüßen. Wie verklärt doch das Evangelium die Angesichter. Einzelne waren in ihrem freudigen Lächeln wirklich lieblich. Ein großer Unterschied aber zeigte sich von den Angesichtern der Bassuto. Ich war in eine völlig neue Nation eingetreten, auch die Sprache so ganz anders, als die der Bassuto, an welche ich mich fünf Monate lang gewöhnt hatte; der Klang der Zulusprache war melodischer. Die arme Gemeinde aber traf ich in der größten Noth. Seit fünf Jahren hatten sie keine Ernte gehabt, und die diesjährige reiche Ernte war ihr durch ein fünfmal sich wiederholendes Hagelwetter gänzlich vernichtet. Der Hagel (Stücke von 2 Zoll Durchmesser) hatte viel Vieh erschlagen. Auch die Obsternte war völlig vernichtet, viele Obstbäume jämmerlich zugerichtet. Darüber war der Hunger hohläugig eingezogen; die Hälfte der Gemeindeglieder hatten sich, Kost und Arbeit suchend, weithin zerstreut. Br. Procesky hatte von dem Seinigen mitgetheilt, was er hatte und was er nicht hatte, und hatte selbst Schulden gemacht, um den Hungrigen Brot brechen zu können. Aber was war das unter so Viele! — Ich traf bei Br. Procesky einen benachbarten Bauer Herrn Dinkelmann, einen Deutschen, auf dessen Platz Br. Procesky eine Außenstation hat, auch einen jungen Deutschen Herrn v. Schmidt-Hoffelde, der zum Besuch in das gastfreie Haus des Br. Procesky gekommen war.

Am Abend besuchte ich mit Br. Procesky eine Kranke, und trat in mehrere Häuser von Gemeindegliedern ein; die Gebäude waren viereckig, reinlich, freundlich. Prozesky hat gesorgt, daß die Farbigen nicht in unmittelbarer Nähe des Wohnhauses und nahe zu einander wohnten, was bei den harten Zulus nicht wenig zur Vermeidung von Zänkereien und Gelagen beiträgt.

Die Station selbst macht einen außerordentlich freundlichen Eindruck, Garten- und Baumpflanzungen aller Art lassen sie wie eine Oase in der Wüste erscheinen; auch die Farbigen sind mit Bäumepflanzen gut vorangegangen.

Mittwoch, 8. April. Ich fühlte mich, da der bereits regelmäßig auf fünf Stunden reduzirte Nachtschlaf nicht wiederkehrte, noch immer steif in allen Gliedern, aber nun mußte ich doch auch mit der Gemeinde verkehren. Ich setzte zu Vormittags 10½ Uhr den Gottesdienst an. Eben wird eingeläutet mit den drei schönen Glocken — —

Der heftige Sturm, der seit drei Tagen weht, hatte den Schall der Glocken nur nach der einen Seite zu den Wohnungen der zerstreut 10—15 Minuten von der Kirche wohnenden Gemeindeglieder dringen lassen, deshalb traf Br. Procesky's Befürchtung, die Kirche werde zu klein sein, alle zu fassen, nicht ein. Es mochten etwa 100 zugegen sein. Sie folgten der Predigt, die ich über Ebr. 13, 8 hielt, mit gespannter Aufmerksamkeit. Die Zulu machen aber einen ganz andern Eindruck als die Bassuto; sie sind ernster und fester, obgleich die Gesichtszüge und Manieren auch dieses harten Volks durch das Evangelium gemildert und verklärt worden sind. Der Unterschied zwischen jetzt und vor achtzehn Jahren war sehr bemerkbar, namentlich die Schulkinder haben offene zutrauliche Angesichter, und auch die kleinsten Heidenkinder, — die vor achtzehn Jahren vor jedem weißen Gesicht bebten und schreiend auseinanderstoben, kamen jetzt freundlich heran, um ihre Händchen zum Gruß zu bieten. Ja selbst die stolzen heidnischen Kopfring-Kaffern, die sonst steif und vornehm, auch wohl grimmig blickend vorübergingen, kamen jetzt, um mit aufgehobener Hand den großen Lehrer zu grüßen, oder sie saßen stundenlang auf der Treppe, um für ihre mancherlei Krankheiten Medizin zu suchen.

Spaßhaft war es, wenn sie gegen Rheumatismus elektrisirt wurden. Sie, die jeden Schmerz ohne Zucken der Gesichtsmuskeln zu ertragen gewohnt sind, mußten dennoch bei stärkeren Drehungen der Maschine sich krümmen und ihre Lippen krampfhaft zusammenkneifen, so daß Procesky meinte, es sei ein Glück, daß in Inquisitionszeiten diese Maschine noch nicht erfunden gewesen sei, mit der man im Stande sei, auch die härtesten Leiber zucken zu machen. Einen Scherz erlaubte ich mir mit einem herkulisch gebauten Kopfring-Heiden, der mit einem seiner Kameraden, ebenfalls einem Kopfring-Zulu, auf der Treppe saß, um Medizin zu holen. Ich ließ ihm durch Br. Glöckner sagen, der große Lehrer wünsche einen Kopfring zum Andenken mitzunehmen, er möchte den seinen doch verkaufen für hohes Geld. Es ist unmöglich, dieses Gemisch von Angst, Entsetzen und Verachtung zu beschreiben, das sich auf dem Gesichte der beiden ausprägte, als Glöckner sein Messer herauszog — Aua — riefen sie und hielten Hand und Arm vor und bogen bei jeder Bewegung Glöckners aus, verwandten auch, als er hinter ihnen stand, kein Auge — um nur ihr Kleinod zu bewahren. Der Kopfring nämlich, ein etwa 1 Zoll dicker schwarzer, glänzender, aus Harz und anderen Substanzen gefertigter rundlicher Ring, der an dem wolligen Haar so befestigt ist, daß das Haar in den Ring selbst hineinbefestigt wird, ist die höchste Zierde und Ehre des Zulu-Kriegers. Derselbe erhält ihn erst, nachdem er Proben der Mannhaftigkeit geleistet hat, Niemand darf ihn anlegen ohne Erlaubniß des Häuptlings. Er verleiht auch gewisse Mannesrechte. Ein richtiger Zulu würde sich lieber den Kopf als den Kopfring abschneiden lassen. Denn verliert er den letzteren, so ist er

ein Geächteter unter seinem Volk. Es ist dies ein Zeichen des Heidenthums; darum entfernen ihn die Getauften sofort. Hiernach mag man die Angst des oben erwähnten Kriegers ermessen.

Ein ebenso großes Heiligthum ist dem Zulu sein Schild — eine länglich oval geschnittene starke Ochsenhaut mit Verzierungen. Auch den Schild darf kein Zulu nach Willkür annehmen. Er wird ihm vom Häuptling mit großer Feierlichkeit verliehen. Er kommt demüthig bittend zum Häuptling, der zunächst weigert. Dann fällt er vor ihm nieder und bittet und fleht mit kläglichen Gebärden, bis der Häuptling endlich zustimmt.

Am Nachmittag hielt ich die Prüfung mit den Schulkindern ab. Procesky fragte geschickt und die Kinder antworteten frisch und geweckt, zeigten überhaupt rege Theilnahme. Die Kenntnisse in der biblischen Geschichte und im Katechismus, auch die Fertigkeit im Lesen und Schreiben war befriedigend, auch in der Geographie. Nur im Rechnen, das alte Leiden der Kafferschulen, waren die Kinder wenig gefördert.

Nach der Prüfung versammelte ich die Aeltesten und Familienväter zu einem besonderen Gespräch. Sie waren weniger lebendig, als die Bassuto; einige bekundeten aber doch ein lebhaftes Interesse für die Förderung des Reiches Gottes.

Donnerstag, 9. April, ritt ich zunächst zu einem der Station gegenüberliegenden Hügel, um eine Skizze von der Station und ihrer Lage unter dem Drakengebirge aufzunehmen. Dann ritten wir ¾ Meilen weiter zu einem Wasserfall. Ich begriff nicht, wie in dieser hügelichten Fläche ein Wasserfall sein könne, bis ich davorstand. Der New Castler Dorffluß stürzte über eine circa 100 Fuß hohe steile Felsenwand brausend hinab in eine tiefe Kloof, die, mit Baumwuchs und Gras und Gewächsen aller Art bestanden, in ihren kühnen Felsbildungen ein wirklich fesselndes Bild gewährte.

62. Zweite Reise über das Drakengebirge. Harrysmith.

Freitag, 10. April. Frühmorgens versammelte sich auf das Zeichen der Glocke die ganze Bewohnerschaft der Station zum Abschiedsgruße. Sie brachten Armringe von Gras oder Draht, Perlenschmuck, Geräthe — rothe Strohblumen und was sie an Merkwürdigkeiten hatten, zum Andenken, und sangen geistliche Abschiedslieder. Sechs Stationsochsen wurden vor den leichten spider des Herrn Jordan gelegt, um die los angetriebenen Pferde zu schonen. Es galt, den schweren Weg auf das Drakengebirge zu erklimmen.

Derselbe war oft so steil und steinicht oder sumpfig, daß selbst die Ochsen an manchen Stellen schwer zu ziehen hatten an dem leichten Wagen. Nach etwa dreistündiger Fahrt hatten wir die Höhe des Passes erreicht. Je höher wir stiegen, desto mehr erweiterte sich der Blick über das unter den Füßen liegende Natal mit seinen einzelnen Höhen und Bergzügen. Die Luft war frisch, die Sonne schien hell, so gab es denn eine prächtige Gebirgspartie. In den Klüften wuchsen hohe Bäume; aber die Rücken waren baumloses Grasfeld, aus welchem einzelne Felsköpfe in den allerwunderlichsten Gestaltungen hoch sich emporhoben.

Ein solcher Felskopf glich einem hohen Thurme mit perpendikulären Seitenwänden, ein anderer einer Festung, ein dritter einer Pyramide, wunderliche Verzackungen. Die Höhe des Gebirges glich einem welligen Hoogeveld mit vielen zum Theil tiefen Thalsenkungen, die bisweilen mit senkrechter Felswand abfielen. An einer Stelle fand ich Klüftungen von 1000 Fuß Tiefe, unten ein lachendes Thal, jenseits den Passoane-Berg, ein heiliger Berg, auf dessen hohem Felskopf die Bassuto-Häuptlinge bei wichtigen Gelegenheiten ihre Zusammenkünfte abhalten. Wir fuhren, auf der Höhe das Ochsengespann mit den Pferden vertauschend, bergauf, bergab, doch im Ganzen abtragend über das Hoogeveld auf dem Rücken des Drakengebirges, erquickt durch die frische Herbstluft, welche die Sonne bei klarem Himmel kaum zu erwärmen im Stande war. Der höchste Punkt des Weges im Paß maß 5720 Fuß über dem Meeresspiegel, also 1800 Fuß mehr als der der Station Königsberg. Die sich abhebenden Felskegel mochten 1000—2000 Fuß höher sein.

Am Abend erreichten wir das gastliche Haus eines reichen jungen Bauern Villier, des Schwiegersohnes des Dr. Aveling. Das Haus war geschmackvoll von Außen und Innen, die Bewohner gebildete Leute, der Hauslehrer, ein junger Holländer, spielte zur Hausandacht auf dem schönen amerikanischen Harmonium. Wir erfreuten uns der herzlichsten gastlichsten Aufnahme und wurden auf das Beste verpflegt. Die Zahl der Bauernplätze auf den Hochthälern des Gebirges hat sich seit den letzten zehn Jahren erheblich vermehrt; die Plätze zeigen überall Spuren der Wohlhabenheit; nur Bäume vermißte man; bisweilen liegen die Häuser wie mitten im Grase kahl da.

Sonnabend, 11. April. Die Pferde begannen müde zu werden und wir kamen nur langsam die wellenförmigen Hügel hinauf. Je näher wir an Harrysmith kamen, desto pittoresker wurden die Felsbildungen. Einzelne Felsenreihen, etwa 800—1000 Fuß hoch, waren wunderbar geformt; manche wie eine Kirche, manche wie eine Festung. Ueber den wagerecht sich lagernden grauen Sandsteinfelsen erhob sich eine andere, etwa 100 Fuß hohe Lagerung von einem senkrecht strahlenförmig sich aufthürmenden, rothbraunen Gestein, das von unten gesehen wie Basaltsäulen aussah, aber durch das Glas betrachtet auch Sandstein zu sein schien. Ich habe ähnliches sonst nirgend gesehen.

Mit der untergehenden Sonne erreichten wir Harrysmith, ein freundliches, dem Anscheine nach aufblühendes Dorf mit drei Kirchen, deren eine der bischöflich-anglikanischen, die andere der wesleyanischen, die dritte der holländisch-reformirten Gemeinde angehört. Wir kehrten im Oaks Hotel ein; Procesky bei einem befreundeten Bauer. Er kam uns bald nach in das Hotel, um eine Hiobspost zu bringen. Ein junger Bauer, wahrscheinlich angetrunken, war, während auf der anderen Seite das gehörnte Gespann eines Ochsenwagens ein Ausweichen unmöglich machte, mit seiner Deichsel so auf ihn zugerast, daß das Pferd getroffen wurde; die Eingeweide quollen unter der noch nicht zerrissenen Haut dick auf. Das arme treue Thier! Procesky hatte es zärtlich lieb, denn es war stark und zahm. Mich hatte es von New Castle nach Königsberg getragen, der arme Jack.

Harrysmith ist wegen seines gesunden Klimas berühmt und von

Patienten und Rekonvaleszenten vielfach besucht. Die Farbigen auf dem Dorf, unter denen wir einmal eine Missionsstation zu errichten beabsichtigten, werden jetzt von den Anglikanern und Wesleyanern bedient, um die zahlreich in der Umgegend wohnenden Heiden bekümmern sich dieselben aber nicht. — Trotzdem sind eine Anzahl der Bewohner, Engländer und Bauern, der Eröffnung einer Missionsstation seitens unserer Gesellschaft wohl geneigt. Von Wichtigkeit für unser Stationsnetz ist Harrysmith besonders darum, weil, wenn erst Estcourt als Eisenbahnstation eröffnet sein wird (was bereits am 1. Mai d. J. geschehen sollte), der Weg von D'Urban über Hoffenthal, Harrysmith, Heydelberg nach Botschabelo weitaus der billigste, nächste und bequemste sein würde. Die zahlreichen Eingeborenen in der Umgegend würden ein weitausgedehntes Arbeitsfeld für einen Missionar abgeben.

Sonntag, 12. April. Ich besuchte am Vormittag die reformirte, am Abend die schottisch-presbyterianische Kirche. In der ersteren hielt ein junger Prediger, van der Lingen, eine gläubige ernste Predigt; wärmer war die des Schotten Mr. Gray. Letzterer war am Vormittag angekommen, mich zu begrüßen und mich aufzufordern, daß ich die Abendpredigt übernehmen möchte. Dazu fühlte ich mich aber der englischen Sprache nicht mächtig genug. Nach Tisch machte ich ihm meinen Gegenbesuch und fand in ihm einen ernsten, liebenswürdigen jungen Mann, der mit großer Brüderlichkeit sich zu uns und unserer Arbeit und zu unseren Arbeitern stellt, auch gern bereit war, einen Bazar zu Gunsten unserer Mission arrangiren zu helfen.

Als ich am Vormittag aus der Kirche kam, bei der hochkirchlichen vorbei, kam der Geistliche der englischen Hochkirche auf mich zu. Gestern war er in ähnlicher Weise zu Glöckner gekommen und hatte ihn gefragt, er werde doch zum Gottesdienst kommen mit mir; derselbe hatte ihm aber geantwortet, wir hätten bereits unsern Plan gemacht (Vormittags in die holländisch-reformirte, am Abend in die schottische Kirche zu gehen); darauf hin hatte er sich ohne zu grüßen rechts abgewandt. Nachher hatte mich der Harmonium-Spieler dieser Kirche, Glöckner's Schwager, aufgefordert, in den Gottesdienst zu kommen, in demselben würden schöne Lieder gesungen. Ich hatte es ebenfalls abgelehnt, denn wenn diese stark katholisirenden Herren offen erklären, mit dem Römisch-Katholischen könnten sie zusammen worship (anbeten), mit uns aber nicht, dann ist das Tafeltuch zerschnitten. In meinen Augen sind diese Hochkirchlichen eine traurige Zwittergestalt, sie möchten gern katholisch sein, werden aber von den Römischen nicht anerkannt, dabei rühmen sie sich der Succession durch Handauflegung, die ihnen in besonderem Maße der heilige Geist verleihe, während doch derselbe heilige Geist in Süd-Afrika in ihren Missionsarbeiten, sowie in den Predigten und dem Wandel eines großen Theils ihrer Geistlichen, die völlig weltförmig, ja zum Theil anstößig leben, keineswegs überall erkennbar ist. Jetzt kam er, wie ein römischer Kaplan gekleidet, mit ausgesuchter Höflichkeit auf mich zu und bat um Erlaubniß, mir die Kirche zu zeigen. Dieselbe war klein aber wirklich schön kirchlich eingerichtet, selbst mit schönen gemalten Glasfenstern.

Nach dem Hotel zurückgekehrt, nahm ich eine Skizze von der

schönen Gebirgskette, mit der das Dorf parallel gebaut ist; sie hat das Aussehen eines großen Amphitheaters mit mächtigen hohen Felskränzen. Ich war noch nicht fertig, als Herr van der Lingen kam, mich zu besuchen und in seine Wohnung zu führen. Sein gewandter Redefluß bewegte sich aber ausschließlich auf politischem Gebiet; nur mit Mühe konnte ich einiges über die hiesigen kirchlichen Verhältnisse und das Missionsarbeitsfeld erfragen. Er scheint sich zu einer großen politischen Mission berufen zu fühlen und sich dazu der Unterstützung der Wesleyaner und Hochkirchlichen zu bedienen, die ihn schon einmal in den Volksrath gewählt haben. Er hat für diesmal den Ruf abgelehnt, verfolgt aber mit Eifer seine politischen Ideen. Präsident Bürgers ist ja auch früher Prediger gewesen. Es scheint, als ob er seit der Eröffnung der wesleyanischen Kirche von seinem Eifer für unsere Mission etwas zurückgekommen ist. —

Herr van der Lingen begleitete uns zu einem frommen Gemeindeglied, Herrn de Kok, einem der nicht übergroßen Zahl der Glieder der reformirt-holländischen Kirche in Süd-Afrika, die weniger mit frommen Worten, als mit der That ihre Frömmigkeit bekunden. Er ist ein warmer Freund unserer Mission und wünscht dringend, daß wir eine Station auf dem Dorfe anlegen. Bei ihm fanden wir einen Ouderling der Gemeinde, Herrn Grabe, der gern in Disputen über kirchliche Fragen seinen theologischen Kenntnissen Raum verschaffte, sich zu zeigen. Da er aber schließlich immer auf Wortkämpfe hinauskam, brach ich das Gespräch ab. Er ist bei alledem ein wirklich frommer Mann. Ueberhaupt machte mir die Konversation in diesem Hause den Eindruck, daß die Leute wirklich Interesse für die Ausbreitung des Reiches Gottes und für das Gedeihen der Kirche haben.

Gegen 7 Uhr brachen wir auf zum Gottesdienst der schottisch-presbyterianischen Kirche. Derselbe war einfach und schön, Lieder und Gebete wechselten miteinander. Die Schriftauslegung des Prediger Gray war warm, lebendig und anregend. Wir verlebten im Hause desselben noch einige schöne Abendstunden unter brüderlichen Gesprächen. Auch er ist ein warmer Freund unserer Mission und wünscht dringend, daß wir in Harrysmith einsetzen möchten, weil der wesleyanische Prediger für die umwohnenden Heiden gar nichts, für die im Dorfe wohnenden sehr wenig thue.

63. Dritte Fahrt über das Drakengebirge. Hoffenthal.

Montag, 13. April. Ein Schaden, den unser Spider auf der ersten Fahrt über das Drakengebirge an der Achse erlitten hatte, nöthigte uns zu einer unfreiwilligen Verzögerung der Abreise. Schon früh kam Herr Grey, uns noch einmal zum Abschied zu grüßen. Gegen 10½ Uhr endlich fuhr unser Spider vor dem Oaks Hotel (Mr. Spillsbury) vor und wir konnten unsere dritte Reise über das Drakengebirge nach Hoffenthal antreten. Dies sollte von allen Uebergängen der schwierigste sein, deshalb freute ich mich, ihn zu passiren.

Zunächst führte unser Weg über ziemlich hohe Bülten aufwärts; die fast ebenso tiefen Senkungen machten die Arbeit der Pferde vier-

fach. Das Feld war wie das Grasfeld des Hoogefeldes, nur daß die zu überfahrenden circa 200 Fuß hohen Hügel steiler waren, wegen der Nähe des Gebirges. Das Gras begann bereits dürre zu werden, früher im Jahre als gewöhnlich. Vom gewöhnlichen Hoogefeld unterschied sich die Gegend vornehmlich durch die steilen kühnen Felsen des eigentlichen Gebirges, die den Horizont begrenzten. Im Uebrigen war das Terrain kaum so hoch, als das Hoogefeld im Innern des Freistaates, und der Kamm des Gebirges bildete an der Stelle, wo wir ihn überfuhren, eine solche Senkung, daß er in dieser kaum höher war, als die höchsten Punkte der Hochfläche im Innern des Landes (ungefähr 5400 Fuß).

Am Abend erreichten wir das Haus des Bauern de Kok. Es war wohlhäbig ausgestattet, die Frau begleitete die Abendgesänge auf dem schönen amerikanischen Harmonium. Der Bauer selbst war ein gebildeter Mann mit lebhaftem Interesse für Politik und wissenschaftliche Fragen. Er bewirthete und beherbergte uns ebenso reich als herzlich. Seine Farm ist eine der schönst gelegenen im Lande. Ueber dem durch viele hohe Gummi- und andere Bäume schön gezierten Garten und Hofraum erheben sich fast senkrecht die Felsklippen dieses Ausläufers der Drakenberge. Da das Haus selbst ziemlich auf der Höhe des Weges liegt, hatte man von oben einen weithinstreckenden Fernblick. Auf einem Hügel in der Nähe war ein fast 70 Fuß hoher isolirt stehender Stein, der von oben bis unten durch einen fast senkrecht 7 Fuß breiten Riß in zwei Stücke gespalten ist; durch die Spalte kann man bequem hindurchreiten. Ein Felsen hatte die konische runde Gestalt eines riesigen Kalkofens.

Dienstag, 14. April. Herr de Kok hatte, die Magerkeit unserer durch die lange Reise und die beschwerlichen Wege bereits stark mitgenommenen Pferde einsehend, mit großer Bereitwilligkeit uns frische Pferde gegeben, die uns zwei Stunden weit bis auf die Höhe des eigentlichen Kammes der Drakenberge brachten. Bevor wir diese Höhe erreichten, führte uns der Weg über eine flache Sandsteinklippe, welche die obere Decke einer darunter gelegenen Buschmannshöhle bildete. Wir stiegen ab und besichtigten dieselbe. Sie mochte 70 Fuß lang und 50 Fuß breit sein, war aber so niedrig, daß ich nur an wenigen Stellen aufrecht stehen konnte. Die obere Decke zeigte noch einige, freilich schon sehr verbleichende Ueberreste von der Malerei der Buschleute, Figuren von allerlei Wild, besonders die Elenantilope. Herr de Kok erzählte, daß ein Naturforscher, der bei ihm einige Zeit sich aufgehalten hatte, ihm Zeichnungen von ähnlicher Gestalt vorgelegt habe, die derselbe in Nowaja Zemlja aufgenommen hätte, und die mit diesen Buschmannszeichnungen unverkennbare Aehnlichkeit und Uebereinstimmung zeigten; er erzählte von einer ganzen Anzahl von Stellen in der Nähe, auf welchen solche Buschmannszeichnungen sich fänden. Die Buschmänner (so erzählte Mr. de Kok) haben bis in die letzten Zeiten hinein im Drakengebirge gewohnt und waren durch Räubereien aller Art eine solche Landplage geworden, daß Kapitän Allison ein Kommando ausrüstete, sie gefangen zu nehmen. Mit vieler Mühe gelang es ihm, den Schlupfwinkel der Bande aufzufinden und zu umstellen. Da sie statt

sich gefangen zu geben, den Kampf mit ihren Giftpfeilen eröffneten, wurde er genöthigt, auch von der Schußwaffe Gebrauch zu machen. Der Erfolg war, daß der ganze Stamm bis auf wenige Ueberreste vernichtet wurde. Seitdem haben die angrenzenden Bewohner Ruhe.

Auf der Höhe des Kammes angelangt, öffnete sich unseren erstaunten Blicken eine herrliche Aussicht. Natal mit seinen Spitz- und Hügelbergen und Tiefthälern lag vor uns, ein wunderbar schönes Landschaftsbild. Neben uns thürmten sich die hohen pittoresken Felsspitzen des Gebirges, zu unseren Füßen eröffnete sich steil eine Tiefe von über 1000 Fuß, rechts sahen wir hier und dort die Spuren des schrecklichen Felsenweges, der hinabführte. Ich sah keine Möglichkeit, wie wir hinunterkommen könnten. Aber der Weg folgte den Berglehnen und wußte immer einen Ausweg zu finden. Bisweilen war er so steil, daß wir aussteigen mußten, bisweilen so schräg, daß der spider von einer Seite gehalten oder gehoben werden mußte. An zwei Stellen war er so beschaffen, daß kein deutscher Fuhrmann es für möglich halten würde, ihn zu passiren. Die obere Stelle heißt (von der Farbe der Felsen) der Roode stoot. Der Weg führte einen Klippenabhang hinab, der bisweilen zwei Fuß und darüber hohe Felsbänke hatte, fast die Gestalt einer Treppe. Wäre es eine Treppe gewesen, so war die Fahrt leicht; so aber waren die Klippen für das eine Rad zwei Fuß hoch, für das andere einen halben Fuß, ja an einigen Stellen waren Löcher im Felsen, so daß der Wagen nur durch Halten vor dem Umfallen bewahrt werden konnte, bisweilen lagen zwei Fuß hohe Felsblöcke mitten auf dem Wege, die Schleifspuren bekundeten, daß schwere Ochsenwagen mit dem einen Rade gerade hinübergefahren waren. Ist das Rad hinüber, so stampft an der anderen Seite der Wagen mit seiner vollen Last herab, so daß dem darauf Sitzenden Hören und Sehen vergeht. Ich hatte mir den Weg schrecklich vorgestellt, die Wirklichkeit aber übertraf meine Erwartungen um ein Beträchtliches. Und nun kommt Glöckner mit der Nachricht, dieser Roode stoot sei noch der minder Bedenkliche, der viel schlimmere, obgleich kürzere Vaal stoot (so genannt von den fahlen Felsen, über die der Weg führt) der viel schlimmere, liege noch vor uns.

Inzwischen führte der Weg an prachtvollen Waldkloofen und herrlichen Felspartieen vorüber, bald öffnete sich auch der Blick auf den eigentlichen Hauptzug des Drakengebirges, von dem der durch uns überfahrene nur eine Abzweigung ist. Auf dem unsrigen steigen die Spitzen nur bis 6—8000 Fuß, während der Hauptzug sich auf 11000 Fuß erheben soll. Von oben aus sah er aber mehr wie eine langgestreckte nur hier und da von kleinen Spitzen durchbrochene Linie aus, die freilich über unserem Kamm hoch hervorragte.

Nachdem Strecken ziemlich ebenen Weges schnell durchfahren waren, gelangten wir endlich an den gefürchteten Vaal stoot, welcher allerdings alles überbot, was ich mir von der Möglichkeit eines befahrbaren Weges bis dahin vorgestellt hatte, so zerrissen waren die Felsbänke, über welche die Straße führte. Es schien mir keine Möglichkeit, daß unser leichter spider heil hinabkomme. Und doch kam er glücklich hinab, ja noch mehr, auch schwere mit Transportgütern beladene Fracht-

wagen passiren den Weg hinauf und hinab. Diese Ochsenwagen werden durch ihre Schwere und Festigkeit, der spider durch seine Elastizität und Leichtigkeit vor dem Zerbrochenwerden geschützt. Jetzt war der Weg bereits gebessert, früher mußten Menschen den spider von einer Klippe zur anderen herabheben, während andere zu beiden Seiten ihn stützten. Die Schwierigkeit des Hinaufziehens eines Ochsenwagens aber achtet der Bauer nicht, er spannt 16—18 Ochsen vor den Wagen, bei den schweren Stellen helfen sich je zwei Wagen gegenseitig so, daß über dieselben hin beide Gespanne gemeinsam vorgelegt werden, die eiserne Festigkeit des Wagens aber trotzt allen Stößen, die breite weite Spur schützt vor allem Umfallen auch da, wo ein gewöhnlicher Wagen unvermeidlich fallen müßte. Schwieriger als die Felsen sind für ihn die Modderstellen, in denen mancher Wagen tagelang stecken bleibt, bis er mit vieler Mühe ausgegraben ist. —

Nachdem wir den Vaal stoot glücklich hinter uns hatten, war der Weg, obgleich immer noch schwierig, doch verhältnißmäßig leicht, bald lag das gefürchtete Gebirge hinter uns, aber die Pferde waren auch „gedaan".

Bis zu der Farm eines Herrn Allison junior zogen sie uns glücklich; dort hoffte Br. Glöckner frische Esel zur Weiterfahrt zu finden, sie waren aber nicht zu haben. Wir erreichten nach einer halben Stunde die nahegelegene Farm des Herrn Allison senior, des früheren Magistrats für Hoffenthal, der uns wie sein Namensvetter, dessen Kinder alle durch Glöckner getauft waren, mit großer Herzlichkeit und Freundlichkeit aufnahm. Aber auch seine Pferde waren nicht beim Hause. Wir fückelten also weiter. Die Station Hoffenthal hatten wir schon lange vor uns gesehen, aber noch lag ein Weg von fast zwei Meilen zwischen uns und ihr. Unsere Hoffnung, mit unseren müden Pferden sie noch zu erreichen, schwand mit jeder Minute. In der That versagte nach einem schwierigen Spruit-Uebergange das eine Vorderpferd den Dienst. Procesky ritt zu einem Kafferkraal in der Nähe, um einen Kaffer zu rufen, der es nach Hoffenthal leiten sollte. Der Mann kam; seine erste Frage war: Was bekomme ich dafür? Er mochte Glöckner's scharfe Antwort: Fragst du noch einmal so, so zeige ich dich bei deinem inkosi an, dann wirst du deine Antwort erfahren, nicht erwartet haben. Sofort war der alte Heide willig und bereit und führte das Pferd mit dem Schwengel seinem Kraal zu. Nun fuhren wir schneller als bisher, mit drei Pferden. Aber nach kurzer Zeit versagte auch das eine Hinterpferd. Es mußte ebenfalls ausgespannt werden, Br. Procesky führte es an der Leine als Handpferd, aber es war nicht zum Traben zu bringen und plagte entsetzlich. Wie sollten aber zwei Pferde nun das ausrichten, was vorher vier nicht konnten? Da, in derselben Minute fast wurden wir von einem Deutschen, Herrn Altona, eingeholt, welcher drei Pferde zum Verkauf nach der Bai brachte. Er war sofort bereit, uns ein frisches Karrenpferd zur Hülfe zu stellen, wodurch wir in den Stand gesetzt wurden, noch vor Untergang der Sonne die Station zu erreichen. So hatte der Herr abermals fast wunderbar geholfen.

Etwa eine Viertelstunde, bevor wir die Station erreichten, fanden wir die Schulkinder aufgestellt, die uns mit „Heil Dir im Siegerkranz"

empfingen. Einige Hundert Schritte weiter hatte sich die ganze Gemeinde aufgestellt und grüßte mit Hurrah und Flintenschüssen und Gesängen; viele Flaggen zierten die Ehrenpforte und die verschiedenen Festons. Ich stieg ab und ging an der Spitze der geistliche Lieder singenden Gemeinde direkt zur Kirche. Ergreifend war das Wiedersehen mit Frau Missionar Glöckner, welche, obschon eine Portugiesin von Geburt, mit wärmster Pietät an unserer Mission und besonders dem Missionshause hängt, und beim Wiedersehen Mühe hatte, ihrer Bewegung Meister zu werden.

Ich ging zuerst allein in die Kirche und verrichtete vor dem Altar mein stilles Dankgebet. Dann rief ich die Brüder und die Gemeinde hinein. Es war ein lieblicher Anblick in dem geschmackvoll mit Bildern gezierten, jetzt im Festschmuck von Blumen und Guirlanden prangenden Gotteshause die Angesichter der vor Freude strahlenden Zulu zu sehen. Wir sangen ein Lied, Glöckner hielt ein warmes Dankgebet, ich eine kurze Ansprache; dann begaben wir uns in das kleine, aber eben so einfach, als von innen und außen geschmackvoll eingerichtete Wohnhaus, wo wir uns erfrischten und bis zur späten Nachtstunde im trauten Gespräch verblieben. Briefe aus der Heimath fand ich nicht vor.

Mittwoch, 15. April. Weil ich von der längeren Reise etwas erschöpft war, versparte ich mir den Verkehr mit der Gemeinde für den folgenden Tag und beschränkte mich für heute darauf, mit den Brüdern die allgemeinen Gemeindeangelegenheiten und Zustände zu besprechen. Unerwartet kam eine reiche Briefsendung, in ihr auch ein ersehnter Brief aus Deutschland. Nun hatte ich alle Hände voll zu thun, um Tagebuch und Berichte zu vollenden und meinen Brief nach Deutschland für die Nachmittags 3 Uhr wieder abgehende Post fertig zu stellen. So hatte ich auch für diesen Tag wenig Ruhe, deren ich doch recht bedürftig gewesen wäre. Dazu kamen beständig Gemeindeglieder, um einzeln zu grüßen und mich zu sprechen. Unter ihnen war auch Sikalis ältester und vornehmster Induna (Geheimer Rath), der Häuptling Matjomela, dessen Alter Br. Glöckner auf 118 Jahre abschätzte. Er war im vollen Besitz seiner geistigen Kräfte; vier Söhne von ihm und seine große Frau und mehrere nahe Verwandte sind getauft; damit glaubt er sich aber seiner Verpflichtungen gegen das Christenthum erledigt zu haben; für seine Person will er Heide bleiben; er meint, es sei genug, wenn seine Kinder für ihn glauben. Er ist ein rechtes Bild verstockten Heidenthums. Er ist sich dessen bewußt, Glöckners Vater zu sein, der ihn beschütze, und darum Anspruch auf Erkenntlichkeit habe. Gilt es aber, daß etwas geschenkt werde, so ist er sofort wieder Glöckners Kind, welcher doch verpflichtet sei, für seine Kinder zu sorgen.

Auf meine Ermahnungen, er möge sich doch endlich bekehren, betheuerte er, er liebe Glöckner und mich zärtlich; und als wir ihm sagten, er solle das doch nicht bloß mit Worten, sondern auch mit der That beweisen, rief er aus: „Mashump.“ Der größte und feierlichste Eid dieses Volks. Dasselbe schwört nämlich durch Anrufung des Namens eines der größeren verstorbenen Häuptlinge. Der größte ist Mashump, den übrigens der alte Motyatje noch persönlich gekannt hat. Der Heide, der diesen zum Schwur ausruft, will damit sagen: „Sage ich die Un-

wahrheit, so soll das eine so große Sünde sein, als hätte ich die Gebeine des großen Maschump geschändet." Andere Stämme schwören bei der Schwester, d. h. „eine falsche Aussage soll mir so angerechnet werden, als hätte ich mit der eigenen Schwester Blutschande getrieben."

Als wir dem Alten eine Prise Schnupftabak gaben, mußte er, der so lange gestanden hatte, zu dem wichtigen Akt sich setzen, d. h. niederhocken. Derselbe wurde auch mit der gebührenden Feierlichkeit ausgeführt, die nöthige Vorbereitung zur Placirung des werthvollen Stoffes in Hand und Nase getroffen, und dann derselbe in kleinen Partieen untergebracht. Das dauerte geraume Zeit. In den Zwischenpausen wurde gen Himmel gesehen, geseufzt, gestöhnt, das in den Augen zusammenlaufende Wasser mit dem Finger herabgezogen über die Backen, wieder eine Quantität aufgenommen. Die Prozedur dauert wohl fünf Minuten lang. Der heidnische Kaffer achtet diesen Genuß für eine der größten Erquickungen des Erdenlebens.

Nachmittags versammelte sich die ganze Gemeinde vor der Veranda, um mich mit Gesängen und Ansprachen zu begrüßen. Letztere erwidernd, wies ich sie auf die Segnungen des Evangeliums und die dafür schuldige Dankbarkeit hin.

Donnerstag, 16. April. Da das Wetter sich zum Regen zusammenzog, benutzte ich die frühesten Morgenstunden zur Aufnahme einer Skizze von der Station und dem Drakengebirge, dessen höchsten bis zu 11000 Fuß aufsteigenden Gipfel hier zu einer zusammenhängenden malerisch schönen Kette sich gruppiren. Die Felskegel und Schluchten bieten aber, durch das Fernglas angesehen, oder von der Sonne günstig beleuchtet die größte Mannigfaltigkeit von pittoresken Einzelbildern; Abhänge von 1000 Fuß ragen senkrecht hinab, kühne Pyramiden oder Thürme ragen wie ein Finger steil an den Horizont, Dome und Burgen mit senkrechten Mauern und Zinnen halten wie die Riesen Wacht, ein Berg heißt auch das Riesen-Kastell. Ein Landschaftsmaler würde Monate gebrauchen, um alle die kühnen Momente zu fixiren, die auf meinem Gesammtbilde freilich nur ganz dürftig angedeutet werden konnten. Doch gelang es, die nöthigen Linien zu fixiren, bis ein Wolkenschleier das Ganze bedeckte und verhüllte.

Um 11½ Uhr rief das Glöcklein die Gemeinde zum Gottesdienst. Die Kirche vermochte nicht die Menge der Gäste, Christen und Heiden zu fassen, Massen drängten sich vor der Thüre. Glöckner hielt die Liturgie, ich predigte über Eph. 2, 10 ff., die Gemeinde, sowie die zahlreichen Heiden, an die ich mich noch besonders wandte, folgten mit gespannter Aufmerksamkeit. Ein harter Heide, nach dem Gottesdienst von den Christen interpellirt, antwortete, das Alles, was ich von dem Unwesen und Unsegen des Heidenthums gesagt habe, sei lautere Wahrheit, es sei in Wirklichkeit so, wie ich es geschildert habe. Er schien auch einen Eindruck bekommen zu haben, aber die Zulu haben harte Köpfe und noch härtere Herzen und folgen einem empfangenen Eindruck nicht sofort. Man würde jedoch sehr irren, wenn man denken wollte, alle hätten ihn unterdrückt, einzelne tragen und bewegen ihn Monate und Jahre ganz verborgen im Herzen, bis er plötzlich durchbricht und der trotzige Heide sich unter die Macht des Herrn Jesu beugt. Auch der

Kirchengesang der Gemeinde war, obschon nicht ganz so seelenvoll wie bei den Bassuto, doch schön, die erweichten Stimmen nahm ich als ein Zeugniß dafür, daß auch die Herzen sich hatten erweichen lassen.

Am Nachmittag hielt ich die Schulprüfung ab. Glöckner und der auf einem Seminar der Amerikaner in Amanzintote ausgebildete Schullehrer Mafika, ein Zulukaffer, prüften, ich hielt mich durch Dolmetscher im Laufenden. Die zum Theil aus dem wilden Heidenthum kommenden Schüler sahen nicht ganz so freundlich aus, wie die Kinder der Bassuto; sie beobachteten aber eine zuchtvolle Haltung und folgten mit Aufmerksamkeit dem Unterricht. Mafika hatte das Angesicht eines gebildeten ernsten Christen, seine Fragen waren ernst und bestimmt, er scheint ein tüchtiger junger Mann zu sein. Die Leistungen der Kinder in der biblischen Geschichte und im Katechismus und Lesen waren zufriedenstellend, minder im Schreiben und Rechnen, worin erst die ersten Anfänge gemacht waren. — Wir kürzten die Prüfung ab, weil die Nachricht kam, Kapitän Allison sei zum Besuch gekommen; es war aber nicht er, sondern der Kaufmann Zunkel, Sohn unsers Br. Zunkel, und ein Bruder unsers Missionar Neizel.

Mit einbrechendem Abend versammelte sich der Gemeindekirchenrath und die Familienväter der Gemeinde in der Kirche zu einer Besprechung. Ich legte ihnen die Pflichten der Aeltesten und der Hausväter in ernsten, ermahnenden Worten vor und ließ mir dann von den Einzelnen aus ihrem Gemeindeleben und ihren Arbeiten in der Mithülfe zur Evangelisation ihres Volkes, deren Schwierigkeiten, Früchte und Hoffnungen erzählen und knüpfte an dieselben ermahnende Worte.

Die Gemeindebesprechungen sind für mich von besonderer Wichtigkeit, sie gewähren mir einen Blick in die Anschauungs- und Denkweise des Volkes und die Entwickelung des Gemeindelebens. Und ich muß bekennen, der Herr hat Großes gethan. Wenn ich die wilden, trotzigen Gesichter der heidnischen, rohen, urkräftigen Zulu-Krieger vergleiche mit den milden, durch das Evangelium verklärten Angesichtern der Getauften, die fast alle direkt aus dem wildesten Heidenthum gerettet waren, so konnte ich die wiedergebärende Kraft des Evangeliums wie mit Händen greifen. Auf manchen Angesichtern war geradezu ein lieblicher Glanz, und das Verhalten der Treuen in der Arbeit an der Gemeinde und am eigenen Herzen und ihre Mithülfe zur eigentlichen Heidenbekehrung, in welchem Dienst sie Stunden weit die umwohnenden Landsleute aufsuchen, erweckte in mir den Wunsch: Ach wenn es doch auch so in unseren deutschen Christen-Gemeinden aussehen möchte. Elias ist ein wirkliches Muster von selbstloser, uneigennütziger, aufopfernder Treue, ein Mann, auf den man sich völlig verlassen kann und dem die Liebe zu Gott und seinem Wort aus den Augen leuchtet. Jonathan war früher ein Raufbold und Säufer, hervorragend vor seinen Genossen, der oft genug mit Tigerfellen und Schwänzen bekleidet herangestürmt war, um in rasender Wuth die Christen zu plagen und die Gottesdienste zu stören, jetzt sitzt er als Gemeindeältester in anständiger, europäischer Kleidung mit tief ernsten, lieblichen Gesichtszügen da und arbeitet nach Kräften, die Gemeinde erbauen zu helfen. Petrus, ein vornehmer Häuptling, hat, als er die Häuptlingswürde erben sollte,

und damit die Frauen und den großen Viehstand des Verstorbenen, die große Anfechtung, die jeder Zulu in Betreff des Viehes zu bestehen hat, siegreich überwunden. Er hat Häuptlingsschaft und Erbe, bis auf die letzte Klaue, ein zweiter Zaremba, seinem jüngeren, heidnischen Bruder überlassen, um Jesum zu behalten und ihm allein zu dienen. Ja, mein Herz jubelte, als ich alle diese kräftigen Zulu-Gestalten hier vor mir sah, wie die Lämmer vor den Füßen Jesu sitzend und sein sanftes Joch mit Freuden tragend. Alle sprachen die siegesfrohe Hoffnung aus, daß, wenngleich es schwer hielte und langsam voranginge, doch noch zuletzt das ganze Volk der Zulu zum Herrn Jesu sich bekehren werde.

Freitag, 17. April. Wallmanns Todestag, meines Theo Geburtstag. Der Herr lasse den treuen Zeugen und Arbeiter droben die Früchte und den Lohn seiner Treue genießen und meinen Jungen zu einem ähnlichen treuen Zeugen heranreifen. — Der lange ersehnte Regen traf endlich ein. Mich band er an Haus und Schreibtisch. — Am Abend kam Friedrich Zunkel mit einem holsteiner Wagen und vier Pferden, um mich am folgenden Tage nach Emmaus zu fahren.

64. Fahrt nach Emmaus. Emmaus.

Sonnabend, 18. April. Es wurde zum Abschied gerüstet, gepackt, der Wagen beladen. Während wir frühstückten, versammelte sich auf den Klang der Glocke die ganze Gemeinde zum Abschiedsgruß. Derselbe war beweglich, jeder drückte mir herzhaft die Hand, manchmal hätte ich aufschreien mögen. Manche sprachen Worte des Dankes und des Segens für die Reise aus, andere brachten Blumen, Federn, Schmucksachen zum Andenken; an Geldgaben hatten sie 40 Mark und 1 Sixpence für meine Reise gesammelt, die sie mir (am Freitag) unter Gesang und feierlicher Ansprache überreicht hatten. Ich hielt noch eine Abschiedsansprache. Sie sangen: „Ach bleib mit Deiner Gnade" mit so lieblichen und erweichten Stimmen, daß ich die Ueberzeugung gewann, das laute und darum unschöne Singen der urkräftigen Zulu werde sich bei nöthiger Aufmerksamkeit ebenfalls in den sanften Vortrag der Bassuto-Stimmen umwandeln lassen.

Die Pferde waren muthig und wild, so daß in den ersten Minuten ein Schwengel zerbrochen wurde und eine Zeit darüber verstrich, daß sie in ruhigen Gang kamen. Das war aber auch hohe Zeit, denn wir kamen an Schloten und Drifte und verspülte Wege mit so tiefen Löchern, daß Fritz Zunkel, ein sehr geschickter und vorsichtiger Rosselenker, alle seine Kunst anwenden mußte, um über den sehr schweren Weg uns hinzubringen. Zweimal machten wir einen Aufenthalt, um in das Haus von zwei anderen Söhnen Zunkels grüßend einzutreten, die einen großen Bauerplatz, den Zunkel zu billiger Zeit erkauft und dann unter seine Söhne vertheilt hatte, bewirthschaften. Dadurch verzögerte sich unsere Reise; der Weg führte durch die schön geformten, aber kahlen, nur mit herbstwelkendem Grase bestandenen Vorberge des Drakengebirges. Endlich zeigte Glöckner in der Ferne einen Baum, unterhalb dessen Emmaus in einer Thalvertiefung liege.

Als wir näher kamen, sahen wir Fahnen und Menschen in zwei Gruppen. Die erste Gruppe waren die Schulkinder, die uns singend begrüßten. Ebenso die Gruppe der Männer, die ihre Gewehre abfeuerten. Dicht vor der Station stand die ganze Gemeinde in zwei langen Reihen aufgestellt. Ihr Gesang löste den der uns singend in Prozession begleitenden Schulkinder ab. Ich stieg ab und begrüßte, die Hände schüttelnd, die Gemeindeglieder. Einer derselben hielt eine Ansprache an mich, die ich erwiderte. Da die Kirche ziemlich weit vom Wohnhause entfernt ist, bestellte ich die Gemeinde zum Dankgottesdienst für den Abend dorthin. Mit den Brüdern Zunkel, A. Prozesky und Glöckner gab es viel zu erzählen.

Nach dem Abendbrot rief die Glocke zur Kirche. Der weite Weg dorthin ist mit Wasserschloten und Driften durchfurcht, die ich mit Hülfe einer Laterne überschritt. In der hell erleuchteten, schön geschmückten Kirche hielt Br. Zunkel das Dankgebet. Ein schönes, von Br. Posselt gedichtetes und komponirtes Lied, dessen gesangreichen Klängen Zulu-Volksmelodieen zu Grunde gelegt waren, erbaute und erquickte mich, zumal auch hier die gewaltigen Stimmen doch in etwas gemildert waren. Ich hielt eine Ansprache an die Gemeinde, ein Glied derselben sprach das Schlußgebet. Am Abend saß ich bis zur Mitternachtsstunde im trauten Gespräch mit dem alten, lieben Bruder Zunkel.

Sonntag, 19. April. Es war kaum 3 Uhr früh, als Glockengeläute erschallte. Binnen kurzer Zeit sammelte sich eine große Menge vor meinem Fenster, um mir ein Morgenständchen zu bringen. So hatten sie es in Hoffenthal auch gemacht und mir mit urgewaltiger Stimme das Lied gesungen: „War einst ein Riese Goliath, ein gar gefährlich Mann" in freier, kafferscher Uebersetzung. Glöckner hatte sie bedeutet, sie möchten später am Morgen wiederkommen. Hier in Emmaus that mir keiner den Dienst. Der Stimmen wurden immer mehrere, ein Lied drängte das andere, Choräle, Sankeylieder, deutsche Volkslieder, von denen ich natürlich nur die Melodieen verstand. Morgenroth, Wo findet die Seele die Heimath der Ruh, Mir ist Erbarmung widerfahren, Der beste Freund ist in dem Himmel 2c. Je wärmer die Herzen wurden, desto lauter die Stimmen dieser naturkräftigen Kehlen; zuletzt wurde es nervenbetäubend. Dabei sangen sie immer sämmtliche Verse. Ich seufzte, ich dachte an den Namen des Sonntags Misericordias; aber es war kein Erbarmen. Mein Repetiruhr schlug 4, 5, 5½, die Stimmen erdröhnten förmlich, bis endlich der Morgen dämmerte und die Morgenröthe leuchtete. Da wurde der Gesang schwächer uud schwächer, die Sänger entfernten sich. Ich versuchte noch einige Viertelstündchen Schlaf zu erhaschen; aber da brachte Zunckels Sohn die landesübliche Frühtasse Kaffee vors Bett. Ich stand auf, halb betäubt. Der Gesang war mehr als nervenerschütternd gewesen. Ich war eben unter den Zulu.

Ich stellte Vergleichungen an zwischen dem Singen der Zulu und dem der Knopneusen und der Bassuto. Aus meiner Knabenzeit her erinnerte ich mich zweier berühmter Orgelbauer, Schultz aus Paulinenzelle und Buchholz, die nach ganz verschiedenen Prinzipien arbeiteten. Schultz verfolgte die Idee: Jede Pfeife hat dann erst den schönsten

Klang, wenn ihr so viel Wind zugeführt wird, bis sie eben daran ist, sich zu überschlagen. Das Prinzip wandte er aber auch bei den Flötenregistern an, und erzielte dadurch eine Urgewalt des vollen Werks, die wohl von keinem Meister überboten worden ist. Auf das Fehlen der Zartheit aufmerksam gemacht, erfand er dann eine neue Stimme, die Cölestine, deren Töne mit unbeschreiblicher Zartheit wie Geisterschatten an den Wänden der Kirche hinschwebten. Buchholz hatte das andere Prinzip, jede Pfeife nur in ihrer lieblichen Klangstärke tönen zu lassen, und die Fülle des Tons durch die Menge der Register herzustellen. Sein volles Werk erreicht nicht die Tongewalt der Schultze'schen Orgeln, aber befriedigte doch im ganzen mehr als jener. Aehnlich verhält sich der Gesang der weicheren Basſuto und Betschuanen zu dem der urgewaltigen Zulu, denen es dann erst recht wohl ist, wenn die ganze Fülle der Stimme zur Geltung gebracht wird. Der Hoffenthaler Abschiedsgesang hatte bewiesen, daß auch dem Zulu die Cölestine nicht fehlt, obgleich ein himmlischer Gesang wie der der Potschefstroomschen Gemeinde (s. o.), welche selbst hernach sagte, ihr sei zu Muth gewesen, als sei es Kersfeest (Weihnachten), bei den Zulu schwerlich irgendwo gefunden werden wird.

Recht störend war mir die Masse der Sankey-Lieder, welche namentlich durch die auf englischen Seminarien ausgebildeten National-Schullehrer eingeführt werden. Es giebt ja auch unter ihnen zum Theil recht schöne, die man gern bis zu vier- bis sechsmal singen hört; aber auch von diesen wird man der meisten nach zehnmaligem Anhören überdrüssig, während man unsere deutschen Choräle und Volkslieder immer wieder und wieder mit Erbauung anhören kann, so daß sich auch diese bei den Engländern, Franzosen und Amerikanern allmählich einbürgern. Einen ganz eigenthümlichen Charakter tragen die von Posselt erfundenen, vielfach den Volksweisen der Zulu nachgebildeten und ihrem Charakter angepaßten geistlichen Lieder und Gesänge. Sie haben zum Theil etwas Ergreifendes und Ansprechendes, und ich hörte sie an diesem Morgen und gestern Abend mit großem Interesse und Erbauung; aber schließlich blieben mir unsere deutschen Choräle und geistlichen und weltlichen Volkslieder doch lieber. Auch die Franzosen und Schweizer haben zum Theil sehr melodische und im Quartett kunstvoll figurirte Lieder erfunden, die namentlich von den Knopneusen gern und viel gesungen werden; aber auch sie erquicken sich doch gern an unserm Psalmodiren, liturgischen Responsorien und Volksliedern, die doch viel inniger und tiefer sind, und darum zur Milderung des heidnischen Volkscharakters viel geeigneter.

Ich zog den Vergleich mit dem Empfange, den mir ein knopneusischer Nationalhelfer brachte, dessen Gemeinde fast nur Sankey-Lieder singt, und einem einsamen Nachtgesange, der mir von einem Kraal entgegenschallte. Der eigens zum Empfange eines ankommenden Lehrers komponirte Knopneusengesang steht mir weder nach Lied noch nach Text völlig im Gedächtniß. Der zurückgebliebene Eindruck aber war etwa: „Hier kommt der große Lehrer — rum bidibum, rum bidibum, Hallelujah. Er kommt zu uns von ferne — juchheidi, juchheidi, Hallelujah." Ein richtiger Krönungsmarsch. Dagegen rief

ich mir einen einsamen Nachtgesang eines Bassutomädchens ins Gedächtniß. Die einsame Stimme hörte ich glockenhell durch die Nacht von einem Kraal bei Roodepoort zu mir herüberschallen, ein geistlich Lied gedichtet auf die Volksmelodie: „Es zogen drei Burschen wohl über den Rhein." — Das ging durch Mark und Bein.

Ich glaube, die Sache ist wichtiger, als man gemeinhin denkt. Luther hat wohl gewußt, was er wollte, als er sagte, die heilige Musica sei nächst der heiligen Theologia das wichtigste Mittel zum Bauen des Reiches Gottes, und Gott der Herr hat nicht umsonst unserer deutschen Nation den herrlichen Schatz von Kirchenliedern und Melodieen und geistlichen Volksgesängen anvertraut, in welchen, wie ich mich vielfach überzeugt habe, auch die Kaffern und Hottentotten sich bald heimisch fühlen, und ich glaube, daß die Umbildung in ihre geselligen und volksthümlichen Formen durch das Christenthum, die bei den Getauften im Vergleich mit ihren heidnischen Stammesgenossen so greifbar entgegentritt, nicht zum geringsten Theil dem zarten innigen Geist und der gemüthergreifenden Kraft unserer deutschen geistlichen Lieder und Gesänge zuzuschreiben ist. —

Am Vormittag predigte ich in deutscher Sprache (über das Sonntags-Evangelium Joh. 10) einer kleinen deutschen Gemeinde, die sich vornehmlich aus den Söhnen, Schwiegersöhnen und sonstigen Verwandten und Zugethanen der Missionare Posselt, Zunkel, Reizel und Güldenpfennig gebildet hat, und welcher Br. Glöckner alle Vierteljahre einen Gottesdienst mit Abendmahl hält. Es war eine ziemlich große Versammlung, das Abendmahl feierte ich mit etwa 30 Kommunikanten, die dem Gottesdienst mit sichtlicher Freude beiwohnten und mir auch nachher reiche Reisebeiträge in Geld und Padkost brachten und mit denen ich in Zunkels Hause liebe traute Gespräche hatte. Am Nachmittag predigte ich der Kaffergemeinde, zu der sich über 100 Heiden gesellt hatten, so daß die Kirche lange nicht Alle fassen konnte. Auch dieser Gottesdienst war erbaulich und schön, die harten Zulu-Stimmen waren beim Gesang unserer Kirchenlieder doch erheblich erweicht, so daß ich doch denke, sie werden mit der Zeit ebenso lieblich klingen, wie jetzt die Gesänge der Betschuanen und der Bassuto.

Montag, 20. April. Vormittag hielt ich die Schulprüfung ab, Br. Zunkel examinirte. Die Leistungen in der biblischen Geschichte und im Lesen (englisch und kafferisch) waren durchaus befriedigend, sowie auch die ganze Haltung der Kinder, welche aufmerksam, gesammelt und still dem Unterricht folgten. Der Fortschritt gegen 1867 war unverkennbar. Besonders aber fielen mir die lieblichen Angesichter vieler Kinder auf, die so zutraulich und lieb waren, was um so erfrischender war, als auch aus diesen durch das Christenthum veredelten und gemilderten Gesichtszügen heraus noch deutlich die Urkraft dieses starken Volks zu erkennen war.

Nach der Schulprüfung hielt ich mit dem Gemeindevorstand und den Männern der Gemeinde in der Kirche eine Besprechung, in welcher ich sie auf ihre Pflichten als Vorstands- und Gemeindeglieder hinwies und mir von ihnen berichten ließ, was sie bisher gethan hätten, diesen Pflichten nachzukommen. Da kam manches Erfreuliche zu Tage von

ihren Reisen in die Umgegend, auf welchen sie den Heiden predigten und sie zum Gottesdienst einluden. Einer von ihnen konnte bereits von 7 erwachsenen Heiden berichten, die durch ihn zum Taufunterricht und zur Taufe herangebracht worden waren. Auch in der Gemeinde haben sie redlich mitgeholfen, Zucht und Ordnung zu erhalten. Nach dem Gottesdienst kamen sie, um ihren Dank für mein Kommen und ihre Grüße an die großen Lehrer und die Gemeinden in Deutschland auszusprechen, und brachten von ihrer Armuth einen Reisekostenbeitrag von 67 Mark.

Am Nachmittag holte mich Fritz Zunkel, Sohn unseres Missionars, auf einem Holsteiner Wagen ab nach dem etwa $^3/_4$ Meilen entfernten Beaulien, woselbst er eine wohleingerichtete Farm besitzt. Der Weg war schrecklich durch seine Schloten und Driften, bisweilen war ganz nahe an den Rädern zu einer Seite eine 3 Fuß tiefe Schlot, auf der anderen die 20 Fuß hohe senkrecht abfallende Felsenwand eines Flüßchens. Andere Theile des Weges führten steil den Berg hinan, auf den wir 600 Fuß über Emmaus hinauf mußten. Ich hatte mehrfach Gelegenheit, die Ruhe und Geschicklichkeit des Herrn Zunkel im Rosselenken zu bewundern. —

65. Fahrt nach Emangweni.

Dienstag, 21. April. Nach dem Frühstück brachen wir auf. Br. Zunkel und sein Sohn Hermann begleiteten uns zu Pferde bis zum nächsten Bauer, dem alten Osthuizen, bei dem ich auch auf meiner letzten Reise eingetreten war. Fritz Zunkel fuhr uns mit vier Pferden auf einem bequemen und leichten Holsteiner, unsere Sachen brachte eine Ochsenkarre nach. Da der Gemeinde die Stunde meiner Abreise nicht mitgetheilt war, fand sich keiner zum Grüßen ein. Aber kaum war unser Gefährt gesehen worden, so eilten die Nächstwohnenden herbei. Die Kinder liefen aus der Schule herbei und sangen im Zuge geordnet, aber Trab laufend ihre Lieder. Bei der Drift des Lindeque machten wir kurzen Halt, einige Gemeindeglieder brachten Geschenke. Nach einer halben Stunde erreichten wir das Haus des alten Osthuizen und wurden freundlichst empfangen. Krankheit hatte ihn verhindert, mich schon auf Emmaus zu begrüßen. Er ist inzwischen Schwiegervater des Br. Döhne geworden, welcher als Prediger der holländisch-reformirten Kirche des Distrikts Weenen angestellt ist.

Nach kurzem Aufenthalt setzten wir unsere Reise fort. Die vier Pferde hatten vollauf zu thun, den leichten Wagen die steilen Höhen hinauf und die sehr schlechten nicht ungefährlichen Driften hinauszuziehen, bis wir nach einiger Zeit den besseren Transportweg erreichten. Nun ging es im scharfen Trabe, bis wir rechts abbiegend den kleinen Privatweg nach Emangweni faßten. Vorher hatten Reiter auf einem den Horizont abgrenzenden Hügel uns erkennen lassen, daß wir beobachtet und erwartet wurden. Oben auf dem Hügel angelangt, sahen wir unten eine größere Gruppe von Reitern, die uns mit Flintenschüssen begrüßten. Bei ihnen angekommen, wurden wir mit einem lauten Hurrah empfangen. Die Reiter umschwärmten und eskortirten 12 Mann hoch

unseren Wagen. Noch mußten wir einen etwa 300 Fuß hohen steilen felsigen Weg mit Abgrundsschluchten zur Linken überwinden; in einer derselben war Neizel vor einigen Jahren verunglückt, hatte eine Hüfte verrenkt und war über Jahr und Tag lahm gewesen, Karre und Pferde waren noch tiefer in die Schlucht gerollt, erstere zerschellt. Ich war froh, als ich die gefährliche, jetzt freilich ausgebesserte Stelle glücklich im Rücken hatte; einige hundert Schritte weiter sahen wir, um eine Ecke biegend, die Station vor uns liegen. Wie hatte sie sich aber in den achtzehn Jahren verändert. Die damals soeben gepflanzten Gummibäumchen waren auf mehr als 100 Fuß Höhe aufgeschossen und bildeten ein kleines Wäldchen, aus welchem das neue Missionarshaus und das kleine freundliche Kirchlein lieblich hervorlugten. Rechts und links heben sich in einiger Entfernung freundliche viereckige Häuser von Stationsbewohnern aus grünen Baumgärten lieblich ab, die Kraale der heidnischen Kaffern sind in die Ferne gerückt.

Unter einem Ehrenportal zwischen den Gummibäumen stand in zwei Reihen aufgestellt die ganze Gemeinde, um mich singend zu empfangen. Ich stieg ab und ging singend mit ihr in die schön geschmückte liebliche Kirche, um dem Dankgottesdienst für die glücklich vollendete Reise beizuwohnen. Br. Neizel hielt das Eingangsgebet; ich eine kurze Ansprache, ein Farbiger das Schlußgebet. Dann ging es in das sehr saubere und freundliche Haus zur erwünschten Ruhe und zur Mahlzeit. Die Gemeindeglieder kamen einzeln, um zu grüßen. Jetzt hieß es nicht mehr tamacheshu Mynheer oder dumêla kôsch, wie bei den Bassuto, sondern sakubona (ich sehe dich) oder sanibona (ich sehe euch). Die markigen Gesichtszüge der Zulu bildeten auch hier einen erkennbaren Kontrast zu den weicheren der Bassuto, doch waren auch sie durch das Christenthum so gemildert, daß etliche Gesichter von Kindern und Erwachsenen geradezu lieblich und anmuthig waren, wozu die Freude über die Ankunft des großen Lehrers freilich wohl das Ihrige beitragen mochte.

Am selben Abend hielt ich noch die Prüfung mit der gewöhnlich in den Abendstunden gehaltenen Schule ab und konnte mich über die sichere und gewandte Art des Br. Neizel ebenso freuen, als über das geweckte offene zutrauliche Wesen der Kinder.

Mittwoch, 22. April, hielt ich am Vormittag den Gottesdienst ab. Die Plätze, welche die kleine vollzählig erschienene, etwa 60 Seelen starke Gemeinde leer ließ, wurden von Heiden besetzt, so daß das Kirchlein sich ganz füllte. Die Versammelten folgten der Predigt mit viel Aufmerksamkeit.

Aus der Kirche heraus begleitete mich die gesammte Gemeinde im Zuge bis vor das Wohnhaus. Sie stellten sich im Halbkreis vor die Thür, sangen ein Lied und einer von ihnen, Johannes, überreichte mir im Namen der Uebrigen die Summe von 84 Mark, welche die Gemeinde als Beitrag zu meinen Reisekosten gesammelt hatte. In einer herzlichen Ansprache gab er der Freude Aller über mein Kommen Ausdruck und schloß mit Worten des Danks und des Gebets und des Segens.

Nach dieser feierlichen Begrüßung begab ich mich auf einen Platz in der Nähe, um eine Skizze von der Station aufzunehmen; von den

Gemeindegliedern und Heiden, die sich neugierig herandrängten, mußten manche sich gefallen lassen, durch Br. Procesky's gewandtem Bleistift als Vordergrund fixirt zu werden.

Emangweni liegt etwas entfernt vom Transportwege, deshalb ist die Bevölkerung noch nicht in dem Maße, wie andere von der Civilisation berührt. Die Zulu von Putini's Volk stehen dem Evangelium deshalb fremd, zum Theil feindlich gegenüber; zu Br. Neizel persönlich stellen sie sich freundlich, leisten ihm auch bereitwillig und unentgeltlich manchen Dienst und Gefälligkeit. Wenn aber einer aus dem Volk sich bekehren will, dann sehen sie dies als ein großes Unglück an und suchen es selbst mit Gewalt zu verhindern. Deshalb gehen die angeregten Jünglinge gern nach Maritzburg, wo sie sich einer anderen Denomination anschließen, die angeregten jungen Mädchen werden in die Ferne gebracht, um sie vor der Verführung durch das Wort zu sichern, aber je länger je öfter geschieht es, daß die Gemißhandelten durch die Flucht sich retten, in dem Hause des Lehrers Schutz und Unterricht finden und getauft werden. Deshalb wächst die Gemeinde, obgleich langsam, von Jahr zu Jahr und scheint soeben einen erfreulichen Aufschwung zu nehmen, da 11 Erwachsene im Katechumenenunterricht sind. Auf einer Außenstation in der Nähe unseres alten Vaalbank wird soeben ein neues Kirchlein erbaut.

Bis zum späten Abend kamen etliche Gemeindeglieder, einzelne grüßend, oder Schmucksachen, wie die nationalen Kaffern sie tragen, zum Andenken und Geschenk bringend. Zwei junge Mädchen brachten einen vollen zulukafferischen Anzug, wie ihn die jungen Zulumädchen, so lange sie Heiden sind, tragen. Er besteht in einem Gurt mit Franzen von Perlen, welcher um die Hüfte und den Schoß gehängt wird, das Uebrige des Körpers bleibt unbedeckt. Sobald ein Mädchen getauft ist, trägt sie vollständige Kleidung und ein rothes Kopftuch. Auch die Männer und Jünglinge entledigen sich, wenn sie Christen werden, ihrer mit Thierschwänzen und Fellstücken verzierten heidnischen Kleidung und legen dafür europäische Kleider an, die ihnen gut stehen, obschon ein mit Thierschwänzen geschmückter Heidenjüngling oder ein Kopfring-Krieger einen malerischeren Anblick gewährt.

Donnerstag, 23. April. Wiederum wurde nach dem Frühstück aufgebrochen. Br. Döhne, der schon vorgestern gekommen war, um seinen alten Lehrer zu begrüßen, ritt bald nach Sonnenaufgang gestern ab. Es war mir eine große Freude gewesen, ihn als Pastor wiederzusehen.

66. Fahrt nach Stendal. Estcourt.

Zur Abreise fanden sich eine Anzahl Männer und Frauen ein, um zu grüßen. Den wild hinstürmenden frischen Pferden, von welchen die vorderen in der ersten Drift das Geschirr zerbrachen, riefen sie ein hipp, hipp, hipp, hurrah nach, was sie im Kriege von den Engländern gelernt haben mochten. Einige, besonders junge Mädchen, folgten im Laufe, bis ihnen der Athem ausging. Wieder passirten wir den steilen Berg, doch zog ich vor, zu Fuß hinabzusteigen; die Schloten

und Klüfte waren zu häßlich. Die Kaffern am Wege grüßten mit Macht, eine Frau nahm ihr wie eine Mütze gewundenes rothes Kopftuch ab, und schwenkte es wie eine Fahne. Nach kurzer Fahrt hatten wir die schwierigen Stellen des Seitenweges überwunden und erreichten kurz vor der soeben gut ausgebesserten Drift des kleinen Tugelaflusses den kürzlich zurecht gemachten Transportweg, auf dem uns der Bruder des Br. Neizel in schneller Fahrt nach Estcourt beförderte, obschon wir die beiden Vorpferde wegen des zerbrochenen Geschirrs nach Emmaus hatten zurückschicken müssen.

Am Blaukranzfluß hielten wir kurze Rast. In einiger Entfernung sahen wir seit langer Zeit zum ersten Mal einen Eisenbahnzug vorüberstürmen. Er bekundete mir, daß ich die Gegenden des wilden Heidenthums hinter mir hatte. Zahlreicher werdende Farmen bestätigten, daß wir den Landstrichen der Kultur schnell entgegen eilten. Der nach rückwärts gerichtete Blick zeigte uns die gigantischen Felsbildungen des Drakengebirges je länger je mehr in der Gestalt von Nebelriesen, vor uns flachte sich das Land zu welligen Linien und weitere Flächen ab, aus denen viele Hügel, aber nur noch selten ein höherer Berg, wie der Jobsberg, sich vom Horizont abhoben. In schneller Fahrt erreichten wir die in großen Schlangenwindungen sich streckende Eisenbahn, die wir wiederholt überfuhren.

Gegen 3 Uhr langten wir auf einer der Höhen an, die das im Thalkessel des Buschmannsflusses gelegene liebliche Städtchen Estcourt von allen Seiten umgeben. Vor achtzehn Jahren zählte es erst 3 Häuser, jetzt ist eine ganze Anzahl Erben mit Häusern und Gärten geschmückt, ganze Straßen entstehen, obgleich ihre Häuserreihen lückenhaft sind, zum Theil auch nur eine Seite begrenzen. Auf einem Hügel ist ein Fort angelegt, welches aber nach drei Seiten hin von höheren Bergen beherrscht wird. Auf einem anderen Hügel erhebt sich ein stattliches zweistöckiges Haus mit einem Kreuz auf dem Giebel, die römisch-katholische Schule; unweit derselben eine in kirchlichem Styl aus Quadern gebaute hochkirchliche englische Kapelle.

Vor allem zog uns der Bahnhof an, weil er uns die Aussicht eröffnete, unsere Reise um einen Tag zu verkürzen. Die Bahn ist nämlich längst fertig, wird auch täglich von Gouvernements- und Arbeitszügen regelmäßig befahren, die Eröffnung für das Publikum aber wird vom Gouvernement verboten, weil Streitigkeiten mit der Gesellschaft zuvor geschlichtet werden sollen. Man kann also einen der täglich abgelassenen Züge nur gegen ein von dem Inspektor Mr. Wallace erbetenes Freibillet benutzen. Wir fuhren sofort nach seinem Bureau, er war eben abgereist nach Maritzburg. Alle Versuche, von andern Beamten ein Billet zu erlangen, waren vergeblich, so mußten wir uns also in den Gedanken finden, für die etwa fünfzehn deutsche Meilen lange Strecke nach Howick wieder die Hülfe des Spiders in Anspruch zu nehmen. Zunächst kehrten wir im Bridge-Hotel ein, in welchem uns das Zimmer gezeigt wurde, in dem der unglückliche Louis Napoleon logirt hatte.

Freitag, 24. April. In aller Frühe brachen wir auf, um über Weenen nach Stendal zu fahren. Wir mußten zunächst, um aus dem Thalkessel herauszukommen, etwa 300—400 Fuß berganfahren, dann

ging es bergauf, bergab mit vielen Wendungen auf dem ziemlich guten, nur theilweise recht steilen Weg in das Dornenfeld hinein. Die Dornen, zunächst vereinzelt, wurden immer dichter, bis vor Weenen von einem Berge aus sich ein herrlicher Blick auf das Dornenfeld uns eröffnete. Grüne Thalschluchten, den Waldthälern des Harzes zu vergleichen, gruppirten sich malerisch, und über dieselben thürmten sich hohe Berge in dreifachen Linien; bald öffnete sich das fruchtbare Thal von Weenen und die Häuser dieses armen Städtleins blinkten uns mit ihren Eisendächern von ferne entgegen.

Wir machten einen kurzen Besuch bei Nathanael Posselt, Sohn unsers Superintendent Posselt, der hier durch Gartenbau, Viehhandel 2c. seinen Unterhalt gewinnt. Dann wurde bald wieder eingespannt.

Auf entsetzlichen Klippwegen, durch zerrissene Schloten fuhren wir nach dem 588 Fuß tiefer als Weenen mitten in dem Dornenfeld gelegenen Stendal. Diese Gegend hätte ich aber kaum wieder erkannt; die mächtige, zwischen holzbewachsenen Bergen sich streckende Ebene war seit diesen achtzehn Jahren fast ganz in Kaffergärten umgewandelt; an der Stelle des kleinen, zerfallenen Lehmhauses, in dem Br. Schumann damals weniger wohnte als bivouakirte, stand ein geräumiges Haus mit Veranda und freundlich eingerichteten Zimmern, vor dem Hause ein schöner freier Platz mit einer Reihe von Syringabäumen; auf der anderen Seite ein großer mit einer Lehmmauer umschlossener Garten; die Dornen, die Br. Schumann bis in die unmittelbare Nähe des Hauses hatte wachsen lassen, gaben der Umgebung das Ansehen eines natürlichen Parks; die aus Mauern von Ziegelsteinen aufgeführte Kirche war freilich so baufällig, daß sie auf der einen Seite durch hochaufgethürmte Klippmauern, auf der andern durch Baumstämme gestützt werden mußte; aber der Bau einer neuen ist bereits geplant. Schöner indeß, als dies Alles, war es, daß anstatt des einen Macebo, der damals mit seiner Familie die gesammte Gemeinde ausmachte, an 100 Getaufte, geführt durch Br. Schumann und seinen Nationalhelfer Dalana, am Wege mich mit Gruß und Gesang empfingen. Sie begleiteten unsern langsamer fahrenden Wagen unter Gesängen bis zum Hause; dort stieg ich ab und führte den ganzen Zug in die Kirche, wo wir unsern Dankgottesdienst gemeinsam hielten.

Sonnabend, 25. April. Da der Himmel sich bewölkt hatte, eilte ich, am Vormittag eine Skizze von der Station aufzunehmen, um nicht vielleicht später durch Regen daran verhindert zu werden. Nachher kamen die Gemeindeglieder zum Grüßen; im Ganzen machten sie einen minder geweckten Eindruck als die Bassuto; die Schulkinder aber, die ich am Nachmittag prüfte, gaben in der Kenntniß von der biblischen Geschichte und dem Katechismus, sowie im Lesen und Schreiben, den Bassutokindern, wie ich sie durchschnittlich befunden hatte, nichts nach; ihre Gesichter und Gestalten bezeugten, daß sie von einem kräftigeren Volksstamm abstammten, doch war auch bei ihnen das heidnisch rohe Gepräge sichtlich gemildert, und einige von ihnen fand ich mit wohlgeformten Zügen und lieblichem Gesichtsausdruck; mit ihren großen dunkeln Augen schauten sie den großen Lehrer frei und glücklich an.

Am Vormittag waren wir Zuschauer eines merkwürdigen Kampfes.

Die Kinder hatten einen Skorpion von ungewöhnlicher Größe gefangen, auch eine große giftige Spinne mit ihrem Nest ausgegraben; dasselbe ist ein Cylinder von einem Zoll Durchmesser, steif wie von papiermaché, nach unten konkav geschlossen, etwa 6 Zoll lang, senkrecht in der Erde stehend. Die mit dem Erdboden gleiche obere Oeffnung ist mit einem Deckel verschlossen, der mittelst eines Scharniers von fasrigem Gewebe geöffnet werden kann. Unten sitzt die Spinne, ein garstiges Thier, fast so groß wie eine Vogelspinne, sehr giftig. Nachts kriecht sie heraus, stößt den Deckel auf und verläßt die Wohnung, um auf Raub zu gehen. Zugleich mit dem Skorpion brachten die Kinder ein solches Spinnennest mit seiner Einwohnerin. Wir holten sie mit einem Stäbchen heraus und brachten beide Thiere, die in gegenseitiger Feindschaft leben, zum Kampf aneinander. Der Skorpion trat, sowie er seines Gegners gewahr wurde, sofort den Rückzug an, und lief mit stolz emporgehobenem Schwanz in die Ecke; auch die Spinne schien keine Lust zum Kampf zu haben und kroch langsam zur Seite. Als wir aber beide Feinde nahe aneinander gebracht hatten, nahm die Spinne einen mächtigen Satz und faßte ihren Feind beim Kopf. Vergeblich suchte derselbe mittelst seiner Scheeren sich seines Gegners zu entledigen, derselbe hielt fest und senkte seine Giftzähne in die Brust des Feindes. Dieser schlug mit seinem langen Schwanz über sich, und hieb mit dem Stachel schnell hintereinander fünf bis sechs Mal in den Kopf des Feindes. Bald wurden die Bewegungen der Spinne matter, auch die des Skorpions. Er that noch einen letzten Hieb auf den Gegner, streckte dann den Schwanz lang aus und verendete; aber auch die Spinne war längst regungslos; noch im Tode hielt sie den todten Feind mit ihren Fangzähnen fest, und so im Tode vereint wanderten beide in mein Spiritusglas. Der Kampf hatte kaum eine Minute gedauert.

Sonntag, 26. April. Jubilate. Ich hielt die Vormittagspredigt über die Sonntagsepistel. Die Gemeinde, etwa 120 Seelen stark, füllte das kleine Kirchlein fast ganz, so daß für die Heiden, von denen sich etwa 60—80 eingefunden hatten, und die erst nach der Liturgie eingelassen wurden, kein genügender Räum übrig blieb und viele von ihnen vor der Thür oder an den Fenstern ihren Platz suchen mußten. Die Versammelten, namentlich aber unter ihnen die alten heidnischen Kopfring-Kaffern, hörten meine Predigt mit gespannter Aufmerksamkeit an. Dann stellten sie sich vor die Thür des Missionars auf, um mir mit aufgehobenem Arm und lautester Stimme ein donnerndes sakubona kôs' (ich sehe Dich, Herr) zuzurufen. Wollen sie ihre Ehrfurcht recht kräftig bezeugen, so brüllen sie diesen Gruß mit Anstrengung aller Stimmorgane. Ich konnte mich beim Anblick dieser riesigen Gestalten im Geist in die Zeit versetzen, wo ganze Regimenter also den König Dingan ehrten.

Nach dem von Br. Schumann abgehaltenen Sonntags-Nachmittagsgottesdienst hielt ich eine Gemeinde-Versammlung mit den Männern der Gemeinde ab, um gesprächsweise die Zustände des Gemeindelebens zu erfragen und Belehrungen und Ermahnungen anzuknüpfen. Zuerst berichtete Dalana von seinen Evangelistenreisen unter den heidnischen Kaffern und von seinen Andachts- und Erbauungs-

stunden in der Gemeinde. Er scheint mit Geschick und Erfolg zu arbeiten, obgleich seine Vorbildung dürftig ist. Dann berichtete der einzige Aelteste, Andreas Potolosi, über die Zustände in der Gemeinde; er deckte freimüthig deren Schäden und Gebrechen auf und bot mir die gewünschte Gelegenheit zu Ermahnungen. Es scheint im Ganzen in der Gemeinde der rechte christliche Ernst zu fehlen. Hausandachten werden nur in wenigen Häusern gehalten, vorkommende Sünden geheim gehalten, und nicht zur Kenntniß des Lehrers gebracht; und wo dies geschieht, da folgen Anfeindungen. Nächst Andreas ergriff Jesaias das Wort, er hieb in denselben Kerb und machte ebenfalls den Eindruck eines ernsten Mannes; minder befriedigte Macebo, der lange Zeit einzige Erstling der Station; es schien doch manches vom heidnischen Kaffer noch unüberwunden in ihm zu stecken. Noch weniger befriedigte Willem's Rede; er sprach hin und her und wollte von allerlei Dingen Klagen anbringen, ohne selbst zu wissen, was er wollte. Ihm fiel Petrus Simon ins Wort und wies ihn in ernster derber Rede zurecht.

Dieser Petrus, ein Mozambiker von Geburt, ist ein merkwürdiger Mann. Er war als 12—14jähriger Knabe Achterreiter des berühmten Pieter Retief und der einzige überlebende Zeuge von der Ermordung des Retief und seiner etwa 60 Genossen durch den Zulu-König Dingan. Da seine Erzählung die einzige sichere Quelle über jenes denkwürdige Geschichtsereigniß ist (denn außer ihm ist an jenem Tage Niemand lebendig aus Dingan's Kraal entkommen), so hielt ich es für wichtig, seine Aussage im Interesse der Geschichtsschreibung zu fixiren. Er erzählte bis in die kleinsten Details hinein verständig und klar und schien beiden, Br. Procesky, der seine Aussagen aufschrieb, und mir ein durchaus glaubwürdiger Zeuge zu sein. Er war an jenem Tage auch der einzige im Kommando der Bauern, der die Zulu-Sprache kannte, fungirte also als Dolmetscher, so daß er auch von den Verhandlungen der Bauern mit Dingan vollständig berichten konnte. Nach seiner Aussage ist der Sachbestand in den späteren Geschichtsdarstellungen wesentlich entstellt. Retief kam nicht als einer, der mit Dingan verhandeln wollte, sondern erfuhr erst auf einem Treckzuge zufällig, daß Dingan in der Nähe sei. Dieser lockte ihn durch das Versprechen, ihm Beeste schenken zu wollen, in die Falle, in welcher er mit sämmtlichen Begleitern so elend ums Leben kam. Die Geschichte, er habe einen Traktat mit Dingan abschließen wollen und die Urkunde sei später im Bandelier der Leiche gefunden worden, ist nach Petrus Darstellung eine Fabel, was von vornherein anzunehmen war, da weder die Zulus, noch die Aasvögel die Ermordeten mit ihrem Bandelier so liegen zu lassen pflegen, daß beides, Leiche und Bandelier, nach Monaten wieder aufgefunden werden könnte. Merkwürdiger Weise ist auch das Dokument, das im Staatsarchiv von Moritzburg liegen soll, bis jetzt noch nicht aufgefunden worden.

Gedachter Petrus nun, ein ernster, kluger, verständiger Mann, der heute zur Gemeinde von Stendal gehört, trat den Unziemlichkeiten Willems mit Ernst entgegen und hieß ihn schweigen, indem er die Zeugnisse von Andreas und Jesaias ebenfalls bestätigte. Nach einer ernsten Schlußermahnung schloß ich das pitscho; Dalana, Andreas

und Petrus beteten, namentlich Andreas sehr innig. Ich wies Br. Schumann an, aus den dreien einen wirklichen, regelmäßig zur Berathung zu berufenden Gemeindevorstand zu bestellen und sie mit Anweisung zum Evangelisten- und Gemeindepfleger-Amt zu versehen, damit das für die Erbauung und Ueberwachung des Gemeindelebens so unentbehrliche Amt des Gemeindevorstandes neu erschaffen werde. (Hiernach Anrede an die drei ungetauften induna mit dem Befehl, daß sie ihre untergebenen Heiden zum Halten der Stationsgesetze, namentlich dem Besuch der Gottesdienste anzuhalten hätten.)

Nach Beendigung des pitscho fuhr mich Herr Neizel (Bruder unseres Missionars) auf dem Spider, mittelst dessen er mich nach Stendal gebracht hatte, noch $^3/_4$ Meilen weit bis in die Nähe des Zusammenflusses von Tugela und Emseluzifluß. Wir durchfuhren wiederum, über entsetzliche Wege und Driften fast die ganze Strecke unseres Landgebietes. Es ist eine breite Thalfläche, theils mit Kaffergärten, theils mit Dornenbäumen, größeren und kleineren, bestanden. Unter dem Holzbestand war entsetzlich gewüstet. Die größeren Bäume waren zum großen Theil von den Kaffern zur Umfriedigung ihrer Gärten gekappt, so daß der Dornenwald viel lichter geworden war, als ich ihn 1867 befunden hatte. Da nun die Flächen wegen Anlegung der Kaffergärten bereits entholzt waren, gegenwärtig aber das Holz ein leicht in Geld umzusetzendes werthvolles Material ist, welches dem anwohnenden Besitzer eines Bauerhofs jährlich 200 Pfd. Sterl. einbringt, so versah ich Br. Schumann mit der nöthigen Anweisung, auf die Schonung des Holzes, sowie auf die Verwerthung desselben sorgfältig Bedacht zu nehmen; es würden durch Verpachtung der Viehweide und durch Holzverkauf mit Leichtigkeit 100 Pfd. Sterl. erzielt und die Station zur Selbsterhaltung gebracht werden können. Am Zusammenfluß des Tugela und des Blaukranzflusses sah ich ein nettes Häuschen von drei Zimmern, welches vor einigen Jahren durch Nathanael, Sohn unseres Superintendenten Posselt erbaut worden war. Er hatte daselbst einen Kaufladen zu etabliren versucht und hatte auch andere Geschäfte betrieben, hatte sich aber nicht halten können und war nach Weenen übergesiedelt.

Als wir mit Sonnenuntergang unseren Rückweg antraten, sahen wir jene wunderbare Abendgluth, die auch in Deutschland gesehen wird, in purpurner Farbenpracht und nicht vorher von mir gesehener Schönheit.

Auf die Station zurückgekehrt, besuchte ich Dalana in seinem Hause. Derselbe ist ein glaubensfrischer Zeuge. Aber er begnügt sich bei seinen Evangelisationsgängen zu sehr mit Kafferantworten, die den Heiden zwar zum Zugeständnisse, er sei überwunden, aber nicht zum Glauben führen. Ich wies ihn an, den Schwerpunkt seiner Zeugnisse in Gottes Wort, namentlich, den Geschichten alten und neuen Testaments zu suchen und sich zu dem Ende durch Br. Schumann unterweisen zu lassen. Meine früheren brieflichen Anweisungen hatte er unbeachtet gelassen, jetzt versprach er meinem mündlich ertheilten Befehl Folge leisten zu wollen. Er scheint ein tüchtiger brauchbarer Mann zu sein.

67. Von Stendal nach Maritzburg.

Montag, 27. April, traten wir die Rückreise nach Estcourt an. In Weenen nahmen wir das Frühstück bei Nathanael Posselt ein. Dann ging es die steile Höhe hinauf, auf welcher ein Bruder Cetschwayo's, Namens Umkungu mit etwa 1000 Seelen, seiner Zeit von jenem Bluthund mit Ausrottung bedroht, jetzt sicher unter dem Schutz der Weißen wohnt. Wieder ging es die steilen Höhen (der höchste Punkt des Weges ist 1500 Fuß höher als Stendal) hinauf und hinab. Hinter uns lief Fido, Br. Procesky's treues Hündlein, welches seinem jach reitenden Herrn nur mit Mühe folgen konnte. Es war ein allerliebstes Thier, welches durch seine treue Liebe zu seinem Herrn manchen beschämen konnte. Es wich nicht von seiner Seite, verwandte keinen Blick von ihm und lief oft, in einer Entfernung von 1000 Schritt zurückbleibend, mit Anstrengung der letzten Kräfte und lechzender Zunge ihm nach. War er ermattet, so ließ er sich nicht in den Wagen nehmen, sondern folgte unverrückt der Spur seines Herrn. Allmählich verstand er es, daß sein Herr und ich zusammen gehörten, und ließ sich, da Procesky heimlich seitwärts geritten war, auch durch mich leiten oder lief unter dem Wagen. Die gegenseitige Liebe zwischen dem Hund und seinem Herrn hat uns viel Ergötzung bereitet.

Gegen Abend in Estcourt angekommen, gelang es Herrn Neizel von dem Manager der Eisenbahn Herrn Wallace Pässe zu erhalten, die uns den Vorzug gestatteten, am folgenden Tage einen Arbeitszug, welcher um 6 Uhr nach Howick abgelassen wurde, unentgeltlich zu benutzen. Dies war uns doppelt lieb; wir sparten Zeit und Geld. Eine Benutzung der Postkarre hätte auf die 70 englische Meilen betragende Strecke, pro Person 50 Mark, also in Summa 250 Mark gekostet und außerdem einen ganzen Tag erfordert; ein Eisenbahnbillet aber, durch welches unsere Reise so wesentlich abgekürzt wurde, konnte, da die Bahn dem öffentlichen Verkehr noch nicht übergeben ist, nur unentgeltlich erlangt werden.

Dienstag, 28. April. Punkt 6 Uhr brauste der Zug dahin, Auf den tieferen Thalschluchten ruhte die Nacht, die Bergspitzen empfingen von der Morgenröthe ihr erstes Licht. Die Felspartieen, die den Buschmannfluß begrenzen, boten die pittoreskesten Landschaftsbilder dar. Am Rande derselben sauste unser Zug. Weiterhin dehnten sich die Thäler, aber die Bahn stieg beständig, bis wir bei Mooirevier, mehr als 1000 Fuß höher als Estcourt, hielten. Unser Platz, ein Sandwagen mit anderthalb Fuß hohem Brettergeländer, gestattete uns die freieste Aussicht nach allen Seiten. Unser Sitz waren die Reiseeffekten; gegen die empfindliche Kälte schützten unsere Mäntel. Bald waren wir über, bald unter der Nebelregion, bald mitten darin. Die Scenerie änderte sich jeden Augenblick, eine herrliche Fahrt.

Auf dem ersten Halteplatz hatten wir einen rechten Schmerz. Ein Mitfahrender stieg aus, Fido, meinend, alle steigen aus, sprang ihm nach, so unbemerkt, daß wir erst nach fünf Minuten den Verlust gewahrten. Armer Fido! wie wirst du sehnen und winseln nach deinem

Herrn. Eine Hoffnung blieb, wir hatten einen unserer Stationskaffern am Bahnhof stehen sehen, der den Hund und seinen Herrn kannte. Vielleicht bringt ihn dieser. Der Hund war doch ein allzulieber Reisegesell, ähnlich dem Hündlein des Tobias. (Er ist nicht wiedergefunden worden.)

Nach vierstündiger Fahrt langten wir in Howick an, von wo nach einer Stunde der regelmäßige Zug nach D'Urban weiter ging. Wir lösten unsere Billets und erreichten Maritzburg bald nach zwölf. Seit der letzten Station waren wir an 1500 Fuß hinabgestiegen in das Thal, in welchem Maritzburg liegt. Wir kehrten im Ploughhotel ein, dem besten englischen Gasthof, in welchem es mir aber bitter wenig gefallen hat. Für das Frühstück werden 2,50 Mark, für das Tiffin ebensoviel, für das Diner 3 Mark auf die Rechnung gesetzt, man mag mitessen oder nicht. Dazu sind die Speisen zumeist gut englisch, d. h. ungenießbar roh.

Maritzburg hat sich im Uebrigen schnell entwickelt, hat schöne breite Straßen und Plätze und architektonisch schöne öffentliche Gebäude. Aber wehe dem, der in der Stadt etwas kaufen will; für eine kleine hölzerne Stummelpfeife forderte der gute Mann 9 Shilling, die er natürlich nicht erhielt, einige Bogen Zeichenpapier und Stifte mußte ich vierfach so theuer bezahlen, als in Berlin, einem Uhrmacher, noch dazu einem Deutschen, mußte ich für das Anlöthen eines Gliedes meiner Uhrkette drei Mark bezahlen. Procesky erzählte, daß ein Uhrmacher für die Reparatur seiner Taschenuhr 40 Mark gefordert habe. Das alles verleidete uns das längere Verweilen in Maritzburg gründlichst. Ein Besuch bei Herrn Pincus, Firma Fass, dem Agenten des Br. Beuster, sowie am Abend der Besuch, den Herr Smith, schottischer Geistlicher und einige Deutsche mir im Hotel abstatteten, versöhnten mich ein wenig.

68. Hinab zur Bai.

Mittwoch, 28. April. Früh Morgens ging ich mit Glöckner zum Bahnhof. Die kafferschen männlichen Dienstboten gingen tänzelnd oder hüpfend für sich singend, oder mit sich laute Selbstgespräche führend, auf den Straßen. Männer und Frauen einer anderen Nationalität unterschieden sich von ihnen, ausdrucksvolle edle Profile; aber mager und verhungert wie sie waren, stachen sie nicht zu ihrem Vortheil von jenen ab. Auch das schwarze, lange schlichte Haar, das tiefschwarze melancholische Auge konnte ihnen nicht den Vorzug verschaffen; ich lobe mir das zwar rohe, aber dabei gutmütige Kaffergesicht, bei dem die abgestumpfte Negernase keineswegs allgemein ist, dazu diese ebenmäßig schön gebauten Körper, den stolzen, frischen, freien Gang, die stets gleiche Heiterkeit der Kaffern, namentlich bei den Bekehrten. Wie man die Bassutho oder Kaffern zu Negern machen kann und von Sotho-Negern sprechen, ist mir geradezu unerfindlich. Noch mehr giebt man dem Kaffer den Vorzug, wenn man seinen Charakter mit dem der Malaien und Kuli vergleicht. Bei allem Bewußtsein der Kraft ist der Zulu-Kaffer bescheiden, ehrerbietig gegen den Weißen, und wo er nicht durch weiße Leute ver-

dorben ist, ehrlich. Weiße Leute vertrauen dem Kaffer ohne Bedenken Summen von Hunderten von Pfd. Sterl. an, und sind sicher, das Gesandte kommt an seine Adresse, während man bei einem Kuli nicht um eine Sixpence sicher sein darf. Als Missionar Glöckner auf zwei Jahre nach Deutschland reiste, ließ er Haus und Hof, Zimmer und Speisekammer offen und unverschlossen stehen, gab nur einem Kaffer den Auftrag, das Haus zu hüten; bei seiner Rückkehr fand er keine Stecknadel gestohlen, weder Getaufte noch Ungetaufte hatten etwas angerührt. Ebenso verschloß ich nie meine Thür, obschon Stühle und Tische mit Sachen belegt waren, ich ging aus, kehrte nach Tagen wieder, fand aber alles unberührt, während man in Englischen Hotels vor Dieben gewarnt wird. Wo ein Zulu-Kaffer stiehlt, hat er es direkt oder indirekt von den Weißen gelernt. Trotzdem aber, daß der starke Kaffer doppelt und dreifach soviel in der Arbeit leisten kann und leistet, als der Kuli, werden doch die Letzteren als Dienstboten vielfach vorgezogen; sie sind gewitzter und beständiger in der Arbeit, während der Kaffer, wenn er in drei Monaten das von ihm Gewünschte erarbeitet hat, keinen Grund einsieht, weshalb er nun noch länger dienen soll. Er verläßt seinen Herrn, wenn er eben von ihm ein wenig eingelehrt worden ist, und giebt sich auf seinem Kraal auf sechs Monate dem süßen Müßiggang hin, bis irgend ein Bedürfniß oder Wunsch, etwa nach einem Gewehr oder einem Kleidungsstück, ihn veranlaßt, wieder eine Zeit lang zu dienen. Dann aber ist er auch ganz Dienstbote, er mag eines Königs, oder eines armen Mannes Sohn sein.

Ein anderer neuer Bestandtheil der Natal-Bevölkerung sind die Araber, Besitzer von großen und kleineren Kaufläden, echte Juden, die so billig verkaufen, daß sie dem weißen Händler gefährliche Concurrenz machen, und daß bereits Petitionen eingegangen sind, ihnen keine Lizenz zu ertheilen, welche Gesuche indeß von der liberalen Regierung zurückgewiesen werden mußten.

Unser Bahnzug ging von dem im Kessel liegenden Maritzburg scharf bergauf über 700 Fuß; die durchfahrene Gegend war ebenso interessant, als der Bahnkörper selbst. Das aus lauter zusammengewürfelten Hügeln bestehende Terrain bedingt ungewöhnlich kurze Kurven, und ungewöhnlich hohe Steigungen, bisweilen wie 1 : 30. Die eisernen Brücken sind zum Theil gefährlich konstruirt; eine solche Brücke passirten wir, die auf 70 Fuß hohen, aus etwa vier Stücken zusammengesetzten eisernen Röhren ruhte, welche bei der Erschütterung zusammenzuknicken drohten, besonders wenn die Brücke selbst eine Kurve bildete; vor solchen Brücken stand gewöhnlich der Zug zunächst still, um dann im langsamsten Schritt-Tempo hinüberzufahren. Der Blick hinab in den unten gähnenden Schlund ist schwindelerregend und die Brücke so unsicher, daß man begonnen hat von unten Gestein zu einem Damm aufzuschütten, welcher die Höhe der Bahn erreicht, so daß die eiserne Brücke in dem Damm gleichsam vermauert ist. Die Gegend ist an einzelnen Stellen, besonders in der Nähe von Camperdown wild romantisch und so scharf zerklüftet, daß man in 20—30 Kloofen zugleich hinabsieht, während andererseits der Blick an den sich über einander thürmenden, bisweilen einem Ziegenrücken gleichenden Bergen bis zu den den Horizont

begrenzenden Hochbergen emporklimmt. Wilde Felsgebilde wechseln mit dornigen Thalschluchten oder grünen grasbewachsenen Thälern. In der Nähe von Maritzburg aber ist die Kultur bereits mächtig vorgeschritten. Flächen von Hunderten von acres sind mit Milis, Kafferkorn und Kartoffeln bestanden, die ordentlich teppichartig aneinander gereihte regelmäßige Figuren bilden, ganze Wäldchen von himmelanstrebenden Gummibäumen sind angelegt, und die Farmen, gekennzeichnet durch Baumgruppen, die das Haus umgeben, reihen sich nahe aneinander. Je näher der Küste, desto mehr finden sich die Kloofen mit kleinen Parzellen Urwaldes und üppig reichem Pflanzenwuchs. Natal ist ein grünes, liebliches, reiches Land.

Bei Pinetown senkte sich die Bahn schnell in die Tiefe. Am Bahnhof erwartete uns ein deutscher Kaufmann, Herr Harbort aus Norddeutschland, um mich in seiner Karre nach Neudeutschland hinüber zu bringen. Wir waren aber kaum zehn Minuten weit gefahren, als ein eleganter Spider mit ebenso eleganten Pferden mit Guirlanden und Kränzen und Fähnlein geziert im Galopp uns einholte. Es war ein Deutscher aus der Gemeinde von Neudeutschland, Herr Königskrämer, ein Verwandter von Br. Posselt, der den alten Vater von jenseit des Meeres mit den größtmöglichsten Ehren heimholen wollte. Nun mußte ich natürlich meinen bescheidenen Sitz auf der Einspänner-Karre mit dem auf dem Galla-Wagen vertauschen; und während Herr Harbort zurückkehrte, um die auf der Eisenbahn zurückgebliebenen Geschwister abzuholen, flogen meine Braunen im Galopp ihrem nahen Ziele zu. Noch auf dem Wagen wurde mir ein Empfangsgedicht überreicht, das ein Mönch, ein Trappist von der nahegelegenen Trappisten-Ansiedelung verfaßt, sauber geschrieben und mit den Enblemen des Kreuzes und der Bibel (auf dem Titel stand „übersetzt durch Dr. M. Luther") verziert hatte. Der Mönch hatte dem Klosterleben entsagt und war Mitglied unserer evangelischen Gemeinde geworden, in welcher er einem Deutschen als Knecht dient.

69. Neu-Deutschland und Christianenburg.

Nach kurzer Zeit sahen wir den Kirchthurm von Neu-Deutschland, und weiterhin wehende Flaggen und Banner über den hohen Bäumen. Unter denselben standen die Schule der Schwarzen aus Christianenburg und die Mitglieder der deutschen evangelischen Gemeinde, so viele ihrer zu meiner verfrühten Ankunft hatten herbeikommen können. An der Seite der in Front aufgestellten Reihe von alten und jungen Kaffern stand ein preußischer Oberstlieutenant in Galauniform mit Helm, aber ungestiefelt, ein Kaffer, den Br. Posselt, ein begeisterter Verehrer der preußischen Armee, in diese von einem preußischen Offizier ihm geschenkte Uniform gesteckt hatte, am anderen Ende der langen Front (deren beide erste Glieder durch die Schulkinder, die beiden anderen durch die getauften Kaffern, Männer und Frauen, gebildet wurden) ragten zwei riesige Kafferngestalten, deren Größe ebenfalls durch preußische Helme erhöht worden war, über die anderen hervor. Uniform und Helme hatten die Kaffern blitzblank geputzt, alles „propper",

sowie auch alle Erschienenen ihre Sonntagskleider angelegt hatten. Eine hohe Ehrenpforte mit Palmzweigen und herrlichen Blumen aller Art verziert, ragte mit Fähnlein hoch in die Luft, andere Palmzweige waren auf den Weg gestreut. Ich stieg ab, begrüßte Johannes Posselt (Sohn unseres Superintendenten) und den deutschen Lehrer Schulz (früheren Missionszögling) und jeden Einzelnen der Menge mit Händedruck, dann formirte sich der Zug und ging langsam, Choräle und geistliche Lieder singend, dem Galawagen, dessen muthige Pferde nur mit Mühe in Schritt gehalten wurden, voran, durch den zwischen Neu-Deutschland und Christianenburg liegenden Thalgrund, auf die Höhe hinauf, auf welcher Christianenburg liegt. Hier war vor dem Eingang in das Posselt'sche Grundstück eine zweite schöne Ehrenpforte erbaut; auf dem Platz vor dem Hause war die Familie des alten Br. Posselt versammelt, um welche herum der voraufgegangene Festzug sich bereits im Kreise gruppirt hatte.

In der Mitte der Seinen saß auf einem Lehnstuhl der alte Br. Posselt. Aber welch ein Anblick! Heiße Thränen stürzten über mein Angesicht, als ich diesen theuren lieben Bruder, der in Bethanien noch die körperliche und geistige Elastizität eines Jünglings gehabt hatte, hier wie ein geknicktes Rohr wieder sah. Er hatte sich auf der Rückreise von Bethanien eine Erkältung und in Folge derselben ein Magenleiden zugezogen, das für Magenerweichung, vielleicht auch anfangenden Magenkrebs erklärt, aller Anstrengungen der Aerzte spottete. Seit Monaten kann er nichts von Speise bei sich behalten; schon seit Wochen war er von den Aerzten aufgegeben, die jetzt stündlich sein Abscheiden erwarteten. Zwischendurch hatte er sich ein wenig erholt, vor acht Tagen hatte es geschienen, als ob eine Wendung zur Genesung einträte, ein neuer Rückfall hatte diese Hoffnung vernichtet. So saß er nun da, der liebe Mann, frisch am Geist, aber am Leibe völlig gebrochen. Als ich herantrat, stand er mit Mühe von seinem Sessel auf und hing lange lange an meinem Halse, so daß unsere Thränen ineinanderflossen. Sprechen konnte er nichts als die Worte: „Mein Baba! mein guter Baba!" Dann sank er in seinen Sessel zurück, erhob sich aber bald darauf und rief mit zitternder, aber kräftiger Stimme: Nun singet „Allein Gott in der Höh' sei Ehr'," stimmte selbst das Lied an und gab mit dem Stabe in seiner zitternden Hand den Takt an. Dann wankte er, auf meinen Arm gelehnt, dem Hause zu, wandte sich noch einmal um zu den Versammelten, um ihnen ein anderes Lied anzustimmen, und so schwankte er an meinem Arm die Treppenstufen hinauf in die Veranda.

Nachdem er ein wenig auf dem Ruhebette sich erholt, wurde sein Geist wie lebendig, er fragte, erzählte, sein alter Humor blitzte hier und da auf; wer ihn nicht gesehen, sondern nur gehört hätte, der hätte gedacht, es sei der alte jugendfrische Bruder, nur daß die Stimme bisweilen doch leise und matt war.

Donnerstag, 30. April. Am Vormittag kam Br. Zunkel vom Drakenberg mit seiner Frau, und die Schwester Glöckner mit ihrem Kinde, beide mit dem Ochsenwagen, um die letzten Tage mit ihrem alten baba zu verleben. Sie waren so sehr innig, herzig, lieb.

Freitag, 1. Mai. Ich schrieb in den Morgenstunden mein

Tagebuch; der verlängerte Vormittag wurde zur Abhaltung der Synode verwandt, bei welcher ich den Vorsitz führte. Der alte Br. Posselt war heute, so gebrechlich am Leibe er war, doch ebenso fröhlich in seinem Geiste. Obgleich mit leiser, fast unverständlicher Stimme, erzählte er aus seinem Leben in humoristischer Weise hervorragende Züge. Seine alte Art, sich über Schweres, was ihm begegnet war, leichten fröhlichen Sinnes hinwegzusetzen, dabei aber die Gnade des Herrn, die alle seine Fehler und Verirrungen immer wieder zurechtzubringen gewußt, zu preisen, trat in ungeschwächter Kraft hervor, und machte einen um so tieferen Eindruck, als der gebrechliche Leib die Seinen jeden Augenblick auf das Abscheiden des geliebten Vaters gefaßt bleiben ließ, so ganz anders anzuschauen, als seine Stimme anzuhören war. Die Morgenandacht konnte er noch selbst abhalten und mit zitternder Stimme mitsingen. Dann freilich trat wieder gleich darauf ein heftiger Anfall seiner Krankheit auf; er mußte würgen und brechen, bis er auch die letzte Spur von der in allergeringster Quantität genossenen Speise wieder von sich gegeben hatte. So lag er dann lange Stunden, matt zum Tode erschöpft, auf dem Bette, so daß man die Kräfte fast zusehends schwinden sehen konnte. Trat aber ein Aufflackern der alten Lebenskraft ein, so war er zwischendurch wieder der ganze alte Posselt; sein erloschenes Auge bekam wieder den früheren Glanz, sein von Gottesfrieden zeugendes Gesicht legte sich in die alten Falten; liebevoll gegen die Seinen, freundlich und theilnehmend für seine Synodalen, nahm er am Gespräch theil, welches er durch seine tief ernsten sowohl, als durch seine launigen Bemerkungen würzte. In der That ein Original, wie wohl kein zweites auf Erden zu finden wäre. Mit besonderer fast zärtlicher Pietät sprach er von seinem geliebten Comité, an dem er mit den innersten Fasern seines Lebens hing, und welches, irregeführt durch böse Berichterstatter, die die originellen übermüthigen Züge und Aeußerungen Posselt's auf die böslichste Weise entstellt nach Hause berichteten und dem Inspektor Wallmann aus Posselt eine Karrikatur malten, eine Zeit lang bereits den Gedanken bewegt hatte, diesen treuen und hochbegabten Mann, den allertreusten und pietätvollsten unserer Missionare, wegen Zügellosigkeit und Widersetzlichkeit abzusetzen; später aber ihn, der von seiner ganzen Synode als Vater und Patriarch auf Händen getragen wurde, zum Superintendenten derselben einsetzte. In jener Konfliktzeit konnte man aus seinem Munde oft die Worte hören: „Mein Comité ist getäuscht, es schlägt mich, aber lieb haben muß ich es doch, alles, was ich bin und habe, verdanke ich meinem geliebten Comité, an das ich mit der letzten Faser meines Lebens hangen werde, ich könnte mir nicht denken, ich könne leben außerhalb des Verbandes meiner Berliner Missionsgesellschaft, ein besseres, milderes, gütigeres Comité hat keine Gesellschaft; in Bezug auf mich hat man sie betrogen, aber wenn sie mich auch zur vorderen Thür hinauswerfen, so würde ich durch die hintere Thür wieder hereinkriechen." Irgend welchen Haß oder Erbitterung kannte er nicht; demjenigen Mann, der ihm all dies Herzeleid zu Wege gebracht hatte, hat er, als derselbe in Noth kam, als allertreuster Freund zur Seite gestanden. Die Schwächen seiner Feinde sieht er klar und kann sie mit feinster Ironie und Humor

zeichnen, — aber allezeit ohne Galle und allezeit auch zu ihnen Liebe bewahrend und für sie Anerkennung aussprechend, wo etwas Gutes anzuerkennen war. So war er sein ganzes Leben hindurch, so war er auch jetzt in diesen letzten Tagen ein wirkliches Wunder der Gnade des Herrn und ein Original ohne Gleichen. „Ein lustiger Christ (rief er aus) bin ich in meinem ganzen Leben gewesen, ein lustiger Christ will ich auch in meinem Sterben sein — wenn nur die körperlichen Schmerzen nicht allzu stark werden. Aber davor wird mich der Herr gnädig bewahren." Dann stimmte er an: „Mein Herze geht in Sprüngen und kann nicht traurig sein!" In dem Gespräch, das ich mit ihm vor dem Abendmahl abhielt, hatte er noch äußerliche Angelegenheiten geordnet, auch noch die Angelegenheit der Ordination seines Sohnes Johannes besprach er mit mir. Ich hatte dieselbe seit Jahren ins Auge gefaßt, er hatte aber immer abgelehnt. Jetzt war die Sache neu an mich herangetreten und ich hatte schon von Heydelberg aus, wo wir nach den letzten Nachrichten das Abscheiden des alten Bruders täglich erwarten mußten, ihm geschrieben, er möchte Johannes darauf vorbereiten, daß ich ihn vielleicht ordiniren werde. Als nun inzwischen eine vorübergehende Besserung eingetreten war, hatte er kurz geantwortet: „Johannes lehnt die Ordination ab, ich auch!" Jetzt aber mußte ich darauf zurückkommen und sprach mit Johannes über die Gründe seiner Ablehnung. Sie beschränkten sich lediglich darauf, daß er sich zu unwürdig und zu ungeschickt erachte für das verantwortliche Amt. Jetzt sprach auch der alte Vater mit mir davon. Er würde nie einen Schritt gethan haben, um diese Ordination seines Sohnes zu erwirken. Jetzt sähe er die Hand des Herrn, der er nicht ferner widerstreben wolle. Die Ordination wurde für den Dienstag Morgen beschlossen. Auch Johannes gab jetzt seinen Widerspruch auf, „weil es sein Vater also wolle." Ich ermahnte ihn, sich unter Gebet auf die heilige Stunde vorzubereiten. Er wird unter den Trägern des heiligen Predigtamts nicht der schlechteste sein — !! —

Mit Gesprächen, die ich mit den Brüdern abhielt, wurde der Rest des Tages ausgefüllt.

Sonnabend, 2. Mai. Br. Posselt war matter als sonst, und brachte den größten Theil des Tages still im Bette zu. Am Abend machte ich den Versuch, nach Neu-Deutschland hinüberzugehen, um Joh. Posselt (den Sohn, der Lehrer unserer Kafferschule ist) und den Lehrer der weißen Kinder, Herrn Schulz (früheren Missionszögling), und den alten Vater Freese, ein hervorragendes Mitglied der deutschen Gemeinde, zu besuchen. Meine Kräfte reichten aber nicht aus, um zurückzugehen; ich mußte erschöpft lange auf dem Sopha von J. Posselt ausruhen, und war glücklich, daß ich überhaupt noch wieder zurückkommen konnte.

Sonntag, 3. Mai. In den frühen Morgenstunden schrieb ich meinen Bericht an das Comité über die Natal-Synode. Gegen 10 Uhr holte mich Joh. Posselt in seinem Einspänner-Spider nach Neu-Deutschland hinüber (eine Kolonie von deutschen Emigranten, die sich durch und unter Posselt sen. zu einer evangelisch-lutherischen deutschen Gemeinde gesammelt und etwa zwölf Minuten Gehens von Christianen-

burg entfernt ein hübsches Kirchlein erbaut hatten) zum Gottesdienst. Ich hielt die Predigt über das Sonntags-Evangelium und hatte nach dem Gottesdienst Gespräche mit Einzelnen. Es ist ganz merkwürdig, wie diese Auswanderer unter Posselt ihre deutsche Nationalität ganz völlig und ungestört beibehalten hatten. Mir war zu Muthe, als spräche ich zu einer Gemeinde in der Uckermark oder Pommern. Am Nachmittag überreichte mir einer der Vorsteher im Namen der Gemeinde einen Reisebeitrag von 190 Mark, ein anderer kam später, um Rath und Hülfe für die geistliche Bedienung der Gemeinde zu suchen für den vielleicht nahe bevorstehenden Fall des Ablebens des alten Br. Posselt. —

Nachdem ich noch bei dem Lehrer Schulz und dem alten Freese einen kurzen Besuch abgestattet hatte, begab ich mich nach Christianenburg zurück, um in der neuen Kafferkirche unserer farbigen Missionsgemeinde den Gottesdienst zu halten. Ich war wiederum auch leiblich so frisch, daß ich den Weg nicht nur zu Fuß zurücklegen, sondern auch mit der alten 65jährigen Schwester Zunkel einen Wettlauf anstellen konnte.

Die Kafferkirche fand ich gefüllt bis auf den letzten Raum, die Gemeinde war vollzählig erschienen und sang ihre Kirchenlieder frisch und vierstimmig (der junge Herr Neizel spielte in Neu-Deutschland die Orgel vortrefflich. — Glöckner besorgte die liturgica). Die Begleitung auf dem Harmonium und die liturgica besorgten Joh. Posselt und Br. Zunkel, ich hielt die Predigt über die Sonntags-Epistel. Die Andacht und Aufmerksamkeit der Gemeinde erreichte nicht denselben Grad, den ich in anderen Kaffergemeinden vorgefunden hatte; mein Auge fiel auf manche oberflächliche theilnahmlose Angesichter, besonders unter den Frauen; von den Männern war wenigstens ein Theil recht andächtig. Die Zahl der Versammelten mochte sich auf 3—400 belaufen.

In den frühen Abendstunden feierten wir auf Wunsch des alten Br. Posselt das heilige Abendmahl in seiner Wohnung, da er zu schwach war, sich in die Kirche tragen zu lassen. Die ganze Familie des lieben Bruders und die ganze Synode nahmen an der Feier Theil. Es war eine tief ergreifende Feier. Ich hielt die Beichtrede über Jesaias 41: „Fürchte dich nicht, du Würmlein Jakob", und ertheilte den Versammelten die Einzelabsolution und empfing dieselbe durch Br. Glöckner. Dann hielt dieser die liturgica ab, wobei auf ausdrücklichen Wunsch des Br. Posselt die Responsorien von uns gesungen wurden. Er saß in seinem Lehnstuhl, den Frieden eines verklärten Gotteskindes auf seinem Angesicht und sang die Lieder: Aus tiefer Noth schrei ich zu dir, O Lamm Gottes unschuldig, und Christe, du Lamm Gottes und die Responsorien mit zitternder schwacher Stimme mit. Als ich ihm das heilige Sakrament reichte, erglänzte sein Angesicht wie eines Engels Angesicht. Dann aber war auch seine Kraft dahin, er konnte die Schlußliturgie nicht mehr mitfeiern, sondern mußte sich auf sein Krankenbett zurücktragen lassen. Schon nach wenigen Minuten, als ich mich in der Stille sammelte, ließ er mich rufen, ich möchte doch den Segen, den ich der Abendmahlsgemeinde ertheilt hatte, ihm jetzt auch noch ertheilen. Er empfing ihn mit tiefer Beugung und

Freude und dankte mir innigst und nannte mich dabei wie gewöhnlich seinen lieben guten baba. Besonders dankbar war er dafür, daß er noch aus meinen Händen den heiligen Leib und das kostbare Blut des Herrn Jesu habe empfangen können. Ueberwältigt von der Feierlichkeit des Augenblicks, sank ich vor dem Bett des sichtlich dem Tode entgegengehenden alten Patriarchen nieder und bat ihn, auch mich segnen zu wollen. Er that es, indem er den Worten des aaronischen Segens noch besondere Segenswünsche für meine Heimreise und weitere Amtsführung einflocht. Ich kehrte in mein Kämmerlein zurück, war aber kaum zwei Minuten in demselben allein, in welchen ich mich vor des Herrn Angesicht beugte — als in dem Hause ein herzzerreißendes leises Weinen und Wehklagen sich erhob; eins der Kinder stürzte herein: „Unser lieber Vater stirbt." Ich eilte zurück und fand den theuren Bruder im Todeskampfe; die Glieder reckten sich und zuckten, das Auge war fast gebrochen, aber das vollste klarste Bewußtsein vorhanden. Ich war Zeuge eines Heldenkampfes, wie ich keinen erlebt habe. Der alte treue Bruder setzte seine ganze kindliche Glaubensfreudigkeit gegen die Todesschrecken und konnte selbst in dieser letzten Stunde dem Tode und Teufel noch muntere, fast humoristische Worte ins Angesicht schleudern. Er klammerte sich mit einer so unerschütterlichen Gewißheit an die Gnade und Liebe seines Heilandes an, daß wir Umstehenden über den Eindruck dieses Heldenkampfes kaum für den Schmerz Raum behielten. Die Kinder freilich lagen auf ihren Angesichtern und weinten leise zum Erbarmen, der Abscheidende war ihnen ein so lieber Vater gewesen, und das Familienleben in diesem gottgesegneten Hause war ein fast ideales; alles athmeten Friede, kindliche Fröhlichkeit und tief innere Gottesfurcht. Wer dies mit Augen gesehen hat, konnte das Jammern der armen Kinder verstehen.

Noch einmal kehrte auf Augenblicke das Lebenslicht zurück. Er sprach zu seiner innig geliebten Frau: „Um Dich bin ich gar nicht betrübt, die vielen Gebete, die ich für Dich und die Kinder gethan, werden erhört werden, Dir wird nichts mangeln." Zu mir sprach er: „Sagen Sie doch dem lieben Comité, daß ich es immer lieb gehabt habe, und noch bis zu dieser Stunde lieb habe. Wir haben uns wohl mal gezankt, aber es waren Mißverständnisse; ich habe wohl in meinem Uebermuth manches Wort gesprochen, das nicht recht war, aber lieb gehabt habe ich mein theures Comité allezeit, und bin ihm noch in dieser Stunde dankbar!" — Dann zu mir: „Mein lieber alter baba, wie froh bin ich doch, daß der Herr es mir geschenkt, daß ich aus Ihrer Hand noch das heilige Sakrament empfangen durfte. Der Herr lohne Ihnen alle Ihre Liebe, die Sie an mir gethan, er geleite Sie glücklich auf Ihrer Reise und setze Sie noch Vielen zum Segen." —

„Ich hätte auch gern noch ein wenig gearbeitet im Weinberg, ach es war eine köstliche Arbeit — ja freilich schwer, oft recht schwer, aber mein Jesus war allezeit bei mir, da wurde alles, auch das Schwere zu lauter Lust und Freude, da wurde alles leicht, ganz leicht. — O mein Jesus, rief er, du bist bei mir auch jetzt und machst mich ganz fröhlich!

Die Stimme des Sterbenden wurde matter und matter, sammelte

sich indeß auch jetzt noch bisweilen zu zusammenhängenden Worten: „Ich bin in Jesu. Er ist in mir! — Von Anfang an ist mein Leben nur Freude gewesen und fröhlich bin ich auch in dieser Stunde. — Mein Jesus, du bist bei mir! — Mein Herze geht in Springen, ich kann nicht traurig sein, ist voller Lust und Singen, sieht lauter Sonnenschein. Die Sonne, die mir lachet, ist mein Herr Jesus Christ. — Ja Jesus ist bei mir und ich bin bei ihm. — Teufel, was suchst du? Ich lache über dich — mein Jesus ist bei mir. — Wie war doch der Wahlspruch des Erasmus? Nicht wahr? Triste nihil, Christo recepto. — Nun habe ich überwunden. Ja, Herr Jesu, du bist bei mir." Dann sprach er leise, aber vernehmlich: „Herr, — nun — lässest du deinen Diener in Frieden fahren, — denn meine Augen — haben deinen Heiland gesehen." — Einen Trostspruch aus den Psalmen betete er in hebräischer Sprache, — er war gewöhnt, täglich ein Kapitel der Bibel aus dem griechischen neuen, ein anderes aus dem hebräischen alten Testament zu lesen. Er sank erschöpft in sein Kissen zurück. Dann bat er, wir möchten ihn aufrichten.

Während ich ihn im Arme hielt, traten die Todeskrämpfe ein, das Auge brach und wurde starr, drei furchtbare Stöße durchzuckten den ganzen Leib. — Die Kinder jammerten laut auf, der letzte Augenblick schien vorhanden — „Legt mich zurück" lispelte er, dann: „Deckt mich zu, ich friere." — So lag er, die gläsernen Augen starr nach oben gerichtet, regungslos da.

In diesem Augenblick erfaßte mich angesichts dieses Heldenkampfes ein unbeschreibliches Gefühl der Glaubensfreudigkeit. Ich hätte ihn so gern zurückgehalten, hätte ihm so gern noch gegönnt, seinen Johannes noch als ordinirten Pastor zu sehen. Ich konnte beten: Herr, nun ist die Stunde gekommen, wo du deine Macht beweisen kannst und wirst über Tod und Teufel. Herr, der du vom Tode erretetest, der du den Lazarus aus dem Grabe erweckt hast, du kannst noch jetzt helfen, so es dein guter gnädiger Wille ist, und uns dies theure Leben erhalten. Herr, ist es möglich, so laß diesen lieben Knecht noch unter uns, aber du weißt es besser, dein heiliger Wille geschehe!

Der Sterbende lag inzwischen regungslos, die lieben Augen waren im Tode gebrochen. So lag er kurze Zeit. Dann plötzlich schlug er die Augen auf, sie glänzten wie heute Vormittag. Das liebe Angesicht nahm die vollen Lebenszüge wieder an, ja selbst das feine sarkastische Lächeln seiner Mundwinkel stellte sich wieder ein. Er sah uns mit seinen lieben Augen ganz hell und klar an und rief: „Nein, es war nichts; es war eine Ohnmacht; mir war so schwarz und dunkel vor den Augen, aber nun sehe ich wieder klar und helle. Ich werde noch leben, ich sterbe noch nicht! — Bald darauf war er frisch wie am Vormittag. Er begehrte einen Teller Weinsuppe und aß sie mit Appetit. Ein heftiges Nasenbluten stellte sich ein, — hernach freilich auch wieder Erbrechen, — dann ruhiger sanfter Schlaf.

Sein alter Humor war auch sofort wieder da. Als ihn Br. Glöckner fragte: Du alter lieber Bruder, was machst du denn für Streiche? antwortete er: „Ach lieber Bruder, die alte Bude kann was aushalten, ihr habt ja soviel geheult, damit habt ihr mich wieder ins

Leben zurückgeschrieen. Sonst wäre ich am Ende so abgegangen." Dann verlangte er nach Ruhe und schlief ganz sanft.

Montag, 4. Mai. Die Nacht hat der theure Kranke ruhig geschlafen, Nasenbluten und Erbrechen haben sich aber wiederholt. — Am Morgen war er so kräftig, daß er allein aufstehen und auf den Hof gehen konnte. Wir schöpften bereits neue Hoffnung.

Im Verlauf dieses Tages hielt Joh. Posselt seine Schulprüfung ab. Als wir zur Schule kamen, standen sämmtliche Kinder in Reih und Glied vor dem Schulhause nach ihren Plätzen geordnet und gingen einzeln so hinein in den vierfenstrigen geräumigen Schulraum, daß ohne Drängen jeder seine Bank nahm und seinen Platz auf derselben besetzte. Der Prüfung wohnten alle mit reger Aufmerksamkeit und Theilnahme bei, die Angesichter glänzten nicht selten vor Freude, selbst bei den Rechenexempeln. Die Leistungen in der biblischen Geschichte und im Katechismus befriedigten, die im Lesen und Schreiben, besonders aber auch im Rechnen, gingen über das mittlere Maß der übrigen Missionsschulen hinaus. Der Lehrer hatte gut gearbeitet.

An die Schulprüfung reihte sich die Gemeindeversammlung. Außer den fünf Aeltesten sprachen noch einige aus der Gemeinde; ich forschte speciell nach den Hausandachten — sie werden in allen Häusern gehalten; nach dem Kafferbier, — es wird in der Gemeinde weder gebraut noch genossen; nach Zucht und Ordnung bei Großen und Kleinen, es wird darauf gehalten; nach den Evangelisations- und Besuchsreisen der Evangelisten unter den umwohnenden Heiden, sie werden regelmäßig alle Sonntage vorgenommen und haben die Frucht gehabt, daß eine Anzahl der Heiden, durch solche Ansprachen angeregt, sich zum Taufunterricht gemeldet haben. Nur in Bezug auf die Mithülfe zur Missionsarbeit im Allgemeinen schienen sie nicht aufgeweckt zu sein. Der frühere Missionsverein war eingeschlafen, und sie schienen so wenig ein Verständniß für diese Pflicht zu haben, daß ihnen dieselbe wie ein novum vorkam. Trotz aller dieser erfreulichen Früchte aber schien mir das innerste Christenleben nicht in dem Maße vorhanden zu sein, wie bei den Bassuto im Norden. Letztere sind eben frisch aus dem Märtyrerthum hervorgegangen, während in der nun bereits fast vierzig Jahre alten Christianenburger manches Gewohnheitschristenthum sich eingeschlichen haben mag, so daß sie die besseren unserer heimischen Gemeinden nur um Geringes überragen dürften, denn der regelmäßige Besuch des Gottesdienstes und das durch die Gemeinde hindurchgehende Bewußtsein, daß sie eben eine Christengemeinde den Heiden gegenüber sind, möchte wohl in wenigen deutschen Gemeinden in dem Maße vorhanden sein, als in der Gemeinde von Christianenburg.

An die Gemeindeversammlung schloß sich die Fortsetzung der Synodalverhandlungen. Die noch übrig gebliebenen Gegenstände waren die Frage von dem lobola und lobolisa (Kaufen der Braut durch den Bräutigam und Verkaufen derselben durch den Vater der Braut). Die Ansichten gingen auseinander, wie zur Zeit in allen Missionskreisen, obschon von den Meisten der Brüder die Ansicht vertreten wird, das lobola sei gänzlich zu beseitigen. Auch in der Kafferbierfrage gingen

die Ansichten auseinander, indem von der einen Seite geltend gemacht wurde, daß das Kafferbier nicht bloß Getränk, sondern auch Speise sei. Doch einigten sich schließlich Alle zur Annahme der drei von der Synode von Waterberg aufgestellten Sätze: 1) Auf Missionsstationen darf von Christen das starke Kafferbier weder bereitet noch getrunken werden; 2) der mäßige Genuß des leichten nicht berauschenden Kafferbiers ist gestattet; 3) wird aber einer durch übermäßigen Gebrauch dieses leichten Kafferbiers trunken, so muß gegen ihn mit Geldstrafen und kirchlicher Zucht vorgegangen werden.

Der dritte Punkt war die bessere Ausnutzung der Stationsländereien zum Besten der Missionskasse. Die Sitzung wurde auf den Abend verlegt, ich konnte derselben nicht persönlich beiwohnen, weil ich das noch übrige Tageslicht zum Packen meiner Sachen, und die übrige Zeit bis 2 Uhr in der Nacht zur Fertigstellung meiner deutschen Korrespondenz gebrauchte.

Dienstag, 5. Mai. Der liebe Kranke war wieder recht schwach und konnte das Bett nicht verlassen. Deshalb wollte ich die Ordination nicht länger verschieben. Die Synode, sowie die Familie des Br. Posselt, versammelte sich zu der heiligen Handlung in dem Krankenzimmer, der alte Vater wollte bei der heiligen Handlung noch persönlich assistiren, obschon vom Bette aus. Es war eine Feierstunde, wie sie wohl kaum jemals in ähnlicher Weise erlebt worden ist. Das Gesicht des Vater Posselt erglänzte in seliger Freude; auch dem bescheidenen frommen Johannes merkte man es an, daß er nur zögernd und nur auf den besonderen Wunsch seines Vaters eingewilligt hatte. Es war, als ob der Geist des Herrn das Zimmer durchwehte, als wir mit einander sangen: Komm heiliger Geist, Herre Gott, in welchen Gesang der liebe Kranke mit zitternder Stimme einstimmte. Die Ordinationsansprache hielt ich über Offenb. Joh. 2, 10. „Sei getreu bis in den Tod, so will ich dir die Krone des Lebens geben." Die Bibelverlesungen vollzog Br. Zunkel als Assistent, und ich übergab dem viel geprüften und treu erfundenen jungen Mann den Hirtenstab in die Hand zum Weiden der Gemeinde Gottes und zum Verwalten Seiner heiligen Geheimnisse. Nachdem ich das Votum der Einsegnung lateinisch und deutsch gesprochen hatte, und nachdem auch Br. Zunkel sein Votum gegeben hatte, bat der liebe Kranke um die Erlaubniß, seinem Votum noch einige Worte vorausschicken zu dürfen. Johannes kniete am Bette des Vaters, der so wie wir beide andere die segnende Hand auf ihn gelegt hatte. Die Worte, die er mit fester klarer Stimme sprach, lauteten ziemlich wörtlich, wie folgt:

„Mein Sohn! Als deine Mutter dich unter ihrem Herzen trug, habe ich dich dem Herrn geweiht; und als du das Licht der Welt erblicktest, gab ich dir den Namen Johannes. Mein Wunsch war, daß du ein Prediger des Evangeliums werden möchtest, wie Johannes der Täufer in diesem wüsten Lande. Dieser mein Wunsch war nicht ganz, aber doch zum Theil erfüllt worden, als du ein Hirte der Kleinen, sowohl der weißen als der schwarzen Schäflein wurdest, von welchen du viele Ihm zuführen durftest. Du bist in diesem Beruf glücklich und zufrieden gewesen, und der Herr hat deine Arbeit gesegnet. Heute nun

ist mein Wunsch ganz in Erfüllung gegangen, da du durch unsern lieben alten Herrn Direktor zum Diener der Kirche gemacht worden bist. Dies ist ein großer Tag, ein Tag des Segens für dich. Du selbst hast dieses Amt nie gesucht; hättest du es gesucht, so würde ich dir widerstanden haben. Auch ich habe nie einen Schritt gethan dazu. Aber nun, nachdem es dir ohne unser Suchen übertragen ist, ist mein Herz voll Lobens und des Dankens. Du kannst diese köstliche Gabe annehmen als aus Gottes Hand. Du hast heute meinen Priesterrock angezogen, du wirst die Schafe weiden, die ich auf meinen Knieen zusammengebettelt habe. Gehe hin, mein Sohn, und wirf dich auf deine Kniee vor der Majestät des Königs der Liebe und laß dir von Ihm Kraft geben für dein heiliges köstliches Amt als Arbeiter in Seinem Weinberge. Ich aber segne dich dazu mit dem Segen, den einst dein Großvater deinem Vater mit auf den Weg gab, als er in die Arbeit unter den Heiden eintrat. Damals sprach er zu mir die Worte, die ich jetzt über dich spreche: „Mein Sohn, gehe hin, du bist ein schwaches Reis, aber der Herr lasse dich wachsen, grünen und viel Frucht bringen, du wirst dazu schöpfen aus dem Heilsbrunnen des Herrn Jesu. Amen, mein Sohn, Amen."

Bei den letzten Worten legte er die zitternden Hände, welche während der Anrede herabgesunken waren, noch einmal auf das Haupt des Sohnes und sank dann, — nachdem er diese längere Ansprache mit der vollen Kraft eines Jünglings gesprochen, — erschöpft in sein Kissen zurück. Wir alle sangen: „Ach bleib mit deinem Segen" und „Ach bleib mit deiner Treue," in welchen Gesang der liebe Kranke auch noch mit schwacher Stimme einstimmte. Dann sprach ich den Segen Aarons über die Versammelten, die noch eine Zeit lang schweigend an der Stätte verblieben, in welcher wir das Wehen des heiligen Geistes gespürt hatten.

Als dann die Uebrigen dasjenige beschickten, was zu meiner Abreise nöthig war, ging ich noch einmal an das Bette des lieben Kranken, um von ihm Abschied zu nehmen für dieses Leben.

Ich dankte ihm für all seine treue Arbeit im Weinberg, die der Herr so sichtlich gesegnet hat, dann dankte ich ihm insonderheit für die treue pietätsvolle Liebe, die er mir alle Zeit erwiesen hat, und die mir nicht selten bei dem vielen Schweren, das ich sowohl im Missionshause, als von Seiten der Missionare zu ertragen gehabt, ein Lichtstrahl und Trost gewesen ist; dann befahl ich ihn den treuen Händen des Herrn, welcher, es gehe zum Leben oder zum Sterben, immer dicht bei ihm sein werde. Doch konnte ich mich nicht zurückhalten, ihm zu sagen, daß ich die Hoffnung, sein theures Leben werde uns noch einmal erhalten werden, auch jetzt noch nicht aufgeben könne. Er antwortete: „Sprechen Sie doch nicht von Dank. Ich habe Ihnen zu danken. Wie konnte das anders sein? Hat doch ein Hund seine Mutter lieb und auch eine kleine Katze! Und Sie sind mir immer ein so lieber guter Baba gewesen! Grüßen Sie mir doch ganz besonders unsere gute liebe Missionsmutter! Was für eine Last hat die zu tragen und thut es mit soviel Treue für uns. Und wie treu und lieb hat sie das allezeit gethan. Wenn es auch undankbare Menschen giebt, die über

Kleinigkeiten murren und knurren, ich habe es nie vergessen, wieviel sie mit mütterlicher Treue an uns Allen gethan hat. Ich bin ihr noch einen Brief schuldig, ich habe ihn bisher nicht beantworten können, aber schreiben Sie ihr doch, daß ich noch hoffe, ihn selbst beantworten zu können, wenn meine Frau eine kleine Kiste für sie zurechtmacht, die sie nächstens zu schicken gedenkt. Grüßen Sie auch die Brüder in Kafferland und auch den kleinen Schmidt, den ich ja auch nun noch habe kennen lernen." — Dann nach einer Pause hub er wieder an: „O mein Leben ist so voll Freuden. Für das mancherlei Schwere, das ich habe durchmachen müssen, habe ich kein Gedächtnis. Aber das Gute, das ich erfahren, vergesse ich nie. Und so ist mein Leben, wenn ich zurückdenke, lauter Sonnenschein. Wie gnädig und barmherzig hat mich mein treuer Heiland geführt von Jugend an. Ich kann nur loben und danken. Auch dem lieben Br. Döhne (seinem früheren Freund, der später aber alles that, um Possels Absetzung zu bewirken), habe ich in meinem Herzen nie zürnen können. Als er starb, habe ich heiße Thränen vergossen; (der Wittwe, welche ihm lange Zeit nicht wohlwollte, ist er nach dem Tode ihres Mannes der treuste Freund und Berather gewesen) und hätte ich mit dem lieben Inspector Wallmann (der seine Absetzung durchsetzen wollte) nur zwei Stunden sprechen können, wie wäre da alles ausgeglichen gewesen. Dort oben im Himmel werde ich ihn sehen und kennen. Und Sie, mein lieber guter Baba, Sie haben immer wie ein Vater für uns Sorge getragen. Sie haben vorgestern auch wieder so kräftig für mich gebetet. Dort oben werden wir uns wiedersehen; aber wer weiß, ob nicht auch noch in dieser Welt! Ich glaube sicher, ich werde noch ein Weilchen dem Herren auf Erden dienen können. Jehovah ist mein Schutz (er sprach dieses Psalmwort in hebräischer Sprache). Und nun, mein guter lieber Baba, Gottes Engel geleite Sie und lasse Sie noch viel Segen stiften und führe Sie sicher zu den Ihrigen zurück." Dann faltete er, während ich an seinem Bette kniete und ihn bat, noch ein Gebet mit mir zu thun, seine Hände und betete: Herr, unser gnädiger Erbarmer, der Du im Himmel wohnest und der Du auch bei denen wohnest, die eines zerschlagenen Herzens sind, behüte Deinen Knecht, meinen lieben alten Baba. Ich danke Dir, daß Du ihn auch auf dieser weiten Reise behütet hast, bring ihn nun glücklich zu seiner lieben Frau und zu seinen Kindern und zu seinem Comité. „Ja Herr, es ist ja nichts als lauter Lieben, das Dein treues Herz bewegt, das ohn Ende hebt und trägt, die in Deinem Werk sich üben. Alles Ding währt seine Zeit, Gottes Lieb in Ewigkeit." Bei den letzten Worten legte er seine zitternde Hand auf mein Haupt und fuhr fort: „Und so führe uns an Deiner Hand, bis wir gemeinsam Dir in Ewigkeit Lob und Dank sagen, daß Du so gütig bist! Ja, Amen! Amen! Darauf legte ich auch meine Hand auf sein Haupt und wir beteten mit einander: Herr segne uns und behüte uns, Herr laß Dein Angesicht leuchten über uns und sei uns gnädig! Herr erhebe Dein Angesicht auf uns und gieb uns Deinen Frieden!

70. An die Bai.

Nun ging ich hinaus, um nach dem Wagen zu sehen. Er war noch nicht da. Nach kurzer Zeit fuhr Johannes Posselt mit seinem Einspänner vor. Ich eilte noch einmal in das Krankenzimmer und schied mit einem innigen stummen Kuß. O was war das für ein Blick und für ein Auge, mit dem er mich entließ! —

Die Fahrt nach Pinetown war schnell und schön beim heitersten Sonnenschein. Am Bahnhof trafen wir bereits die ganze Natal-Synode, die mit dem Ochsenwagen herangekommen war, um mir das Geleite zu geben bis aufs Schiff. Auch die beiden Schwestern, die alte Mutter Zunckel und die Schwester Glöckner mit ihrer Hedwig waren vom Drakenberg mit heruntergekommen, um mir das Geleit zum Schiff zu geben. Ein Deutscher, Herr Harbort, brachte ein Säckchen und eine Kiste mit Ananas, die ich unterwegs verzehren, vielleicht nach Deutschland mitnehmen sollte.

Die Fahrt auf der Eisenbahn zwischen Pinetown und D'Urban ist die schönste Strecke der Bahn. Ueberall am Wege die Früchte und Bäume und Sträucher der südlichen Länder, Palmen (von niedrigem Wuchs), Bananen, Aloe, Euphorbien, heimelige Flecken von Urwald mit herrlichen Rankengewächsen in den Kloofen, glühend strahlende Blumen und Ziersträucher in den Gärten, ganze Felder mit Milis und Ananas bestellt, ganze Wälder von Gummibäumen. Dazu in beständigem Wechsel die herrlichsten Gebirgslandschaften, große Berge und Thäler, bedeckt mit saftigen Laubwäldern, in den Thälern heimelige Farmen, auf den Höhen geschmackvolle Villen, weiterhin Durchblicke auf den indischen Ozean. Endlich passirten wir die mit einer Kette von Villen bedeckte Barea, eine Hügelreihe oberhalb D'Urban, in deren frischer, vom Seewind gekühlten Luft die reichen Leute von D'Urban Sommerfrische und herrlichen Blick auf das Meer suchen. Wir waren kaum an der zum Theil noch mit dichtem Urwald, in dem vor zwanzig Jahren noch Elephanten hausten, bedeckten Barea vorüber, so befanden wir uns auch schon in D'Urban, aus dessen Häusern zwei hohe Thürme emporragten.

Eine Menge schöner Häuser war seit den letzten achtzehn Jahren aus der Erde gewachsen, die Straßen gepflastert oder makadamisirt, Alles machte den Eindruck einer wohlhabenden, aufblühenden Stadt. Einzelne öffentliche Bauten, wie das Stadthaus mit hohem Thurm, und eine Anzahl schöner Kirchen der mancherlei Denominationen trugen monumentalen Charakter.

Wir begaben uns zunächst zu unserm Agenten, Herrn Blackwood, der leider verreist war, dessen Verwalter aber unser Gepäck zu besorgen freundlichst übernahm. Dann gingen wir in das dem Anlegeplatz des Dampfschiffes (Melrose) gerade gegenüber gelegene Alexandra-Hotel, wo wir bescheidenes, gutes, aber theures (11½ Schilling pro Tag) Quartier fanden. Nachdem wir uns ein wenig erfrischt hatten, besichtigten wir zunächst den Dampfer und meine Cabine, dann machten wir einen Spaziergang nach dem Strande. Auch hier überall großartige

Hafenanlagen mit Eisenbahnschienen. Die Aufgabe derselben ist, die Schwierigkeiten des Hafeneinganges zu überwältigen, vor dem sich eine Felsbarre lagert, die nur Schiffen von 14 Fuß Tiefgang die Einfahrt gestattet. An einer Stelle hat man ein langes pier von Pfählen bis über diese Barre hinwegzulegen versucht, ohne befriedigendes Resultat, auf der anderen hat man die Ausfahrt mittelst mächtiger Molen gegen Versandung zu schützen gesucht. Ein hoher schlanker weißer Leuchtthurm auf dem die Einfahrt beherrschenden Felsvorsprung, dem Bluff, giebt dem landschaftlichen Bilde einen Ruhepunkt. Rückwärts schauend, sieht man die schöne Bai von Natal, in der Mitte eine große, mit Büschen bestandene grüne Insel, rechts über den point (die Ansiedelung am Hafen, auf der Spitze einer Landzunge) hinaus die Thürme des eine halbe Meile entfernten D'Urban und darüber hinaus die grüne mit zahllosen Villen bestandene Hügelreihe der Barea, über welche hin sich wieder die Berge von Natal staffelweise aufbauen. Das Ganze gewährt von den Dünen aus ein sehr schönes malerisches Landschaftsbild.

Nachdem wir am Sand-Strande unsere Füße vom indischen Ozean hatten bespülen lassen, kehrten wir in unser Hotel zurück.

Hier gab es große Noth; meine Bagage war nicht auf dem Dampfschiff angekommen, dasselbe sollte am anderen Morgen drei Stunden früher, als unser Agent gesagt hatte, abgehen. Wie leicht konnte sie am folgenden Morgen zu spät ankommen. Prozesky und Br. Neizel liefen hin und her. Der Kaufladen war schon 5½ Uhr geschlossen, die Wohnung des clerk Mr. Mac Nair mußte auf der Polizei erfragt werden, wir waren in größter Aufregung, bis endlich 8 Uhr die Freudenbotschaft eintraf: Die Sachen sind an Bord!

Fünfte Abtheilung.

Von Hafen zu Hafen.

71. Von D'Urban nach East-London.

Mittwoch, 6. Mai. In früher Morgenstunde begaben wir uns an Bord. Ich bekam eine enge birth, wenig comfortabel, aber es galt ja zunächst nur eine Fahrt von 24 Stunden bis East-London. Die Geschwister, Zunckel mit seiner Frau, Glöckner mit Frau und Kind, Neizel und Schumann gaben mir das Geleit aufs Schiff, die ganze Natalsynode mit Ausnahme des Br. Posselt. Eine ziemliche Anzahl Wesleyanischer Geistlicher, von einem Convent zurückkehrend, machte die Reise mit, auch der alte amerikanische Missionar Rood, den ich auf der vorigen Reise in Amanzintote gesehen hatte, war am Hafen. Er hatte einen anderen alten amerikanischen Missionar, der mitreiste, zum Schiff gebracht. So fehlte es nicht an angenehmer Reisegesellschaft. Der Kaufmann Beckett aus Pretoria, der direkt nach London ging, übernahm es, ein Kistchen mit Ananas, die während meines Weilens in Capland und Kafferland doch wahrscheinlich verdorben wären, nach London mitzunehmen. Hoffentlich kommen sie wohlbewahrt nach Berlin. Auch der Kapitän Rose, dem ich speziell empfohlen wurde, behandelte mich mit großer Zuvorkommenheit, so daß ich über die Reisegesellschaft diesmal nicht zu klagen hatte.

Endlich erscholl das Signal zur Abfahrt. Unsere Geschwister eilten schnell hinab und standen am Bollwerk, bis das Schiff — eine Minute später — sich in Bewegung setzte. Etwa fünfzehn von den Begleitenden waren nicht so glücklich gewesen, rechtzeitig umzukehren, und es war possirlich anzusehen, wie etwa zehn bis zwölf junge Herren von dem noch nahe am Bollwerk stehende Schiffshintertheil den Salto mortale hoch vom Schiffsrand herab auf das Bollwerk zurück machten. Einige ältere Herren und Damen waren nicht so glücklich, und mußten sich in den Gedanken schicken, die ganze Fahrt, wenn auch nicht über das Weltmeer, so doch bis East-London, mitzumachen. So bewegte sich der stolze Melrose, von einem Schleppdampfer gezogen, langsam zum Hafen hinaus. Die Luft war blau und klar, kein Lüftchen kräuselte das Wasser, eine herrliche Fahrt.

Als wir die Barre glücklich passirt hatten, stoppte die Maschine. Ein kleiner Dampfer eilte uns nach, um etliche verspätete Passagiere nachzubringen. Die Gesichter der auf dem Schiff zurückgebliebenen Begleiter glänzten, denn nun konnten sie wieder an das Ufer zurück. Die Damen wurden in einen festen Korbsessel gesetzt, mit einer Winde hoch gehoben und schwebten feenhaft von unserem hohen Schiff herab auf den kleineren Dampfer, manche der Herren wagten den Sprung. Bald war die gegenseitige Ueberladung gethan, der kleine Dampfer löste sich

und fuhr im Bogen zurück, wir gingen nun hinaus in den majestätischen spiegelglatten indischen Ozean, parallel mit der eine Meile entfernten afrikanischen Küste.

Unterwegs hatte ich manches eingehende Gespräch, besonders mit den fünf bis sechs wesleyanischen Geistlichen, denen ich das Benehmen ihres Collegen Watkins in Transvaal vorhielt. Etliche mißbilligten es, andere sprachen von Mißverständnissen, andere begnügten sich mit einem I do not believe it (das glaube ich nicht). Andere schwiegen stolz, — kein angenehmer Eindruck. Als ich ihnen sagte, wir wären nun auch zu Defensiv-Maßregeln gezwungen, wollten sie diese gern wissen. Ich begnügte mich, ihnen zu sagen, sie würden sie bald genug erfahren.

Etwa sechs Stunden hatte die ruhige Fahrt gedauert, da wurde die See bewegt, bald rollte das Schiff so stark, wie ich es vorher noch nicht erlebt hatte. Ich hielt mich tapfer; als ich aber versuchte, zum Diner hinunterzugehen, da mußte ich eilend auf Deck zurück — ich konnte mir nicht helfen, — das Ungeheuer der Seekrankheit faßte mich auch. Ich blieb bis 10 Uhr auf Deck, dann ging ich in meine Kabine, wo ich in einem nicht ganz komfortablen Zustande die Nacht verbrachte. In der Morgendämmerung stoppte die Maschine, wir lagen auf der Rhede vor East-London.

Der Sonnenaufgang war klar und schön. Die Stadt lag terrassenförmig vom Ufer aufsteigend im Morgenglanz vor uns, zur Rechten jenseit der Buffaloeinfahrt die Stadt Panmure, welche, weil sie den Bahnhof hat, East-London bereits überflügelt.

Die Agenten in der Stadt schienen auf eine so frühe Ankunft des Melrose nicht vorbereitet zu sein. Es währte eine ziemliche Zeit, bevor das erste kleine Dampf-Schiff kam, und die Sonne war bereits im vollen Glanze, als ihm das zweite und das dritte folgte, welche die Aufgabe hatten, Passagiere und Güter über die Sandbank, die den Eingang des Buffaloflusses versperrt, hinüber zu leichteren. So mußte ich denn die Luftfahrt im Korbstuhl vom Melrose auf den kleinen Dampfer ebenfalls machen, auf welchem ich einen mich empfangenden Bruder vergebens suchte. Die See war eben genug, um eine Einfahrt in den Buffalo zu ermöglichen, das Wasser des letzteren indeß so flach, daß selbst unser kleiner Dampfer auf den Grund aufstieß und hinschurrte. Wir landeten an dem linken Ufer des Buffalo, an welchem Panmure und der Eisenbahnhof liegt. An der Landungsbrücke rief mich ein schwarz gekleideter Unbekannter an, der sich als der Pastor der dortigen deutsch-lutherischen Gemeinde zu erkennen gab; er heißt Baumgarten. Er theilte mir mit, daß der Vorsteher des Erziehungs-Instituts Herr Müller, ein früherer Hermannsburger Missionar, mich freundlich einlüde, bei ihm zu logiren. Ein Wagen für mich und meine Sachen stände bereit, ich möchte denselben nur besteigen und zu Herrn Müller fahren, er (Baumgarten) werde meine Bagage schon in Empfang nehmen und sicher hinauf bringen. Ich war dankbar überrascht über die Freundlichkeit des Herrn, der auch hier, wo ich solcher Hülfe bedurfte und schon gebangt hatte, wie die Sache anzufangen, schon längst selbst alles vorbereitet hatte.

Bei Herrn Müller fand ich die freundlichste und herzlichste Auf-

nahme. Auch unser Superintendent Kropf fand sich bald persönlich ein, theilte mir freilich auch sofort mit, daß wir heute in Panmure würden bleiben müssen, weil der einzige passende Zug der Eisenbahn bereits um 7 Uhr früh abgelassen worden war. — Ich mußte das Unvermeidliche mit Würde zu tragen suchen, obschon mit dem Verlust dieses einen Tages auch die Möglichkeit dahinfiel, schon acht Tage später die Weiterreise nach Mosselbay anzutreten, und der nächste Dampfer geht dann wiederum erst acht Tage später. Das war mir schmerzlich, denn ich bin reisemüde und möchte erst zu Hause sein.

Ich benutzte den Morgen zur Abfertigung von Briefen, — außerdem kamen eine Anzahl Besuche, der Sohn von Br. Kropf, jetzt Polizeiinspektor, der Sohn von Br. Rein, jetzt Lehrer, beide mit ihren Frauen, dann unser Herr Kühn, ein junger Kaufmann, der einst die Absicht hatte, Missionskaufmann zu werden, dann diverse andere Neugierige, die mich sehen wollten, kurzum der Tag verging im Umsehen und ich konnte mich von den erlittenen Strapazen der Seereise ein wenig erholen.

Zugleich war der unfreiwillige Aufenthalt in Panmure auf der anderen Seite von der größten Wichtigkeit, weil er mir die erste Pforte öffnete zur Einsicht in die höchst komplizirten und verworrenen Verhältnisse der deutschen Gemeinden im Kafferland, welche doch von uns als die zukünftige Basis unserer Missionsarbeit in diesem Kreise seit längerer Zeit ins Auge gefaßt sind. Leider mußte ich sehen, daß auch unsere Missionare selbst bereits in Mitleidenschaft gezogen sind, und daß Differenzen der Ansichten auch hier neue Verwickelungen befürchten lassen, da die Frage nach alt- oder neu-lutherischer Behandlung der kirchlichen Angelegenheiten, wie die Erfahrung lehrt, nicht leicht ohne leidenschaftliche Erregungen und Verbitterungen gelöst werden kann.

So sah ich mich denn vor eine neue unerwartete schwierige Aufgabe gestellt, durch die bereits vorhandenen Verwirrungen einen Ausweg zu suchen, um dem sonst ernst drohenden Zusammenbruch unserer Mission im Kafferland rechtzeitig vorzubeugen. Ich seufzte in meinem Herzen über die neue Last und unerquickliche Arbeit, denn nicht nur fangen meine geistigen und leiblichen Kräfte an, die Folgen der hinter mir liegenden umfassenden Arbeiten und Mühen zu fühlen, sondern es ist auch durch andere Erlebnisse meine Freudigkeit, ohne welche jene Ueberlast *nicht* bewältigt werden kann, in einer Weise gebrochen, daß ich mich von Herzen heraussehne aus der Arbeit in die Stille. Und nun diese komplizirte, nach vielen Seiten schwierige Angelegenheit, zu deren Beseitigung sowohl der Kopf, als das Herz und Gemüth in mehr als gewöhnlichem Grade in Anspruch genommen wird. Ich konnte nicht anders als mit Seufzen und erschreckt an die Arbeit gehen, und doch danke ich dem Herrn dafür, daß er Alles so geführt hat, weil das Gedeihen, wenn nicht das Weiterbestehen unserer ganzen Kaffermission von der befriedigenden Lösung abhängt. Das Resultat meiner Beobachtungen, die durch die Mittheilungen anderer Personen sich läuterten und vervollständigten, werde ich später (Nr. 74 S. 374) in einem Gesammtbilde zusammenfassen.

Die deutsche Gemeinde in Panmure hat eine schöne gothische

Kirche mit Orgel und Glockenthurm. Leider drücken auch auf ihr die Zeitverhältnisse, so daß nachdem die Zahl der Kontribuenten zusammengeschmolzen ist, es dem Rest schwer fällt, die noch übrige Bauschuld von 2100 Pfd. Sterl. mit 8% zu verzinsen. Die auf dem Platze gegenüber wohnenden Römisch-Katholischen warten schon auf den Moment, wo sie dieselbe beim Zusammenbruch der Gemeinde in Besitz nehmen werden. Die Kirche ist auch im Innern schön, und von dem Glockenthurme aus hat man eine schöne Aussicht auf Land und Meer. Würde ein begüterter Freund der lutherischen Kirche in Deutschland 2000 Pfd. Sterl. zu 4% auf die ganz sichere Hypothek vorstrecken, so wäre der Gemeinde geholfen. Sie könnte mittelst der andern 4% die Schuld amortisiren, und eine lutherische Kirche wäre gerettet und den Römischen ihre Hoffnung gekreuzt. Möchten begüterte Lutheraner in Deutschland dies vor dem Herrn erwägen, wozu ich alle Leser dieser Zeilen dringend auffordere. Ich würde die Vermittelung gern übernehmen und die nöthigen Dokumente vorlegen.

Den Nachmittag verlebten wir in angenehmer Unterhaltung bei Pastor Baumgarten, den Abend bei Pastor Müller.

72. King-Williamstown und Braunschweig.

Freitag, 8. Mai. Fast hätte der Hausdiener die Zeit verschlafen, aber da ich seit 4 Uhr an meinem Tagebuch schrieb, konnte ich ihn noch rechtzeitig wecken, so daß wir zehn Minuten vor sieben Uhr doch noch zu rechter Zeit den Bahnhof erreichten, um zunächst nach King Williamstown und Braunschweig zu fahren. Die Bahn führte an bewaldeter Kluft und über sanft abfallende Hügel zunächst bei Potsdam vorbei nach der Station Berlin. Da warteten aber weder Weib und Kinder noch Missionszöglinge. Auf die werde ich noch warten können, möchte es nicht allzulange dauern, denn ich bin müde!

In King Williamstown erwartete Pastor Clüver Br. Kropf am Bahnhof. Da derselbe vor achtzehn Jahren mich freundlich und gastlich aufgenommen hatte, so hielt ich es für meine Pflicht, in sein Haus einzutreten und seine Frau zu grüßen. Beide empfingen mich herzlich. Von ihm ging ich zu Pastor Zahn, der eine neue „Vereinigte deutsche Gemeinde" gestiftet hat; ein verfehltes Unternehmen, das viel zur Verwirrung der Gemüther beigetragen hat. Ich werde darauf später zurückkommen. Persönlich machte Pastor Zahn den Eindruck eines frommen Mannes, der von Hause aus in die Natur und das Wesen des kirchlichen Organismus nicht allzutiefe Einsicht besitzt, aber allmählich durch seine Gemeinde und durch die Verhältnisse zur gründlichen Würdigung des kirchlichen Bekenntnisses erzogen wird.

Ein Deutscher, Gemeindeglied des Br. Anders in Braunschweig, holte mich dorthin mit seinem Wagen ab, damit ich der dortigen evangelisch-lutherischen Gemeinde einen Gottesdienst halte. Wir fuhren in dem Thal des Buffaloflusses, dessen Bergabhänge mit hochstämmigen Euphorbien und anderen Bäumen bestanden, sogar trotz der langen Dürre noch mit kurzem, ab und zu etwas fahl gewordenem grünen Gras bedeckt waren. In fruchtbaren Zeiten bei genügendem Regen muß das

Gelände einen herrlichen Anblick gewähren. Den Buffalo durchfuhren wir mehrmals. Er hatte ganz außerordentlich geringen Wassergehalt. An einer der Driften hatte der reißende Wasserstrom vor Jahren den Br. Liefeld mit seiner Familie hinweggerissen, und mehrere Töchter sah er in dem nahe an der Drift befindlichen Seekuhloch vor seinen Augen ertrinken. Jetzt rann das Wasser der Drift wie in einer Straßenrinne, das von schönen schattigen Bäumen umgebene Seekuhloch sah so friedlich und lieblich aus, daß das Auge gern darauf ruhte. Nach dreiviertel Stunden Fahrens erreichten wir die ersten Farmhäuser des Ortes Braunschweig. Hierher hatte die englische Regierung 1858 eine Anzahl Emigranten gesetzt, unter so harten Bedingungen, daß sie jahrelang mit der bittersten Noth zu kämpfen hatten. Sie haben aber mit deutscher Energie und Fleiß die Schwierigkeiten überwunden und sind heute wohlhabende, theilweise wohlbegüterte Leute. Ein jeder hat sich auf seinem Grundstück von 70—1000 acres sein niedliches Häuschen und Hoflage gebaut, und kann, wenn sonst alles richtig ist, glücklich und zufrieden darauf leben. Das Thal ist mit solchen freundlich aus dem Grünen schauenden Gehöften bedeckt; eins derselben, höher am Bergabhange gelegen, führt den stolzen Namen „Schloß Wittelsbach". Ein Baier, Herr v. Schermbrucker, der in der neuesten Zeit im Kafferland eine bedeutende Rolle spielte, hatte es für 20000 Pfd. Sterl. erbaut, mußte es aber an einen Emigranten aus Noth billig wieder verkaufen.

Nach einer etwa anderthalbstündigen Fahrt erblickten wir auf einem Hügel, der sich aus dem breiter gewordenen Thal erhebt, ein einfaches Steinkirchlein nebst angrenzendem kleinen Pfarrhause.

Der deutschen Emigranten hatte sich nämlich bei ihrer Ankunft besonders Br. Kropf angenommen, der als Divisionsprediger bei der deutschen Fremdenlegion durch das englische Gouvernement angestellt, seine Seelsorge nicht bloß dieser Legion, sondern auch den einige Jahre später ankommenden Emigranten zuwandte. Späterhin nahm sich Br. Liefeldt von der etwa zwei Stunden entfernten Station Petersberg aus ihrer an und sammelte sie zu einer kleinen Gemeinde, welche, als in King Williamstown eine deutsche lutherische Gemeinde entstand, dieser als Filiale zugegeben wurde, bis sie im Jahre 1880 sich als selbständige Gemeinde etablirte und unsern Missionar Anders als Pastor berief. Dieser nun, der mit treuester Pietät an der Mission und der Missionsgesellschaft hängt, hatte den sehnlichen Wunsch, daß sein lieber Direktor ihn auch in seinem Hause besuchen und seiner Gemeinde eine Predigt halten möchte, welchem Wunsche ich gern Folge gab. Ich hatte schon 1867 eine Predigt in Braunschweig gehalten in der damaligen mit Stroh gedeckten kleinen Interimskirche. Diese steht heute noch und ist zu einem Hinterhaus des Pfarrgehöftes umgestaltet. Die neue von Feldsteinen erbaute Kirche ist von innen recht freundlich eingerichtet, und ich fand in ihr zum Predigtgottesdienst eine hübsche Zahl deutscher Landsleute, etwa 100, in sauberem Sonntagsanzug gekleideter Männer und Frauen, die meiner Predigt mit großer Aufmerksamkeit zuhörten. Nach dem Gottesdienst hatte ich noch Begrüßung und Gespräche mit Einzelnen. Das war freilich ein Unterschied von meiner Begegnung mit den farbigen Getauften in Natal und Transvaal. Während jene von

selbst auf geistliche Dinge eingingen und von dem Kommen des Reichs Gottes unter ihnen dankbar berichteten, begnügten sich die Deutschen zu danken für „die schöne Predigt", oder für „den Besuch", und mir „Glück" und „glückliche Reise" zu wünschen. Im übrigen hatten sie auch in der Fremde ihren deutschen Typus so vollständig gewahrt, daß ich mich wie mit einem Zauberschlage nach Deutschland zurückversetzt glaubte.

Das Dörflein Braunschweig, welches ich vor achtzehn Jahren auf dem sanften Hügelabhange nahe der Kirche gefunden hatte, war in der Zwischenzeit bis auf die letzte Spur verschwunden. Die Bewohner hatten es vortheilhafter erachtet, sich in zerstreute Hoflagen zu vertheilen. —

Die Thalschlucht, in welche der Hügel sanft abfällt, ist an einer Stelle mit hundertjährigen schattigen Gelbholzbäumen bestanden, die dort einen gar heimeligen schattigen Platz bilden. Diesen benutzt Br. Anders alljährlich zu einem Missionsfest, zu welchem die Deutschen auch aus der Umgegend sich gern und zahlreich einfinden.

Sonnabend, 9. Mai. Am Vormittag schrieb ich und machte mit Br. Anders einen Besuch bei einem deutschen Nachbar. Am Nachmittag fuhr uns ein anderer Deutscher (Tessendorf aus Dölitz bei Stargard) die zwei Stunden Weges nach Petersberg. Es ging über flache langgestreckte Hügel, die theils mit Bäumen und Buschwerk spärlich bestanden, theils zu Gärten und Feldern umbrochen waren. Bei einem Kaffer trafen wir einen „german spider", einen in allerrohester Form gefertigten Wagen, wie ihn die Deutschen in den ersten Zeiten sich erbauten, dem die Engländer den Spottnamen „german spider" gegeben haben; jetzt haben sie ganz schöne Wagen. Der Weg war etwas schwierig; wir schlugen zuletzt, der Richtung folgend, einen Querweg ein, der, obgleich steil und steinicht, doch wohl eine halbe Stunde näher war. So verfehlten wir Br. Johl, der uns auf dem andern Wege eine Stunde weit entgegengeritten war.

73. Petersberg und Etembeni.

Als wir der Station Petersberg uns näherten, spähte mein Auge vergebens nach grüßenden Gemeindegliedern. Endlich sprengte ein Reiter einher, etwas weiterhin ein zweiter und dritter, sie schwenkten den Hut und grüßten, dann jagten sie in Carrière vorbei — nach der nahen Kantine (Branntweinschänke), es waren Heiden.

Bei der Station anlangend, fanden wir alles wie ausgestorben. Nur die Kinder des Br. Johl — liebliche Kinder — standen neugierig am Gartenzaune und freuten sich über die fremden Onkels. Im Hause begrüßte uns die kranke Frau des Br. Johl, und bald darauf kam auch dieser selbst angesprengt; er sagte, die Leute seien alle nach dem 1¼ Meile entfernten King Williamstown auf Arbeit, aber auch Kinder kamen nicht.

Sonntag, 10. Mai. Der Sonntag-Morgen ging still vorüber. Die Leute waren alle aus King Williamstown zurück, aber daß sie den „großen Lehrer" grüßen sollten, schien ihnen gar nicht in den Sinn gekommen zu sein. Ich hielt die Predigt. Nach derselben kamen sie und grüßten.

An die Predigt knüpfte ich eine Versammlung der Aeltesten und

der Männer. Auch die von Emdizeni waren gekommen. Das Gespräch machte auf mich keinen angenehmen Eindruck. Es war, als ob die Sprechenden ihre Kunst im Sprechen zeigen wollten, um die Spieße und Nägel, die ich durch meine Fragen in ihre Gewissen zu werfen suchte, recht geschickt zu pariren. Jacob von Emdizeni befragte sich, bevor er im Namen der andern antwortete, zunächst mit diesen, und sah, wenn er geantwortet hatte, mit einer lächelnden Miene zu diesen zurück, als wollte er fragen: Habe ich nicht ganz geschickt geantwortet? Aus der Mitte der Petersberger Männer empfing ich einige geistlichere Antworten. Aber unter ihnen war auch einer, der Tags zuvor, als er nach Emdizeni die Botschaft von meinem Kommen bringen sollte, zuvor fragte: Was bekomme ich dafür? und als Johl ihm einen Sixpence versprach, geantwortet hatte: nein, das sei zu wenig! — Ich bekam einen recht traurigen Eindruck von dieser Besprechung, so daß ich sie bald abschloß.

Die Gemeinde ist verwöhnt und undankbar für die empfangenen Wohlthaten, Pietät gegen die Missionsgesellschaft scheint in ihr nicht sonderlich vorhanden zu sein. Trotzdem waren die Emdizenier, die überhaupt einen wenig befriedigenden Eindruck machten, naiv genug, um einen eigenen Missionar zu bitten. Ich antwortete ihnen, daß darüber erst dann weiter gesprochen werden könne, wenn sie das Gehalt des Missionars mit 150 Pfd. Sterl. aufzubringen Anstalt getroffen hätten, über welche Zumuthung sie höchlichst erstaunt waren.

Gegen Abend kamen die beiden Gemeindevorsteher Petrus und Pekah, um mit mir das in der Kirche abgebrochene Gespräch fortzusetzen; als ihren Sprecher hatten sie Petsheni, den bürgerlichen Gemeindevorsteher, mitgebracht. Sie meinten, sie hätten ihn wie mit einem Strick eingefangen, um ihn mitzubringen, denn er habe durchaus nicht gewollt. Derselbe Petsheni ist nämlich ein zweiter Bunge. Weil ihm seine fromme christliche Frau kein Kind gebar, hatte er eine andere Frau genommen, und mit ihr einen Sohn erzeugt. Hierüber von der Gemeinde ausgeschlossen, weigert er sich fortgesetzt, die zweite Frau zu enlassen, und bleibt also ausgeschlossen. Er ist sonst ein tief ernster frommer Mann, durch den viele zum Glauben gekommen sind. Er fühlt das Elend seines Zustandes als Ausgeschlossener, aber er kann weder innerlich noch äußerlich sich losreißen von den Banden, die ihn halten. Trotzdem erwählten ihn die anderen zu ihrem Sprecher. Ich ging natürlich vor Allem auf seinen eigenen Herzenszustand ein, ähnlich wie seiner Zeit mit Bunge 1867. Er machte denselben Eindruck wie jener damals, nur daß das Elend seines friedelosen Zustandes noch sprechender in seinen Gesichtszügen sowohl, als in seinen Worten an den Tag trat. Es war wirklich zum Erbarmen; einer der Mitgekommenen, sein geistlicher Sohn, weinte seine hellen bitteren Thränen. Aber Petsheni blieb bei seiner Rede, er könne sich nicht losmachen.

Der Gegenstand, um welches willen die Männer gekommen waren, war, daß sie mit bewegten Worten mir sagen wollten, daß ich sie doch ja nicht für undankbare Leute halten möchte. Sie wären überrascht und glücklich gewesen, daß der Lehrer wieder bei ihnen wohne (Johl war nämlich früher in Emdizeni und hatte sein neues schönes Wohn-

haus und damit seinen Wohnsitz nun wieder in Petersberg aufgerichtet), sie wären so glücklich, nun wieder einen eigenen Lehrer als Führer zu haben, dem sie von Herzen zugethan seien; ich möchte doch ja nicht müde werden um ihrer willen, sie wollten ja gerne mitarbeiten so viel sie könnten. Ich möchte die großen Lehrer in Deutschland von ihnen grüßen, und ihnen danken, sowie sie mir für mein Kommen dankten und mir den Segen des Herrn zu meiner Reise wünschten. Ich hatte den Eindruck, daß es ihnen von Herzen komme, und der Schluß des Tages war ein wenig befriedigender, als der Anfang gewesen war.

Montag, 11. Mai. Wir hatten die Absicht, nach Etembeni zu reiten. Als ich aber am Morgen heraustrat, regnete es fein; drohende Regenwolken standen an der Regenseite. Johl kam heraus und jubelte über den Regen, den längst vermißten und ersehnten. Als es gegen 9 Uhr etwas aufhörte mit regnen, ließ ich die Pferde satteln, und wir legten, zum Theil mitten im Regen, die $2^1/_2$ Meilen nach Etembeni in $1^3/_4$ Stunden zurück. Leider verhinderten Regen und Nebel die Aussicht auf die langgestreckten, zum Theil waldigen Seitenthäler und auf die links zur Seite liegende Außenstation Equkwala, von welcher wir nur die nächstgelegenen Hütten und Häuser sehen konnten.

Als wir in Etembeni im vollen Regen anlangten, fanden wir die wenigen Gemeindeglieder (4 Männer und etwa 10 Frauen) und die Schulkinder (etwa 15—20) vor der Thür des Missionarshauses aufgestellt, einige Heiden hatten sich zu ihnen gesellt. Sie empfingen mich mit Gesang und ich begrüßte sie. Nach dem Frühstück stellte sich auch eine ältere Frau Noncibi, die Mutter des Siwane und einst große Frau, jetzt Wittwe des Dushanee, ein, um mir in wohlgesetzter Rede darzuthun, daß alle die Schulen ringsum auf ihrem Lande erbaut seien und sie darum beanspruchen könne, von den Lehrern verpflegt zu werden. Auf meine Frage, was sie denn zur Erbauung der Schule beigetragen habe, antwortete sie, sie habe zum Bau der Kirche einen Ochsen geschenkt. Ob es wahr ist, läßt sich wohl schwer konstatiren. Da Nauhaus seiner Zeit viel um ihre Seele sich gemüht hat, fragte ich sie, ob sie denn getauft sei. Sie antwortete: „Ja!" — Durch wen? Antwort: „Durch (den Wesleyaner) Hepburn. So hatten also die Wesleyaner wiederum einen unserer Katechumenen getauft, und es scheint, als ob sie immer mehr in unsere Gemeinde eindringen und dieselbe bereits ziemlich unterwühlt haben. Das ist ihnen um so leichter, als sie sowohl auf dem Wege zwischen Petersberg und Etembeni, eine halbe Stunde Reitens, vor der ersten Station eine Außenstation errichtet, als auch eine halbe Stunde von Etembeni einen ordinirten Nationalhelfer auf Tamachapost angestellt haben.

Ich versammelte die Gemeinde in der Kirche, um ihr eine kürzere Predigt zu halten, in welcher ich sie auf die blühenden Zustände früherer Zeiten und die derzeitige Verkommenheit hinwies, ihnen die Grundwahrheiten des Evangeliums warm an das Herz legte, und sie zu treuer Ausdauer ermahnte. Nach dem Gottesdienst behielt ich die (4) Männer zu einer besonderen Besprechung zurück. Simon Gqodi, der Vorsteher, sprach ernst und verständig, dagegen machte sich der frühere Fingu-Diakon Alwin Mateta in anmaßender Rede breit, um sich zu

beklagen, daß Gqodi ihn nicht genug ehrte und bei Gemeindeangelegenheiten nicht zu Rathe ziehe. Ich mußte ihm endlich das Wort abschneiden mit der Bemerkung, ich sei gekommen, um von der Erbauung der Gemeinde mit ihnen zu sprechen, nicht aber, um ihre Zänkereien zu hören. Gqodi benahm sich dabei sehr verständig und erwiederte auf die gegen ihn erhobenen Anklagen kein Wort. Im Ganzen machte diese Gemeindebesprechung einen wenig erquicklichen Eindruck. Die Gemeinde hat sich wegen der Dürre in dem größten Theil ihrer Mitglieder zerstreut, viele sind über den Kaifluß gegangen, selbst ohne Abschied zu nehmen und ohne ein Gemeindecertifikat zu erbitten. Nachzutragen habe ich, daß auch ein alter 100jähriger Finguhäuptling Mnyandi sich zu der Besprechung eingefunden hatte, der, obgleich Wesleyaner, zu unserer Gemeinde allzeit eine freundliche Stellung eingenommen und beobachtet hat. Er machte den Eindruck eines frommen verständigen Mannes aus der alten Zeit. Auch die Königin Mutter, Noncibi, fand sich ein, verhielt sich aber schweigend.

Nach der Gemeindebesprechung nahm ich die Baulichkeiten der Station in Augenschein. Die große geräumige Kirche ist durch die Brüder Rauhaus und Krause mit vielem Fleiß und Sorgfalt hergestellt, und es war jammervoll zu sehen, wie sich die kleine Schaar der Gemeindeglieder in ihr verlor. Leider ist der viele Fleiß, der auf die Erbauung der Kirche verwandt worden ist, vergeblich, denn die zum Bau derselben verwandten Steine waren so salpeterhaltig, daß sie in sich selbst zerbröckeln und den Putz nicht halten, so daß ein Architekt das Urtheil abgegeben hat, sie werde in drei Jahren in sich selbst zusammenfallen, was aber meines Erachtens zu viel gesagt sein dürfte. Neben der Kirche steht ein in gothischem Styl sehr geschmackvoll erbauter Glockenstuhl. Auch das Wohnhaus des Missionars ist geräumig und geschmackvoll erbaut. Vor demselben ist ein Garten mit einer niedrigen Palme und ausgedehnten Baumanlagen, welche indessen in den letzten dürren Jahren zum größten Theil vertrocknet sind. Ueberall findet man die Spuren eines großen Fleißes, dessen Früchte aber vergehen. Auch zum Wohnhaus sind salpeterhaltige Steine verwandt worden, deren Ausdünstung etliche Zimmer dumpfig und ungesund machen. Ein kleineres Haus steht demselben gegenüber, es war früher vom Missionar Krause bewohnt; zu seiner Erhaltung hat, da es jetzt völlig überflüssig ist, wenig gethan werden können. An die Erhaltung der Kirche und des Hauptwohnhauses hat Br. Königk vielen Fleiß angewandt. Da nun aber in Bezug auf das zur Station gehörende Land die Engländer Schwierigkeiten erheben, so scheint es mir zweifelhaft, ob die Station überhaupt wird gehalten werden können.

Am Nachmittag hielt Br. Königk die Schulprüfung mit etwa 20 Schulkindern ab. Sie bekundete, daß er mit Lust und Geschick gearbeitet hat, und daß nur dem höchst mangelhaften Schulbesuch es zuzuschreiben war, daß nicht noch günstigere Resultate erzielt worden waren.

Nach der Schulprüfung wurden die Pferde gesattelt; der Weg, durch den Regen schlüpfrig geworden, verhinderte ein schärferes Reiten, so daß wir erst mit eingebrochener Dunkelheit, ziemlich durchnäßt, Petersberg wieder erreichten.

Dienstag, 12. Mai, nahm ich Vormittag die Prüfung der Schule in Petersberg vor. Der in dem Seminar zu Lovedale ausgebildete Schullehrer Paulus Xamxa (Sohn von Julius, Enkel von David Xamxa in Wartburg) bekundete ein gutes Lehrgeschick, die Schule machte einen durchaus befriedigenden Eindruck, namentlich gingen die Leistungen im Rechnen und Lesen weit über das gewöhnliche Maß der Kafferschulen hinaus, und die in den übrigen Lehrgegenständen waren durchaus befriedigend.

Am Nachmittag ritten wir nach King Williamstown zurück; wir bedurften dazu eine Stunde mäßigen Reitens. Gern hätte ich an dem Abend den Pastor Clüver gesprochen. Die Gelegenheit bot sich nicht, wohl aber eine andere Aufgabe, zu deren Verständniß wir ein eigenes Kapitel vorausschicken müssen.

74. Zur Geschichte der deutschen lutherischen Kirche in Süd-Afrika.

Ein drohender Kaffern-Aufstand veranlaßte im Jahre 1857 die englische Regierung, drei für den Krim-Krieg engagirt gewesene Regimenter der zumeist aus Deutschen bestehenden Fremdenlegion nach Britisch-Kafferland zu entsenden. Ihr bloßes Erscheinen unterdrückte den Aufstand. Um aber einen zweiten zu verhindern, behielt man die Fremdlinge einstweilen im Lande und vertheilte sie nicht nur in verschiedene, theilweis erst durch sie entstehende Ortschaften, sondern gab ihnen auch zu ihrer geistlichen Pflege besondere deutsche Militärprediger. Der Pastor Oppermann erhielt mit dem Wohnsitz in Woolridge das erste Regiment, das dislozirt wurde in die Ortschaften Fort Peddie, Bell, Bodiam und Hamburg; der Pastor Wilmann mit dem Wohnsitz Berlin das zweite Regiment, welches zerstreut wurde über die Ortschaften Potsdam, Charlottenburg, Berlin, King-Williamstown, Breidbach, Wiesbaden, Marienthal, Cambridge, Panmure. Das dritte Regiment, welches am 23. März 1857 in das nahe bei der durch Br. Döhne 1837 gestifteten Berliner Missionsstation Bethel gelegene Fort Döhne (späterhin zum Dorf gestaltet mit dem Namen Stutterheim) einrückte, erhielt den damaligen Missionar Kropf (seit 22. Juni 1857) als Militärprediger mit dem Mittelpunkt Stutterheim. Die Soldaten dieses Regiments besetzten die Ortschaften Greytown, Ohlsen, Frankfurth, Braunschweig und Keiskammahoek. Die beiden erstgenannten Pastoren (aus Hessen und Hannover) warteten ihres Amtes mit nicht sonderlicher Anstrengung und Erfolg, kümmerten sich auch nach der Auflösung der Fremdenlegion nicht mehr um ihre geistlichen Pflegebefohlenen, während Br. Kropf, der während seiner Anstellung als Militärpfarrer, trotzdem daß er seine Missionsarbeit in Bethel fortsetzte, in uneigennützigster Weise auf sein Missionarsgehalt verzichtete, mit großer Treue seinen deutschen Landsleuten nachging und sie zu deutschen lutherischen Gemeindlein zu sammeln und zu konsolidiren eifrigst bemüht war. Ihm ging in gleicher Treue der Berliner Missionar Liefeld (späterhin Anders, Rein und Beste) zur Seite.

Einen wesentlichen Zuwachs erhielten genannte Ortschaften im

Jahre 1858 und 1859 durch deutsche Emigranten. Am 8. Juli 1859 landete der Cäsar Goddefroy mit 67 Familienhäuptern, am 25. August 1858 der La Rochelle mit 91, am 7. Dezember 1858 der Wandrahm mit 86, am 18. Januar 1859 der Peter Goddefroy mit 65, am 29. Januar 1859 der Wilhelm Berg mit 128, am 1. Februar 1859 der John Cäsar mit 50 Familienhäuptern. Weitaus die Mehrzahl waren aus den alten preußischen Provinzen (Pommern, Neumark, Ukermark, Altmark, Wenden aus der Gegend von Kottbus), Lutheraner aus der preußischen evangelischen Landeskirche; eine kleinere Zahl kam aus Braunschweig, Hannover und Hessen.

Unsere Landsleute hatten einen betrübten Anfang. Schon auf der See waren von ungefähr 2000 Seelen 80 gestorben, in Afrika fanden sie statt der vorgespiegelten goldenen Berge die allerbitterste Noth und Niemand, der sich ihrer mit Liebe annahm, als die Berliner Missionare. Durch deutschen Fleiß und Sparsamkeit wurde die Noth nach und nach überwunden. Während im Anfang die wenigen sauer erarbeiteten Gartenfrüchte auf dem Rücken meilenweit in die Stadt getragen werden mußten, gab es mit der Zeit eine selbstgefertigte Karre, einen Esels-, ja Ochsenwagen, — dessen Räder Durchschnitte von Baumstämmen waren, und deren Obergestell aus Latten und Brettern kunstlos zusammengestellt war (von den Engländern spottweise german spider d. h. deutsche Leichtkutsche genannt). Die Vorschüsse der Regierung, die Schulden für das angekaufte Land konnten abgezahlt werden, und heute sieht man auf den als ödes Urland übernommenen Landstücken schöne Felder, Gärten, Wiesen, und mitten darin einfache solide Häuser und Ställe; der deutsche Fleiß hat selbst dem stolzen Engländer Achtung abgewonnen.

Unsere Berliner Missionare versäumten nicht, neben äußerer Hülfe auch den Samen des Worts den Verlassenen zu bringen, der auf gut aufgebrochenen Boden fallend, gute Früchte brachte. Schulhäuser und kleine Kapellen im primitivsten Styl wurden gebaut, auch Schullehrer angestellt. Zur Besoldung eigener Pastoren reichten die Mittel Jahre lang nicht hin. Die Missionare thaten, was sie konnten, aber ihr eigentlicher Beruf nahm ja doch ihre Hauptkraft für die Heiden in Anspruch.

Die Bevölkerung in den neu gegründeten Ortschaften nahm inzwischen bald einen anderen Charakter an. Bereits 1858 hatten sich Hunderte der Legionäre für Indien anwerben lassen; am 1. April 1860 wurde die ganze Legion aufgelöst. Kropf beendigte am 31. März seine Wirksamkeit als Militärprediger mit der Beerdigung eines Kindes. Die Legionäre zerstreuten sich, eine Anzahl schloß sich der englisch-bischöflichen Kirche an, sie fanden aber da so wenig geistliche Nahrung, daß sie sich nach gesünderer Speise zurücksehnten, etliche fielen den Baptisten zu, andere wurden ganz unkirchlich, andere gingen unter, etliche verschollen, die Bleibenden lohnten die an sie verwandte Liebe vielfach mit schwerem Undank. Unter solchen Umständen Ausdauer und Treue zu bewahren, das war eine schwierige Aufgabe, deren Lösung nur von einem solchen geleistet werden kann, der da weiß, daß er Leben und Seligkeit seinem Jesus schuldig ist und darum auch in

dessen Dienst sich verzehren muß, und solche Männer waren die Berliner Missionare.

Die von den Legionären leer gelassenen Plätze füllten sich im Laufe der Jahre so sehr mit deutschen Emigranten, daß letztere heutzutage fast allein die deutschen Gemeinden bilden.

Aber die Arbeit wurde für die Missionare fast zu viel. Wenn auch die Deutschen in Stutterheim ihre geistliche Nahrung in der Missionskirche der ganz nahe gelegenen Missionsstation Bethel fanden, wenn auch das mehr als vier deutsche Meilen weite Keiskammahoek ab und zu von unseren Missionaren bedient werden konnte, so überstieg es doch bei weitem die Kräfte der letzteren, wenn z. B. Kropf neben seiner Missionsarbeit — obschon er später durch Br. Beste in derselben unterstützt wurde — außer den größeren Gemeinden Stutterheim und und Keiskammahoek noch die Gemeinden Frankfurth, Wiesbaden, Berlin, Potsdam, Panmure, Fort Peddie, Bell und Bodiam, — und wenn Br. Liefeld die sehr zahlreichen und bedeutenden deutschen Gemeinden in King-Williamstown und Braunschweig mit regelmäßigen Predigten bedienen sollte. So weit brachte es letzterer noch, daß in Braunschweig ein provisorisches Kirchlein, in King-Williamstown eine größere Kirche erbaut wurde, während die Gemeinden in Stutterheim und Keiskammahoek ihren kirchlichen Mittelpunkt in Bethel behielten; aber jemehr die Gemeinden wuchsen und sich konsolidirten, desto dringender wurde auch das Bedürfniß eigener Pastoren, und desto größer die finanzielle Möglichkeit, sie durch feste Gemeindebeiträge zu besolden.

Der erste Anfang wurde am ersten Pfingsttage 1864 gemacht mit der Anstellung des bisherigen kapstädtischen Schullehrers Clüver als Pastor von King-Williamstown. Demselben trat Kropf seine Thätigkeit in Frankfurth, Berlin, Potsdam, Panmure, Bell und Bodiam, und Liefeld seine Thätigkeit in Braunschweig und King-Williamstown ab. Liefeld hatte in King-Williamstown kurz vor Clüver's Berufung am 17. Januar desselbigen Jahres bereits die unter seiner Mitwirkung erbaute größere Kirche für die deutsch-lutherische Gemeinde geöffnet und eingeweiht.

Es war für die fernere Entwickelung der deutschen evangelisch-lutherischen Kirche in Kafferland verhängnißvoll, daß — den Wünschen Liefeld's durchaus nicht entsprechend — nicht bloß ein Verwandter des Pastor Harms in Hermannsburg, ein Mann, dem noch dazu die theologische Vorbereitung für das geistliche Amt fehlte, in King-Williamstown angestellt, sondern auch die neugebildete Gemeinde nicht nur auf die Lüneburger Kirchenordnung gegründet, sondern auch dem hannoverschen Konsistorium als oberer Kirchenbehörde unterstellt wurde. Kropf, der als erster Stifter der deutschen lutherischen Kirche ein Mann von bedeutendem Einfluß auf deren fernere Entwickelung war und geblieben ist bis auf diesen Tag, hatte es damit sicherlich gut im Sinn. Er war im Berliner Missionsseminar auf Grund der lutherischen Bekenntnisse erzogen und unterwiesen, dann zur Amtsführung auf Grund der unveränderten Augsburgischen Konfession und des kleinen lutherischen Katechismus verpflichtet; ihm war „die Kirchenordnung der evangelisch-lutherischen Kirche Deutschlands in ihrem ersten Jahrhundert" (Berlin

1824, verlegt bei Reimer) als Norm seines amtlichen Handelns von seinem Comité mit auf den Weg gegeben. Er war also durchaus berechtigt und verpflichtet, den rein lutherischen Charakter der durch den Dienst der Berliner Missionsgesellschaft gewonnenen ersten Kirche der deutschen Emigranten zu bewahren. Aber ein verhängnißvoller Mißgriff war es, daß gegen Liefeld's Wunsch und Meinung, die neuzubildende lutherisch-deutsche Kirche, die doch ihr Entstehen der Berliner Mission verdankt, und deren Glieder doch fast ausschließlich Lutheraner aus der preußischen Landeskirche waren, einer der letzteren nicht freundlich, ja vielleicht oppositionell gegenüberstehenden Kirchenbehörde untergeben wurden. Dadurch ist ein zwiespältiges Element, und damit der Keim von Zwietracht und Hader in die kafferländische lutherische Kirche hineingetragen worden, der sie zerreißt und ihren Frieden von Grund aus stört bis auf diesen Tag. —

Dieser Zwiespalt trat gleich bei der ersten Anstellung eines zweiten Predigers für die Deutschen scharf hervor. Der Pastor Clüver in King-Williamstown, ein innig frommer Mann, der seinen Mangel an pastoraler Vorbildung durch große persönliche Treue und Eifer zu ersetzen verstand, rieb sich in der Versorgung seiner ausgedehnten Parochie fast auf. Denn die Reisen, auf der einen Seite nach Frankfurth, auf der anderen nach Braunschweig, auf der dritten nach Berlin, Potsdam und Panmure, auf der vierten nach Bell und Bodiam, erforderten ein solches Maß von Zeit und Kraft, daß von beiden nicht das genügende Maß übrig blieb, um auch das schwierige Arbeitsfeld der größeren Gemeinde zu King-Williamstown (und solche Gemeinde deutscher Emigranten fordert zumeist recht viel und giebt selbst an Gehalt recht wenig ihrem Pastor), sogar verbunden mit Schulunterricht, zu versorgen. Er sah sich daher genöthigt, einen Theil seiner Parochie abzuzweigen. Die schiefe Richtung, die der Lösung der Aufgabe, eine deutsche lutherische Gemeinde und Synode zu sammeln, durch die Anstellung des Pastor Clüver und durch die Stellung seiner Gemeinde unter das hannoversche Konsistorium gegeben war, bewirkte, daß man einen Pastor für die neu zu gründende Parochie (Panmure an der Mündung des Buffaloflusses gegenüber von East-London nebst Potsdam und Berlin) nicht aus dem Kreise der Berliner Brüder suchte, sondern einen Hermannsburger für diesen Platz zu finden, bedacht war. Der hermannsburger Superintendent Hohls erhielt — wie er an den Schreiber dieses Aufsatzes selbst brieflich sich äußerte — den Auftrag, die Stelle eines Pastors für Panmure zu vergeben, und sandte denselben in der Person eines hermannsburger Missionars H. Müller, dessen Stelle später durch einen anderen hermannsburger Missionar, den Pastor Baumgarten, der früher der Breslauer separirt-lutherischen Kirche angehört hatte, ersetzt wurde. Ein anderer hermannsburger Missionar, Pastor Böhmcke, wurde an einen anderen abgezweigten Theil der ursprünglichen großen Gemeinde von King-Williamstown der Gemeinde von Frankfurth als Pastor gegeben, während ein dritter abgezweigter Theil Braunschweig dem Berliner Missionar Anders, und ein vierter Theil des großen Gebiets dem Pastor Fuchs — früherem Berliner Missionszögling — übergeben wurde, die Gemeinde Keiskammahoek. Andere lutherische

Gemeinden waren Stutterheim, das von dem Berliner Missionar Beste in Bethel, und die Gemeindlein Bell und Bodiam, die von dem Berliner Missionar Königk in Etembeni pastorirt werden.

So ist durch die Dienste der Berliner Mission in Britisch-Kafferland eine ganze Reihe deutscher lutherischer Gemeinden entstanden, die wir in Uebersicht noch einmal geben:

1) Panmure. Past. Baumgarten (Hülfsprediger Müller). Filialgemeinden in Berlin und Potsdam, Diaspora an der Kweleia.

2) Kingwilliamstown mit Breitbach, Past. Clüver und Diaspora in Queenstown und Cathcart.

3) Frankfurth mit Marienthal und Wiesbaden, Past. Böhmke.

4) Braunschweig, Past. Anders.

5) Keiskammahoek, Past. Fuchs.

6) Bell und Bodiam mit Diaspora in Woolridge, Kandidat und designirter Pastor Königk, zugleich Berliner Missionar in Etembeni.

7) Stutterheim, Past. Beste, zugleich Berliner Missionar in Bethel.

(Nummer 1 und 3 sind frühere Hermannsburger Missionare. Nummer 2 früherer Schullehrer aus der Provinz Hannover. Nummer 4 früherer Berliner Missionar. Nummer 5 früherer Berliner Missionskandidat. Nummer 6 und 7 noch jetzt fungirende Missionare der Berliner Missionsgesellschaft.)

Wenn auf diese Weise Gott der Herr unserer Berliner Mission das schöne Geschenk gemacht hat, daß durch ihren uneigennützigen Dienst für die kirchlichen Bedürfnisse unserer zerstreuten lutherischen Landsleute in Südafrika gesorgt wurde, bis zu dem Punkt, daß völlig zersprengte Reste von Legionären und Auswanderer, die in der Fremde ihre deutsche Nationalität und ihr väterliches Christenthum zu verlieren in Gefahr standen, zu sieben evangelisch-lutherischen Gemeinden gesammelt sind, deren größere Zahl bereits von selbständigen Pastoren bedient werden, so ist es doppelt und dreifach schmerzlich, daß auch in dies Saatfeld einer aufgehenden deutschen lutherischen Kirche in Südafrika der Feind Unkraut gesäet hatte. Unreife und undurchgorene neulutherische Ideen und Pläne haben in das kleine Häuflein der deutsch-lutherischen Pastoren und Missionare Zwietracht hineingetragen, und so dringend das Bedürfniß war, daß alle diese Gemeinden zu einer einheitlichen Synode sich zusammenthaten, welche sowohl den Pastoren ihren Gemeinden gegenüber eine schützende Instanz, als auch den Gemeinden und Pastoren insgemein ein einigendes Band abgeben könnte, so sind alle bisherigen Versuche zur Bildung solcher deutschen lutherischen Synode für Kafferland, die der Kernpunkt für eine lutherische Kirche in Südafrika hätte werden können, bisher an selbstischen Ideen Einzelner und an neulutherischen Schwärmereien, sowie an dem hineingetragenen Zerwürfniß zwischen den disparaten Elementen gescheitert. Fast alle Betheiligten seufzten über diesen Zustand, hatten aber fast jegliche Hoffnung zur Erreichung dieses Ziels — nachdem der letzte Versuch von 1883 abermals gescheitert war — aufgegeben. In meinem Kommen sahen sie den letzten Rettungsanker. Am wärmsten wurde ich willkommen geheißen von einer Seite her, wo es am wenigsten hätte erwartet werden können, von den zwei hermannsburger Brüdern Müller

und Baumgarten, von denen der letztere sogar der Breslauer separirt-lutherischen Gemeinde angehört hatte. Auf diese Weise erwuchs mir zu meiner anderen für Kafferland noch eine neue schwere Aufgabe, die Anbahnung der Vereinigung zwischen den feindlichen Brüdern und die Einleitung zur Stiftung einer deutschen lutherischen Synode in Kafferland. Ich konnte mich, so abgearbeitet ich auch bereits war, und so schwierig und unerquicklich das Geschäft war, doch dieser Aufgabe nicht entziehen, denn das Wohl und Wehe unserer eigenen Missionsarbeit, welche naturgemäß mit der Zeit sich auf diese deutsche lutherische Synode wird stützen müssen, hängt von dem Gelingen oder Mißlingen des Plans ab. Der Herr hat sichtlich Segen zu meinem Dienste gegeben und wir dürfen die Vollendung des begonnenen Werkes zuverlässig in Seine Hand legen.

Diese Worte voraufgeschickt, fahren wir mit den Aufzeichnungen des Tagebuches fort.

75. Wartburg und Bethel.

Mittwoch, 13. Mai. Wir fuhren mit dem Frühzug nach Wartburg. Die Bahn führte uns bei der deutschen Kolonie Hannover und dann bei der zu großem Umfang erwachsenen Londoner Missionsstation Peelton vorbei, auf welcher für eine Gemeinde von circa 900 Getauften eine schöne große Kirche in kirchlichem Styl erbaut ist. Die Kaffern wohnen in umfangreichen Kraalen auf den Hügeln, in deren Mitte unten im Thal die Station wie ein Schmuckkästchen liegt. Die wellenförmig hügelige Formation des Landes hatte vielfach große Curven der Eisenbahn bewirkt. Namentlich um unsere Station Wartburg herum waren diese Umwege so groß, daß sie mehrfach hinter (600 Fuß hohen) Bergen verschwand und immer wieder auftauchte. An der Station Toisriver erwarteten uns die Brüder Königk und Rein, Stefan Swen, Hermanus, Julius Xamxa. Der Eisenbahninspektor Schneider, ein Schleswig-Holsteiner, nahm uns freundlichst auf und bewirthete uns. Dann bestiegen wir die bereit gehaltenen Pferde; das meinige war ein hartmäuliges Kafferpferd, das etwas plagte. An einer großartigen Wollwäscherei vorübergekommen, betraten wir die Grenze des Stationslandes. Die ganze Gemeinde, in zwei Reihen aufgestellt, auf der einen die Männer, auf der andern die Weiber, empfing uns singend.

In drei Viertelstunden hatten wir die Station erreicht. Wir erwarteten die singend nachkommende Gemeinde und begaben uns mit derselben in die Kirche zum Dankgottesdienst für meine glückliche Herreise. Ich begrüßte die Gemeinde mit einer Ansprache und wurde dann im Hause von dem Bruder des Br. Rein, einem Dichter und Komponisten, mit einem selbstverfaßten Gedicht freundlich begrüßt. Die Freude des alten ehrlichen treuen Stefan Schwen war unbeschreiblich, ebenso die von Julius Xamxa und anderen Gemeindegliedern, bei denen ich von der vorigen Reise her noch in guter Erinnerung stand.

Donnerstag, 14. Mai. Himmelfahrt. Ich predigte über Apostelgeschichte 1, 1—11, die Gemeinde hörte mit gespannter Aufmerksamkeit

zu, sang sehr lieblich schön und rein vierstimmig, ein kafferscher Lehrer spielte das Harmonium sehr gut. Am Nachmittag predigte Grützner deutsch, Rein dolmetschte.

Nach der Predigt hielt ich eine Gemeindeversammlung ab. Nach meiner Ansprache forderte ich die Gemeindevorsteher auf, sich über den geistlichen Zustand der Gemeinde auszusprechen. Alle klagten, daß die erste Liebe in der Gemeinde erkaltet sei. Hieraus nahm ich Veranlassung, zunächst die drei Söhne des alten Patriarchen David Xamxa, Julius, Daniel und Petrus, besonders anzureden. Daniel hatte mir geklagt, damals, als er 1867 mit seinem Vater David zu Pferde mich nach Silo begleitete, sei er durch mein Wort als Heide aus dem Sündenschlafe aufgeweckt, habe die Taufe begehrt und Jesum gefunden. Nun sei auch er erkaltet, und habe sich besonders auf mein Kommen gefreut und gehofft, ich werde wieder ein Wort für ihn haben, durch welches er wieder aufgeweckt werde. Das war der Grund, weshalb ich meine Worte zunächst an die drei Söhne David Xamxa's richtete. Ich erinnerte sie an die Worte, die ihr Vater David bei der Einweihung des Kirchleins in Eluxolweni gesprochen hatte, daß der Regen, der heute gefallen sei, wohl süß für sie sei, das Wort Gottes aber viel süßer. Dann erinnerte ich sie an das selige Sterben ihres alten Vaters David, daß er dort ihr Heulen gestraft habe, weil sein Haus nicht ein Haus des Weinens, sondern des Betens sei, und knüpfte die Ermahnung zum Gebet und Forschen in der Schrift hieran. Dann erinnerte ich sie an die Worte des sterbenden David, er sei wie eine Spinne, deren Fäden wohl an der Erde hafteten, während sie doch selbst bereits über der Erde schwebe, und ermahnte sie daran, daß sie also auch schon jetzt ihren Wandel im Himmel haben möchten. Meine mit innerer Bewegung gesprochenen Worte hatten einen unerwarteten Eindruck. Petrus verhüllte sein Angesicht in der Hand und schluchzte vernehmlich, auch durch die Reihen der übrigen ging eine tiefe Bewegung mit vielen Thränen, die auch dann weiter flossen, als Julius Xamxa und Stefan Schwen ergreifende Schlußgebete hielten.

Stefan besuchte ich in seinem Häuschen, er hat eine große Familie zu erhalten, und es geht ihm darum nur ärmlich; aber im Glauben und Bekenntniß ist er treu derselbe geblieben, und trug mir viele Grüße an die Missionshausbewohner und an die Gemeinde und Missionsfreunde in Deutschland auf. Seine ganze Sehnsucht sei, dieselben noch einmal zu sehen; in seinem photographischen Album kannte er die meisten von ihnen noch mit Namen.

Die ganze Gemeinde machte einen guten Eindruck, sie scheint mit innerer Liebe an ihren Lehrern zu hangen.

Freitag, 15. Mai. Frühmorgens hielt ich die Schulprüfung. Die von drei kafferschen Lehrern in drei Klassen verwaltete Schule war trefflich in Ordnung, die Leistungen in allen Fächern gut, in einzelnen sehr gut. Dabei erhält die Schule durch das gezahlte Schulgeld und den grant des Gouvernements nicht nur sich selbst, sondern wirft noch Ueberschüsse für die Missionskasse ab.

Nach der Schulprüfung hatte ich den Fingu Stokwe zu mir bestellt, denselben, der vor achtzehn Jahren als Heide bei der Einweihung

des Kirchleins in Eluxolweni aus dem Sündenschlaf erweckt, zu mir gekommen war, und so ergreifende und erschütternde Bußbekenntnisse gethan hatte. Er war damals nach 1½jährigem Katechumenenunterricht getauft worden und hatte einen guten Wandel geführt, bis die allgemeine Sünde der Fingu, der Geiz, auch ihn packte, wodurch er in seinem geistlichen Leben völlig rückwärts ging. Es war überhaupt eine durchgehende Beobachtung, die ich machen mußte, daß die Fingu, die vor achtzehn Jahren so sehr vor den Xosa-Kaffern durch Heilsbegierde hervorragten, fast alle durch den Geiz matter geworden waren, während die Xosa-Kaffern zu ernsterem Suchen erwachten. Der arme Stokwe war geistlich so gut wie erstorben, ich richtete sehr ernste Mahnungen an ihn, die aber dem Anschein nach keinerlei Eindruck auf ihn machten.

Nun rüsteten wir uns zur Abreise. Ich ritt mit Br. Königk und Stefan Schwen zum Bahnhof, während Bruder und Schwester Grützner auf der Karre nachfuhren. Stefan kam zu Pferde noch bis Bethel mit, und hatte, als unser Zug an der Station Döhne ankam, dieselbe bereits vor uns erreicht. In Bethel nahm er tief bewegt Abschied. Hocherfreut waren die Wartburger über den Regen, der meine Ankunft begleitete, und den sie, da derselbe auch vor achtzehn Jahren meine Ankunft begleitete, imfula ka Wangemann „Wangemannsregen" nannten. Hätten die Heiden gewußt, daß ich aus dem Lande der Regenmacherin Motjatje kam, dann hätten sie ihn sicherlich imfula ka Motjatje genannt.

Bei der Ankunft in Bethel erwartete mich ebenfalls die Gemeinde unter einer Ehrenpforte stehend mit Gesang; ich grüßte sie mit Händedruck; die erste Hand gab ich dem alten Bunge, den ich erkannte und mit Namen nannte; er war darüber tief ergriffen und seine Augen feuchteten sich. Dann gingen wir alle in die Kirche zum Dankgottesdienst. Mit Br. Beste, der auch schon zum Bahnhof gekommen war, hatte ich am Abend ein ernstes Gespräch über die Zustände der deutschen Gemeinden.

Sonnabend, 16. Mai. Heute sollten die Verhandlungen der Synode beginnen. Ein orkanartiger Sturm mit schweren Regengüssen aber verhinderte die Brüder Johl und Anders, heranzukommen. Wir warteten am Vormittag vergebens auf sie. Ich erhielt dadurch erwünschte Gelegenheit, meine deutsche Briefsendung und das Tagebuch zu vollenden, und darnach mit Bruder Beste, Rein, Königk und Kropf privatim mancherlei unsere Missionsarbeit in Kafferland angehende Angelegenheiten zu besprechen. Als die Brüder zu Mittag noch nicht angekommen waren, begannen wir die Synodalverhandlungen am Nachmittag, die minder wichtigen Angelegenheiten vorweg nehmend. Am Abend waren wir bei Br. Beste zu einem (nicht deutsch-englischen) gemüthlichen Theeabend versammelt. Draußen tobte Sturm und Regen. Das Thermometer zeigte um 6 Uhr Abends + 3 Grad Reaumur, und sank um 8 Uhr bis + 1 Grad, am

Sonntag, 17. Mai, morgens 7 Uhr war es auf + 5½ Grad wieder gestiegen.

Vor dem Gottesdienst hatte ich Bunge zu mir rufen lassen. Er

saß wie vor achtzehn Jahren in dem kleinen Studirstübchen Kropfs vor mir, aber wie ganz anders! Ich wollte ihm mittheilen, daß er nach dem Gottesdienst durch mich wiederum vor der Gemeinde feierlich in das Amt eines Diakon eingesetzt werden sollte. Ich redete ihn mit folgenden Worten an:

„Bunge, vor achtzehn Jahren warst Du hier an derselben Stelle vor mir. Ich übergab Dir einen Brief Deines alten Lehrers Döhne, der Dich ermahnte, umzukehren von Deinem Wege der Verirrung und des Verderbens. Du steckteſt den Brief weg und bliebst in den Stricken des Satans. Dann habe ich Dich nahe am Kaifluß in Deinem Kraal aufgesucht, und Dich ermahnt, umzukehren. Du bliebst hart und wiesest selbst die Bitte zurück, daß Du alle Tage beten möchtest: „Gott sei mir Sünder gnädig." Du bliebst in Satans Stricken und sankest tiefer und tiefer in das Verderben. Da habe ich um Dich geweint, als um einen verlorenen Sohn, und viele Christen jenseit des Meeres haben mit geweint. Aber wir haben nicht bloß geweint, sondern auch gebetet um Dich. Um keinen Kaffer ist so viel gebetet worden als um Dich. Gott hat diese Gebete in Gnaden erhört. Er hat Dich in Seine Zucht genommen, bis Du in die Tiefe des Elendes gesunken bist. Da hat er die Stricke des Satan zerrissen und Dir das Herz bezwungen, daß Du wiedergekehrt bist, wie der verlorene Sohn in das Vaterhaus. Er hat Dir den Geist der Buße und Erneuerung geschenkt, daß Du wiederum die alte Liebe gefunden hast, und hast Deinen Heiland mit Wort und Wandel bekannt, und viele Verirrte und Heiden auf den Weg der Gerechtigkeit gewiesen. Da sind die Christen jenseit des Meeres eben so erfreut gewesen, als sie vorher getrauert haben um Dich. — Bisher hast Du Dein Amt aus freier Liebe gethan, Deine Lehrer haben mir aber gesagt, daß Du noch nicht förmlich wieder in das Amt eines Diakon der Gemeinde eingesetzt bist. So habe ich nun beschlossen, heute nach dem Gottesdienst Dich vor der versammelten Gemeinde wiederum in dieses Amt einzusetzen. Gehe nun in ein stilles Kämmerlein und bereite Dich im Gebet zu diesem heiligen Akt vor!"

Er antwortete mit tief bewegten Worten und feuchtem Auge.

Am Vormittag hielt ich die Kafferpredigt über die Epistel des Sonntags Exaudi, Kropf dolmetschte. Die versammelte Gemeinde, welche die Kirche ziemlich füllte, hörte mit großer Aufmerksamkeit, Bunge mit tiefer Bewegung die Predigt an. Nach Vollendung derselben hielt ich die Einweihungsrede über denselben Text. Ich stand mit Kropf am Altar, Bunge vor demselben, zu seiner Rechten und Linken die beiden Diakonen Hans und Nathanael. Bunge war so bewegt, daß er seiner Thränen nicht Meister werden konnte; durch das laute Schluchzen etlicher Weiber (wahrscheinlich Bunge's Schwester und seine Frau Nomama) theilte sich die Erregung der ganzen Gemeinde mit. Nach dem mit Handauflegung des Br. Kropf und der beiden Diakonen vollzogenen Weiheakt hielten letztere ein Gebet, und Br. Kropf das Schlußgebet mit Vater unser und Segen.

Die Nachmittagspredigt hielt ich der sehr zahlreich erschienenen deutschen Gemeinde über das Sonntags-Evangelium. Darnach hatte ich Bunge zu einem besonderen Gespräch zu mir entboten. Rein,

welcher dolmetschte, hat den kurzen Bericht darüber skizzirt in folgenden Worten:

Direktor: Ich möchte gern von dir hören, wie es dir in den letzten achtzehn Jahren ergangen ist, und insbesondere, ob du von den Worten, die ich hier in Bethel und auf deinem Kraal an der Owanti zu dir geredet habe, nicht einen Stachel im Herzen behalten hast?

Bunge: Ja, es sind Stachel von deinen Worten in meinem Herzen zurückgeblieben, Stachel, welche mir sagten, wenn ich Schlechtes von meinen Kindern erfuhr. Ich dachte: Das ist Gottes Strafe dafür, daß du den Ermahnungen des großen Lehrers so harten Herzens widerstanden hast.

D. Wie lange Zeit, wie viel Jahre hat es gewährt, bis du wieder zum Herrn ernstlich dich wendetest?

B. Die Zeit kann ich nicht angeben. (Rein ergänzte: „Es waren fast elf Jahre, 1867—1878, als die Kafferrevolution ihn nöthigte, 1878 mit anderen loyalen Leuten unter dem Häuptling Fynn nach Greytown ins Kriegslager zu ziehen.") Da starb mir mein siebenjähriger Knabe, ich erkrankte am Nervenfieber. Besonders war es das Wort des Lehrers Kropf: ich könne jetzt nicht nach Bethel zurückkehren, welches mich schlug. Ich gab nun das Branntweintrinken auf.

D. Hast du nicht vorher schon wieder angefangen zu beten?

B. Mein Herz hatte mich vorher (vor der Flucht nach Greytown) zum Gebet getrieben, aber ich habe nur heimlich am einsamen Orte gebetet.

D. Fühlst du nicht die große Gnade Gottes, die dir widerfahren in deiner Wiederannahme, nachdem du so tief und so lange gefallen warst?

B. Wenn ich bedenke, wie ich schon durch die ersten Lehrer Döhne, Liefeldt und Schultheiß die Wahrheit Gottes gehört und dann so lange dem Worte widerstrebt habe, und wie ich nach meiner langjährigen Abirrung doch noch von dem Herrn so lange gesucht worden bin, so weiß ich nicht, was ich sagen soll.

D. Ist es nicht ein Wunder vor deinen Augen, daß du wieder zu Gnaden angenommen bist?

B. Ja, es ist ein großes Wunder.

D. Hast du nicht Anfechtungen gehabt wegen deines Vorsatzes, nicht zu trinken?

B. Ja, der Häuptling Fynn wollte mir eine Flasche Branntwein geben, aber ich habe sie zurückwiesen.

D. Lebt dein Sohn Petrus noch und ist er hier?

B. Nein, er ist nicht hier. Er wurde in die Gemeinde aufgenommen, mußte aber wegen Hurerei und Trunkenheit wieder ausgeschlossen werden.

D. Was für Erfahrungen hast du in der Ausübung deines Amtes unter den Kaffern deines Dorfes gemacht?

B. Als ich nach dem Dorf (der Kaffernlokation bei Bethel) zog, fand ich, daß keine Gebetsversammlungen gehalten wurden, und auch

kein Ort der Versammlung vorhanden war. Da forderte ich die Leute auf zum Bau einer für die religiösen Versammlungen bestimmten Hütte.

D. Und wie oft kommt ihr da zusammen?

B. Sonntags Abends, Mittwochs und Freitags.

D. Kommen die Leute regelmäßig zu diesen deinen Gebets-Versammlungen?

B. Die alten Christen und die jüngeren Bekehrten kommen alle. Die Heiden kommen wenig. (Rein bemerkt dazu: Bald nach Bunge's Rückkehr entstand ein geistiges Regen und Leben in den Gliedern seiner großen Familie und anderer Familien und es erfolgten zahlreiche Heidentaufen.)

D. Warum kommen die Heiden nicht?

B. Sie lieben den Branntwein, und wollen von demselben nicht lassen, die Alten wie die Jungen.

D. Trinken sie auch Kafferbier?

B. Das Kafferbier wird nur noch wenig getrunken, seitdem sie Branntwein haben können.

D. Hast du in deinem Amte nicht auch Widerstand und Anfeindungen erfahren?

B. Man klagte gegen mich beim Magistrat, daß ich ein weltliches und auch ein geistliches Amt in meiner Person vereinige, was vielen Leuten anstößig sei. (Bunge ist nämlich vom Magistrat als izibonda oder Schulze der Kafferlokation bei Bethel mit Gehalt angestellt, und verwaltet dies Amt mit großer Treue und Gewissenhaftigkeit zur Zufriedenheit seiner Vorgesetzten.) Sie wurden aber vom Magistrat abgewiesen.

D. Ich habe gehört, daß Sandile dir, als du an der Qwanti wohntest, den Tod gedroht habe, ist das wahr? Erzähle.

B. Die Gärten eines benachbarten Kraals wurden geschaufelt durch junge Männer, die für die Arbeit mit Kafferbier belohnt wurden. Als das Bier dort vertrunken war, verlangten sie, meine Söhne sollten Bier herbeischaffen. Als sie nun sagten, es sei kein Bier auf ihres Vaters Kraal vorhanden, wurden sie geschlagen. Die großen Geheimen Räthe brachten die Sache vor Sandile, welcher die Handlung der Schläger belobte, anstatt sie zu verurtheilen, während doch nach Kaffergesetz in der Mißhandlung seiner Söhne die Majestät des Königs selbst beleidigt worden ist.

D. Ist das ukulobola ein wirkliches Verkaufen der Töchter?

B. Nein, es ist nicht schlechthin ein Verkaufen, sondern vielmehr ein Freundschaftsgeschenk. Auch muß der Vater aus den erhaltenen Ochsen die Aussteuer seiner Tochter beschaffen (sie mit Kleidern versehen).

D. Findest du die jetzige Zeit nicht besser, in welcher du mit der Gemeinde hier Gott dem Herrn im Frieden dienen kannst, ohne Verfolgung und Belästigung durch Heiden, wie das unter der Herrschaft Sandile's geschah?

B. Wir Gläubigen aus früherer Zeit wohnten auf den Stationen unter den Missionaren ruhig und im Frieden. (Sandile hat die Gläubigen als solche nie geplagt, noch gelitten, daß sie geplagt wurden.)

Dagegen fühlen wir uns jetzt gedrückt durch die vielen Abgaben, die wir an die Regierung und an die Municipalität bezahlen müssen.

D. Habt ihr genügend Ackerland erhalten zu eurer Ernährung?

B. Ja, wenn der Herr ausreichenden Regen giebt.

D. Giebt es auch noch Zauberer unter den Heiden?

B. Ich weiß es nicht, doch wird davon geredet, daß es noch Zauberer gebe, auch hier in der Kolonie.

D. Heute früh sagtest du, du hättest noch eine Sache, die du mit mir besprechen wolltest. Kannst du es mit kurzen Worten thun (denn es war dunkel geworden und er selbst bemerkte, daß er nun zurück müsse in sein Dorf), so sage an:

B. Es ist nur die Sache, daß wir unter uns gesammelt haben, um zu deinen Reisekosten einen Beitrag zu geben.

D. Das mögest du mir sagen und geben, wenn ich am Dienstag zu Mittag zum Bahnhof reite; dann werde ich den Umweg machen und dich in deinem Dorfe besuchen. Sorge dafür, daß deine Frau Nomama und deine Mutter Notomi und die Gläubigen auch dort seien, und ich euch alle noch einmal grüßen könne. Auf Wiedersehen!

Montag, 18. Mai. Nachdem es am Sonntag ziemlich still gewesen war, fing es am Montag wieder an zu stürmen. Die Nachricht traf ein, daß der Sturm des Sonnabends Bäume zerbrochen und entwurzelt habe, daß auch die Lizzy, ein kleiner Dampfer, der den Verkehr vom Hafen aus mit den größeren Personen-Dampfern vermittelt, und auf welchem ich am vergangenen Donnerstag ebenfalls an das größere Schiff zu gelangen gedachte, auf der die Ausfahrt aus dem Hafen unsicher machenden Sandbank gestrandet und gesunken sei, die drei Personen auf dem Dampfer waren gerettet, aber die ganze Postsendung, vielleicht auch Briefe an mich oder die Missionare, ins Meer versunken. Acht Tage vorher hatte ich auf demselben die Fahrt vom Melrose in den Hafen gemacht und am nächsten Donnerstag gedachte ich, mit demselben ans Schiff zu fahren. Dagegen erhielt ich die willkommene Nachricht, daß nächsten Donnerstag nicht der kleinere ungemüthliche Küstendampfer Florence, sondern ein größeres Schiff der Castle-Line die Fahrt nach Mosselbay machen werde. Männer, die vom Amatolegebirge kamen, berichteten, daß dessen höhere Gipfel ganz mit Schnee bedeckt seien.

Da die Brüder Anders und Johl wegen des Unwetters nicht rechtzeitig herankommen konnten, wurde heute Vormittag zunächst die Prüfung der Schule vorgenommen. Dieselbe wird von Br. Beste, mit Hülfe seiner Frau und seiner zwölf- bis vierzehnjährigen Pflegetochter Nelly, eines Kaffern-Waisenmädchens, gehalten, und von etwa dreißig Kafferkindern und ebensoviel Kindern der Deutschen besucht. Die beiden Abtheilungen sitzen getrennt in dem großen Rondabel, der früheren Kirche, einander gegenüber. Nach Alter und Fähigkeiten ist jede der beiden Abtheilungen wieder in Unterabtheilungen getheilt, welche durch die vorhandenen Lehrpersönlichkeiten und Monitoren zu gleicher Zeit unterrichtet werden. Die Schule war in gutem Zustande. Br. Beste entwickelte ein mehr als gewöhnliches Lehrgeschick; die Fragen wurden präzise und scharf gestellt und ebenso prompt und richtig von den

Kindern beantwortet. Die Kenntnisse in der biblischen Geschichte und im Katechismus, sowie der Schatz erlernter Bibelverse und Kirchenlieder, kamen den besten Leistungen anderer Schulen gleich, die Fertigkeit im Tafelrechnen (große Divisionsexempel mit mehrfach benannten Zahlen, das große Einmaleins) überbot die der meisten anderen, die Handschrift auf Tafel und Papier war bei den älteren Schülern fest, klar und korrekt, nur im Kopfrechnen hatten sich auch hier die Kafferkinder noch nicht genügend entwickeln können. Die Lieder wurden rein und mit erweichter Stimme gesungen. Die Haltung der Kinder war frisch und geweckt, dabei die Disciplin wohl geleitet, die Aufmerksamkeit munter und rege. An geistiger Elastizität und Promptheit und Präzision der Antworten, sowie an frischer Lebendigkeit überboten die Kafferkinder die weißen, welche freilich nicht wie jene von früh auf, sondern erst seit kurzer Zeit die Schule besuchten. Aber auch die Leistungen der letzteren waren, wenn man die Kürze ihrer Schulzeit erwägt, durchaus befriedigend.

Nachdem die beiden Brüder Johl und Anders herangekommen waren, wurden Nachmittags von 2 Uhr ab bis zu eintretender Dunkelheit die Verhandlungen der Synode fortgesetzt. Einige untergeordnete Gegenstände wurden schnell erledigt, um Raum zu gewinnen für das Hauptthema: „In welcher Weise kann eine engere Anlehnung unserer Missionspraxis an die im Entstehen begriffenen oder bereits vorhandenen deutschen lutherischen Gemeinden in Kafferland als Hülfe und Stützpunkt unserer Missionsthätigkeit in diesem Lande angebahnt und verwerthet werden?"

Br. Kropf, der das Referat übernommen hatte, erklärte, daß, nachdem ich mich davon überzeugt habe, daß die persönlichen und sachlichen Schwierigkeiten, die sich einem Zusammentritt der deutschen Pastoren und Gemeinden zu einem einheitlichen Synodalverbande entgegenstellten, die Erreichung dieses Zieles in nächster Zeit nicht würden zu Stande kommen lassen, sein Referat gegenstandslos geworden sei, er also keines geben werde. Auf diese Erklärung hin nahm ich selbst den Gegenstand in die Hand, legte die verschiedenen Mißgriffe, die in der bisherigen Behandlung der Angelegenheit gethan, die großen Schwierigkeiten, die sich heute in den Weg stellten, sowie die Wege, die zur Beseitigung derselben vorzuschlagen seien, kurz und klar dar und theilte den Brüdern mit, daß der Plan zu einer allgemeinen in East-London abzuhaltenden Konferenz der sämmtlichen lutherischen Brüder von P. Müller angeregt, von mir aufgenommen, aber von anderer Seite abgelehnt worden sei. Ich hätte vielleicht auf solcher Konferenz aus dem reichen Schatz meiner Studien und Erfahrungen auf kirchlichem Gebiet den Brüdern einen Dienst leisten können; weil er aber nicht acceptirt worden sei, so gelte dos Wort beneficia non obtruduntur, und ich wäre es herzlich zufrieden, daß mir bei meiner sonstigen reichlichen Arbeit diese erspart bliebe. Hierauf erhob sich von vielen Seiten her das Bedauern darüber, daß die Konferenz nicht zu Stande gekommen sei, und der Wunsch, daß noch jetzt ein Versuch gemacht werden möchte zu ihrer Realisirung. Da die beiden Brüder Müller und Baumgarten bereits in Panmure sind, die Berliner Brüder aber mir sämmt-

lich das Geleite geben wollen, so blieb nur noch übrig, die Brüder Böhmke, Clüver und Zahn einzuladen. Br. König und Fuchs übernahmen es, am folgenden Morgen über Frankfurth nach Kingwilliamstown zu reiten und diese Einladung auszurichten.

Auf der Synode und während des Verlaufs derselben hatte ich die Freude, daß sämmtliche zwischen unseren Berliner Brüdern vorgekommenen Differenzen zur Aussprache und Ausgleichung gelangten, so daß wenigstens diese untereinander jetzt einig sind. Am Abend waren wir, wie an den beiden vorigen Abenden bei Br. Beste, so heute bei Br. Kropf im brüderlichen Gespräch versammelt.

76. Hinab zum Hafen. Konferenz in Pannure.

Dienstag, 19. Mai. Nachdem am Vormittag die nöthigen Vorbereitungen zur Abreise getroffen waren, verließen wir gegen Mittag Bethel. Ich nahm einen kleinen Umweg, um das neue Kafferdorf zu sehen und dabei Bunge mit den Seinigen in deren eigenem Hause aufzusuchen. Wie hatte die vor achtzehn Jahren so heidnisch dreinschauende Nomama, Bunge's Frau, doch ein so ganz anderes Gesicht bekommen. Die alte Notomi, Bunge's Mutter, war die alte einfältig fromme Frau wie früher, sie wurde bereits gebrechlich und dürfte wohl nicht mehr lange von ihrem Sohne Pflege und Liebe genießen können. Auffallend war es mir, daß Bunge, der früher in Bethel bereits in einem viereckigen Hause gewohnt hatte, jetzt wieder in einer Kafferhütte sich eingerichtet hatte, während doch sonst überall bei den Bekehrten von selbst das Verlangen entsteht, ordentliche Häuser zu bauen. Ich sah aber in dem ganzen neuen Dorf, soweit ich es durchschritt, kein einziges solches Haus; auch das kleine Kirchlein, welches Bunge für die von ihm der Gemeinde zu haltenden Andachten errichtet hat, war nach Art der Kaffern-Rondabel eingerichtet.

Als wir in dasselbe eintraten, folgte uns eine kleine Zahl von Gemeindegliedern. Wir zogen mit Gesang hinein und hielten darin einen kurzen Gottesdienst. Bunge überreichte mir die Sammlung, die er als Beitrag seiner Gemeinde zu meiner Reise veranstaltet hatte, im Betrage von 85 Mark, in Anbetracht der totalen Geldnoth eine beträchtliche Summe; etliche hatten einen Hammel geschenkt, und dafür beim Verkauf nur 5 Schilling bekommen, während doch sonst der Preis 1 Pfd. Sterl. ist.

Nachdem wir einige Verse gesungen hatten, ergriff Bunge das Wort und sprach etwa Folgendes (Beste schrieb es bald nachher auf):

„Lieber Vater, wir freuen uns von Herzen, daß Gott der Herr es uns vergönnt hat, Dein Angesicht zu schauen, und wir werden den Herrn bitten, daß er Dich nun auch wieder glücklich nach Hause bringe. Um Dir aber auch durch einen handgreiflichen Beweis unsere Liebe kund zu thun, haben wir das Wenige, das ich Dir jetzt im Namen der ganzen Gemeinde einhändige, unter uns gesammelt. Gern hätten wir mehr gegeben, aber wir stehen vor Dir, wie jene arme Wittwe am Gotteskasten, welche von ihrer Armuth einlegte Alles, was sie hatte. Wir haben in dieser schweren Zeit nicht mehr finden können. Nimm

es an als ein Zeichen der Liebe von Deinen Kindern, die gerne mehr gegeben hätten. Der Herr geleite Dich. Amen! Grüße unsere Väter!"

Ich dankte in einer Ansprache, in der ich des Herrn Segen über die Gemeinde erbat, Bunge schloß mit einem brünstigen Gebet.

Die Versammelten folgten, wie sonst die Leute auf unseren Stationen, nicht einmal zum Wagen, der doch dicht dabei stand. Die südlichen Kaffern, sowohl die getauften, als die rohen, unterscheiden sich von den Zulu und Bassuto doch sehr erheblich. Es scheint ein innerliches Pietätsband bei den Christen nicht gepflegt worden zu sein. Die Heiden aber sind durch den Branntwein so entnervt, daß sie auf den Straßen und an den Bahnhöfen stehend einen kläglichen, zerlumpten Anblick gewähren. Bunge mit zwei oder drei anderen kamen mit zum Wagen, dort gab es einen beweglichen Abschied.

An der Bahnstation Dohne mußten wir eine ziemliche Zeit warten. Dann brausten wir die vielen Kurven der Bahn ab; in Blaney-Junction stieß der von King-Williamstown kommende Zug zu dem unsrigen. Er brachte uns den Superintendenten Grützner und seine Frau, welche die Reise durch Kapland mit mir machen wollten. Wir füllten ein ganzes Coupé: Grützner, seine Frau, Kropf und seine Frau, Beste, Anders, Rein und ich. Königk und Johl, die mit dem Pastor Zahn ebenfalls von King-Williamstown kamen, mußten einen anderen Wagen besteigen.

Es war ziemlich dunkel, als wir gegen 7 Uhr in Panmure ankamen; wir wurden freundlich erwartet von Müller's, die uns in ihr gastliches Haus abholten.

Mittwoch, 20. Mai. Früh Morgens durchmusterte ich eine Anzahl Schriftstücke, die mir Müller übergab, und die mir endlich einen völlig klaren Einblick in die Verhältnisse der deutschen Gemeinden zu unserer Mission gewährten, freilich einen recht betrübenden.

Etwa 9½ Uhr eröffneten wir unsere Konferenz, die der vorbereitende Schritt sein sollte zur Gewinnung einer kafferländischen deutsch-lutherischen Synode. Das Bedürfniß dazu war von allen Seiten tief gefühlt, die Ausführung aber an den noch dazu unklaren und sich selbst widersprechenden neulutherischen kirchlichen Anschauungen etlicher Brüder gescheitert. So hatten denn die beiden Brüder Müller und Baumgarten (beides frühere hermannsburger Missionare, letzterer früher fünf Jahre lang Pastor in der breslauer neulutherischen Kirche gewesen) deshalb an mich die dringende Bitte gerichtet, eine Konferenz nach Panmure zu berufen, auf der dieser Gegenstand besprochen werden könnte. Ich hatte die nachgesuchte Hülfe versprochen, aber Clüver sowohl als Böhmke hatten abgelehnt, auch Kropf, obschon in East-London zugegen, nahm eine zurückhaltende Stellung ein. Zugegen waren außer ihm die Brüder Müller, Baumgarten, Rein, Beste, Johl, Anders, Königk, Fuchs, Zahn Kropf und ich. Grützner nahm als Gast mit Theil. —

Wider meinen Willen wurde ich zum Vorsitzenden ernannt, ich hatte nur mit meinem Rath zu dienen gedacht. Ich gab einen Ueberblick über die bisherige Entwickelungsgeschichte der deutschen lutherischen Kirche in Kafferland, über die Schwierigkeiten und Uebelstände, die vorlagen, deren Gründe und die Mittel zur Beseitigung. Letztere

hatte ich in 16 Sätze zusammengefaßt. Eine lebhafte und eingehende Diskussion brachte das erfreuliche Ergebniß, daß sämmtliche Brüder meinen Ausführungen und Vorschlägen beistimmten, und daß Beste mit der Weiterführung der Sache betraut wurde. Kropf stimmte sachlich bei, zog es aber vor, das Protokoll nicht zu unterschreiben. — Müller, und besonders Baumgarten, waren überglücklich, daß das vornehmste Hinderniß zu brüderlicher Vereinigung gehoben war, ja, mit einem Schlage zerbrochen schien. Man beschloß, den Brüdern Clüver und Böhmke einfach die Frage vorzulegen, ob sie sich an eine auf Grund der 16 Sätze zu berufenden Synode anschließen wollten, verneinenden Falls werde man ohne sie vorgehen.

Am Abend waren wir zu gemüthlicher Besprechung bei Müller's.

77. Fahrt nach Mosselbay.

Donnerstag, 21. Mai. Früh Morgens um 8 Uhr begaben wir uns an den Hafen, um uns nach Mosselbay einzuschiffen. Wir gingen zu Fuß, um uns an den grünen Schluchten des Buffaloflusses, die von überraschender Schönheit sind, zu erquicken, und erreichten in einer reichlichen halben Stunde den Hafen. Die mehrstündige Frist bis zum Abgang des „Dunkelt" verstrich schnell. Sowohl der Blick in die reizenden Partieen des Buffaloflusses, als der in die See hinaus, als die letzten brüderlichen Gespräche mit der in allen ihren Gliedern versammelten kafferländischen Synode ließen die Zeit schnell vergehen. Endlich wurde das kleine Dampfschiff, das uns zu dem auf der Rhede liegenden größeren „Dunkelt" bringen sollte, bestiegen. Baumgarten, dessen Dankbarkeit in den wärmsten Worten Ausdruck suchte, Fuchs und Königk begleiteten mich auf das große Schiff, um mir beim Verladen der Sachen behilflich zu sein. Als wir über die verhängnißvolle Sand-Barre, die den Eingang zum Hafen gefährlich macht, fuhren, stieß unser kleiner Dampfer wieder auf den Grund. Dicht neben uns lag unter dem Wasser das Wrack der „Lizzy", des kleinen Dampfers, mit dem ich vor vierzehn Tagen vom Melrose aus an das Land gefahren war. Der letzte Sturm hatte ihn, als er eben die Passagiere vom größeren Schiff hatte an das Land bringen wollen, umgeworfen. Ich hatte abermals Ursache, dem Herrn zu danken für gnädige Bewahrung. Ich hatte die Absicht gehabt, mit diesem Dampfer acht Tage früher, an demselben Tage, da er unterging, zu fahren. Der Mangel eines von Kropf aufzustellenden Reiseplans hatte meine Absicht, Kafferland in einer Woche zu absolviren, zu nichte gemacht; ich mußte dadurch acht Tage meine Abreise verzögern, aber gerade in diese Zeit fiel jener furchtbare Orkan, der Häuser und Bäume umgeworfen und in der Kolonie einen Schaden angerichtet hatte, welcher auf mehr als 100000 Pfd. Sterl. taxirt wurde. An den Mündungen der Flüsse hatte man todtes Vieh aller Art, Thüren, Tische und andere Hausgeräthe, entwurzelte Bäume 2c. in die See treiben sehen. Dieser Orkan hatte auch das Schiff gefaßt, mit dem ich damals zu fahren gedachte. Es hatte zwar die hohe See gewinnen können, hatte aber drei Tage mit Sturm und Fluth zu kämpfen gehabt, und war in Mosselbay, statt am Sonnabend früh, erst am Dienstag Abend

angekommen. Auch wir sahen auf unserer Fahrt, eine halbe Meile von der Küste entfernt, noch schwimmende Bäume, Pfähle und Gesträuch.

Als wir an Bord stiegen, war der klarste Sonnenschein und stilles Wetter, so still, wie es selten an dieser sturmbewegten Südküste von Afrika, aber kaum jemals in dem sturmbewegten Mai-Monat hier gefunden wird. Wir hatten eine herrliche Fahrt, obschon die nachträgliche Bewegung der See das Schiff selbst bei völliger Windstille rollen ließ, so daß die Geschwister Grützner bis zuletzt an der Seekrankheit zu leiden hatten. Ich blieb diesmal davon verschont.

Die Fahrt ging beständig an der Küste entlang, an welcher man Häuser, Bäume und Vieh deutlich erkannte.

Am Freitag, 22. Mai, stand ich 4½ Uhr auf und wollte auf Deck den Sonnenaufgang sehen. Es war noch ganz dunkel, eine herrliche Sternennacht. Bald darauf stoppte die Maschine, wir waren auf der Rhede vor Port Elizabeth angekommen. Allmählich hellte sich der Osten, die Morgenröthe gestaltete sich zu einer Purpurgluth, wie ich sie kaum vorher gesehen habe. Bald beleuchteten die Strahlen der Sonne die gegenüber am Berge terrassenförmig aufgebaute, seit achtzehn Jahren mächtig angewachsene Stadt mit ihren Kirchthürmen und anderen schönen Gebäuden, welche mein treffliches Glas mir dicht vor die Augen rückte, ohne daß ich das Schiff zu verlassen nöthig gehabt hätte. Bald eilten die kleinen Dampfer und die Leichter-Schiffe herbei, um Personen und Lasten zu holen und zu bringen. Etliche der Passagiere setzten nach dem uns gegenüberliegenden großen Dampfer über, welcher von Port Elizabeth direkt nach London geht. —

Die Masse der aus- und einzuladenden Waaren war so groß, daß wir erst Abends 5 Uhr kurz vor einbrechendem Abend die Rhede von Port Elizabeth verließen, so daß ich von der afrikanischen Küste, an der wir entlang fuhren, nichts zu sehen bekam.

Sonnabend, 23. Mai, war ich wiederum vor Sonnenaufgang auf Deck. Diesmal schlugen die herrlichen Purpurfarben des letzten Morgens mehr ins Gelbliche. Die Südküste von Afrika lag auf kaum eine Meile Entfernung vor mir, hohe zackige Berge; leider war die Luft etwas dick, und der Fuß der bis zu 3—5000 Fuß ansteigenden Gebirge in Nebel gehüllt, so daß nur die Spitzen der Berge hervorragten. Sie zeigten scharfe zum Theil sägenförmige Konturen, ich konnte mich nicht enthalten, einige Skizzen von ihnen zu nehmen.

Als wir uns der Mosselbai näherten, sahen wir einen Pfahl senkrecht aus der Tiefe hervorragen. Der Kapitän meinte, es wäre das Wrack eines kürzlich gestrandeten Schiffes, und in der That sind beim letzten Sturm mehrere Schiffe hier verunglückt. Bald zeigten uns aber entwurzelte Baumstämme, Sträucher, Grasbüschel, daß wir es mit Gegenständen zu thun hatten, die der angeschwollene Brackrivier ins Meer hinausgetrieben hatte.

Gegen 2 Uhr erreichten wir die herrliche Mosselbai, ein weites von hohen Gebirgslinien eingeschlossenes Becken, an dessem Rande die auf einer kleinen Landzunge erbaute Stadt terrassenförmig emporsteigt, ein schöner malerischer Anblick.

Die Anker fielen, der kleine Dampfer löste sich vom Ufer, bald tönte es aus demselben nach oben zum großen Schiff hinauf; die Brüder Alpermann und Heese stiegen die Schiffstreppe hinauf, um — weinend — ihren alten Vater zu begrüßen. Das Ufer war bald erreicht; Superintendent Schmidt wartete daselbst. Es ging steil bergan bis zu einem mit reichen Flaggen gezierten zweistöckigen Hause, unserer Kirche und Schule, die die Stadt von der Höhe überragend einen herrlichen Blick auf die weite Bai gewährt. Der Weg war rechts und links mit Flaggen geschmückt.

Die ganze Gemeinde und die Schulkinder in Festkleidern empfing mich singend. Wir zogen in die Kirche, wo ein Dankgottesdienst gehalten wurde. Dann zog ich mich in die Stille zurück, um die vielen eingegangenen Briefe zu lesen. Mich zog es mächtig heimwärts.

78. Mosselbay.

Sonntag, 24. Mai. 1. Pfingstsonntag. Ich stand um 4 Uhr auf, um das Tagebuch bis hierher zu vollenden. Dann ging ich auf die Veranda, um die das herrlichste Panorama über Gebirge und Meer bestrahlende Sonne aufgehen zu sehen. Der Blick über die weite Bai und die Bergketten, die sie begrenzen, war großartig schön. Das Kirchlein ist hoch über den einen 120 Fuß hohen Bergabhang terrassenförmig ansteigenden Häuserreihen erbaut, die einen schönen Vordergrund für die weitausgedehnte Landschaft geben. Hinter dem Hause steigt der felsichte Hügelabhang noch etwa 200 Fuß empor.

Gegen 10 Uhr ging es in die gut gefüllte Kirche, in welcher ein Sängerchor liebliche Lieder sang.

Auch der vierstimmige andächtige Gemeindegesang war volltönig, rein und schön. Die auf der rechten Seite sitzenden Männer, zu denen auch etliche Weiße sich gesellt hatten, waren fast sämmtlich vor wenigen Jahren noch ganz verkommene, im Branntweingenuß verwilderte Heiden, jetzt gerettet durch die treue Arbeit der Brüder Heese und Alpermann, eine Gemeinde von mehr als 200 Seelen, Männer und Frauen, die jetzt in Zucht und Gottesfurcht leben, ein herzbewegender Anblick. Ich hielt die Predigt über die Pfingstfest-Epistel und empfing dann mit der Gemeinde das heilige Abendmahl.

Am Nachmittag war Taufgottesdienst, ich konnte 7 Erwachsene auf den Tod des Herrn Jesu taufen. Nachher konfirmirte Br. Heese eine Erwachsene und hielt eine populär-schöne tief einschneidende Anrede an beide, die Konfirmirten sowohl als die Neugetauften, mit welchen Br. Alpermann vor der Handlung ein ernstes Examen abgehalten hatte.

Gegen Abend machten wir einen Spaziergang nach dem Gottesacker, auf welchem vor wenigen Monaten die Frau des Br. Alpermann ihre Ruhestätte zwischen zwei ihr vorangegangenen Kindern gefunden hatte. Dann gingen wir an den Strand, welcher hier in einer felsigen Landzunge ausläuft. Auf der äußersten Spitze steht der Leuchtthurm, der Felsen selbst bildet das Profil des heiligen Blasius, nach welchem

er auch genannt wird. Etwa 40 Fuß hoch über dem Meeresspiegel ist eine Höhle, von welcher aus man einen herrlichen Blick über Strand und See hat.

Montag, 25. Mai. 2. Pfingsttag. Missionsfest. Br. Schmidt hielt eine gediegene Festpredigt am Vormittag in der Kirche. Am Nachmittag 2 Uhr fanden sich die Schulkinder und eine Anzahl erwachsener Gemeindeglieder vor dem Missionarshause ein, um im Zuge nach dem Festplatz zu gehen. Derselbe ist wohl einer der grandiosesten von allen Plätzen, die jemals eine Missionsfestgemeinde geschaut haben. Wir stiegen, die Kinder mit Fahnen und zuerst Psalmen und Lieder singend, bergan, bis wir die Höhe der etwa 380 Fuß hohen Landzunge erreicht hatten. Auf einer buschigen Sanderhöhung wurden die drei Fahnen aufgepflanzt. Sie schauten weit hinaus, nicht bloß in die Lande — die etwa 5000 Fuß hohe, die Mosselbai begrenzende zackichte Gebirgskette, die Südgrenze von Afrika, welche das Auge etwa fünfzehn deutsche Meilen weit verfolgen konnte — sondern auch in die See, welche die Landzunge nach drei Seiten umgiebt. Auf Schatten freilich mußten wir verzichten, die kleinen saftig dunkelgrünen Sträucher auf dem Sandhügel waren das einzige grüne Laub, das wir sahen, die Fläche selbst war ein nur mit Blumen und Steinen bedeckter Grasteppich. Die Kinder bildeten bald einen Kreis, um welchen herum die Erwachsenen sich gruppenweise vertheilten. Die Kinder sangen liebliche Lieder, in welche die Erwachsenen einstimmten. Dann hielten die Brüder Alpermann und Heese Ansprachen, zumeist erzählenden Inhalts. Beide Ansprachen waren innig und herzlich, die des Br. Heese so populär, so dem kindlichen Gemüth entsprechend, daß alle Angesichter strahlten und glänzten, und alle gern noch eine halbe Stunde länger zugehört hätten.

Nach dem zweiten Vortrag ging ich mit den Brüdern Schmidt und Alpermann eine halbe Stunde auf der in steilen romantischen Felsbildungen seewärts abfallenden Hügelkette weiter, allzeit das Auge auf die tiefblaue Fluth schweifen lassend. Schluchten mit Gebüsch bestanden, wurden umgangen, bis wir in die eine derselben hinabstiegen. Zur Linken ragte ein mächtiger Fels-Obelisk (pulpit-rock, d. h. Kanzelfelsen genannt) steil und pittoresk aus den wilden Felsenriffen des Ufers empor, an denen sich die Brandung, wild brausend, die schäumende Gischt himmelan wohl 30 Fuß hoch schleudernd, brach und die fkärenartigen an 20 Fuß hohen Felsenriffe, wenn sie hinüberspritzen, mit einem Schleiergewebe von kleinen Wasserfällen garnirte. Rechtshin zog sich das Felsenufer etwa eine Viertelstunde fort. Am Fuß, etwa 30 Fuß über dem Wasserspiegel, war eine tiefe Höhle (Wildemannshöhle), deren Eingang wir nur durch beschwerliches Klettern über die Felsen erreichen konnten. Die Mühe ist aber, wenn man den Mund der tiefer in den Berg hinein sich ziehenden Höhle erreicht hat, reichlich lohnend. Das Seebild aus Meer und Felsgestade allein zusammengesetzt, würde einen Landschaftsmaler in Entzücken setzen.

Nachdem wir, aus der Höhle zurückgekehrt, noch ein etwa 30 Fuß hohes Felsenriff erklommen hatten, traten wir den Rückweg an. Die Kinder fanden wir im munteren Spiel, womit, nachdem Br. Grützner noch eine Ansprache gehalten hatte, das Fest beschlossen wurde. Christine,

die fromme, vielgeschätzte und vielgesuchte, wohlbeleibte, behäbige, farbige Hebeamme hatte für Kaffee und Kuchen gesorgt, womit sie uns Ermüdete erquickte. Sie war froh, ihren Lehrern, durch deren Dienst sie erweckt und getauft worden war, eine Freude bereiten zu können. Die Kinder konnten sich nur schwer von ihren Spielen trennen; indeß die Sonne sank, so ordnete sich denn der im Sonntagsstaat stattlich prangende Zug mit seinen Fahnen, die Lieder erklangen, wir Alten folgten langsamer bis zur Kirchthür, vor welcher sich die Kinder abermals im Kreise aufgestellt hatten, um für die genossene Freude zu danken und Abschied zu nehmen. Sie sangen dann: „Laßt mich gehn" alle fünf Verse in deutscher Sprache, so lieblich und rein und schön, wie es nur jemals von deutscher Zunge erklungen ist.

Abends 7 Uhr fand in der Kirche die Versammlung des bereits gegen 100 Mitglieder zählenden Enthaltsamkeitsvereins statt. An 80 Personen, Männer und Frauen, alle durch die Mission aus der Trunksucht und Liederlichkeit heraus gerettete Heiden, hatten sich eingefunden. Der Abend, den ich unter ihnen verlebte, war mir einer der liebsten und ergreifendsten auf der ganzen Reise. Denn nie trat mir die Siegesgewalt des Evangeliums über die Kräfte der Finsterniß klarer vor Augen, als in den beredten Zeugnissen und den dankerfüllten Ansprachen, Zeugnissen und Gebeten dieser Geretteten. Der Verein ist nicht ein Enthaltsamkeitsverein im gewöhnlichen Sinne des Worts, sondern ein wirkliches Kampfesfeld gegen die Mächte der Finsterniß. In den Versammlungen werden alle Gegenstände des Gemeindelebens besprochen, die Mitglieder halten dabei selbst ernste Ansprachen; einem Vorstand von fünf Mitgliedern liegt die Pflicht ob, jedes einzelne Mitglied zu überwachen, und nicht leicht entgeht ein Rückfall ihren Augen. Die Gefallenen werden ermahnt, über und für sie gebetet, die Verstockten ausgeschlossen; von den Beiträgen ist eine Unterstützungskasse gestiftet, aus der auch die Begräbnißkosten der Mitglieder bestritten werden. In Schriftauslegung und persönlicher Ermahnung wird immer darauf hingewiesen, daß nur die Gnade des Herrn und die Kraft des heiligen Geistes im Stande ist, den Sünder zu retten und vor Rückfall zu bewahren, und daß bei einem rechten Christen auch der ganze Wandel Zeugniß geben muß von der Gnade des Herrn, die er empfangen hat.

Die Früchte, die dieser Verein bereits gebracht hat, sind erstaunlich. In der am Strande sich entlang ziehenden Aloestraße, dem Heckenest aller liederlichen, verkommenen, heidnischen und mohammedanischen Personen, in welcher der Br. Alpermann, als er zuerst dorthin kam, kaum vor Schimpfen und Steinwürfen sich bergen konnte, hört man jetzt geistliche liebliche Lieder, und freundliche Angesichter schauen dankend nach dem Knecht Gottes, der das Werkzeug geworden war zu ihrer Rettung nach Leib und Seele. Und welche Veränderung, auch schon in den Angesichtern der Geretteten. Ich sprach eingehend mit einer Anzahl von ihnen, und hatte meine helle Freude an ihren verständigen frommen Worten und an ihrem dankbaren Anlehnen an die Mission und den Missionar. Unter denen, die ich besonders sprach und an deren Zeugnissen ich mich besonders erquickte, nenne ich nur die oben erwähnte Christine, und Daniel Hartneck, der aus einem Wütherich und Trunkenbold ein

treues, bekennendes, betendes Gotteskind geworden war, nachdem er von unseren Brüdern unterrichtet und getauft worden war.

Am Schluß der Versammlung baten mich die Vorsteher, noch ein wenig zurückzubleiben. Einer von ihnen hielt eine Anrede, in welcher er für alle aus der Mission ihnen zugeflossenen Wohlthaten warm dankte, und mir zu meiner Reise Gottes Segen wünschte. Dabei überreichte er mir 65 Mark, die diese Armen in dieser knappen Zeit zu meinen Reisekosten beigesteuert hatten.

79. Anhalt-Schmidt.

Dienstag, 26. Mai. Der Tag hatte noch nicht angefangen zu grauen, als bereits eine zweispännige Karre vor der Thür hielt, die uns nach Anhalt-Schmidt bringen sollte; eine schwere Tour, jeden Tag etwa 9—11 deutsche Meilen weit, zwei Tage hin, einen Tag dort und zwei Tage zurück. Aber Gott sei Dank, die Reise neigt sich zu ihrem Ende, und die schwere Last, die mir in den letzten Monaten aufgebürdet ist, wird ja eines Tages von meinen Schultern genommen werden, wenn des Herrn Tag und Zeit wird gekommen sein. Gott sei Dank! Nun nur noch vier Wochen in Afrika!

Der erste Theil des Weges am Uferrande der Bai entlang bot, etwa 100 Fuß über dem Ufer sich haltend, überraschend schöne Blicke auf die See, die langen Berglinien und die Stadt, während den Vordergrund grüne Kloofen in wechselnder Gestalt bildeten. Nach etwa einer halben Stunde waren wir inmitten dieser Kloofen und konnten durch dieselben hindurch nur ab und zu einen Blick ins Meer werfen, bis zuletzt auch dies aufhörte. Nun fuhren wir zwischen sanft abfallenden, immer höher steigenden Hügeln, die, je weiter wir kamen, zur linken Hand immer felsichter wurden. Die grünen Hügel zur rechten Hand schienen Sand und Dünenbildungen zu sein, denn das Brausen des ungeschauten Meeres begleitete uns Meilen lang bis nach Groot Brackrivier, wo eine großartige Wollwäscherei auf dem Platz eines steinreich gewordenen Engländers Mr. Searle angelegt war. Hier konnten wir an den Ufern des ein breiteres Thalgelände durchströmenden Groot Brackrivier uns eine Vorstellung machen von der Gewalt der letzten Ueberschwemmung, welche das von mir in Bethel erlebte Unwetter bewirkt hatte. Die breite Brücke hatte zwar nicht allzu große Schädigungen erlitten, aber die hoch an den Thalrändern sich findenden Reste von Stroh und Sträuchern ꝛc. zeigten, daß die Fluthen in diesem sehr breiten Thal mindestens 15—20 Fuß geströmt haben mußten. Br. Schmidt hatte ein Thal passirt, in welchem die Wasserhöhe zu 54 Fuß gestiegen war, und hatte den Weg nur mittelst einer schnell hergerichteten Fähre machen können. Unermeßlich ist der angerichtete Schade, der von Einigen auf 100 000 Pfd. Sterl., von andern auf 200 000 Pfd. Sterl. geschätzt wird. Häuser sind eingerissen und von der Erde verschwunden, Menschen und Vieh ertrunken oder in der Kälte erstarrt, im Distrikt Oudshorn sind allein 3000, im angrenzenden Distrikt Willamore 4000 Straußen ertrunken, die Zahl der ertrunkenen Rinder, Schafe und Ziegen zählt nach Zehntausenden, dazu sind Tau-

sende von Morgen des schönsten Ackerlandes hinweggespült bis auf den nackten Fels, andere mit fußhohem Sande überschwemmt, Brücken fortgerissen mit sammt ihren massiven Granitpfeilern, Wege und Mauern durchbrochen, Kloofe durch herabgestürzte Felsmassen unfahrbar gemacht, so daß man nur auf weiten Umwegen von einer Stadt zur andern gelangen kann. Wir hatten auf unserm Wege hier und da noch den Anblick der furchtbaren Verwüstungen, obschon das Wasser selbst bereits in die nahe See abgelaufen war, in welcher bei meiner Einfahrt in die Mosselbai treibende Baumstämme und Grasmassen über eine Meile vom Ufer entfernt uns die erste Kunde des Geschehenen brachten. Der Anblick der Ueberschwemmung, deren Aehnliches auch die ältesten Bewohner nicht erlebt haben, soll entsetzlich gewesen sein. Leichen von allerlei Gethier schwammen inmitten von Haustrümmern, Balken, Dachsparren, Bettstellen, Tischen und Stühlen, großen Bäumen, Sträuchern und verfilzten Grasflächen; der Anblick wurde noch gräßlicher durch das Heulen des Orkans und der brausenden Fluthen, welche mit rasender Gewalt immer höher und höher sich wälzten, bis sie zuerst das Haus an den Fundamenten netzten, dann es durchströmten, bis es mit jähem Krachen in ihnen verschwand. Eine Regenmasse von 5—6 Zoll nach dem Regenmesser war bisher das höchste Maß der vom Himmel herabgestürzten Platzregen gewesen, diesmal hatte der Regenmesser in Georgetown 10 Zoll gezeigt, etwas bis dahin in Afrika Unerhörtes.

Von Groß-Brackrivier ab, wo wir nur wenige Fuß oberhalb des Meeresspiegels waren, führte der Weg steil bis auf die Höhen des Seelandes hinauf, er war herrlich romantisch; die mit Gebüschen und niedrigen Bäumen bestandenen, zum Theil mit wilden Felsen bekränzten Kloofen gruppirten sich zu den herrlichsten Landschaftsbildern, eine Stelle erinnerte mich an den Tripstein bei Schwarzburg, nur daß Linien und Maße hier viel großartiger waren. In fortwährender Steigung erklommen wir die Höhe des Seelandes, eines etwa zwei Meilen breiten grünen Geländes, welches die erste bis zu 4—5000 Fuß steigende Gebirgslinie des südafrikanischen Terrassenlandes vom Meer trennt. Dies Gelände selbst stieg bis zu 700 Fuß über dem Meeresspiegel, wird aber noch nicht als erste Terrasse gerechnet. Es ist eine zumeist baumlose, mit saurem Grase bestandene wellige Fläche, deren Anblick mich zuweilen an das Hoogeveld von Transvaal erinnerte. Doch ist es nur scheinbar eine Fläche, denn unerwartet steht man wiederholt vor einer Thalsenkung, durch welche hindurch die vom Gebirge herabströmenden Flüsse und Bäche ihren Weg nach dem Meere suchen. Wir mußten von dieser Hochfläche ziemlich tief hinabsteigen, bevor wir bei dem das Dorf Blanko, eine halbe Stunde von Georgstown, am Fuße des ersten hohen mit der Küste parallel laufenden scharf gezackten Felsengebirges anlangten.

In Blanko erlitt ich einen empfindlichen Verlust. Ich hielt meine kurze Mittagsrast auf dem Rasen unter einem hohen Gummibaum, bis mich Br. Schmidt weckte; ich fuhr schlaftrunken auf und bestieg hastig die bereits eingespannte Karre, als ich nach 500 Schritt Fahrens bemerkte, meine Brieftasche mußte mir unter dem Gummibaum entfallen

sein. Ich kehrte sofort um, aber sie war verschwunden. Ein Mann, der dicht neben meinem Schlafplatz sitzend mich fortwährend beobachtet hatte, wußte nicht von ihrem Verbleiben. Alles Suchen und Forschen half nichts, ich mußte ohne die Brieftasche weiter fahren. Dieselbe enthielt wichtige Briefe, die Aufzeichnung der Meereshöhe unserer sämmtlichen Stationen, die Liste der von den Gemeinden mir geschenkten Geldbeiträge zur Reise, mehrere den Kaffern in der Wildniß abgelauschte Melodieen, Melodieen von Vogelgesang und manches andere für mich sehr Werthvolle; es war mir ein empfindlicher Schmerz — aber: der Herr hats gegeben, der Herr hats genommen, Sein Name sei gepriesen. Und wenn Er will, kann Er ja machen, daß ich diese Brieftasche doch noch wieder bekomme. (Er hat es nicht gewollt.)

In etwas wurde mir durch den Verlust zunächst der Genuß des wunderbar schönen Montague-Passes geschmälert, in welchem ein trefflicher Bergweg, dessen durch den Regen verspülten Schädigungen bereits soweit ausgebessert waren, daß wir ihn mit der Karre passiren konnten, uns auf die Höhe des Joches führte. Zwei frische Pferde, die wir in Blanko für 15 Mark mietheten, zogen die leichte Karre die über 1500 Fuß hohe Höhe hinauf, trotzdem der Weg bisweilen recht steil, an etlichen Stellen nur provisorisch ausgebessert war. Aber die jähen, unten von rauschenden Waldbächen durchströmten Tiefen, sowie die himmelanstarrenden mächtigen Felsenspitzen, sowie die mit hohem Urwald gefüllten minder steilen Gründe, machten diesen Weg zu einem der pittoreskesten Punkte von Süd-Afrika.

Auf der anderen Seite fiel der Weg minder steil ab, war aber auch weniger ausgebessert. Einige Brücken waren zerrissen, und wir mußten auf Umwegen die Flüsse durchfahren, der Weg selbst war an manchen Stellen so vernichtet durch breite steilgeänderte Wasserläufe, daß wir nebenher im Grase einen neuen Weg suchen mußten, was uns nicht wenig aufhielt. So überfiel uns das Abenddunkel, bevor wir das heutige Tagesziel erreichen konnten. Denn in der Dunkelheit war es schier unmöglich, den zerrissenen Weg zu passiren. Wir fanden indeß beim letzten Tageslichte einen freundlichen Bauer, Herrn van der Hofen, welcher uns gastlich aufnahm und uns ein Zimmer mit schönen, weichen, reinen Betten als Schlafgemach überwies.

Mittwoch, 27. Mai. Mit dem ersten Tagesgrauen brachen wir auf. Wir hatten mit unseren zwei starken Pferden gestern einen schwierigen Weg von 10 deutsche Meilen gemacht, heute sollten sie auf vielleicht noch schwererem Wege 11 deutsche Meilen nach Anhalt-Schmidt leisten. Ich zweifelte, ob es möglich sein werde.

Nach einem Schoft von drei Stunden erreichten wir den Bauer Taute, einen Freund unserer Brüder. Der alte Vater hatte durch einen Sturz über einen Felsabhang auf dem von uns zurückgelegten Wege eine starke Beschädigung erlitten, war aber soweit hergestellt, daß er seinen Sitz im Parlament in der Kapstadt einnehmen konnte; so war er abwesend, seine Frau todtkrank; deshalb kehrten wir bei dem Sohne ein, der uns freundlichst aufnahm und bewirthete. Ich bedauerte, den Vater nicht zu sehen, der mich vor achtzehn Jahren auf das Freundlichste beherbergt und später in Berlin besucht hatte, und der

nebenher eine der hervorragendsten Persönlichkeiten Süd-Afrikas ist. Als ein armer Mann hatte er begonnen, durch seinen Fleiß und Umsicht aber sich so emporgeschwungen, daß er jetzt einer der reichsten Grundbesitzer ist. Für alle seine vielen Kinder hat er Plätze gekauft, die ihnen reichliches Auskommen gewähren, er selbst hat seine Ländereien weit ausgedehnt, und mit einer auf sechs deutsche Meilen Länge angegebenen 4 Fuß hohen Steinmauer eingefriedigt, innerhalb deren sein Vieh und seine Straußen ungefährdet weiden können. Sein Wohnplatz hat sich zu einem Dorf mit netten Häusern umgestaltet, in welchem seine vielen Arbeitsleute wohnen. Für dieselben hat er auf einem Hügel eine niedliche Kirche gebaut, in welcher die durchreisenden Prediger und Missionare, die er freundlichst beherbergt, für ihn, seine nahe wohnenden Kinder und seine Leute, Gottesdienst halten. In seinem Hause fand ich bei meinem letzten Besuch in der eleganten Wohnstube ein Pianino und ein Harmonium und in Prachtbänden gebunden eine auserlesene Bibliothek, die in einem Mahagonischrank mit Glasfenstern aufbewahrt wurde. Sein Sohn sagte uns, daß der durch die letzte Wasserfluth auf seinem Platze angerichtete Schaden sich auf mindestens 1000 Pfd. Sterl. beliefe. Das Wasser des 25 Fuß tiefer fließenden Flüßleins hatte die Fundamente des Wohnhauses bespült. In die großen Einfriedigungsmauern hatten die Wassermassen weite Lücken gerissen. Neun Straußen hat er verloren, einer der großen Straußenbesitzer 300, ein anderer 700. Der Schaden wäre, wenn er vor zehn Jahren gekommen wäre, sehr groß gewesen. Damals wurden große Straußen das Paar mit 200 Pfd. Sterl. bezahlt, während sie heute, da die Straußenzucht erheblich gestiegen ist, kaum den zehnten Theil mehr werth sind.

Von Taute aus erreichten wir in 1¼ Stunden Körbomsrivier, wo die Frau eines zur Herberge von Fremden eingerichteten Accommodation-Hauses, eine Hamburgerin, uns freundlichst bewirthete, erfreut, deutsche Landsleute zu sehen.

Hinter dem Hause begann wiederum ein steiler Gebirgsweg, auf dem wir abermals über 1000 Fuß hoch hinauffahren mußten, um die erste der drei Terrassen, in welchen das Land von der Küste aufsteigt, zu erklimmen. Wir waren bereits in der Langekloof, einem kühlen Thal, in welchem ziemlich reichlich fallende Regen den an sich nicht allzufruchtbaren Acker ergiebig machen.

Nachdem wir einige Stunden gefahren waren, begegnete uns etwa drei Meilen weit von Anhalt-Schmidt der Br. Howe, der mit frischen Pferden uns entgegengekommen war. Wir bestiegen dessen Karre, und erreichten die überaus freundlich gelegene Station Anhalt-Schmidt, deren weißer Kirchthurm uns schon zwei Meilen weit entgegengeleuchtet hatte, mit dem Scheiden des Tages, während die Sonne noch die höchsten Gebirgsspitzen bestrahlte.

An der Grenze hatten sich einzelne Gemeindeglieder zu Pferde eingefunden, die uns mit Salutschüssen begrüßten. Bei ihnen war auch Br. Markötter, der unsere Karre bestieg und hineinfuhr in die Station. Hier führte der Weg zunächst durch einen schwer sandigen Fluß, dann fuhren wir unter Glockengeläute den Hügel hinan zur

Kirche. Viele Ehrenpforten waren erbaut, die ganze Gemeinde, an 3—400 Seelen, in Festkleidern in zwei Reihen aufgestellt, zwischen denen wir hindurch mußten. Ein von Farbigen gebildeter Posaunenchor begleitete den volltönigen vierstimmigen reinen schönen Gesang. Ich stieg ab, grüßte jeden Einzelnen mit Händedruck, stellte mich dann an die Spitze des Zuges, der mich singend und die Posaunen blasend bis vor die Thür des Missionshauses brachte.

In Avontuur hatten wir die Geschwister Häse angetroffen, welche von Uniondale zwei Meilen weit hergefahren waren, bloß um sich zu erkundigen, wann ich in Anhalt-Schmidt sein werde, und die mich nun gleich nach der Station hin fernere zwei Meilen weit begleiteten.

Nachdem wir uns ein wenig restaurirt hatten, wurde zum Abendgottesdienst geläutet; die im schönen gothischen Styl in Kreuzform erbaute Kirche strahlte im hellen Lichterglanz von Kronleuchtern, und war durch die Gemeinde gefüllt, die mit ihrem großen Vater von jenseit des Meeres ihren Gottesdienst feiern wollte. Ich begnügte mich mit einer kurzen Ansprache, und versprach am folgenden Tage eine Predigt zu halten.

Die späten Abendstunden wurden im trauten Kreise der Missionsgeschwister verbracht.

Donnerstag, 28. Mai. Ich mußte früh aufstehen, um mein Tagebuch bis hierher zu vollenden. —

Nach dem Frühstück machten wir eine Fahrt durch das vom Missionar Prietsch erkaufte Landgebiet. Unterwegs nahm ich zwei Skizzen.

Gegen 11 Uhr zurückgekehrt, fand ich die Gemeinde bereits zum Gottesdienst versammelt; ich predigte über einen freien Text und hielt nach der Predigt eine Zusammenkunft mit den Gemeindeältesten. Nachmittags hielt ich Schulprüfung mit beiden Schulen; ich fand sie im mittleren Durchschnitt. Gegen Abend besichtigte ich die beiden Mühlen. Man erzählte mir, unsere Vley brenne unter der Grasdecke; bisweilen sind Menschen und Vieh durch die dünne Decke knietief eingefallen und haben sich jämmerlich verbrannt. Abends traute Versammlung der Missionsgeschwister, zu denen auch Häse's aus Uniondale sich gesellt hatten.

Freitag, 29. Mai. Mit der Sonne aufgebrochen. Unsere Karre hatten wir auf drei Meilen bis Wolvekraal vorausgesandt, damit die Pferde dort vorher rasten und fressen könnten, und wir, von Br. Howe mit seiner Karre hinterhergefahren, nur von einer Karre zur andern steigen und sofort weiterfahren könnten. Das war nothwendig, denn wir hatten heute einen Weg von 14—16 deutschen Meilen vor uns, eine schwere Aufgabe für zwei Pferde, noch dazu auf dem theilweis durchweichten, theilweis zerrissenen Wege, auf dem wir mehrere Wagen stecken geblieben fanden, während an anderen Stellen tiefe Löcher zeigten, daß dort Wagen stecken geblieben und ausgegraben waren. Zahlreiche Straußen waren am Wege, in den mit Draht eingehegten Weideplätzen. Ihr Werth beträgt heute ein Zehntel von dem, was sie vor zehn Jahren galten.

Mit Sonnenuntergang erreichten wir die North-Station, das letzte Hotel vor dem Montague-Paß, als es eben zu regnen begann.

Da heftiger Regen in der Nacht zu erwarten stand und damit die Gefahr, daß der Weg zerrissen und unfahrbar gemacht würde, entschlossen wir uns trotz des strömenden Regens und der durch den Mond nur wenig gelichteten Dunkelheit den 1500 Fuß hohen Gebirgspaß noch in der Nacht hinunterzufahren. Ein wenig durchnäßt kamen wir um 9 Uhr in Blanko an, von den herrlichen Schönheiten des Gebirgspasses konnten wir freilich nichts genießen. Meine verlorene Brieftasche hatte sich leider nicht zurückgefunden.

Sonnabend, 30. Mai. Auf dem vom Nachtregen noch mehr durchweichten Wege fuhren wir von 8—2 Uhr nach Mosselbay zurück. Hinter uns regnete es stark, auch rechts und links, wir selbst kamen trocken hindurch. In Mosselbay hatte ich vollauf zu thun, um meine amtlichen Schreibereien zu erledigen. Zwischendurch kamen Gemeindeglieder und brachten Geschenke, Blumen, Muscheln, Seekorallen; der freundliche Ausdruck ihrer Gesichter, auf denen eine andere als bloß bürgerliche Civilisation sich abprägte, machten einen wohlthuenden Eindruck.

Sonntag, 31. Mai. Früh in den Morgenstunden wurde die Postsendung zurechtgemacht. Um 10 Uhr in die Kirche. Schmidt predigte über das Sonntags-Evangelium. Nachmittags hielt ich die Schulprüfung ab; die farbige Lehrerin Mrs. Harris machte ihre Sache vortrefflich, die Schule war in gutem Stande. Am Abend hielt Alpermann eine warme, ebenso populäre als geistvolle und praktische Predigt über die Sonntagsepistel, welcher die Gemeinde mit sichtlich tiefer Bewegung zuhörte. Ich hielt eine Ansprache zum Abschied. Nachher kam jedes einzelne Gemeindeglied zu mir, um herzlich und bewegt Abschied zu nehmen. Wir haben wahrlich nicht vergeblich in Mosselbay gearbeitet.

80. Herbertsdale. Außenstationen von Riversdale.

Montag, 1. Juni. Vor Sonnenaufgang brachen wir auf, grüßten etliche Gemeindeglieder, die zum Abschiednehmen gekommen waren, dann zogen uns unsere zwei kräftigen schnellen Schimmel den ziemlich hohen Berg hinauf, von dessen langgestrecktem Rücken wir eine geraume Zeit zur Rechten die Bai mit den hinter ihr lang hin sich streckenden zackigen Höhen der „Langenberge" sehen konnten, bis uns ein Blick nach links belehrte, daß wir auf einer Landzunge gefahren waren. Das Land war grün von Gras und Sträuchern, so daß der letzteren immer mehr, und das erstere weniger wurde. Bei einem „Poststall" spannten wir aus. Derselbe war ein Häuschen von Eisenblech, einen Stall, Futtergelaß und ein Stübchen als Wohnung für einen Hottentotten enthaltend. Solche Ställe hält der Posthalter auf je zwei Stunden zu Pferde am Wege, um umspannen zu können.

Weiter fand sich auf dem Wege nach Herbertsdale nichts Bemerkenswerthes. Nur tiefe grüne Kloofen, mit Gras, Buschwerk und niedrigem Holz bestanden, boten dem Auge eine wohlthuende Erquickung. Der Weg führte an den Gauritzfluß, in dessen Nähe wir mit Br. Heese zusammentrafen und den Weg gemeinsam fortsetzten. Auffallend war

die Menge der zahmen Strauße, die zuweilen völlig frei umherliefen und in unsere nächste Nähe kamen. Ich erfuhr, daß die bekannte Erzählung, der Strauß stecke, vom Jäger verfolgt, den Kopf in den Busch, meinend, wenn er den Jäger nicht sähe, so sähe dieser ihn auch nicht, eine Fabel ist. Das ihr zu Grunde liegende Faktum ist, daß der Strauß, verfolgt, in seiner Angst in einen Busch läuft, daß aber dieser durch Schlinggewächse oft so verwachsen ist, daß der Leib dem Kopf nicht nachfolgen kann, so daß er sich in dem Busch derartig fängt und verfängt, daß er nicht rück- noch vorwärts kann, und in dieser Lage vom Jäger erlegt wird. Auch das ist eine Fabel, daß der Strauß seine Eier im Sande von der Sonne ausbrüten läßt. Er macht vielmehr sein Nest so sorgsam und künstlich, wie jeder andere Vogel, und Männchen und Weibchen brüten abwechselnd. Eine andere bemerkenswerthe Erscheinung war der Reichthum an Aloe und Agaven in dieser Gegend. Dieselben werden vielfach zu undurchdringlichen Hecken-Verzäunungen gebraucht und gewähren dann mit ihren orangerothen, feuerfarbenen, einer Kerze ähnlichen Blüthen einen artigen Anblick. Die Agaven blühen nicht so reihenweis, sondern ihr riesiger 20—30 Fuß hoher Blüthenstengel ragt nur hier und da aus der Hecke hervor. — Vor Herbertsdale hatten wir den Tauwfluß, an welchem das Dorf liegt, wohl sechsmal zu durchfahren, doch waren die Driften leicht und gut.

Etwa eine Viertelstunde vom Dorf warteten unser die Schulkinder, weiterhin die Gemeinde mit Gesang. Fünf Karren mit Bauern hatten sich uns allmählich angeschlossen, welche die Empfangsfeierlichkeiten gern mit ansehen wollten. Der Eingang zum Dorf war wiederum mit Ehrenpforten, Guirlanden und Kränzen mit Inschriften, sowie mit vielen Flaggen festlich geschmückt. Mein erster Gang war in die Kirche, wohin die Gemeinde folgte, um den Dankgottesdienst abzuhalten. Auf dem Wege nach dem Pfarrhause liefen wiederum viele zahme Straußen, alte wie junge, umher.

Dienstag, 2. Juni. Vormittags hielt ich den Hauptgottesdienst, zu welchem sich sehr viele Bauern eingefunden hatten, so daß die Hälfte der die Kirche drückend füllenden Versammlung aus weißen Leuten bestand. Ein erfreulicher Fortschritt war es, daß Weiße und Farbige, den Racenhaß vergessend, sich zu gemeinsamer Anbetung vereinigten. An den Hauptgottesdienst knüpfte ich die Ordination des Br. Kikillus zum heiligen Predigtamt. Am Nachmittag war Schulprüfung. Zu weiteren Arbeiten reichte meine abnehmende Kraft nicht aus. Den Abend verbrachten wir bei Herrn Schröder, der von uns ein Erbe gepachtet hat, um einen Kaufladen aufzurichten. Mann und Frau scheinen recht liebe Leute zu sein.

Mittwoch, 3. Juni. Wir brachen früh auf, weil wir an diesem Tage noch zwei Außenplätze des Br. Heese besuchen wollten. Dichter Nebel verhüllte die Aussicht; in die nach dem Gauritzfluß hinabführenden herrlichen grünen Kloofen konnten wir nur undeutlich hineinschauen.

Die Drift des Gauritz war dieselbe, welche Br. Schmidt auf seiner Reise nach Mosselbay vor wenigen Tagen mit 54 Fuß Wasserhöhe

überfahren war. Diese ungeheuren Wassermassen sind der Zusammenfluß sämmtlicher Wasserläufe der Karroo, welche durch den letzten dreimal vierundzwanzig Stunden anhaltenden Platzregen angefüllt worden waren. Jetzt waren sie fast abgelaufen, Massen von Sand, Pflanzen, Buschwerk, die sich an den Rändern abgelagert hatten, zeigten die ungeheure Höhe des gewesenen Wasserstandes an. Auch jetzt war der Wasserstand noch so hoch, daß an ein Durchfahren der meistentheils sonst ganz flachen Drift nicht zu denken war. Wir mußten uns eines Ponts, d. h. einer Fähre bedienen, welche uns und unsere Karren durchbrachte, während die Pferde, in den Fluß gejagt, durchschwimmen mußten. Bei einem Gasthof am jenseitigen Ufer spannten wir aus. Daselbst wurden eine Menge Aloekisten zur Versendung zubereitet.

Der Aloesaft wird auf folgende Weise gewonnen. Die stachligen Aloeblätter werden mit vieler Mühe durch arme Leute gepflückt. Dieselben legen sie zu einem etwa 4 Fuß im Durchmesser betragenden Kranz zusammen, dessen vertiefte Mitte auf dem Boden durch ein Fell bedeckt ist. In dieses läuft der Saft aus den Blättern aus. Er wird in große eiserne Kessel gethan und so lange gekocht, bis er sich zu einer schwarzen klebrigen Masse verdickt. Diese wird in Kisten gegossen, in welchen sie ganz hart und trocken wird und wie steifer Pech aussieht. Die massenhafte Sammlung dieser Substanz hat Hunderten ihr Brot verschafft. Jetzt ist auch dieser Erwerbszweig völlig unergiebig. Denn wenn früher der Besitzer des Landes $^1/_5$ der Masse vom Sammler empfing, so fordert er jetzt $^1/_3$, wohl gar die Hälfte. Dazu ist der Preis für 100 Pfund des getrockneten Safts von 2 Mark 50 Pfennig bereits auf 1 Mark 50 Pfennig, ja auf 80 Pfennig herabgesunken, und der Bauer, der den großen Eisenkessel liefert, fordert dafür auch seine Abgabe, so daß die armen Sammler jetzt nicht mehr so viel verdienen, als die Ausgaben für die zu der anstrengenden Arbeit erforderliche Mehrkost und die zerrissenen Kleider betragen. Deshalb hat an vielen Orten diese Arbeit bereits völlig eingestellt werden müssen.

Nach einer zweistündigen Fahrt erreichten wir das Bauerngehöft des wohlwollenden frommen Bauer Jacobus van Zyl, der ein Wagenhaus für die Gottesdienste und ein Profetenstübchen für den zureisenden Br. Heese (und womöglich auch dessen Frau) eingerichtet, und neben dem Kirchlein einen Glockenpfeiler errichtet hat. Zahlreiche Karren vor dem Hause bekundeten, daß die Bauern von weither zum Gottesdienst sich eingefunden hatten. So war denn das Lokal mit 70 Weißen und etwa 60 Farbigen angefüllt; wiederum ein erfreulicher Beweis, daß wenigstens beim Gebet der Kastengeist zu schwinden beginnt. Ich hatte große Freudigkeit zu der Predigt, die ich über Joh. 3, 1 ff., das Evangelium des vergangenen Sonntags, hielt. Die lieben Farbigen drängten sich um mich zutraulich, wie die Schafe um den Hirten; auch die Bauern waren freundlich und entgegenkommend, wir wurden trefflich bewirthet. Ein Bauer Zwart, ein innig frommer Mann, umarmte mich und nannte mich „Bruder". —

Die Sonne stand schon tief am Horizont, als wir die Reise nach dem $1^1/_2$ Stunde entfernten Karnmelksvley antraten, wohin uns ein junger Bauer Wessel Kronje, seiner Zeit ein sehr thätiger Helfer des Br. Heese

im Missionswerk, zur Nachtherberge eingeladen hatte. Auch in seinem Hause hatte sich eine große Zahl Bauern eingefunden, etwa 60 an der Zahl, dazu 50 Farbige. Ich war zu ermüdet, um eine ordentliche Predigt zu halten, überließ diese also dem Br. Schmidt und begnügte mich mit einer kürzeren Schluß- und Abschiedsansprache.

Der Weg von Aasvogelberg nach Karnmelksvley führte Hügel auf, Hügel ab durch grünes Grasfeld, welches mit blühenden Büschen und Blumen bedeckt in Folge des letzten Regens im herrlichsten Schmuck prangte.

81. Riversdale.

Donnerstag, 4. Juni. Wir fuhren an den Ausläufern des mit malerischen Spitzen und Zacken himmelanstarrenden, etwa 1—1½ Stunden vom Wege entfernt bleibenden, in einzelnen Spitzen auf etwa 4—5000 Fuß sich erhebenden Langenbergs entlang. Rechts und links vom Wege entfernt liegen die vielen kleinen Außenstationen von Riversdale, die durch Br. Heese in regelmäßigen Zwischenräumen besucht werden. Dieser Bruder zeigte sie uns in der Ferne; er hat auf diese Weise seine, den Weißen wie den Farbigen zu Gute kommende Arbeit verzehnfacht und von Riversdale aus bereits gegen 1800 Heiden getauft.

Bald nach Mittag kamen wir im Dorf an, dessen Bewohner zum großen Theil auf der Straße waren. Am Eingang des Dorfes war die erste Ehrenpforte aus Blumen und Guirlanden errichtet. Zwölf Jungfrauen umringten den Wagen und überschütteten mich mit Kränzen. Weiterhin folgte ein langes Spalier von Kindern und Erwachsenen, die Willkommenslieder sangen, welche ein aus Farbigen gebildeter Posaunenchor begleitete. Auch viele angesehene Glieder der weißen Bevölkerung hatten sich angeschlossen. Eine Ehrenpforte folgte auf die andere, bis ich durch die letzte in die Wohnung des Missionars eintrat. Von der Stufe des Eingangs hielt ich zunächst eine kurze Begrüßungsansprache, in welcher ich Weiße und Farbige zum Dankgottesdienst, der Abends in der Kirche abgehalten werden sollte, einlud. Sie erschienen zu demselben und füllten die geräumige Kirche fast vollständig. Br. Heese hatte einen schönen liturgischen Gottesdienst arrangirt, in welchem Gesang, Gebet und Schriftvorlesung abwechselten bis zu meiner Ansprache. Der Sängerchor der Farbigen sang glockenrein, auch deutsche Lieder. Ich war tief bewegt. —

Freitag, 5. Juni. Nach dem Frühstück bestiegen wir eine Karre, um einen Platz aufzusuchen zum Abnehmen einer Skizze. Dann fuhren wir an den Kirchhof, in dessen Mitte das Grab des Br. Grabert ist, — und weiter hinauf auf die Höhe zu einem Platz, der einen weiten Blick auf das fernhin sich streckende Gebirge und die an den Ausläufern desselben in langer Linie sich hinziehende Stadt gewährt. Zurückgekommen, empfing ich den Besuch der Honoratioren der Stadt, des Landdrosts und Magistrats, des englischen und des holländischen Geistlichen und ihrer Frauen, und vieler Bauern aus der Umgegend. Der



Riversdale.

Reformirte Kirche. Missionskirche.

Reisetagebuch S. 402.

eine derselben erbat sich einen biblischen Denkspruch von mir, den er meiner gedenkend zur Auffrischung alle Tage beten wolle. Ich gab ihm den Spruch: „Halte, was du hast, daß Niemand deine Krone raube."

Am Abend war ein Theeabend des Enthaltsamkeitsvereins. Etwa 150 Gäste, Weiße und Farbige, waren zugegen, viele von ihnen aus dem Schlamm gerettete Säufer. Eine Anzahl der Farbigen hielten ergreifende Ansprachen, in welchen sie die Gnade des Herrn priesen, der sie aus tiefem Elend errettet habe. Einer wiederholte die Hauptgedanken aus meiner Ansprache von gestern Abend und knüpfte Dankesworte an gegen den Herrn, der mich so sicher hergeleitet habe und ihnen die Freude verschafft, ihren alten Vater, den sie so lange ungekannt gekannt, und auf liebendem fürbittendem Herzen getragen hätten, nun auch leiblich unter sich zu haben. Auch Heese, Grützner, Schmidt und ich hielten Ansprachen. Zwischendurch wurden vierstimmige liebliche Lieder gesungen. Die Pausen wurden durch trauliche Gespräche ausgefüllt, dazu Kaffee, Thee und Kuchen servirt, alles durch farbige Gemeindeglieder bereitet. Es war ein so fröhliches anständiges und heiteres sowohl, als ernstes Beisammensein, daß ich mich von Herzen erquickte. Es ist wunderbar, welchen Grad von allgemeiner und auch geselliger Bildung das Wort des Herrn hier bereitet hatte. Ich kenne keine deutsche Gesellschaft, in der es ansprechender, heiterer und erquickender zugegangen wäre, als in dieser Gesellschaft wohlgekleideter Hottentotten. —

Sonnabend, 6. Juni. Der Himmel bewölkte sich; bald floß reichlicher Regen. Ich war auf das Haus angewiesen und vollendete meine Correspondenz und Tagebücher. War es doch bereits die vorletzte Briefsendung, die ich nach Deutschland abzuschicken habe. Am 24. Juni, so der Herr will, geht es auf das Schiff.

Am Vormittag besorgte ich meine Schreibereien. Dann hielt ich die Schulprüfung ab. Jede der vier Klassen war noch in 2—4 Abtheilungen vertheilt, so daß außer den beiden Missionaren Heese und Ecker und der Lehrerin Frieda Heese, Tochter des Missionars, noch 6 farbige Helfer und Helferinnen thätig waren. Die Schule ist, sowohl was die Haltung der Kinder, als was ihre Leistungen und die geordnete Zucht betrifft, eine Musterschule zu nennen; sie bezieht von der englischen Regierung eine Unterstützung von 1500 Mark jährlich. In den Zwischenstunden hielten die Kinder unter Mitwirkung der Lehrerinnen ihre fröhlichen Spiele auf dem Schulplatz ab. Am Nachmittag besuchte ich das von Br. Heese gestiftete Vereins- und Kaffeehaus. Dasselbe wird fleißig benutzt, ich fand alles reinlich und ordentlich; die mir präsentirte Tasse Kaffee schmeckte vortrefflich. Auch machte ich den Honoratioren der Stadt, die mich besucht hatten, einen Gegenbesuch. Es war bereits Abend, bevor ich zurückkehrte. Ich fand Br. Procesky aus Ladysmith vor, der gekommen war, um mich mit einem achtspännigen Wagen abzuholen. Die Gemeinde hatte es durchaus nicht anders gewollt, weil sie den Vater von Jenseits, den sie von seinem letzten Besuch her noch in gutem Andenken hatten, und auf den sie sich kindlich freuten, mit dem höchstmöglichen Grad von Ehren auf-

nehmen und einholen wollten. Mir war das aus mehr als einem Grunde nicht ganz lieb. Ich hasse solches Schaugepränge, das ich gern den Weltkindern überlasse, dazu fühlte ich nach allem daheim und in Afrika erlebten vielen Schweren nicht das geringste Bedürfniß, zu der vielen Liebe, mit der mich Missionare und Gemeinden wirklich überschüttet hatten, und zu dem vielen Segen, mit dem der Herr trotz meiner tief gefühlten Unwürdigkeit meine Arbeit gekrönt hatte, nun auch Prunk und Ehre hinzugethan zu sehen; endlich war es auch gar nicht einmal ein Vortheil. Wenn von Mosselbay nach Anhalt-Schmidt zwei flugse Pferde mich auf einer zweirädrigen Karre schnell und sicher beförderten, so hatte ich überall die herrlichste freie Aussicht, und der zweistündige Regen, den ich zu bestehen hatte, war bald abgetrocknet. Hier aber soll ich nun in einer verschlossenen Kutsche fahren, die nur nach vorn hin, soweit die Leiber der drei Kutscher dies zulassen, Aussicht beläßt. Das wird keine schöne Reise werden, auch wohl nicht ungefährlich, da bei den engen, an 1000 Fuß tiefen Abgründen vorüberführenden Wegen, auf denen die Vorderpferde bisweilen um die Ecke gebogen sind, während man nur noch die Hinterpferde sehen kann, die Sache mir gar nicht unbedenklich erscheint. Aber das hat mich gefreut, daß mein Kutscher von 1866 und 1867, der alte liebe Johannes Abraham, jetzt Küster in Ladysmith, es sich nicht nehmen lassen wollte, seinen alten Vater noch einmal zu fahren. Er trat freudestrahlend gestern Abend in meine Stube, mich zu grüßen, und war nicht wenig erfreut, zu hören, daß zwei von den Pferden, mit denen er mich damals durch Süd-Afrika fuhr, noch am Leben waren, und daß einer der Maulesel, die er damals regiert hatte, mich auch auf dieser Reise noch wacker hatte fahren geholfen.

Sonntag, 7. Juni. Ein reich gesegneter Tag. Die auch von den Außenstationen herbeigeeilten Gemeindeglieder füllten die Kirche bis auf den letzten Platz. Die Einrichtung des Gottesdienstes war ansprechend und erbaulich; der Chor sang mit lieblichen Stimmen seine Lieder, darunter auch deutsche mit deutschem Text. Die Gemeinde machte den Eindruck ernster Sammlung und Einkehr und Hungers nach Gottes Wort. Bei meiner über das Sonntags-Evangelium (reiche Mann) gehaltenen Predigt, nahmen sie mir fast die Worte von den Lippen. Es war mir sehr lieb, daß ich mich in der Allen verständlichen holländischen Sprache bereits wieder ziemlich frei bewegen konnte. Nach dem Gottesdienst trat der Gemeindevorstand an die Stufen des Altars, um mich zu begrüßen. Der älteste Diakon hielt eine kräftige und schöne Anrede an mich und überreichte mir einen Reisebeitrag von 15 Pfd. Sterl. (300 Mark), den die Gemeinde freiwillig aufgebracht hatte. Beim Ausgang aus der Kirche fragte Frau Missionar Heese einen Ausgeschlossenen: Nun Petrus, was sagst Du nun? Er antwortete: „Ach Juffrouw, schweige doch nur ganz still, ich weiß nicht, was ich sagen soll, aber ich werde umkehren und wiederkommen.“ Ein anderer sagte zu ihr: „Den alten Herrn werde ich doch niemals vergessen und wenn ich im Himmel vor Gottes Thron stehe, dann werde ich ihn aus Allen herauskennen.“

Während die Gemeinde das heilige Abendmahl feierte, ging ich auf den Kirchhof, um daselbst für Mutter Grabert eine Skizze von dem Grabe ihres Sohnes, des vor neun Jahren verstorbenen Missionar Grabert, zu nehmen. In das Haus zurückgekehrt, fand ich daselbst etliche Bauern und Bauerfrauen, unter anderen den alten Herrn van Zyl mit seiner Frau und Tochter, welche von Aasvogelberg auf sechs deutsche Meilen Entfernung herangekommen waren, nur um dem Gottesdienst in der farbigen Gemeinde zu Riversdale beizuwohnen.

Den Nachmittagsgottesdienst hielt Br. Procesky. Ich konnte, da es an diesem Tage noch mancherlei zu thun gab, demselben nicht beiwohnen. Nach dem Nachmittagsgottesdienst kamen einzelne Gemeindeglieder, mit denen ich eingehende geistliche Gespräche pflog. Sie gaben mir den Beweis, daß die Kräfte des heiligen Geistes in der Gemeinde thätig sind; ich begegnete bei Einzelnen einer so tiefen Einsicht und Erkenntniß und so warmer Jesusliebe, die, wie Br. Heese mir sagte, auch in der ganzen Treue des Christenwandels sich bethätigt, daß ich mich innigst erquicken konnte. Lea, die treue Diakonissin, brachte mir ihren Sohn, meinen Pathen Theodor, den sie dem Herrn geweiht hat, daß er ein Mithelfer in der Mission sein möge; ein frommer lieber Knabe, in welchem ich einen Ersatz fand für meinen leider auf Abwege verirrten anderen Pathen Theodor Willemse; auch dieser riversdaler Theodor brachte mir zum Andenken eine kleine Schildkröte, seine Mutter einen schönen Strauß herrlich rother Gebirgsblumen. Sie ist eine Perle in der Gemeinde.

Nach dem Nachmittagsgottesdienst besuchte ich zunächst den Missions-Hülfsverein der Kinder. Sie übergaben mir eine Gabe von mehr als 60 Mark zur Beschaffung heiliger Geräthe für die beiden erstordinirten Farbigen Martinus Sewuschane und Timotheus Sello. Sodann besuchte ich den Missions-Hülfsverein der Männer und Frauen, die mir ihre Jahreseinnahme von 600 Mark überreichten. In beiden Vereinen fand ich frisches fröhliches Leben und geweckte Theilnahme für die Mission.

82. Reise nach Ladysmith. Außenplätze.

Montag, 8. Juni. Früh Morgens fuhr mein achtspänniger Wagen vor. Zahlreiche Gemeindeglieder, alte und junge, hatten sich zum Abschied eingefunden; sie hatten den Wagen und die Pferde mit Kränzen, Guirlanden und Zweigen geschmückt, und überschütteten mich bei der Abfahrt wiederum mit einem Regen von Blumen und Zweigen. Dazu sangen sie liebliche Lieder. Es war ein beweglicher Abschied von der lieben Gemeinde. Der englisch-hochkirchliche Prediger, an dem wir grüßend vorüberfuhren, sah uns mit Staunen nach. — Nach einstündiger Fahrt erreichten wir die Außenstation Nowo am Fuß der Langen Berge, eines mächtigen 3—5000 Fuß hoch aufsteigenden, der Südküste parallel laufenden, scharf und kühn gezackten Gebirgszuges, gelegen. Dann galt es, dieses Gebirge zu durchfahren, dessen Paß (der Garcia-Paß) 1900 Fuß aus der Ebene aufsteigt. Wiederum führte der Weg

an tiefen Felsschluchten und kühnen Felsspitzen vorüber. Auf ungefähr 1500 Fuß Höhe trafen wir die Ruinen der Banditenstation, mächtiges, starkes Felsgemäuer. Banditen nennt man die Strafgefangenen, die diesen Weg hatten bauen müssen. Oben auf dem Berge hatte man aus starken Felsenmauern ihr Nachtquartier erbaut, welches jetzt nach vollbrachter Arbeit in Trümmern zerfällt. Unter den Mauern sahen wir Rauch aufsteigen. Die treue Diakonissin Lea war diese drei Meilen in der Karre voraufgefahren, um dem „alten Vater" dort oben noch das letzte Frühstück zu bereiten. Die Sonne schien herrlich und beleuchtetete die weit ausgedehnte Landschaft, aber ein Sturm tobte mit solcher Heftigkeit, daß während unsers Aufenthalts ein Theil der starken Steinmauern krachend zusammenstürzte, durch des Herrn Gnade wurde keiner von uns beschädigt. Für uns hatten die fleißigen Hände an einem geschützten Ort eine dichte Wand von Sträuchern und herrlich in den glänzendsten Farben prangenden Blumen bereitet, wie einen kleinen Festtempel; wir konnten, gegen den Wind ziemlich geschützt, unser Frühstück trotz des tobenden Sturms in aller Behaglichkeit einnehmen; dann gab es einen herzbeweglichen Abschied — auf Wiedersehen dort Oben! —

Dann wurde der Weg bis auf die Höhe des Passes fortgesetzt. Immer schwindelnder wurden die Schluchten und Felsschlünde, an denen der Weg hart vorüberführte. Jenseits erhoben sich die steilen Felsabhänge des Mozambiker-Kopfes noch etwa 1500 Fuß höher. An der anderen Seite des nicht ganz so tief wieder hinabführenden Weges sahen wir in romantischer Schlucht die Krystall-Höhle, die wir erkletterten. Sie ist an sich unbedeutend, war aber früher mit den glänzendsten Krystallen bedeckt, welche jedoch jetzt fast gänzlich bereits herausgeschlagen sind; etliche Reste und Splitter nahmen wir zum Andenken mit.

Am Fuß des nördlichen Abhanges liegt der Bauerhof Muiskraal, ebenfalls eine Außengemeinde des Br. Heese. Die kleine farbige Gemeinde, etwa 30 Seelen, hatte sich am Wege aufgestellt und empfing uns singend und grüßend; etwa 100 Schritte weiter stand eine andere Reihe von Männern, Frauen und Kindern, die uns ebenfalls langsam und feierlich singend begrüßten. Es waren die Bauern aus der Umgegend von Muiskraal, die sich, von unserer Ankunft benachrichtigt, zum Gottesdienst eingefunden hatten. Solche Begrüßung eines Missions-Arbeiters von Weißen war bisher noch nicht erlebt, und ist eine neue herrliche Frucht und Zeugniß von der treuen Missionsarbeit des Br. Heese, durch dessen Wirksamkeit unter den Farbigen auch viele Weiße zum Leben in Gott erweckt worden sind. —

Nachdem wir von dem frommen Bauer Bosmann und dessen lieber Frau mit Kaffee bewirthet waren, hielt Br. Grützner die Predigt von der Treppenstufe des Hauses aus, vor welchem die über hundert Seelen zählende, aus Farbigen und Weißen bestehende Gemeinde sich versammelt hatte, weil der Raum im Hause nicht ausreichte. Ich hielt im Anschluß an die Predigt eine längere Ansprache in holländischer Sprache. Die geistlichen Gespräche, die wir mit diesen lieben Bauern

führen konnten, waren erquicklich und erfrischend. Auch sie hatten einen Reisebeitrag für mich gesammelt.

Leider war unseres Bleibens nur kurze Zeit; denn wir sollten noch zwei Meilen weiter fahren nach dem Platz Springfontein, woselbst Br. Heese bei dem Bauer De Wet ebenfalls einen Außenplatz eröffnet hatte. Wir erreichten den Ort nach anderthalbstündiger schwerer Fahrt durch die klippigen Zwart-Ruggens. Die Pferde hatten schwer zu ziehen über verspülte, zerrissene Wege und steile Höhen hinan, doch nahmen sie alle diese schwierigen Stellen im Trab.

Der Bauer De Wet ist einer der reichsten Bauern des Landes, aber ein ernster, frommer, gebildeter Mann. Sein zweistöckiges Haus gleicht einem Schloß und ist im Innern nobel eingerichtet. Auch er hatte die Bauern und Farbigen der Umgegend zum Gottesdienst zusammenberufen, so daß der große Eßsaal und die anstoßenden Räume sich füllten. Schmidt hielt eine ergreifende Predigt über die Sonntagsepistel, ich eine Ansprache, da mir der Zustand ziemlicher Erschöpfung eine Predigt zu halten nicht gestattete. Nach dem Gottesdienst versammelte Br. Heese die farbigen Haus- und Platzbewohner zu einer Andacht in der Küche. Als ich die Stimmen hörte, stand ich noch einmal vom Lager auf und hielt den Farbigen eine besondere Ansprache. Auch diese Nacht verging, wie die meisten, fast schlaflos, trotzdem mir in einer eleganten Stube ein treffliches, schönes Lager bereitet worden war.

Dienstag, 9. Juni. Ein wenig gestärkt konnte ich beim Frühstück noch ein wenig mich an der herzlichen Gastlichkeit meiner lieben Wirthe erfreuen. Der Vater gab mir einen sehr kunstvoll geschnitzten Kafferstock zum Andenken mit.

Er hatte unsere beiden Karrenpferde, die heute noch einen weiten, schweren Weg vor sich hatten, voraufgeschickt, um uns mit seinen eigenen starken, schnellen Pferden eine Meile weit nachzufahren über die schwierigsten Stellen des Weges. Nach einstündiger Fahrt sahen wir in der Ferne vor uns unsern Pferdewagen, der mit Br. Procesky in Muiskraal übernachtet hatte. Letzterer hatte dort eine Abendpredigt gehalten. Wir holten ihn erst nach zweistündiger Fahrt ein. Unser Weg führte bergauf, bergab durch den Tauwfluß und den Grootrivier bis zum Brandrivier, welcher zwischen Felsbergen im engen Thal hinfließt und in dessen Thal unser Weg sich fortsetzte. Dasselbe ist mit kleinen Bauerhöfen besetzt. Die Bewohner sind zumeist arm, weil der Vater seinen größeren Besitz unter seine Kinder vertheilt hatte.

Bei einem der drei Bauern Schneemann spannten wir aus. Auch hier hatte Heese und später Procesky von Ladysmith aus einen Predigtplatz eröffnet für Farbige und Weiße. Ein Schoft von $2^1/_2$ Stunden brachte uns von dort bis an die Ausläufer der rothen Berge, von wo aus man einen Blick hat auf ein Gewirr von grünen Hügeln, die wie ein wellenbedecktes Meer sich aneinander reihen.

Der letzte Schoft brachte uns aus den Ausläufern der rothen Berge zu den Vorbergen der höheren (7600 Fuß) schwarzen Berge, an deren Fuß Ladysmith liegt. In einer schönen grünen Kloof, etwa dreiviertel Stunden vor dem Dorf, sahen wir zwei Karren hastig uns

entgegenkommen. Aus der einen stürmte ein junges Mädchen hastigen Laufs den Hügel hinauf — als sie ankam, war es eine Großmutter, die Schwester Schmidt, der die Freude über das Wiedersehen des alten Onkels Flügel geliehen hatte. Mit ihr kamen Elias Schmidt und die Brüder Gernecke und Kottich, ein liebliches Wiedersehen.

Aus der Kloof herausgekommen, sahen wir eine Anzahl anderer Karren. Der Magistrat und Civil-Kommissionär Herr Raynier, der holländische Prediger, Herr Lauw, und der alte reformirte Küster Herr Pirik und andere Bewohner der Stadt Ladysmith waren mir zu festlichem Empfange entgegengekommen, so daß wir beim Einzuge in die Stadt sieben Karren im Gefolge hatten. Weiterhin stand die Gemeinde und die Schuljugend, die uns singend begrüßte. Wir fuhren schnellen Laufes vorauf und hatten uns soeben an einer Tasse Kaffee erquickt, als auch die Gemeinde schon nachgekommen war und uns in die sich ganz füllende Kirche begleitete zum Dankgottesdienst. Der Chor sang: „Nun preiset Alle" auf deutsch, die Gemeinde sang zwei Verse von „Allein Gott in der Höh' sei Ehr'"; Br. Procesky verlas den 103. Psalm und hielt das Dankgebet, ich hielt eine Ansprache; der Chor schloß mit: „Herr deine Güte reicht so weit," ebenfalls in deutscher Sprache.

Nach dem Gottesdienste drängten sich viele Gemeindeglieder, darunter manche alte, liebe, bekannte Gesichter, an mich heran zum Grüßen, ein herzlicher, warmer Willkomm. Am Abend fanden sich der Magistrat, der reformirte Prediger, der Küster, und Herr Heymann, Schwiegersohn des Sup. Schmidt, im Pfarrhause zum Abendessen ein, und wir hatten miteinander einen lieblichen, trauten Abend.

Mittwoch, 10. Juni. Nach einer halbdurchwachten Nacht machte ich mich früh an die Arbeit, um mein Tagebuch zu schreiben. Die Schulkinder grüßten mit Liedern in deutscher Sprache: „Wachet auf", „Harre meine Seele" und „So nimm denn meine Hände". —

Vormittags 10 Uhr waren zum Hauptgottesdienst auch der englische Prediger Andersen aus Riversdale und der reformirte Prediger Herr Lauw gekommen. Ich hielt die Predigt. Da der größte Theil der Gemeinde aus Leuten besteht, die in der Stadt bei weißen Leuten dienen, so waren nicht alle Plätze in der schön geschmückten Kirche besetzt, obschon das Gotteshaus verhältnißmäßig recht voll war. Die Kinder sangen wiederum allerlei deutsche, liebliche Lieder. Nach Tische hatte ich Theodor Willemse zu mir bestellt, mein Pathenkind, den aus der Geschichte mit der Schildkröte bekannten Heidenjungen, der mir den in den Missionskreisen wohlbekannten Fellbeutel geschenkt hatte. Er kam aus dem Gefängniß, aus welchem der Landdrost ihn auf meine Bitte zu mir geschickt hatte, weil ich ihm ins Gewissen sprechen wollte. Er war sittlich ganz heruntergekommen; auch meine Worte machten keinen Eindruck auf ihn; kalt und gefühllos ging er weg, ohne mir die Hand zu geben. Bald nachher kam seine alte, halberblindete Mutter, Martha Willemse, eine innig fromme, in Gott ergebene Frau, die ihr bitteres Herzeleid über den verlorenen Sohn mir klagte. Es war ergreifend zu sehen, mit welchem Schmerz und doch mit welchem Gottvertrauen sie ihr Weh um den Sohn trägt; sie bedeckte meine Hand mit Küssen und Thränen.

Am Nachmittag besuchte ich die Schule, die unter der Leitung des Fräulein Rohloff und des Br. Procesky steht. Beide und die Hülfslehrerin hatten wacker gearbeitet, so daß die Schule in gutem Zustande ist. — Zum Kaffee waren wir bei dem Tischler, Herrn Heymann, dem Schwiegersohn des Superintendent Schmidt, welcher das Erbe mit dem Hause, auf welchem wir früher ein Kaufgeschäft hatten, gekauft hat, dicht neben unserem Kircherbe. Dies Haus, sowie das gegenüberliegende Schulhaus, das mit seinen gothischen Fenstern sich stattlich präsentirt, bildet mit unserem Kirchen- und Pfarrgrundstück und den darauf erbauten Gebäuden ein schönes Bild, das unserer Mission Ehre macht. Der Erbauer, Br. Howe, hat hier, wie später in Anhalt-Schmidt, sich dadurch ein schönes Denkmal gesetzt.

Nach dem Kaffee machte ich meine Gegenbesuche beim Magistrat und Landdrost, dem holländischen Küster und dem reformirten Pastor, bei dem Stellmacher Herrn v. Velden, der mir vor 19 Jahren meinen Wagen gebaut hatte, sowie bei unserem Küster Johannes Abraham, der vor 19 Jahren mich durch Süd-Afrika gefahren hatte, und Richard Trim, dem Maurer, dem frommen, bewährten, ältesten Gemeinde-Diakonus, der mir heute früh nach dem Gottesdienst mit einer ernsten, beweglichen Ansprache das Reisegeschenk der kleinen Gemeinde im Betrage von 10 Pfd. Sterl. (200 Mark) überreicht hatte.

Am Abend waren wir zum reformirten Prediger Herrn Lauw eingeladen, der mit seiner liebenswürdigen Frau uns auf das Beste und Freundlichste bewirthete. Er steht zu unseren Brüdern im freundschaftlichsten Verhältniß, wie ich denn überall die Achtung und Werthschätzung erblicken konnte, in welcher unsere Brüder, und dadurch unsere gesammte Mission, bei der weißen Bevölkerung steht. Sowohl der Magistrat als drei andere Weiße hatten mir ihr Fuhrwerk zur Fahrt nach dem drei Meilen entfernten Amalienstein unentgeltlich zur Verfügung gestellt. — Beim Heimkehren hörten wir die männlichen Strauße brüllen; ihr sehr starkes Gebrüll gleicht dem des Löwen. Brüllen sie nur drei Stöße, so hat das nichts zu bedeuten, brüllen sie fünf Mal oder öfter, so besagt das, daß die Straußenhenne ein Ei gelegt hat. In solcher Zeit, sowie in der Brunstzeit, sind die Straußen gefährlich und haben bereits öfters Menschen übel zugerichtet, ja getödtet.

Vor dem Gang zu Herrn Lauw hatte ich um 5½ Uhr, und da noch nicht alle versammelt waren, um 6 Uhr die Abendschule für Erwachsene besucht, welche Fräulein Rohloff eingerichtet hat für solche farbige Dorfbewohner, welche in ihrer Kindheit nicht lesen gelernt haben und nun doch auch noch gern in ihrer Bibel selbständig lesen möchten. — Sie hatten für mich ein Tigerfell zum Andenken gekauft, das sie mir mit einer geschriebenen, freundlichen Adresse überreichten.

83. Amalienstein.

Donnerstag, 11. Juni. Zu Morgens 10 Uhr war wieder ein Gottesdienst angesetzt. Ich mußte daher früh aufstehen, um meine Korrespendenz nach Deutschland fertig zu stellen. Die Predigt hielt

diesmal Br. Howe, der früher Missionar von Ladysmith gewesen war. Er sprach einfach, warm und herzlich. Dann hielt ich meine Abschiedsansprache. Die ziemlich zahlreich versammelte Gemeinde schien tief ergriffen zu sein. Zum Abschied sang der Chor in deutscher Sprache: „So nimm denn meine Hände und führe mich." Draußen drängten sich Alle um mich, um unter vielen Thränen mir zu danken und mich zu grüßen.

Dann nach dem Mittagbrot bestiegen wir unsere Karren. Sämmtliche Brüder des Synodalkreises, mit Ausnahme des Br. Kikillus, dessen Frau ihre Niederkunft erwartete, auch die betreffenden Schwestern, mit Ausnahme der Schwester Howe, waren mitgekommen; ein Gemeindeglied von Amalienstein, der alte Daniel Lakai, hatte für das Gepäck eine besondere Karre gestellt, so daß wir sieben Karren hoch das Dorf verließen. Wir fuhren zunächst durch die Klüfte der Vorberge des Schwarzenberggebirges, dessen schneebedeckte Gipfel hier und dort malerische Landschaftsbilder darboten. Ich sah mit Bewegung den Felskopf wieder, auf dem vor neunzehn Jahren die Schulkinder sich gruppirt hatten mit ihren Fähnlein, um mich einzuholen. Damals waren es 31, zum größeren Theil heidnische halbnackte Kinder, jetzt besuchen über 100 wohlgekleidete, zum weitaus größeren Theil christliche Kinder die gut eingerichtete und geordnete, wohl geleitete Schule.

Nach mehr als einstündiger Fahrt durch die grünen Klüfte öffnete sich ein etwas weiteres Thal, welches von Bauernplätzen bedeckt, fast den Anblick eines Dorfs gewährt. Unter den Bauern waren einige wenige reiche; ein Platz glich mit seinen vielen Häusern einem Edelhofe. Die meisten Bauern aber sind arm, weil vielfach der reiche Vater seinen großen Grundbesitz unter seine vielen Kinder zerschnitten hat, von welchen jeder Einzelne nur kümmerlich seine Existenz fristet.

Nach anderthalbstündiger Fahrt erreichten wir unser Zoar. Die meisten Häuser und Hütten waren in kläglichem liederlichem Zustande. Aus ihnen schauten Weiber und Kinder der Gegenpartei, theils neugierig, theils theilnahmlos unseren Zug an. Auch das Pfarrhaus und die Kirche sind in einem nicht sonderlichen Zustande. Die uns treu gebliebenen Gemeindeglieder hatten sich, Männer, Frauen und Kinder, in langer Reihe aufgestellt, und empfingen uns singend. Ich stieg ab und grüßte jeden Einzelnen mit Händedruck. Unweit des Flusses, an der Grenze zwischen Zoar und dem eine Viertelstunde Gehens entfernten Amalienstein, dessen weiße Kirche uns schon von Weitem entgegenleuchtete, hatten sich die amalienfteiner Schulkinder aufgestellt, die Knaben zur Linken, die Mädchen zur Rechten; die Knaben trugen jeder in seiner Hand einen langen Rietstab mit einem schwarzweißen oder blaurothweißen oder schwarzrothweißen Fähnlein, so daß man aus der Ferne ein Piquet Ulanen zu sehen glaubte. Die Mädchen trugen ebenfalls einen Rietstab mit einem Blumenstrauß. Als ich beim Absteigen grüßte, wurde ich von einem der Mädchen mit einem Lorbeerkranz geschmückt. Nicht weit davon standen die erwachsenen Gemeindeglieder zu Hunderten und empfingen mich mit Gewehrschüssen und Gesang. Es kostete Mühe, sich durch alle die Hunderte von Händedrücken hindurchzuarbeiten. Dann gab es einen stattlichen Einzug.

Eine Anzahl Reiter, die jüngeren Brüder Kottich, Elias Schmidt, Gernecke, zwei Knaben von 8—10 Jahren (Söhne des Superintendenten Schmidt, sattelfeste Reiter) hatten sich wilde Hottentottenpferde gemiethet, um „Onkel Wangemann" doch auch einholen zu können. Unter Glockengeläute ging der Zug in die ausgeschmückte Kirche zum Dankgottesdienst. Wir gingen durch die lange Reihe schön geweißter Häuser der Missionare und des Kaufladens, an der seit meinem früheren Besuch neu mit gothischen Fenstern aufgebauten Schule vorüber, durch grüne Baumalleeen, von welchen etliche Bäume freilich bereits ihr Winterkleid angezogen hatten. Die für 600 Plätze erbaute Kirche füllte sich fast ganz, und der volltönende melodische Gesang der Gemeinde griff kräftig ans Herz. Br. Kottich verlas den 103. Psalm und hielt das Gebet, ich eine längere Ansprache. Der Abend war hereingebrochen, als wir in das Pfarrhaus zurückkehrten, in welchem wir noch lange im trauten Geschwisterkreise beisammen saßen. Alt und Jung freuten sich doch allzusehr, den alten lieben Onkel Wangemann nun endlich in ihrer Mitte zu haben, und sie boten an Liebe und Zutraulichkeit Alles auf, was sie vermochten, um ihm den Aufenthalt lieb und werth zu machen.

Freitag, 12. Juni. Morgens 9½ Uhr begannen die Synodalverhandlungen. Ich bat den Br. Schmidt, in gewohnter Weise den Vorsitz zu führen (da meine erschöpfte Kraft mich dazu unfähig gemacht hatte). Die Verhandlungen wurden in großem Ernst und Gründlichkeit und doch dabei im brüderlichen Vertrauen geführt. Man fühlte sich wirklich wie in einem trauten Bruderkreise. Meine Erschöpfung nöthigte mich, ab und zu herauszugehen und frische Luft zu schöpfen. Ich ging durch das Dorf der Farbigen. Nur wenige Häuser bekundeten durch ihre Ordnung und Freundlichkeit einen geringen Wohlstand; die meisten Bewohner sind arme Leute, viele von ihnen wohnen in Hottentotten-Pontoks, etliche sogar in elenden Stroh- und Lehmhütten. Die Zeit der sogenannten Institute, in welchen die Gesellschaft Grundherrin und oberste bürgerliche Autorität ist, hat sich für die Kolonie überlebt. Die Farbigen kommen unter dieser patriarchalischen Zucht nicht recht zu freier Entwickelung, äußerlich und innerlich; die widerspenstigen Elemente können zwar ausgeschieden werden, aber die Missionare leiden dabei unter einem solchen Druck äußerlicher Arbeiten, Beschwerden, ja auch wohl Verdrießlichkeiten, daß Br. Schmidt sich fast von Herzen danach sehnt, daß Amalienstein verkauft und andere Verhältnisse angebahnt werden möchten. Daran hindert aber ein gewisses Mitbesitzrecht, welches die Farbigen bei der Anlegung der Station erworben zu haben meinen. Der Vortheil des Instituts, daß Branntweinschänken ferngehalten und die Farbigen unter Vormundschaft gehalten werden, wiegt die Nachtheile kaum auf.

Die Synodal-Verhandlungen füllten die Tagesstunden aus; ich machte in den Zwischenpausen und der Dämmerungszeit meine Besuche bei dem Kaufmann Elias Schmidt, dessen Geschäft aus der gänzlichen Zerrüttung, die die frühere Verwaltung zurückgelassen hatte, mühsam sich zu erheben beginnt, und in der Familie des Br. Kottich, dessen jüngstgeborenes Kindlein ich taufen sollte. — Den Abendgottesdienst,

zu dem sich die Gemeinde zahlreich eingefunden hatte, leitete Bruder Procesky. Seine Predigt war einfach, schlicht und erbaulich.

Sonnabend, 13. Juni. Dem Herrn sei Dank! Endlich einmal eine Nacht mit vollen fünf Stunden gesunden Schlafes. Ich fühlte mich neu gestärkt und konnte die frühesten Tagesstunden benutzen, um mein Tagebuch bis hierher zu schreiben. Eben bricht der Tag an, draußen wird es helle und im Hause lebendig. Der Herr helfe weiter hindurch durch die schwere, mühevolle, doch aber dabei köstliche Arbeit und regiere selbst das zum Besten, was Menschen verfehlt haben. — Zum Frühstück brachte eins von den Kindern eine ziemlich dicke Scheibe Eis, die in der vorigen Nacht im Eimer gefroren war. —

Den Vormittag füllten die Synodal-Verhandlungen; der Nachmittag wurde zu einem Ausflug in die Zewenweekspoort-Kloof verwandt. Sechs Karren brachten die ganze zur Synode versammelte Brüder- und Schwesterschaar über den Weg. Wir kamen an Ylandfontein vorbei, dessen Wohnhaus jetzt leer und unbenutzt steht, da dies Vorwerk an einen Farbigen verpachtet ist. Leider können auch dessen Landerträge, da jeglicher Handel stockt, zur Zeit nicht verwerthet werden. Weiter nach der Kloof zu steht die Mühle und in einiger Entfernung davon das Wohnhaus des Müllers, Herrn Briest, eines unserer früheren Kolonistenbrüder. Wir traten in das zu meinem Empfange mit Guirlanden geschmückte Haus ein, um zu grüßen. Dann setzten wir unseren Weg in die Kloof fort, deren grandiose Felspartieen wohl von keiner anderen afrikanischen Kloof übertroffen, kaum von einer erreicht werden an Kühnheit und Großartigkeit. Die Felsen sind wild durcheinander gewirrt, nach allen Dimensionen; die Geschiebe starren, bald in spitze Nadeln auslaufend, schräg oder senkrecht in die Luft, bald sind sie schichtenweise zu krummen Linien bis zu der Form des Halbkreises und des Circumflex gebogen; bisweilen treten die beiderseitigen Felswände so eng aneinander, daß das Flüßchen mit Mühe sich hindurchwindet und der Weg aus dem Felsen ausgehauen werden mußte. Da derselbe nicht wie bei der Bainskloof oben den Felsen entlang, sondern in die Sohle des Flusses gelegt ist, den er vielfach durchschneidet, so erfordert jeder starke Regen kostspielige Reparaturen; dieselben waren nach dem letzten Regen bereits gemacht, und nur die Driften durch den Fluß waren theilweis recht häßlich. Oft aber wird durch solche Regen der ganze Weg für Monate unpassirbar. — Wir fuhren bis zu den Ruinen eines verlassenen Bauernhauses, wo wir Halt machten, um Kaffee zu kochen. Ich benutzte diese Stunde, um eine Skizze aufzunehmen, holte mir aber auf dem kalten Steinsitz einen tüchtigen Schnupfen, welcher mich an diesem und dem folgenden Tage etwas incommodirte, aber keine weiteren Folgen zurückließ.

Sonntag, 14. Juni. Geburtstag meines seligen Vaters; er würde, wenn er lebte, heute 106 Jahre zählen. —

Ich hielt die Vormittags-Predigt über das Sonntags-Evangelium und ordinirte darauf die Brüder Gottschling und Gernecke; die ganze Synode mit Einschluß der anwesenden Familienglieder feierte miteinander das heilige Abendmahl. Nach demselben trat der Gemeindevorstand an mich heran; der älteste Diakon Hendrik Davids, den ich vor neun-

zehn Jahren zum Diakonenamt eingeweiht hatte, hielt eine schöne Anrede des Dankes und der Segenswünsche für mich und meine Reise und für die Väter und Gemeinden daheim, und überreichte mir die Reisegabe der Männer der Gemeinde im Betrage von 300 Mark; ein anderer Diakon die der Frauen im Betrage von 200 Mark; sehr bedeutende Summen in Anbetracht der großen Armuth der Gemeinde.

Am Nachmittag predigte Br. Grützner, am Abend Br. Howe. Zwischen beiden Gottesdiensten, denen beizuwohnen meine Erkältung mich hinderte, taufte ich das vierzehntägige Söhnlein des Br. Kottich, Schwiegersohn des Br. Schmidt, mit den Namen Gerhard Theodor. Die Zwischen- und Abendstunden des Sonntags wurden in dem lieblichen Familienkreise mit brüderlichen Gesprächen der Konsynodalen ausgefüllt. —

Montag, 15. Juni. Früh 8—10 Uhr wurden die Synodal-Verhandlungen fortgesetzt. Von 10—12 Uhr war die Prüfung der Schule, die sich als wohlgeordnet und wohlgeleitet erwies, so daß sie den besseren der preußischen Volksschulen ebenbürtig zur Seite gestellt werden kann. Nur im Rechnen waren die Leistungen geringer, dafür mußten aber die Kinder auch neben der holländischen Landessprache die englische soweit beherrschen, daß sie Stücke des Lesebuchs aus dem Holländischen ins Englische und umgekehrt übersetzen und englische Diktate orthographisch richtig aufschreiben konnten. Zucht, Haltung, Aufmerksamkeit war trefflich; diese guten Resultate waren zum Theil die Frucht von der uneigennützigen Mitwirkung von vier Kindern des Br. Schmidt, welche elfjährig und darüber, ihr Hülfslehreramt in rechtem Eifer und Geschick treulich verrichteten.

Nach Beendigung der Schulprüfung kamen zwei „Abgeordnete" von unserer Gemeinde in Zoar, welche zugleich im Namen der Gegner die Botschaft brachten, letztere wären insgesammt bereit, zu uns zurückzukommen, vorausgesetzt, daß sie den Missionar Gernecke behalten könnten, und ihren abgesonderten Gottesdienst und Sakramentsverwaltung erhielten. Ich war hoch erfreut und glaubte, das Ende des unseligen Haders sei gekommen. Schmidt warnte vor zu großen Hoffnungen. Und richtig, am Nachmittag kam eine zweite Deputation, ebenfalls im Namen der Gegner, welche dasselbe beantragte und versprach, falls ihr früherer Missionar Kottich ihnen wiedergegeben würde. Es war einfach ein Parteimanöver gewesen zwischen einer Kottichschen und einer Gerneckschen Partei in unserer Gemeinde. Von den eigentlichen Häuptern der Gegner, denen die übrigen blindlings und fanatisch folgen, hatte keiner die Zustimmung gegeben. Ich entließ also beide Gesandtschaften mit dem Bescheid, ich würde am Donnerstag früh durch Zoar fahren, da möchten die Häupter der Gegner persönlich bei mir ihre Wünsche vortragen. Es erschien Niemand.

Nachmittags 3 Uhr wurde in der Kirche von Zoar Gottesdienst gehalten. Sie füllte sich fast ganz, aber zum größten Theil von Mitgliedern unserer Gemeinde; von den Gegnern waren 20—30 anwesend. Ich hielt eine ernste Predigt über Hebr. 13, 7—9. Nach dem Gottesdienst folgte die Prüfung der von Br. Gernecke unter Beihülfe eines

farbigen Lehrers verwalteten Schule. Etwa 60—70 Kinder waren zugegen. Auch diese Schule war in gutem Stande. Den Rest des Tages benutzte ich zum Aufnehmen einer Skizze von der Station und machte im Dämmerlicht den Weg nach Amalienstein (etwa 20—30 Minuten weit) zu Fuße. Am Abend wurden die Synodalverhandlungen durch Verlesung, Feststellung und Unterzeichnung der Protokolle geschlossen. — Bis nach 11 Uhr blieben wir dann im trauten Geschwisterkreise. —

Dienstag, 16. Juni. Früh am Morgen reisten die Geschwister Howe, Alpermann und Procesky nach dem Süden und Osten, die Geschwister Grützner nach dem Norden, ein beweglicher Abschied, theilweise wohl für die Zeit dieser Erde. Dann besorgte ich die Packereien. Am Nachmittag nahm ich eine Skizze von der Station; dann waren wir zum Kaffee beim Kaufmann Elias Schmidt, am Abend wieder bis 11¼ Uhr im Geschwisterkreise bei Sup. Schmidt versammelt — ein liebliches, brüderliches Beisammensein. —

Mittwoch, 17. Juni. Am Vormittag machte ich noch eine zweite Fahrt in die Zewenweekspoort, um an einem hochromantischen Punkt eine Skizze aufzunehmen. Auf der Rückreise machte ich bei dem Müller Briest, unserm früheren Kolonisten, einen Abschiedsbesuch; er wohnt in der Nähe unserer Mühle am Eingang der Kloof. — Am Vormittag ein ernstes, geistliches Gespräch mit Gernecke. Nachmittag wurden die Vorbereitungen zur Rückreise getroffen, die ja, so der Herr will, nun ununterbrochen bis London gehen soll. Dann machte ich einen Besuch bei den lieben Kottichs; am Abend wieder allgemeines trautes Beisammensein.

84. Reise nach der Kapstadt. Laingsburg.

Donnerstag, 18. Juni. Wir brachen früh auf, weil wir noch viel vor uns hatten für diesen Tag. Ich war häßlich erkältet und fieberte; die Aufnahme der Skizze am gestrigen Tage in der Zewenweekspoort-Kloof mitten in dem kalten Wintersturm, der mir den Sand in das Gesicht schleuderte und die Karre, auf der ich beim Zeichnen saß, umwarf, hatte doch ihre Wirkung gethan; das waren drei Tage nacheinander drei Skizzen mitten in der Winterkälte im Freien aufgenommen, das war selbst für meine sonst so kräftige Gesundheit zu viel gewesen; namentlich der eisig kalte, sturmartige Wind, der oben an den Bergen die Schneewolken zusammentrieb, war mir zu stark geworden. Ich bat den Herrn daher recht inständig, mich vor diesem Eiswind und Sturm zu bewahren auf der Reise nach Laingsburg, auf welcher ich den Kamm zweier hoher Gebirgsrücken, der kleinen Zwartebergen und der Wittebergen zu überfahren hatte in offener Karre.

Auf dem Wege nach Ladysmith wehte es noch ziemlich stark, obschon der gestrige Orkan sich gelegt hatte. Doch waren die Bergspitzen bedeckt, so daß ich in den Thälern vor Ladysmith die beabsichtigte Skizze vom Toverkop nicht aufnehmen konnte. In Ladysmith hatten wir noch ein Paar traute Stündchen. Heese's waren bis dahin



Zewenweekspoort-Kloof.

Reisetagebuch S. 414.

mitgekommen, um von dort links ab nach Riversdale zu biegen, Kottich und Gernecke gaben uns auch noch das Geleit, und endlich kam auch noch die liebe Schwester Schmidt, die wegen Mangels an Fuhrwerk zurückgeblieben war. Sie hatte Hottentottenpferde bekommen und war uns nachgefahren, um noch einmal Abschied zu nehmen. Gegen 1 Uhr ging es vorwärts mit drei Karren nach der Außenstation Grootfontein, auf der einen Procesky, Kottich und Martha Schmidt, die nach Stellenbosch auf das Seminar gebracht werden sollte, auf der andern Schmidt und ich, auf der dritten Gernecke und Herr Heymann, Schmidt's Schwiegersohn. Nach einer Stunde ($1^1/_2$ Meilen) scharfen Fahrens erreichten wir das Bauergehöft des reichen Bauern van Tondern, welcher früher ein scharfer Gegner des Missionswerks, jetzt ein Lokal hergegeben hat für die Predigten des Br. Procesky, so daß dieser hier hatte einen Predigtplatz errichten können für die Farbigen. Wir stiegen aus und grüßten ihn in seinem Hause. Er ist ein großer, starker Mann mit scharf geschnittenen Gesichtszügen. Solch Grüßen gilt als besonderes Zeichen der Achtung und Freundschaft und wird hoch aufgenommen, während das Unterlassen als eine Verachtung gelten würde. Wir mußten eilen, denn wir hatten noch einen starken Weg und Arbeit vor uns. Nach fünf Viertelmeilen begegnete uns die kleine Schaar der Farbigen von Grootfontein, meistens Dienstleute der Bauern, etwa 50 Seelen stark, mit Gesang. Wir eilten zu der eine Viertelmeile weiter gelegenen Kirche, die wir mit einer großen Zahl von Bauern, Männern, Frauen und Kindern garnirt fanden; sie waren gekommen, um den „Zendelingsvater" zu begrüßen und seine Predigt zu hören. Das Kirchlein füllte sich bald bis auf den letzten Platz mit etwa 200 Seelen, von denen die Mehrzahl Bauern waren; die Mission hat sich also auch diesen dienstbar erwiesen und an ihnen dankbare Beförderer gefunden, die zu Kirchenbauten, Reisekosten 2c. reiche Beiträge spenden, dazu auch dem Missionar auf seinen Reisen nicht bloß gastliche Herberge, sondern auch manche andere Dienste leisten. Ich predigte über Hebr. 13, 7—9. Ich mochte bei der Abreise wohl zu erhitzt auf die Karre gestiegen sein; denn ich fühlte mich bald recht unwohl.

Wir besuchten den alten Stoffel De Wit, unsern ältesten Missionsfreund, und ein wenig weiter wurden wir unsererseits von einer Karre herab begrüßt. Der fromme, liebe Bauer Herr Vollschenk aus Büffelsvley war eine Meile weit mir entgegengefahren, um den gefeierten Nachtgast würdig einzuholen. Derselbe war ein überaus freundlicher, gastlicher, frommer Mann, bei dem unsere Brüder auf dem Wege nach Laingsburg allzeit gastliche Aufnahme finden, so daß Büffelsvley, weil bei solcher Gelegenheit Gottesdienst für Weiße und Farbige gehalten zu werden pflegt, ebenfalls bereits für uns ein Missionspredigtplatz geworden ist. Er war jetzt hocherfreut, den Missionsvater in seiner eigenen Karre in sein Haus zu bringen. Der Feuerschein des Abendhimmels war noch nicht verschwunden, als wir ankamen.

Leider kam ich selbst in einem Zustande an, der mir nicht gestattete, weder unter der Gesellschaft zu bleiben, noch mich an dem

angesagten Abendgottesdienst zu betheiligen. Zu diesem waren viele Menschen gekommen, Farbige und Weiße, die die großen Wohnungsräume gedrängt füllten. Geistliche Speise erhielten sie genug; Schmidt, Kottich und Procesky hielten Ansprachen, während ich mit starker Grippe auf dem Bette in der anstoßenden Stube lag und den Herrn anrief, er möchte doch morgen stilles Wetter geben zu der kalten Fahrt über die hohen Gebirge.

Freitag, 19. Juni. Der Wind hatte sich völlig gelegt, ein klarer Sonnenaufgang verhieß einen schönen Wintertag; freilich hing das Eis an den Halmen. Ich war so weit erfrischt, daß ich die Morgenandacht selbst halten konnte zur großen Freude meiner liebenswürdigen Wirthe. Der alte, liebe Herr Vollschenk wollte es sich nicht nehmen lassen, mich noch eine Meile Wegs in seiner eigenen Karre auf den Weg zu bringen. Er verabschiedete sich dann mit einem patriarchalisch frommen Gruß. Wir schickten uns an, durch die tiefen Gebirgsschluchten und gewundenen Wasserläufe auf dem ab und zu doch durch die letzten Platzregen recht häßlich verspülten und zerrissenen, noch nicht wiederhergestellten, sonst gut unterhaltenen Gouvernementswege, den etwa 15—1600 Fuß aus der Thalebene sich erhebenden Kamm des kleinen Zwarteberg-Gebirges hinaufzufahren. Wir hatten einen schweren Weg vor uns nach Laingsburg. Auf der 45 englische Meilen von Büffelsvley aus messenden Strecke liegt kein einziges Bauernhaus oder Hotel am Wege, nur (etwa zwei Stunden von Büffelsvley) das alte verlassene Zollhaus, in welchem ein ganz armer Bauer sich eingenistet hat. Hülfe, Futter, Speise war also nirgend zu finden. Der Weg führte bergauf, bergab durch Hügel und Klüfte und jähe Felskloofen, romantisch schön, aber doch beengend durch das Gefühl der Hülflosigkeit, wenn irgend etwas den zwei Pferden passirte, die 10 deutsche Meilen weit die Karre über einen Gebirgskamm von 1600 Fuß und einen von 1000 Fuß (Wittenbergen) und viele Höhen von 1—300 Fuß oft über Felsengeröll hinwegziehen sollten. Einen von acht Pferden gezogenen Ochsenwagen hatte die Gemeinde Amalienstein gestellt, nur um die Karre meines und des übrigen Gepäcks zu entlasten und auch hier und da am Wege Pferdefutter für uns abzusetzen.

Der Himmel war klar, die Luft still, dennoch stieg das Thermometer nicht über $8^1/_2$ Grad Reaumur auch am Mittag. Wir spannten dreimal aus und kochten Kaffee. Es wurde aber die Fahrt doch bedenklich, als der Abend herannahte, bevor wir Laingsburg erreichten. Denn auf dem Wege gab es zwar manche Abwechselung für das Auge, mit Karroobüschen bedeckte Flächen und Bergabhänge, steile Felspartieen, romantische Kloofen mit Felsen, an denen die Paviane in Schaaren sprangen und schrieen, aber solcher Karrenweg im Dunkeln hat doch sein Bedenkliches. Auf eine Stunde vor Laingsburg sahen wir hier und da einen Wagen mit Treckbauern, die sich um ihr Feuer gelagert hatten. Bei einem der Wachtfeuer wurden wir angerufen. Der Kaufmann Hermann Pfeil war mit Br. Gottschling gekommen, mich zu begrüßen. Er fuhr mit seiner Karre vorauf, um uns die häßlichen Stellen des Weges zu zeigen. Wir folgten seiner Spur; Abends 7 Uhr hatten wir im Mondschein endlich das Dorf erreicht. Eine Anzahl

Farbiger war zu unserm Empfang vor Herrn Pfeil's Hause versammelt. Procesky hielt ihnen die Abendpredigt, ich eine kurze Ansprache. Ich war trotz der Fahrt in offener Karre und kalter Luft wieder gesund geworden, während Br. Schmidt ein sehr starkes Schnupfenfieber mit nach Laingsburg brachte, — so daß sein Mitkommen nach dem Kap zweifelhaft wurde.

Sonnabend, 20. Juni. In den Frühstunden nahm ich eine Skizze von Laingsburg auf. Man ist dort in der Karroo. Laublose Büsche mit kleinen, denen des Lebensbaumes (tuja) ähnlichen Blattansätzen bedecken, kahle Zwischenräume belassend, das Feld. Das Terrain ist hügelig, wasserarm, und macht einen tristen Eindruck. Das wenige Land für Gärten, das in der Nähe des Dorfes vorhanden ist, ist den Ueberströmungen des Büffelflusses so ausgesetzt, daß man nicht recht Muth hat, es zu bebauen. Die Erben sind ungewöhnlich klein, der Besitzer, Herr Greef, der das Land zum Dorf vermessen hat, hatte sichtlich große pekuniäre Vortheile im Auge. Blüht das Dorf auf, so kann es wohl seinen Zweck erfüllen, es wird der Konzentrationspunkt sein für eine weite, über Hunderte von Quadratmeilen sparsam gesäete farbige und weiße Bevölkerung. Vortheilhaft für den Unternehmer ist es, daß bereits eine reformirte Kirche erbaut ist, und eine Pfarre soeben erbaut wird. Nach solchen Orten ziehen sich die Bauern zusammen.

Ich fand unser Missionskirchlein durch Br. Gottschling's energische Arbeit bereits im Rohbau vollendet. Den Gedanken, jetzt schon eine Station dort anzulegen, muß ich entschieden widerrathen. Auf einer Landstrecke, auf welcher der Missionar theils mit der Eisenbahn, theils zu Pferde in einer Linie von zwanzig deutschen Meilen in der Länge und ebensoviel in der Breite, zerstreute einzeln wohnende, in Summa kaum 500 Seelen zählende Heiden, besuchen soll, würde Zeit, Geld und Kraft an eine undankbare Aufgabe gesetzt werden. Außerdem hat in der nächsten Station Matjesfontein ein Katholik bereits die Farbigen veranlaßt, eine Kirche und Schule für sich zu bauen, im Gegensatz zu uns, so daß die Hälfte der Bevölkerung vielleicht bald unsere Gegner sein werden. Endlich hat sich auch der reformirte Prediger in Laingsburg, der zuerst der Sache so sehr geneigt schien, in letzter Zeit sehr spröde gestellt, er scheint ein Eindringen der lutherischen Kirche zu fürchten. Endlich sind bereits verschiedene Versuche gemacht, Laingsburg als Eisenbahnstation aufzugeben, weil es die Kosten nicht decke; und deshalb ist selbst das Bestehen des Dorfes durchaus nicht unzweifelhaft. Unter solchen Umständen scheint es mir geboten, mit der Anlegung einer Hauptstation Laingsburg und der Stationirung eines eigenen Missionars daselbst lieber noch ein wenig zu warten.

Nach Vollendung meiner Skizze machte ich einen Besuch bei dem holländischen Prediger (Herrn Vries?); den Unternehmer, Herrn Greef, fand ich bei dem Bau des Pastorats beschäftigt. Fast alle auf dem Dorfe stehenden Häuser hat derselbe auf Spekulation gebaut, und er verkauft oder vermiethet sie an die wenigen Zuziehenden. Gegen Mittag taufte ich das Söhnlein des Kaufmanns Hermann Pfeil, der dort auch ein Hotel hat. Er hatte uns gastlich aufgenommen. Um 2 Uhr bestiegen wir den Bahnzug.

Also nun nur noch Dampf, kein Pferd mehr für die Vollendung meiner Reise.

Unsere Fahrt war, so lange es Tag war, vom schönsten Wetter, in der Nacht von klarem Mondschein begünstigt. Wir sahen die langgestreckten Züge der weißen Berge zur Linken, und der Nieuwefeldberge zur Rechten aus der dürren Karroo als Grenzlinien sich erheben, ab und zu grüßte uns über die niedrigeren Berge hinweg noch der Toverkop von Ladysmith her in burgruinenartiger Form. Am Abend dampften wir durch zwei herrliche Kloofen, die Hex-Rivier- und die Tulbagh-Kloof; in der ersten führt die Bahn an jähen schwindelnden Abhängen vorbei, wohl an 1500 Fuß tief in das Thal hinab, in der anderen wechselten schöne Felsbildungen mit sanfteren Hügeln. Der Mondschein ließ das Alles in magischem Licht erscheinen.

Gegen Mitternacht erreichten wir Worcester; der alte Br. Esselen hatte sich auf den Weg gemacht, um mich auf der Station zu begrüßen. Da wir etwa eine halbe Stunde Aufenthalt hatten, konnten wir mancherlei miteinander plaudern, ein liebliches Zusammentreffen. —

Sonntag, 21. Juni, vor Sonnenaufgang, 5½ Uhr war Wellington erreicht. Unser Br. Pauw, früher auf Zoar, erwartete uns am Bahnhof. Es gab ein liebliches Wiedersehen mit diesem treuen Arbeiter, dem der Herr nach langer Dürre auf Zoar, hier in Wellington jetzt ein reich gesegnetes Arbeitsfeld eröffnet hat. Seine Hauptgemeinde Wellington zählt nebst der früheren Hauptgemeinde, jetzt als Nebenstation angesehenen Station Wagenmakerthal, in Summa mehr als 1500 Getaufte. Der alte französische Br. Bisseux, der die Station 1829 angelegt hatte, war der Aufgabe nicht mehr gewachsen. Pauw scheint mit Energie und Geschick die Situation zu beherrschen.

Da es ein schöner Sonntagsmorgen war, so begleitete ich am Vormittag den Br. Pauw nach Wagenmakerthal und hörte eine treffliche Trinitatis-Predigt über Matth. 28, 19, und hielt selbst eine Ansprache an die Gemeinde über Epheser 4, 1—6. Die zudringliche Vertraulichkeit, mit der einzelne der ihrer Würde und Stellung gewöhnlich höchlichst bewußten Aeltesten mich begrüßten, und hernach ihr gnädiges Wohlgefallen an meiner Ansprache zu erkennen gaben („die Spyz, die Mynheer ons gegeven het, smaakt good"), machte mir nicht eben einen angenehmen Eindruck.

Am Nachmittag empfing ich einen Besuch von dem reformirten Pastor Andreas Murray, welcher als Erweckungsprediger vielfach im Lande bis nach Transvaal hin reist; ein innig frommer Mann, nur etwas aufgeregt. Mir machte es, da mein Schnupfenfieber immer wieder hervorbricht, Mühe, am Nachmittag seiner Kinderpredigt beizuwohnen. Seine Sprache war einfach, edel, warm, eindringend; die Antwort, die er auf die Frage: Wie man selig sterben könne, gab, schien mir bedenklich. Er spitzte sie auf drei Punkte zu: 1) man muß Jesum bei sich haben, 2) man muß fromm und gottselig nach dem Willen Gottes leben, 3) man muß Vergebung der Sünden haben. Vielfach tritt bei den Leuten dieser Richtung die Heiligung vor die Rechtfertigung, und das giebt keinen dauerhaften Untergrund für gesundes geistliches Leben, trotz aller nennbaren und bestechenden Erfolge,

so erfreulich dieselben auch an sich sein mögen. — Mein Unwohlsein hinderte mich, den Abendgottesdienst zu besuchen, den Br. Schmidt in Pauw's Kirche abhielt.

Montag, 22. Juni. Früh 5½ Uhr brachen wir von Wellington auf; 7½ Uhr waren wir in Stellenbosch, wo Br. Krönlein und der alte ehrwürdige Veteran Br. Lückhoff uns begrüßten. Besuche zu machen, war ich nicht aufgelegt, ich begnügte mich, den reformirten Pastor Nethling zu begrüßen. Im Uebrigen hielt ich mich in der stillen Stube, woselbst ich die Besuche der rheinischen Brüder empfing.

Dienstag, 23. Juni, früh 7½ Uhr nach der Kapstadt. Auf der einen Station stieg der Kaufmann Herr Ritter, auf einer andern der Missionar Rath von Sarepta, auf der dritten der Gouvernements-Schulinspektor Dr. Dale zu uns in den Wagen, so daß wir eine lebhafte Unterhaltung hatten.

Gegen 10 Uhr waren wir angelangt; Br. Wagner erwartete uns und holte uns heim in sein gastliches Haus.

Am Vormittag machten wir Besorgungen, am Nachmittag hatten wir Besuche von Professor Fischer, den alten Missionaren Kolbe und Rath, und meines alten Landsmanns aus Ost-Dievenow, Carl Gaedtke (hier in Afrika Henry Smith), der mir einen sauber aus dem Geweih einer Antilope gedrechselten werthvollen Stock zum Andenken brachte. Am Abend hatte ich Gelegenheit, mit Br. Wagner die Angelegenheit des Abgangs von Dr. Hahn zu besprechen und in die Protokolle des kirchlichen Gemeinderaths einen Einblick zu thun.

Mittwoch, 24. Juni. Also heute auf das Schiff!

Gestern Abend war ich ziemlich bange, als plötzlich ein heulender pfeifender Sturmwind vom Tafelberg herabbrauste und das Haus erbeben machte. Aber in der Nacht hat sich der Wind gelegt. Möge der Herr eine sanfte Fahrt in Gnaden bescheeren.

Vormittag fuhr uns Pastor Wagner mit seinem Cab nach Seapoint; köstliche majestätische Brandung; in die See hinein lagen Felsen, die wir bestiegen, rings um uns hoch aufschäumende Gischt. An dem Wege hinwärts schöne Villen und Gärten, rückwärts passirten wir die neuen Festungswerke, welche zum Schutz gegen die Russen soeben eilig aufgeworfen werden.

Gegen Mittag hatte sich der Wind völlig gelegt. Wir fuhren mit unserer Bagage an den Hafen herunter; mit mir Br. Schmidt, Br. Krönlein, der von Stellenbosch gekommen war, und Professor Fischer.

Der „Hawarden-Castle", mit dem ich gehen sollte, ist ein prächtiges Schiff von über 4000 Tonnen (396 Fuß lang, 48 Fuß breit). Mit dem Raum war fast verschwenderisch umgegangen. Der große Salon hatte vier Reihen Tische. Die Plätze waren angeschraubte Sessel mit Mahagonilehnen und eisernem vergoldeten Fuß, der schön gepolsterte Sitz mit feinstem Saffianleder überzogen, 14 elektrische Lampen erleuchten den Raum, welcher ungefähr 42 Fuß lang und 45 Fuß breit, fast doppelt so groß ist, als unser Missionshausbetsaal; die Mitte des Raumes, welche außer den Fensterluken Licht und Luft zuführt, geht durch drei Etagen, so daß es also an frischer Luft nicht mangelt. Ein schönes Pianino und ein großes Harmonium mit zwölf

Registern geben zu musikalischer Unterhaltung Gelegenheit, zwei Mahagoniwandspinden mit Glasthüren enthalten auserlesene Lektüre.

Ich sah mir mein Heim für die nächsten drei Wochen an; es war eine Kabine mit zwei Betten und einer Sophabank, die ich aber, da von den 135 Betten erster Kabine nur etwa 40 besetzt waren, allein bewohnte. Die Kabine war weit genug von Küche und Maschine gelegen, und doch nahe am Speisesaal, ich war also so günstig quartiert, wie nie zuvor auf einer Seereise. Auch die übrigen für das Allgemeine bestimmten Räume, namentlich der Damen-Saal und das Herren-Rauchzimmer, waren mit gleicher Eleganz ausgerüstet, ebenso die Mahagonibänke und Treppen und eine hinreichende Anzahl Schiffs-Lehnsessel. Ein Theil des unteren Decks war mit einem Bretterdach gegen Sonne und Regen geschützt. Dies Dach bildete den Fußboden zu einem höheren Deck, welches durch Zeltdach gegen die Sonne geschützt, einen etwa 100 Fuß langen Spaziergang mit freiem Blick auf die See gewährte, dabei aber ebenfalls mit Mahagoni-Bänken und Lehnsesseln reichlich ausgerüstet war.

Nachdem ich mein schwimmendes Hotel genügend gemustert hatte, setzte ich mich mit den Freunden zum letzten Abschiedsgespräch. Herr Ritter, Herr Gaedtke und vier Brüder aus der Brüdergemeine (Lemmerts, Hickel, Bauer und Marks) kamen, mich zu grüßen. Passagiere kamen, von ihren Freunden geleitet, und füllten das Deck. Der dreistündige Aufenthalt aber war ermüdend, ich sehnte mich mit Leib und Seele nach Einsamkeit und hätte am liebsten kein Wort gesprochen. Ich fühlte, daß meine Kräfte am Ende waren, und setzte meine Hoffnung auf eine stille Seereise zur Rast.

85. Nach Hause.

Mit dem letzten Sonnenstrahl erscholl das Signal zum Aufbruch, die Begleiter verließen das Schiff, und unser Koloß (dreimal so lang als das Missionshaus) setzte sich langsam in Bewegung. Am Ufer standen die Freunde zum letzten Gruß, dann Tücherwehen — und ich war endlich allein. Ich sah die Kapstadt mit ihren drei Bergriesen allmählich verschwinden; vor mir tauchte Robben-Island auf. Von beiden sah ich bald nichts mehr, als das Feuer der Leuchtthürme, das Blickfeuer des Kap-Hafens und das beständige von Robben-Island. Aber kaum waren wir eine halbe Stunde in See, als das mächtige Schiff in ein Rollen (von Seite zu Seite Schwanken) gerieth, welches je länger je stärker wurde und die meisten Passagiere seekrank in ihre Kabinen trieb. Ich konnte auf Deck bleiben, durfte mich aber am Diner nicht betheiligen.

Nun war ich endlich allein, ganz allein. Süd-Afrika, als überwundener Standpunkt hinter mir, verschwand im Dunkel. Mir war so wohl in der Einsamkeit. Wie anders war es vor neunzehn Jahren! Doch auch jetzt zählte ich Tage und Stunden. Der Herr wird ja durch Alles hindurchhelfen! Ihm sei Dank, es giebt auch in der Einsamkeit einen Leuchtthurm, der, wenn auch nur mit Blickfeuer leuchtend, dem Auge und Herzen einen Ruhepunkt gewährt! —

Ein eingehendes Tagebuch über die Seereise zu führen gedachte ich nicht, es ist ja insgemein die eine wie die andere, — und ich war erschöpft. — In der Nacht nahm das Rollen so zu, daß die Seeleute sagten, seit fünf Jahren nichts Aehnliches erlebt zu haben. Ich dachte, wenn das schon bei fast windstillem Wetter so schwankt, wie soll es im Sturm werden? und machte mich auf größere Beschwerden gefaßt.

Donnerstag, 25. Juni. Das Rollen mäßigte sich, die Wellen der See wurden kleiner und unbedeutender. Ich kümmerte mich um Niemand, auch um das Essen nicht sonderlich, obschon es auf diesem Schiff so vortrefflich war, wie ich es noch auf keinem englischen Schiff gehabt hatte, so daß man die Speisen wirklich mit Appetit hätte genießen können. Mir war es am liebsten, auf einer Bank oder im Lehnstuhl ausgestreckt, hinauszuschauen auf die stets gleiche Fluth. Am liebsten hätte ich nichts gedacht, aber wer kann den Gedanken wehren? Afrika trat mir wie ein lichter Glanzpunkt vor die Augen. Wie viel Liebes habe ich da erfahren, wie viel Gelegenheit gehabt, noch in meinem Lebensabend fruchtbar und frisch und andern zum Segen zu sein. Die einzelnen Stationen gingen an meinen Augen vorüber, meine Gedanken verwandelten sich in Dank, Lob und Gebet — bis sie sich wieder heimwärts kehrten. — —

Freitag, 26. Juni. Mein Tischnachbar, Mr. Young, redete mich auf meinen Namen an, er war der secretary (Leiter) der freischottischen Missionsgesellschaft, ein lieber, trauter, bescheidener, frommer Schotte, an dessen Gesprächen ich mich erquicken konnte. Er brachte mir auch aus der zweiten Kabine einen Maschinenarbeiter, der fünf Jahre lang auf dem Missionsschiff auf dem Victoria Nyanza gearbeitet hatte und nun heimkehrte. Er hatte alle die dortigen schottischen Missionsplätze besucht und konnte gute Nachricht vom Vorangehen der Arbeit bringen. Auch erfuhr ich, daß Herr Esselen, der Staatssekretär der neu gebildeten Zulu-Republik, an Bord sei. Er ist der Sohn meines Freundes, des alten Br. Esselen in Worcester. Es war mir interessant, durch ihn sichere Nachrichten über das Ergehen der neuen Republik zu erhalten. —

Sonnabend, 27. Juni. Die empfindliche Kälte des Tages der Abreise begann sich zu mindern, die Tage wurden sichtlich länger, denn jeder Tag brachte uns um ungefähr 350 englische Meilen dem Aequator näher. Ich erholte mich langsam und begann, obgleich mäßig essend, an den Mahlzeiten theilzunehmen, und nach meiner Schiffslektüre zu greifen, Lion Cachet's Worstelstryd der transvaaler, ein geschickt aber parteiisch geschriebenes Buch, dessen Lesen mir vom höchsten Interesse war, zumal ich den Schauplatz der Begebenheiten, von dem es berichtet, soeben durchreist war. Etwas spaßhaft war es mir zu lesen, daß von den Transvaalers ieder een held sein solle, oder wenn ich sah, wie in der Charakterschilderung der Bauern alle ihre Schattenseiten theils verschwiegen, theils beschönigt wurden, während die Engländer wie eine Art kaltherziger Teufel die Folie zu den patriarchalischen Charaktertugenden der Bauern abgeben mußten, und während die Deutschen so gut wie ganz ignorirt wurden, trotzdem doch Paul Krüger, der Präsident von Transvaal, und Herr Bodenstein, Präsident

des Volksraths, deutscher Abkunft sind, und letzterer das deutsche Element in der Transvaal-Bevölkerung mir gegenüber als das bedeutendste darstellte. Ebenso interessant war es mir, wie künstlich Cachet die Arbeiten der Mission, die in Transvaal doch wahrlich nicht unbedeutend sind, fast ignorirte, so nachdrücklich er die von englischen Missionaren begangen sein sollenden Unthaten geißelte. Cachet wußte wohl, was den Transvaal-Bauern angenehm zu lesen ist, und wie er zugleich den Sympatieen (d. h. Handelsunternehmungen) seiner europäisch-holländischen Landsleute Rechnung tragen konnte. Immerhin ist es aber ein mit Geschick geschriebenes Buch, durch welches manche nach der andern Seite hin parteiische Darstellungen der Engländer ein Gegengewicht und theilweise Berichtigung erfahren. —

Wir sind bereits Angra-Pequena vorbei und in der heißen Zone. Das Meer ist ebenmäßig ruhig, obschon nicht spiegelglatt, der Abend köstlich. Sowohl der Sonnenuntergang als der Mondaufgang zeichnen ihre lichte Straße im Meer, während die unermüdliche Schraube eine breite milchige Straße hinter sich läßt, aus welcher elektrisch leuchtende Funken nach rechts und links auftauchen und verschwinden. Der Ruf „ein Viermaster am Horizont" oder „fliegende Fische" oder „eine Heerde von Delphinen" vermochte mich aber nicht aus meiner zur Rast ausgestreckten Lage herauszubringen. — „Déjà vu!" —

Sonntag, 28. Juni. Die Schiffsglocke rief die Passagiere aller Kajüten zum Gottesdienst, den der Kapitän Webster, ein biederer, angenehmer Mann, nach dem common prayerbook abhielt. Solcher Gottesdienst ist auch etwas werth, ich habe mich, obgleich ich kein Freund bin von dem hochkirchlichen Kumuliren von Psalmen und Gebeten, doch herzlich erbaut. Für Abhaltung eines deutschen Gottesdienstes fand sich keine Gelegenheit. Ich nahm meinen Reisepsalter vor oder erquickte mich am Harmonium und freute mich der ungestörten Ruhe.

Von Tag zu Tag wurde gerechnet: bereits $^1/_{20}$ der Fahrt, bereits $^1/_{10}$, $^1/_7$, $^1/_5$, $^1/_4$, $^1/_3$ der Fahrt zurückgelegt; das Wetter war ebenmäßig still und ruhig, das Schiff ging seinen gewissen schnellen Gang. Ich erfuhr, daß es in Lissabon anlanden werde, statt in Madeira. Wenn es nur nicht bei Nachtzeit geschieht. Ich erwog den Gedanken, in Lissabon abzusteigen und zu Lande nach Berlin zu gehen. Einen Theil von Spanien, die Pyrenäen, Süd-Frankreich, die Schweiz zu sehen, eine Gelegenheit, die mir nicht wieder geboten werden wird, wollte mich reizen. Aber die Elastizität des Geistes reichte nicht aus. Wer weiß, ob ich in Lissabon überhaupt aussteigen werde.

Dienstag, 30. Juni. Morgen sollen wir die Linie passiren. Die Schiffsgesellschaft ist diesmal besonders nett und anständig, so daß ich doch schon hier und da ein Gespräch führen kann. Die jungen Leute haben auf dem obersten Deck einen Criquet-Platz durch Netze zum Auffangen des Balls eingerichtet, und springen und schreien, daß es nur eine Art hat. Dazu haben sie sich in die buntesten streifigen Harlequinsjacken, die Uniform der Criquet-Spieler von Profession, eingekleidet. Ich sah eine Weile zu, unser Baarlaufspiel gefällt mir besser. Am Abend sammelte ein Citherspieler mit seinen launigen

Liedern eine dankbare Zuhörerschaft auf Deck um sich. Ich stieg auf das Oberdeck und suchte nach dem südlichen Kreuz. Es stand hell und glänzend am Himmel. Zögernd wandte ich den Blick nach Norden. Ob wohl vom großen Bären schon einige Sterne sichtbar sein würden? — Und da stand er ganz und gar. Ich war an der Scheide angekommen, Nord und Süd präsentirten sich mir zu gleicher Zeit. Es geht heim! —

Mittwoch, 1. Juli. Seit vorgestern hatte ich zu baden angefangen. Es bekommt mir vortrefflich. — Jetzt eben passiren wir die Linie — Herr hilf glücklich über die Fluthen bis nach Hause! —

Sonntag, 5. Juli. Wir hatten ziemlich stille See in den letzten Tagen und günstigen Wind, so daß wir bis 364 englische Meilen in 24 Stunden machten; aber grau in grau, nichts von tropischer Schönheit des Himmels und des Meeres. Ich saß und brütete einsam in einer Ecke des Schiffes und berechnete die Tage bis zu Ende der Reise. Schlafen konnte ich wenig, essen auch nicht viel, aber seekrank war ich auch nicht. Um vorüberseglende Schiffe zu sehen, stand ich nicht von meinem Platz auf. — Allmählich wich die furchtbare Ermüdung und Erschlaffung, welche die übermenschliche Anstrengung meiner Afrika-Reise zu Folge gehabt hatte. Ich konnte mich an dem Blau des Meeres und an den sich aufthürmenden Wellen und ihrer brausenden Gischt, oder ihrem feeenschleierartig vom Winde hinübergehauchten Wasserstaub erquicken, sowie an dem frischen Luftzug, der die Hitze milderte.

Am Sonntag früh hielt ich meine Morgenandacht allein am Harmonium, mit dem Reisepsalter, der mir auf dieser Reise sehr lieb geworden ist. Dann spielte ich die Responsorien unserer Sonntagsliturgie und versetzte mich im Geist nach Hause. Einen deutschen Gottesdienst zu halten, dazu fühlte ich mich wiederum nicht aufgelegt; es waren auch fast keine Deutschen auf dem Schiff. Ein Kaufmann, Herr Hartmann aus Sandersleben, Bruder des Kammermusikus Hartmann in Berlin, ein gemüthvoller lieber Mann, war mir ein lieber Begleiter. — Ich hatte eben die Responsorien der Abendmahlsliturgie beendigt, als ich wahrnahm, daß bereits der Kapitän und die Passagiere auf ihren Plätzen saßen zur Abhaltung des Sonntags-Service, der wie vor acht Tagen verlief.

Am Nachmittag passirten wir bei schönem Sonnenschein Kap Verde so nahe, daß wir mit bloßen Augen die Häuser und Bäume sehen konnten. Auf dem höchsten, etwa 600 Fuß hohen Hügel war ein Leuchtthurm, weiterhin eine Kirche, ein Dorf und einzelne Häuser. Die Hügel dachten sich bis auf 100 Fuß ab und fielen dann senkrecht als Felsen in das Meer ab — eine angenehme Abwechselung in der Reise. — Von Kap Verde aus hatten wir starke Gegenströmung und Gegenwind, da gab es schönes Wellenspiel, aber langsame Fahrt; statt daß wir im Anfang 364 englische Meilen in 24 Stunden zurückgelegt hatten, gab es jetzt nur 232, also Aussicht auf Verspätung der Ankunft.

Die Nächte waren, einzelne wenige ausgenommen, rauh und stürmisch, so daß Steuer und Schraube mit Lärm arbeiteten. Zuletzt zerbrach etwas am Steuer, so daß wir Tage lang hätten repariren

können, wenn nicht in der Mitte des Schiffs eine zweite Vorrichtung zum Steuern vorhanden gewesen wäre.

Montag, 6. Juli, hatten die „minstrels des Hawarden", d. h. die stewards, welche singen und spielen konnten, eine nette Abendunterhaltung arrangirt; sie sangen einzeln und im Chor Balladen, recht frisch und gut, und führten scherzhafte Scenen und Unterhaltungen auf. Zuletzt gaben sie ein lebendes Bild, die Britannia, ein bildschönes Mädchen (oder vielmehr verkleideter geschminkter Stewart) mit dem goldenen Dreizack, als Herrscherin der Meere, rechts und links umgeben von den acteurs, die dann gemeinsam in ein God save the Queen ausmündeten. — Der Gegenwind dauerte bis zum Freitag, die Gemüthlichkeit wurde etwas gestört, — mir war es angenehm in meiner stillen Ecke zu sitzen.

Die Reisegesellschaft war diesmal angenehm; hätte ich dazu Neigung verspürt, so fehlte es nicht an Leuten zu der Konversation, die in vier Sprachen, deutsch, englisch, holländisch und französisch geführt wurde; an der portugiesischen konnte ich mich leider nicht betheiligen, so mußte ich zur Unterhaltung mit dem früheren portugiesischen Gouverneur von Laurenzo Marquez, Herrn Alfredi Ferreri, mich der französischen Sprache bedienen; mit dem Staatssekretär der neuen Bauernrepublik, Herrn Esselen, konnte ich deutsch sprechen; mein Tischnachbar war Herr Young, ein Schotte aus Edinburg, ein frommer lieber Mann, Direktor der freischottischen Missionsgesellschaft. Er klagte viel über die Wesleyaner, die auch den Schotten gegenüber ihre freibeuterische Weise ausübten. — Meine Freude hatte ich an den vier lieblichen Kindern eines englischen Richters aus Pieter Maritzburg, Mr. Juce. — Die Schiffsgesellschaft vertrieb mit allerlei Spielen ihre Zeit, man spielte Criquet, Domino, Dame, Schach, Karte ꝛc.; ein beliebtes Spiel war, daß man Kränze von Stricken in zwei leere Eimer zu werfen versuchte, oder mit kleinen in Leinwand scheibenartig eingenähten eisernen Ringen gewisse Zahlen auf einem Brett werfend zu erreichen bemüht war; andere schaukelten sich, oder was des Zeittodtschlagens mehr war. Ich las die Worstelstryd von Lion Cachet, oder lag still auf meiner einsamen Bank.

Freitag, 10. Juli. Heute früh wollten einige Land gesehen haben, von dem nördlichsten Theil der afrikanischen Westküste; wir sollen heute die Höhe von Gibraltar passiren; Gott sei Dank, die Fahrt neigt sich zu Ende. — —

Interessant war mir die Bemerkung des Gouverneur Ferreri, daß die eigentlich genauen wissenschaftlich brauchbaren Notizen über Land und Leute in Afrika auf den vorgeschobenen Posten die der Missionare seien, während die bloßen Reisenden in ihren Angaben oft zufällige und völlig ungeprüfte und darum unzuverlässige Berichte gäben. Dieser Herr Ferreri war zuletzt Gouverneur in Sofala.

Sonnabend, 11. Juli. Kurz vor Sonnenaufgang der Eingang in den Tajo in Sicht. Die aufgehende Sonne hing wie eine Riesenlampe an der Spitze eines Leuchtthurms, der auf einem Felsen mitten in dem mehr als meilenbreiten Ausfluß des Tajo erbaut ist. Ihm gegenüber am Ufer die alte Festung, das Ufer bekränzt mit Villen und

Gärten. Die Berglinien bauten sich auf beiden Ufern des Tajo übereinander. Weiterhin ein in das Wasser vorgeschobener Festungsthurm, architektonisch schön; links auf dem Hügel das königliche Schloß, ein großes, umfangreiches, aber unschönes kasernenartiges Gebäude; es liegt eigentlich außerhalb der Stadt, welche erst nach einiger Entfernung sich in ihrer ganzen Ausdehnung entfaltet. Sie ist auf verschiedenen Hügeln erbaut, an denen die Häuser terrassenartig emporsteigen, die sich gruppenartig der Gestalt der Hügel entsprechend in einzelne Abtheilungen vertheilen, so daß in das Stadt-Panorama eine wohlthuende Abwechselung kommt. Schöne Kirchen, breite, aufsteigende Straßen mit schönen Häusern. Schöne öffentliche Gebäude, Kirchen, Ministerien 2c. Den schönsten Theil der letzteren konnte man vom Schiff aus sehen; mein treffliches Glas rückte sie und die Menschen so dicht an mich heran, daß ich es vorzog, die fünf Stunden unsers Aufenthalts auf dem Schiff zu verleben. Ich war müde und erschöpft, schlief viel, und genoß dann im schönen Sonnenschein und frischer Luft die herrliche Aussicht auf die Ufer des Tajo und die Berge mit ihren Klöstern und Schlössern in der Umgebung. Das Schiff füllte sich mit Verkäufern von allerlei Waaren. An seine Wände drängten sich Böte, um die Passagiere an Land zu holen. Fast alle gingen, außer mir blieb nur Herr Hartmann und ein Vater, der sein krankes Kind nicht verlassen wollte.

Gegen 1 Uhr fuhren wir ab. Interessant war es, die Sachenverkäufer in ihren Kähnen unten zu beobachten, die jetzt in der letzten Stunde schöne Geschäfte machten. Die Engländer kauften wie unsinnig. Interessant war eine Verkäuferin, die wohl für 20—30 Pfd. Sterl. verkauft hatte, und schließlich, als ein Herr, um sich einen Scherz zu machen, mit dem Herunterlassen des Schilling für einen Stock etwas zögerte, eine so kläglich flehende Geberde machte, als ob sie ganz arm und unglücklich würde. — Das Weib, das ihren Groschen nicht missen mochte. Zur Seite war ein Boot mit zwei Mädchen und einem Kinde, die auf der Ziehharmonika und einem Waldhorn schöne ergreifende portugiesische Volksmelodieen mit einer gewissen Meisterschaft spielten.

Das Schiff passirte ein gesunkenes, dessen zwei Masten mit halber Höhe senkrecht aus dem Wasser hervorragten. Dann ging es langsam den Tajo hinaus, der Küste entlang, an der man zuerst Städte und Dörfer und einzelne Häuser deutlich unterscheiden konnte, bis ein dunstiger Nebel die Linien verschwinden ließ. —

Sonntag, 12. Juli. Wir hatten interessante neue Passagiere in Lissabon an Stelle der abgehenden aufgenommen, unter anderen den Grafen von Rilvas, portugiesischen Gesandten am belgischen Hofe. — Heute kein Schiffsgottesdienst; ich hielt den meinigen unbelästigt im Salon am Harmonium. Nachmittags erreichten wir die gefürchtete Bai von Biskaya, sie war ruhig und still wie ein Kind in der Wiege.

Montag, 13. Juli. Die Bai still wie gestern, herrliche Fahrt. Ich hatte eine längere interessante Unterhaltung mit dem Gesandten über Bismarck und politische Zustände. Der Graf spricht fließend und gut deutsch. Er erzählte, der eigentliche Grund zum Ausbruch des deutsch-französischen Krieges sei eine Weibergeschichte. Die Kaiserin Eugenie sei über die Heirath des Hohenzoller'schen Prinzen ganz zu-

frieden gewesen; Napoleon habe selbst ihm mit warmen Worten gesagt, er müsse König von Spanien werden; alles sei in Richtigkeit gewesen, auch Eugenie ganz eingenommen von demselben; sie habe aber gewollt, daß der Bruder desselben ihre Nichte, eine Tochter des Herzog Alba, heirathen solle; er habe die Partie ausgeschlagen, so daß Eugenie entrüstet nun die Kandidatur seines Bruders entschieden zu hintertreiben bemüht war. Als aber die Stimmung des Volks sich zu diesem Hohenzoller hinneigte, habe Napoleon gesagt: „Ich werde der Welt ein Zeichen großer Mäßigung geben"; die Kaiserin sei bei diesen Worten heftig erzürnt aufgesprungen und habe gesagt: „Du wirst der Welt ein Zeichen großer Thorheit geben!" Sie ist durchgedrungen und hat es theuer bezahlen müssen.

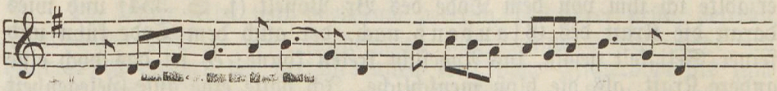
Weiter erzählte er von Bismarck. Er habe demselben eine intrikate Geschichte erzählt: „O", habe dieser gesagt, „schreiben Sie mir das in einem Brief"; er aber habe als Antwort mit dem Finger die Bewegung eines Pendels gemacht, worauf Bismarck gelacht habe und ihn umarmt und gesagt: „Sie sind ein kluger Mann!" —

Der Graf war auf seine Portugiesen übrigens stolz, meinte, sie wären die einzigen, welche die Afrikaner zu behandeln verständen, es solle nie eine Expedition in das Innere gemacht werden, ohne sechs Portugiesen als Begleiter; mit Befriedigung erzählte er, wie ein englischer Minister von ihm zur Zeit des indischen Aufstandes eine Anzahl portugiesischer Pässe mit dem portugiesischen Wappen erbeten habe, weil in Indien kein Wappen solches Ansehen genieße, als das portugiesische. — Ich liebe die Leute, die ihre Heimath lieben. —

Dienstag, 14. Juli. Vor Sonnenaufgang erwachte ich; ich hatte eben geträumt, ich sei im Missionshause angekommen, und kämpfte mit dem Gedanken, daß ich doch sichtlich im Bette meiner Kabine liege. Da wurde es laut, ich hörte Fußtritte über mir — man bereitete sich auf Plymouth. Ich schaute durch das runde Fenster meiner Kabine und mir fiel direkt das ganz nahe Licht des Hafen-Leuchtthurms in das Auge. Ich eilte, mein Bad zu nehmen, es war 3½ Uhr, der glühende Morgenhimmel leuchtete über dem im Dunst liegenden Plymouth. Das Deck füllte sich, die Sachen wurden herbeigeschafft, auch die 100 Zweischeffelsäcke mit Briefen und Zeitungen aus Afrika. Ein ziemlich großer Dampfer kam an die Backbordseite, sein Obergebäude war in ziemlich gleicher Höhe mit unserem Deck, so daß eine Brücke hinübergelegt werden konnte. Die Passagiere, welche von hier aus in sechs Stunden London erreichen wollten, gingen hinüber, ihr Gepäck wurde umgeladen. Das Ganze war das Werk von kaum mehr als einer Stunde. Dann machte sich unser großer Dampfer an das nicht leichte Geschäft, sich umzudrehen, was nach etlichem Vor- und Rückwärtsfahren mit Hülfe des Focksegels endlich gelang. Dann mit voller Dampfkraft wieder beim Leuchtthurm vorbei hinaus in den Kanal. Die Sonne war inzwischen schon ziemlich hoch gestiegen und beschien hell die nahe Küste. Das Meer war klar und ruhig; bald verschwanden die Küsten dem Auge und man hätte meinen können, man wäre auf dem Ozean, wenn nicht die grünliche Farbe des Wassers es angezeigt hätte, daß wir im Binnengewässer fuhren. Es war mit vielen Segeln

bedeckt, zum größten Theil Fischerböte, aus deren Schaar hier und dort ein stattlicher Zwei- oder Dreimaster mit vollen Segeln sich abhob, ab und zu auch ein Dampfer seine langen Linien zog. Mich bewegten mancherlei Gedanken, nur noch drei Tage zwischen mir und daheim — und dann — ? —.

Nach dem Frühstück hatte ich mit dem Grafen ein eingehendes Gespräch über Portugal und die dortige Bevölkerung und ihre Vermischung mit maurischem Blut. Er meinte, Portugal erzeuge keine Volkslieder, während dieselben unter anderem Klima in der zweiten Generation in Brasilien lieblich erständen. Einzelne Strecken des Landes seien noch von überwiegend maurischer Bevölkerung und höben sich sichtlich von den übrigen ab. Der Graf hatte gestern ein italienisches Volkslied auf dem Klavier geklimpert:



Ich hörte diese Melodie seit vierzig Jahren zum ersten Male wieder; damals 1846 hatte Bismarck auf unserer Harzreise sie immer gepfiffen oder geträllert, als seine einzige und Lieblingsmelodie. Jetzt war es mir interessant, die Worte dieses italienischen Volksliedes zu hören; ihr Inhalt ist, daß ein Liebhaber seine Schöne anredet, warum sie ihn so lange warten läßt. Dann sprachen wir weiter über Meyerbeer'sche, Mendelssohn'sche und Bach'sche Musik. Ich machte ihn aufmerksam, wie fast alle Volkslieder bei den Kaffern, Russen, Schweden 2c. in moll gingen, ein Zeugniß der Sehnsucht nach einem verlorenen Paradies. — Er horchte auf; als ich aber fortfuhr darauf überzuleiten, wie in jedem Menschen das Bewußtsein lebe, er ermangele dessen, das zu sein und das zu besitzen, was er sein sollte, und diese Sehnsucht nach dem verlorenen Ideal klinge auch aus dem Volksliede, lenkte er sichtlich ab; er merkte mit feinem Takt, daß ich auf ein ernsteres Gespräch überleiten wollte; deshalb rief er lachend aus: „Aber wir sollen uns freuen! dazu sind wir auf der Welt!" „Ja," sagte ich, „gerade so spricht die Bibel: Freuet euch allewege, aber, fuhr ich fort, sie sagt dazu: Freuet euch im Herrn allewege, und das ist die einzige wahre Freude, die dauert." Hier war unser Gespräch zu Ende. Ihr eigenes Volk singt ja, antwortete er: „Freut euch des Lebens, pflücket die Rose, eh' sie verblüht," machte eine freundliche, lächelnde Verbeugung und ging hinaus. —

Nach einiger Zeit hatte ich wieder eine interessante Unterredung mit dem Grafen; er machte hübsche Mittheilungen aus seinen diplomatischen Erlebnissen, namentlich aus der Zeit, wo er den Gesandtschaftsposten in Rio de Janeiro stellvertretend verwaltet habe. Damals seien viele an der Malaria oder am gelben Fieber erkrankte seefahrende Portugiesen in das trefflich eingerichtete Hospital gebracht worden. Er habe ihnen eine Freude bereiten wollen, dadurch, daß er sie persönlich besuchte, habe, um den Eindruck zu erhöhen, seinen Besuch zwei Tage zuvor angekündigt, habe dann auch seinen Zweck völlig erreicht. Als er das Hospital verließ, seien gerade zwei neue Kranke eingeliefert,

Nr. 19 und 20. Nr. 19 in erster leichter Affektion, so daß der Arzt gemeint habe, er werde bald genesen. Nr. 20 im höchsten Stadium, aber er habe furchtbar geflucht und trotzig gesagt, er wolle noch nicht sterben, sondern gesund werden; die Aerzte aber hätten gesagt, er könne nicht das Ende des Tages erleben. Er habe sich tägliche Bulletins über den Zustand der Beiden senden lassen, die hätten dahin gelautet, daß Nr. 19, der in stillem Wesen geblieben sei, kränker und kränker geworden sei, während Nr. 20 sich bessere. Nach drei Tagen sei Nr. 19, der Stille, todt gewesen, und Nr. 20, der trotzige Flucher, genesen. Das sei ein Beispiel dafür, daß, was der Mensch mit energischer Willenskraft begehre und durchsetzen wolle, er auch durchsetzen könne. Ich antwortete ihm, der Fall sei so interessant, daß ich ihm aus meinen jüngsten Erlebnissen ein Gegenstück liefern zu dürfen bäte. Darauf erzählte ich ihm von dem Tode des Br. Posselt (s. S. 354) und wies daran die Kraft des Glaubens nach, der auch dem Tode kühn und seiner Seligkeit gewiß, ins Angesicht treten könne; es sei das doch eine andere Kraft, als die bloß menschliche. Ich hatte eine gute Gelegenheit gefunden, auf das alleinige Heil in Christo hinzuweisen; der Graf antwortete: „Das ist bewundernswürdig!" und brach dann zu seinem Spaziergange ab. Die große Freundlichkeit, mit der er bei Tische mit seinem Sohn mein vis-à-vis und seine Frau meine Tischnachbarin, mich behandelten, und der glänzende Blick, den er mir, am Piano sitzend, zuwarf, als er die oben erwähnte Bismarck-Melodie noch einmal spielte, bezeugten, daß er mich wohlwollend anschaute. — Später hatte ich keine Gelegenheit mehr zu einem ernsten Gespräch, aber die Erzählung von Posselt's Tode war auch eine ernste Predigt gewesen.

Am Abend mehrten sich in dem engeren Fahrwasser des Kanals die Fahrzeuge. Zur Zeit der Ebbe sahen wir ganze Sandbänke inselartig auftauchen und kamen mit anderen Schiffen so nahe zusammen, daß wir einen kleineren Dampfer fast übergefahren hätten. Ich bekam einen Eindruck von der Gefahr des Kanals bei dem so häufig dort herrschenden Nebelwetter. Jetzt war es klarer Sonnenschein, auch der aufsteigende Dunst verschwand bei eintretender Dunkelheit, so daß die Sterne hell funkelten. Die sich herabsenkende Nacht bot ein neues schönes Schauspiel, das Meerleuchten im größeren Styl, d. h. nicht etwa so, daß, wie erzählt wird, das ganze Meer wie Feuer erglänzt, sondern, die durch die Bewegung des Schiffes entstehenden Wellen, trugen auf dem Kamm ganz lange goldene, leuchtende, schöne Lichtstreifen, und einzelne schwächere Streifen zeigten sich auch weiterhin, wo die kleinen Wellen sich hoben. Früher hatte ich nur einzelne leuchtende Punkte gesehen, diese erweiterten sich heute Abend zu langen Bandstreifen, aber glühende Flächen des Meeres waren sie bei Weitem nicht. Von jenseit des Kanals glänzten die Leuchtthürme von Calais und anderen Punkten der französischen Küste. — Wir saßen lange in der milden Nacht auf Deck, fuhren dicht an einer Reihe von Städten vorbei, deren in langer Reihe sich hinziehende Gasflammen, verbunden mit dem hellen Licht der Leuchtthürme, wie eine Illumination erschienen; so wurde Dover und Folkstone passirt, und dann gegen 11 Uhr vor zwei anderen auch hell erleuchteten Städtchen Anker geworfen. Der

Kapitän ersparte sich, weil er den Anbruch der Fluth zur Einfuhr in die Themse zum nächsten Frühmorgen doch nicht mehr erreichen konnte, die Nachtfahrt wegen der vielen Untiefen, so daß wir erst am folgenden Morgen weiterfuhren.

Mittwoch, 15. Juli. Es schlief sich doch in dem ruhig liegenden Schiff besser, als unter den dröhnenden Stößen der Schraube. Die aufgehende Sonne beschien ein schönes Landschaftsbild; die See war ruhig und glatt, links leuchteten die weißen Kreidefelsen-Ufer aus dem Grünblau des Wassers hervor, die beiden Ortschaften (Leads heißt die eine) hoben sich mit ihren rothen Dächern lieblich von grünen Hügeln ab und zwischen beiden schimmerte aus grünem Laubhain Volmar-Castle, ein schönes Schloß, in welchem Wellington gestorben ist, malerisch hindurch.

Die Fahrt selbst war wiederum herrlich, das Meer grün, bei den Sandbänken gelblich, aber spiegelglatt, und wimmelte von mehr als hundert Fahrzeugen der verschiedensten Art, vom Fischerboot bis zum Schlepp- und Ozeandampfer, vom Kahn bis zum stattlichen Segel-Dreimaster, der all seine Leinwand entfaltet hatte. Von drüben her erschallten die krachenden Schüsse der Flotten-Exercitien. Einzelne Küstenstädte, wie Ramsgate und Morget, zeigten durch das Fernglas sehr beträchtliche Kirchen und öffentliche Gebäude. Mehrere gestrandete Fahrzeuge saßen hülflos fest auf den Sandbänken, die Menschen waren gerettet, die Fahrzeuge warteten auf den nächsten Sturm, um zerschellt zu werden.

Je mehr wir in die eigentliche Themse, deren Mündung meilenbreit ist, hineinfuhren, desto mehr wuchs die Zahl der Schiffe, die wir nun zu unmittelbaren Begleitern hatten, oder denen wir vorbei oder entgegenfuhren; die Ufer wurden immer belebter, durch Städte, Dörfer und Fabriken, ich hatte den Eindruck, daß wir in der nächsten Nähe der Weltstadt angelangt waren; an Wolwich und Gravesend vorbeigefahren, legten wir endlich vor den Ostindien-Docks an. Wir mußten vor dem Eingang noch eine Stunde warten, weil das Fluthwasser für unser großes Schiff noch nicht hoch genug war; aber mir wurde auch diese Stunde nicht lang. Am Ufer stand dicht neben dem Schiff Mr. Faithfull, der Vertreter unsers Agenten Herrn Werner, um mir bei der Landung behülflich zu sein. Er hielt ein ganzes Packet deutscher Briefe in der Hand, die ich nach dreiwöchentlichem Darben mit Begierde verschlang. Dann ging es hinein in die Docks. Die Unmassen von Packeten, Koffern und Kisten entwirrten sich, Herr Faithfull besorgte die meinigen auf das beste in die douane, woselbst alles geöffnet und untersucht wurde. Dann wurden diejenigen Effekten, die ich selbst mitnehmen wollte, nach der deutschen Herberge geschafft, wohin ich selbst mit Hülfe eines Cab folgte. Auch Herr Werner kam dorthin und ich konnte mit ihm einer Vorstandssitzung des neu gebildeten Vereins deutscher junger Männer beiwohnen; dann brachte Mr. Faithfull mich an die Eisenbahn, und fort ging es Abends 8 Uhr nach Queensborough und per Schiff nach Vließingen.

Da ich den Kölner Dom noch nicht in seiner Vollendung gesehen hatte, beschloß ich, den Kourirzug nach Köln zu nehmen, der mir bis

zur Fortsetzung meiner Reise sechs Stunden Zwischenzeit beließ. Ich hatte also vollständig Muße, nicht bloß den herrlichen Bau von Außen und von Innen mir einzuprägen, sondern auch in demselben meine Reise abzuschließen. Ich erwählte einen einsamen Platz, auf welchem ich stundenlang saß, und Psalmen und Lieder aus dem Reisepsalter las; zwischendurch ließ ich jede einzelne unserer Stationen und Missionarsfamilien an meinem Geist vorübergehen und befahl sie dem Segen und Schutz des Herrn und brachte diesem für die gnädige Bewahrung und Geleite mein Dankopfer. Um 8 Uhr wählte ich den Platz im Schlafwagen und schlief, da ich der Einzige im Coupé blieb, während der Nacht ruhig und schön. Als ich erwachte, lagen die Thürme von Stendal vor mir. In Rathenow erwartete mich mein ältester Sohn Johannes auf dem Perron — das erste Wiedersehen! — Am Alexanderplatz Weib, Kind, die Lehrer und Zöglinge des Hauses, zu welchem ich zu Fuß ging, während Herr Haupt die Sachen besorgte. Guirlanden und Kränze zierten Eingang und Korridor; die Zöglinge bliesen Danklieder und grüßten mit vierstimmigem: Sakubòna kôsch. Wir alle begaben uns in den Betsaal, woselbst Br. Kratzenstein einen Dankgottesdienst hielt, wie ich in Afrika auf allen Stationen begrüßt wurde. Nach einigen Stunden kamen die beiden Präsidenten der Gesellschaft, Dr. Jacobi und Kammergerichtsrath Rathmann, nebst Professor Pfannschmidt und General-Superintendent Braun, mich zu begrüßen; später Kammergerichtsrath Bauck und mein alter lieber Freund, Major Westphal. —

Nun also zu Hause! Gott sei gelobt und gepriesen für Alles! —

86. Rückblick.

Mit innigem Dank gegen den Herrn übergebe ich die vorliegenden Blätter meinen Freunden zum Mitgenuß an den Segnungen, mit denen Er, der Wege, Lauf und Bahn für die Wanderer bereitet, mich im Laufe dieses Reisejahres überschüttet hat. Sollte ich denselben eine Ueberschrift geben, sie würde lauten: „Da wird man sagen unter den Heiden: Der Herr hat Großes an ihnen gethan: Der Herr hat Großes an uns gethan, des sind wir fröhlich" (Ps. 126).

Nach dreißigjähriger Arbeit unter den Heiden zählte unsere Missionsgesellschaft am Schluß des Jahres 1864: 14 Stationen, 26 ordinirte Missionare und 9 Kolonistenbrüder; die Zahl der Getauften betrug 1323 Seelen. Am Schluß des Jahres 1884 (20 Jahre später) fand ich in Afrika vor: 45 Hauptstationen, 57 Nebenstationen, 100 Predigtplätze, 56 Missionare, 5 Kolonistenbrüder, 49 besoldete und 231 unbesoldete Mithelfer aus den Farbigen. Die Zahl der im letzten Jahr Getauften betrug 1686, also $^1/_5$ mehr als die Frucht der ersten 30 Jahre in Summa, und 3336 Schulkinder besuchten unsere Schulen, während die Gesammtzahl der Getauften auf mehr als 15000 gestiegen war.

Unter den Gemeindegliedern finden sich ja manche Schwache, Mattgewordene, mancher ist in das Heidenthum zurückgefallen und

mancher ausgeschlossen aus der Gemeinde. Aber ihnen gegenüber giebt es eine überwiegende Zahl von solchen, denen es ein ganzer voller Ernst ist mit der Heiligung des Lebens, mit dem Bekenntniß ihres Glaubens auch unter blutigen Verfolgungen und mit thatkräftiger Mitarbeit an der Verbreitung des Worts unter ihre fernen Landsleute. Nach Kräften bringen sie ihre Beiträge zur Erhaltung der Stationen; die Kosten für die Inspektionsreise des Direktors haben sie, ich möchte sagen, bei Heller und Pfennig selbst gedeckt, so daß noch Ueberschuß blieb.

Vor 20 Jahren warteten sie auf die Wohlthaten der heimischen Missionsfreunde und Versorgung mit Kleidern und Schulmaterialien und auf andere Geschenke als auf etwas Selbstverständliches. Jetzt sehen sie es als selbstverständlich an, daß sie selbst für ihre Armen, Kranken und Wittwen sorgen, und beginnen schon regelmäßig Gemeindeabgaben zu zahlen und das Schulgeld für ihre Kinder aufzubringen, und fassen ihre Pflicht, selbst missionirend unter ihre Landsleute zu gehen, thatkräftig und mit schönem Erfolge an.

Damals wohnten sie zumeist in elenden Hütten und gingen vielfach fast nackt oder in Decken gehüllt, jetzt wohnen ihrer Viele in ordentlichen Häusern, pflegen ihr Feld und Garten, erwerben durch ehrliche Gewerbe und Arbeiten ihr täglich Brot, und leben in geordneten Gemeindeverhältnissen, manche in zunehmendem Wohlstand, und haben das Geschrei: Civilisation, nicht Mission! gründlich zu Schanden gemacht durch den thatsächlichen Beweis, daß gerade die Mission, und sie, wenn nicht allein, so doch vor allem anderen hervorragend der eigentliche civilisirende Faktor ist für die Heidenwelt.

Ja, der Herr hat Großes an uns gethan, des sind wir fröhlich! Dies Wort habe ich aber auch in ganz besonderer Gnade persönlich erfahren. Blicke ich zurück auf die schrecklichen Wege, die verspülten Driften, die angeschwollenen Flüsse, die ich überwinden mußte, dann wieder auf das nicht geringe Maß von Strapazen und Arbeiten aller Art, die ich in meinem 68. Lebensjahre zu leisten und zu bestehen hatte, auf die schwierigen und zum Theil verwickelten Verhältnisse, die ich zu entwirren hatte, auf den Segen, den ich ausspenden durfte in Wort und Sakrament, auf den Segen, den ich rückwirkend für die eigene Seele empfing, auf den Segen, der von dem Erlebten und Erschauten auch auf die heimische Missionsgemeinde zurückfließen mußte, so rufe ich mit demüthigem Dank gegen den Herrn aus: „Der Herr hat Großes an uns gethan, des sind wir fröhlich!“

Und daran knüpfe ich fröhliche Hoffnungen auf die Zukunft. Die Thüren zu den Völkern Süd-Afrikas sind uns weit aufgethan. Ein Sehnen und Begehren nach der Hülfe aus Zion regt sich in weiten Schichten der Bevölkerung; in manchen Stämmen ist das Christenthum bereits eine Macht geworden, gegen welche tyrannische Häuptlinge, Zauberer und Giftmischer vergeblich ihre Waffen schärfen, so daß ihrer Viele bereits nicht mehr zweifeln an der widerstandslosen Ohnmacht des Heidenthums. Von überall her dringt an uns der Ruf: Kommt herüber und helft uns!

Und die Stellung der weißen Bevölkerung zur Mission ist eine andere geworden. Man erkennt ihre Kraft, ihre Verdienste um das

Landeswohl, die aufopfernde Thätigkeit ihrer Arbeiter bereitwillig an und leistet ihnen Hülfe und Unterstützung. Insonderheit haben unsere deutschen Landsleute, die als Zerstreute in der Fremde wohnten und theilweis verkommen waren, durch die Arbeit der Missionare sich zu lebendigen Gemeinden gesammelt, wohl 10—15 an der Zahl, und werden durch sie im Geistlichen verpflegt.

Bei dem allen geht freilich auch Schmerz durch meine Seele. Der Eifer der heimischen Gemeinde hält mit dem Fortschreiten des Werks in Afrika nicht gleichen Schritt. Die Missionsarbeit daheim ist vielfach mehr in die Breite, als in die Tiefe gegangen, und in Folge dessen beginnen die Mittel zur kräftigen Fortführung der Arbeit unzureichend zu werden. Es steht in keinem Verhältniß, wenn im Jahre 1864 zur Erhaltung von 17 Stationen und 26 Missionaren und zur Versorgung von 1323 Getauften 60 682 Thaler (182 046 Mark), und im Jahre 1884 zur Erhaltung von 45 Stationen und 57 Außenstationen und 100 Predigtplätzen und zur Erhaltung von 56 Missionaren und 49 besoldeten Nationalhelfern nur in Summa 356 349 Mark beigetragen wurden, wofür auch noch die chinesische Mission mitzuverwalten war, so daß ich bei meiner Heimkehr den finanziellen Zustand unserer Kasse nicht erfreulich fand.

Deshalb kann ich die Leser dieser Blätter nur auf das inständigste bitten, in ihrem Eifer nicht müde zu werden, und zunächst Anstrengungen zu machen, um die empfindliche Lücke von ungefähr 40 000 Mark aus den Einnahmen des Jahres 1884 wieder auszufüllen.

Daß dies geschehen werde, bezweifle ich nicht. Denn die Sache und das Werk ist des Herrn und nicht unser eigen. Er wird Wege und Mittel finden, wo wir sie nicht sehen. Hat Er doch der Rheinischen Missionsgesellschaft in Einem Jahre (1884) die auf mehr als 150 000 Mark herangewachsene Lücke ausgefüllt, daß sie fröhlichen Muths hat ihre Arbeit fortsetzen können. —

Somit mache ich den Beschluß mit Lob und Dank gegen den Herrn, der große Dinge thut an uns und allen Enden. Er wird das, was Er selbst erschaffen hat, auch erhalten zu Seines Namens Ehre, welcher sei gelobt und gepriesen in Ewigkeit. Amen!

Druck von Carl Hermann Müller in Berlin, Münzstr. 3.

Geographisch-Geschichtliche

ÜBERSICHTSKARTE

über die

Evangelische Missionsarbeit

in

SÜD-AFRIKA.

Als Beigabe zu der Geschichte der evangelischen, insonderheit der Berliner Mission in Süd-Afrika.

Nach älteren und neueren Quellen, sowie eigenen Aufnahmen entworfen und gezeichnet

von

DR WANGEMANN

Missionsdirector in Berlin.

Zu haben im Missionshause, Berlin N. O. Frieden-Strasse No. 6.

Maßstab 1:3250000.

0 5 10 15 20 Deutsche Meilen (15=1° d. Aequ.)

1884.

Erklärung der Zeichen.

- ◉ HAUPTSTÄDTE
- ● Districtstädte
- ◎ GRÖSSERE STÄDTE
- ○ Städte und grössere Dörfer
- ○ Kleinere Dörfer, Bauernplätze
- ⌓ Kraale u. Dörfer grösserer Häuptl.
- ⌓ Kraale kleinerer Häuptlinge
- ‡ Stationen der Berliner Mission oder hervorragende Stationen anderer Gesellschaften.
- · Missionsstationen
- + Ausgelöste Missionsstationen
- † Verlassene Stationen und Orte
- ⌓ Kraale früherer Häuptlinge
- Eisenbahnen, Strassen, Telegraphen, Flüsse, Flüsse die nur zeitweilig Wasser haben, Leuchtthürme

1.2.3. Bestehende / 1.2.3. Aufgehobene Stationen der verschiedenen Missionsgesellschaften.

1. Herrenhuter
2. Londoner
3. Südafrikanische
4. Wesleyaner
5. Schottische U.P. / 5. Schottische Free Church
6. Rheinländische (Bremer)
7. Pariser
8. Berliner
9. Amerikaner
10. Norweger
11. Hermannsburger
12. Bischöflich Anglicanische S.P.G.
13. Waadtländisch (Französische)
14. Römisch Katholische

Reiseroute des Dr Wangemann. 1866–1867.
Reiseroute des Dr Wangemann. 1884–1885.

Geogr.-lith. Anst. v. C. Korbgeweit, Berlin.

Gemeinden waren Stutte
in Bethel, und die Gem
liner Missionar Königk i

So ist durch die
land eine ganze Reihe de
wir in Uebersicht noch ei

1) Panmure. Past
gemeinden in Berlin uni

2) Kingwilliamston
spora in Queenstown un

3) Frankfurth mit
4) Braunschweig,
5) Keiskammahoek,
6) Bell und Bodia
designirter Pastor Königk

7) Stutterheim, Pa
(Nummer 1 und
Nummer 2 früherer Schu
früherer Berliner Missio
kandidat. Nummer 6 un
liner Missionsgesellschaft.

Wenn auf diese
das schöne Geschenk gema
für die kirchlichen Bedü
leute in Südafrika gesor
sprengte Reste von Legion
deutsche Nationalität un
Gefahr standen, zu sieben
sind, deren größere Zah
werden, so ist es doppel
Saatfeld einer aufgehend
der Feind Unkraut gesäe
rische Ideen und Pläne
lutherischen Pastoren und
dringend das Bedürfniß
lichen Synode sich zusam
Gemeinden gegenüber ein
und Pastoren insgemein
alle bisherigen Versuche
Synode für Kafferland,
in Südafrika hätte werde
zelner und an neulutheri
tragenen Zerwürfniß zw
Fast alle Betheiligten se
jegliche Hoffnung zur E
Versuch von 1883 aberma
Kommen sahen sie den le
willkommen geheißen vor
erwartet werden können,

n dem Berliner Missionar Beste
nd Bodiam, die von dem Ber=
storirt werden.
iner Mission in Britisch=Kaffer=
cher Gemeinden entstanden, die

(Hülfsprediger Müller). Filial=
laspora an der Kweleia.
ach, Past. Clüver und Dia=

d Wiesbaden, Past. Böhmke.

a in Woolridge, Kandidat und
ner Missionar in Etembeni.
h Berliner Missionar in Bethel.
Hermannsburger Missionare.
Provinz Hannover. Nummer 4
5 früherer Berliner Missions=
ungirende Missionare der Ver=

Herr unserer Berliner Mission
ch ihren uneigennützigen Dienst
zerstreuten lutherischen Lands=
zu dem Punkt, daß völlig zer=
anderer, die in der Fremde ihre
s Christenthum zu verlieren in
herischen Gemeinden gesammelt
selbständigen Pastoren bedient
schmerzlich, daß auch in dies
therischen Kirche in Südafrika
und undurchgorene neuluthe=
kleine Häuflein der deutsch=
ietracht hineingetragen, und so
iese Gemeinden zu einer einheit=
che sowohl den Pastoren ihren
stanz, als auch den Gemeinden
Band abgeben könnte, so sind
solcher deutschen lutherischen
unkt für eine lutherische Kirche
her an selbstischen Ideen Ein=
reien, sowie an dem hineinge=
paraten Elementen gescheitert.
esen Zustand, hatten aber fast
s Ziels — nachdem der letzte
ar — aufgegeben. In meinem
nker. Am wärmsten wurde ich
her, wo es am wenigsten hätte
ermannsburger Brüdern Müller

C1 B1 A1 C2 B2 A2 B5 A5 20 18 17 16 11
Patch Reference numbers on UTT
Image Engineering Scan Reference Chart TE263 Serial No. 306
DS 16000
10 09 03 02 01 C7 B7 A7 C8 B8 A8 C9 B9
MB Rostock
the scale towards document